00099706

GOD
Ger
930
Sch/Wel
99706

BOMBAY BRANCH
OF THE
oyal Asiatic Society.
CLASS

00099706

Digitized with financial assistance from

HT Parekh FOUNDATION

An Initiative by HDFC
WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018

Neuere Geſchichte.

Von

Friedrich Chriſtoph Schloſſer.

Zweiter Theil.

(Geſchichte des fünfzehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M. 1849.
Verlag der Expedition von Schloſſer's Weltgeſchichte.

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

99706

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

Zehnter Band.

Frankfurt a/M. 1849.
Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

God
Geo 930
Schwe
99706

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

V. England und Frankreich in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Frankreich am Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts waren Frankreich und England theils durch innere Unruhen zerriſſen worden, theils mit einander in Kriege verwickelt geweſen, und dieſe hatten damit geendigt, daß den Engländern großer Kriegsruhm zu Theil ward, die Franzoſen aber die meiſten ihrer verlorenen Beſitzungen wieder erlangten. Ein Frieden war zwar nicht geſchloſſen worden, wohl aber ein Waffenſtillſtand, welchen man nachher von Zeit zu Zeit verlängerte, weil die Minderjährigkeit des franzöſiſchen Königs Karl VI. und die Unfähigkeit des engliſchen Königs Richard II. in beiden Reichen eine Anarchie herbeiführten (ſ. Th. VIII. Abſchnitt V. Paragraph 2 bis 6). Dieſer Zuſtand dauerte auch dann noch fort, als am Ende des Jahrhunderts in beiden Reichen die Regierung wieder von den Königen ſelbſt geführt wurde; denn weder Karl VI. noch Richard II. konnten der Anarchie ſteuern.

Im Jahre 1388 entledigte ſich der junge König Karl VI. ſeiner Vormünder, der Herzöge von Burgund, Berry und Bourbon, und übernahm ſelbſt die Regierung, welche er dann an der Spitze eines von ihm beſtellten Staatsrathes zu führen begann. Er war ſchon früh an Üppigkeit, Pracht, Wolluſt, tolle Luſtbarkeiten und Ausſchweifungen gewöhnt worden, und ſetzte auch nach der Übernahme der Regierung ſein früheres Leben fort. Froiſſart und die anderen

Chronikschreiber jener Zeit, welche in der Schilderung der mehrentheils ganz geschmacklosen, aber sehr kostspieliger Hoffeste unerschöpflich sind, reden in Betreff der nächsten Zeit vor und nach dem Regierungsantritt Karl's fast blos von Festen und Lustbarkeiten, welche Tage und Wochen lang fortdauerten. Karl ward in Paris, in Toulouse, in Montpellier und an anderen Orten, wo es gefällige und galante Damen gab, als der Vielgeliebte (so nannte man ihn) bekannt. Er war unermüdlich bei den vielen, mit großer Verschwendung angestellten Festlichkeiten seiner Krönung. Seine Vermählung mit Isabella von Baiern ward mit grenzenlosem Aufwande gefeiert. Ebendasselbe geschah bei der mit französischen und italiänischen Lustbarkeiten gefeierten Vermählung seines Bruders, des Herzogs Ludwig von Orleans, mit Valentine Visconti, durch welche Verbindung dieser die Grafschaft Asti erhielt nebst einer Summe Geldes, die zu jener Zeit besonders groß schien, weil damals in Frankreich viel weniger Geld im Umlauf war, als in Italien (s. Th. VIII. S. 506). Außerdem wurden auf der Reise, welche Karl in das südliche Frankreich unternahm, sowie bei der Belehnung seiner beiden Vettern Ludwig und Karl von Anjou mit der Provence, bei der feierlichen Bestattung Bertrand's dü Guesclin und bei anderen Gelegenheiten Wochen lang ganze Tage und Nächte in unaufhörlichen Belustigungen und Spielen zugebracht. Einem solchen Leben und Treiben mußte die jugendliche Natur Karl's und seine zarte Körperbeschaffenheit, welche überdies schon früh zerrüttet war, durchaus erliegen, und es bedurfte nur eines zufälligen Umstandes, um ihn blödsinnig oder wahnsinnig zu machen. Diesen zufälligen Anlaß gaben die Verhältnisse zu der Bretagne. Der lange Streit über die Bretagne mit Johann von Montfort, dessen sich der König von England annahm, war (s. Th. VIII. S. 466) durch einen Vertrag beigelegt worden, vermöge dessen Johann dem Günstlinge und Feldherrn Karl's, dem Connetable Olivier dü Clisson, hunderttausend Thaler Entschädigung zahlen und den Schwiegersohn desselben, den Herzog von Penthièvre, wegen seines Anspruches an die Bretagne abfinden sollte; allein Johann hatte nicht Wort gehalten, und übte außerdem einige königliche Hoheitsrechte in der Bretagne aus, welche ihm der König nicht zugestehen wollte. Die Herzöge von Burgund und Berry,

welche sonst dem Connetable wegen seines großen Einflusses auf Karl sehr entgegen waren, hatten zwar 1391, als ein erster kurzer Anfall von Irresein des Königs sie an den Hof zurückführte, zu Tours eine Aussöhnung zwischen Johann und dü Clisson zu Stande gebracht; diese ward aber schon im folgenden Jahre durch einen mörderischen Anschlag auf dü Clisson's Leben, welchen man dem Herzog von Bretagne Schuld gab, wieder zerstört. Einer der reichen vornehmen Herren jener Zeit, Peter von Craon, welcher große Güter in der Bretagne besaß und bei Herzog Johann von Montfort in großer Gunst stand, war mit dem Connetable tödtlich entzweit, und beschloß im Vertrauen auf den Schutz, den er bei Johann finden würde, eine blutige Rache an dü Clisson zu nehmen. Er versteckte in Paris eine Schaar der Leute, die ihm in Krieg und Raub zur Seite standen, in seinem Palaste, damit sie den Connetable bei der nächtlichen Heimkehr von einem lärmenden Feste, welches der König am Frohnleichnamstage hielt, in der Nähe des Hotel Soubise überfielen. Als dü Clisson an dieser Stelle ankam, wurden seine Begleiter auseinander getrieben und er selbst für todt am Boden liegen gelassen. Man trug ihn in einen Bäckerladen und rief den König herbei, welcher bereits im Schlafe lag und sogleich zu seinem Freunde eilte. Froissart hat nach seiner Art die Scene der Zusammenkunft Karl's mit dem Connetable in einen Dialog gebracht, um des Königs Zorn gegen Peter von Craon und seine Freundschaft für den Connetable auf dramatisch-romantische Weise zu schildern. „Wie geht es euch, Connetable?" läßt Froissart den König sprechen. „Schlimm und schwach, Sire (petitement et foiblement, Sire)", antwortet der Connetable. „Und wer hat euch in diesen Zustand gebracht?" — „Peter von Craon und seine Mitschuldigen, Sire, verrätherisch und ohne daß ich mich vertheidigen konnte (traitreusement et sans nulle défense)." Nach einigen anderen Fragen und Antworten schließt der Dialog damit, daß der König dem Connetable zuruft: „Denkt jetzt nur an euch und bekümmert euch um nichts! Es soll kein Verbrechen jemals an dem Schuldigen härter gerächt werden, als dieses; die Sache geht mich an! (Car oncque délit ne fut si cher amendé sur les traitres, comme celui-ci sera, car la chose est mienne)." Peter von Craon rettete sich zwar nach der Bretagne,

man hielt ſich aber an ſeine großen Güter, an ſeinen Palaſt in Paris und an die in demſelben aufgehäuften bedeutenden Gelder und Koſtbarkeiten. Eine Straße in Paris, welche ſeinen Namen trug, wurde die Straße der ſchlechten Kerle (des mauvais garçons) genannt. Der Herzog von Bretagne aber, welcher ihm einen Zufluchtsort gegeben hatte, ward deshalb mit Krieg bedroht. Froiſſart hat nach ſeiner romantiſchen Manier den Herzog von Bretagne, welcher allen Antheil an Peter von Craon's That ableugnete und auch den Zufluchtsort desſelben nicht zu wiſſen vorgab, als den Hauptſchuldigen in der Sache dargeſtellt. Er läßt ihn nämlich in einem Zwiegeſpräch mit Peter von Craon bei der Nachricht, daß der Connetable nicht todt ſei, ausrufen: „Ihr ſeid doch erbärmlich (un chétif), daß ihr nicht einen Mann umbringen (occire) konntet, den ihr unter euch hattet (auquel vous étiez dessus).“ „Gnädiger Herr, antwortet Peter, das iſt ein teufliſches Spiel; ich glaube, daß alle Teufel der Hölle, denen er angehört, ihn bewacht und aus meinen und meiner Leute Händen gerettet haben (que tous les diables d'enfer, à qui il est, l'ont gardé et delivré des mains de moi et de mes gens; car il eut lancés et jettés sur lui plus de soixante coups d'épée et de couteaux).“ Übrigens ging die Sage, daß auch die beiden Oheime des Königs, die Herzöge von Burgund und Berry, welche ſich damals in Paris befanden und den Connetable um die Gunſt des Königs beneideten, von der Sache im Voraus unterrichtet geweſen wären. Auch drohten Beide, beſonders Philipp von Burgund, allen denen mit ihrer Rache, welche den König in ſeinem Vorſatze, einen Rachezug nach der Bretagne zu unternehmen, beſtärken würden. Zu dieſem Zuge, welchen der König ſelbſt leiten wollte, wurden die Ritter und ihre Vaſallen mitten im heißen Sommer nach Mans entboten, und ohne Rückſicht auf den allgemeinen Widerwillen gegen einen Krieg mit dem Herzoge der Bretagne der Aufbruch des Heeres auf den 5. Auguſt 1392 angeſetzt, obgleich das Ausſehen des Königs einen nahe bevorſtehenden Krankheitsanfall andeutete. An dem beſtimmten Tag brach der König, welcher mit ſeiner vollen Rüſtung und einem dicken Sammetrock bekleidet war, trotz der brennenden Sonnenhitze mit dem Heere auf. Er war kaum in ein nahe bei Mans gelegenes Gehölz gekommen, als plötzlich ein Wahnſinniger ihm mit den Worten: „Nicht

weiter! Deiner warten Verräther! (Roi, ne chevauche plus avant, mais retourne, car tu es trahi!)" in die Zügel fiel. Dieser Auftritt war so schrecklich und überraschend, daß, nachdem man den Wahnsinnigen fortgejagt hatte, der König zuerst in ein bewußtloses Träumen versank und gleich nachher bei einem unbedeutenden Vorfall den Verstand völlig verlor. Als Karl nämlich aus dem Gehölze in die brennende Sonnenhitze hinausgekommen war und einer seiner Knappen zufällig seine Lanze auf den Helm eines anderen Trabanten fallen ließ, weckte das Klirren der Waffe den König aus seinem träumerischen Trübsinn, und es bemächtigte sich seiner eine rasende Wuth, so daß das Leben der Begleiter und selbst seines Bruders, des Herzogs von Orleans, in Gefahr kam. Man wagte anfangs nicht, sich seiner zu bemächtigen, obgleich Philipp von Burgund den Herzog von Orleans warnte (Fuyez, beau neveu d'Orléans, monseigneur vous veut occire : haro le grand méchef! monseigneur est tout devoyé, dieu, qu'on le prenne!). Endlich ergriff man den König, und setzte ihn auf einen mit Ochsen bespannten Wagen, der ihn nach Mans zurückbrachte. Der Kriegszug nach der Bretagne unterblieb.

Berry und Burgund bemächtigten sich jetzt aufs neue der Regierung, und damit begann eine lange Reihe von Unglücksfällen für das Reich, weil der Herzog von Orleans, des Königs Bruder, welcher bereits das zwanzigste Jahr überschritten hatte, die Regentschaft für sich in Anspruch nahm. Dies war freilich vorerst noch von keiner Bedeutung, da der König bald wieder zu sich kam; allein die Geistesverwirrung hatte sich schon vor dem Vorfalle bei Mans oft gezeigt, und es war deshalb jeden Augenblick eine Wiederkehr derselben zu fürchten. Auch dachte man nicht im geringsten daran, jede Möglichkeit eines plötzlichen Schreckens vom Könige fern zu halten. Als daher der König sich im Laufe des Jahres kaum einigermaßen wieder erholt und die Regierung aufs neue übernommen hatte, führte eine der vielen tollen Lustbarkeiten des ritterlichen und über allen Begriff leichtfertigen Hofes einen Rückfall herbei, welcher nur wenig Hoffnung der Genesung übrig ließ. Es ward nämlich bei Gelegenheit einer Hochzeit eine Maskerade gehalten, bei welcher der König und fünf Herren des Hofes als Bären erschienen, und zwar so, daß Alle an einander geschlossen

waren. Der Anzug war auf ganz ungeſchickte Weiſe aus gepichter Leinewand gemacht, an welche man Büſchel von Werg oder Wolle befeſtigt hatte. Weil man die mit einem ſolchen Anzuge verbundene Gefahr vorausgeſehen hatte, ſo war verboten worden, ſich mit einem Lichte der Gruppe zu nähern; der Herzog von Orleans achtete aber in ſeinem Leichtſinn dieſes Verbotes nicht, er trat mit ſeiner Fackel ganz nahe herbei, und ein Funke ſetzte augenblicklich Alles in Flammen. Vier der Edelleute, welche Bären vorgeſtellt hatten, konnten ſich nicht losmachen und kamen elendiglich ums Leben; der fünfte ſprengte die Kette und ſtürzte ſich in einen am Schenktiſche ſtehenden Waſſerkübel; den König ſelbſt rettete nur die bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart der Herzogin von Berry, welche ihren Mantel um ihn ſchlug und das Feuer erſtickte. Er erholte ſich von dem Todesſchrecken anfangs ſo gut, daß ſeine beiden Oheime Berry und Burgund, als ſie bald nachher perſönlich mit den Oheimen des Königs von England über eine Verlängerung des mit England geſchloſſenen Waffenſtillſtandes unterhandeln wollten, ihn nach Abbeville kommen laſſen konnten, um den Engländern zu beweiſen, daß er ſeines Verſtandes wiederum mächtig ſei. Nicht lange nachher aber erlitt Karl einen zweiten Anfall von Wahnſinn, welcher ſieben Monate (bis Januar 1394) dauerte. Der Herzog von Burgund bemächtigte ſich auch jetzt wieder der Regentſchaft, und gerieth darüber in Streit mit dem Herzoge von Orleans, der als Bruder des Königs ein ausſchließendes Recht auf die Verwaltung des Reiches zu haben glaubte. Dieſer Streit trennte die Ritterſchaft Frankreich's faſt auf dieſelbe Weiſe in zwei feindliche Parteien, wie um dieſe Zeit die deutſche durch die ſtreitige Kaiſerwahl geſpalten war. Das Unglück Frankreich's war um ſo größer, als der König während der faſt dreißig Jahre langen Zeit, die er noch fortlebte, nicht beſtändig regierungsunfähig war, ſondern nach gewiſſen Zwiſchenräumen immer wieder ſeines Verſtandes mächtig wurde. In den erſten Zeiten war es jedoch ein Glück, daß die Streitigkeiten mit dem Herzoge von Bretagne beigelegt wurden, und daß Richard II. von England weder den Wunſch noch die Macht hatte, den nur durch einen Waffenſtillſtand, nicht durch einen Frieden beendigten Krieg wieder zu beginnen. Der Herzog von Bretagne ſöhnte ſich mit dem Con-

netable dü Cliſſon völlig aus, und entfernte aus ſeinem Gefolge den Peter von Craon, welcher von jedermann verachtet ward, und nach einer leichten Strafe, die das Parlament ihm auferlegt hatte, nach Paris zurückkehrte. Richard II. von England, der ſich der Regierung ebenfalls bemächtigt hatte (ſ. Th. VIII. S. 461 f.), erlangte damals durch die Gunſt des Volkes ein Anſehen und ward durch dasſelbe faſt ganz unabhängig. Das Volk fürchtete die Ariſtokratie der übermüthigen Barone weit mehr, als die Tyrannei eines jungen Königs, welcher bis dahin der Sklave einer Oligarchie von Baronen geweſen war; es fügte ſich daher ganz dem Willen des Königs, mußte aber bald durch den unbegreiflichen jugendlichen Leichtſinn Richard's leiden. Richard verlängerte nämlich den Waffenſtillſtand mit Frankreich zweimal, und ſuchte ſogar eine engere Verbindung zwiſchen England und Frankreich mit ſo großer Ängſtlichkeit, daß er nach dem Tode ſeiner Gemahlin um Karl's VI. Tochter Iſabella warb, welche damals noch ein Kind war. Dieſe wurde übrigens zwar, um mit Richard vermählt zu werden, nach England gebracht, die Heirath ſelbſt aber ward, wie wir ſpäter ſehen werden, nie vollzogen.

2. England in der letzten Zeit Richard's II. und unter der Regierung Heinrich's IV.

In England dauerten die Unruhen der Wicliffiten und Lollharden (ſ. Th. VIII. S. 456) unter Richard II. fort, und dieſe Ketzer wurden grauſam verfolgt, während das Parlament, ohne ſich deshalb geradezu in geiſtliche Angelegenheiten zu miſchen oder auch nur über die Lehrſätze und die Disciplin der Kirche Geſetze machen zu wollen, den Misbräuchen abhalf, denen die Concilien weder abhelfen konnten noch wollten. An dieſen Schritten des Parlaments hatte der Herzog von Gloceſter, welcher durch ſeinen Neffen Richard anfangs von den Staatsgeſchäften entfernt, nachher aber wieder in den Rath aufgenommen worden war, als Schützer Wicliffe's und der Wicliffiten großen Antheil. Auf ſein Betreiben beſeitigte die engliſche Nation mit Hülfe ihres Königs die geiſtlichen Bedrückungen, welche in Deutſchland bis in das ſechzehnte Jahrhundert fortdauerten, weil man hier thörichter Weiſe dabei beharrte, dem Pabſte durch Concilien, auf welchen doch dieſer

ſelbſt den Vorſitz führte, Schranken ſetzen zu wollen. Auch die Franzoſen kamen erſt nach dem Baſeler Concilium auf den Gedanken, den Eingriffen der Päbſte in weltliche Dinge durch Nationalgeſetze zu ſteuern. Nachdem das engliſche Parlament ſchon ſeit dem Jahre 1360 wiederholt Beſchlüſſe gegen die päbſtlichen Proviſionen (ſ. Th. VIII. S. 238) gefaßt hatte, ward 1390 und 1391 jedem Engländer bei Verluſt ſeines Lebens und Gutes verboten, irgend eine Pfründe von einem Ausländer anzunehmen oder für ihn zu verwalten, ſowie Geld aus dem Lande zu ſchicken. Zwar kehrte ſich der Pabſt Bonifacius IX. zwei Jahre nachher nicht an dieſe Beſchlüſſe, ſondern ertheilte eine reiche Pfründe, welche Richard vorher einem Engländer gegeben hatte, einem italiäniſchen Kardinal, und ſuchte jenen durch die angedrohte Excommunication von der Annahme der Pfründe abzuſchrecken; das Unterhaus aber erklärte ſogleich dem Könige, daß ein ſolches Verfahren vernichtend für die Rechte der Krone ſei, und daß die Volksvertreter ihm gegen den Pabſt auf Tod und Leben beiſtehen würden. Auch das Oberhaus trat dieſer Erklärung bei, und es ward hierauf das ſogenannte Statut Praemunire oder die Verordnung über Proviſionen und über die Abwehr römiſcher Eingriffe abgefaßt, welche bis auf den heutigen Tag als ein Grundgeſetz des engliſchen Reiches und ſeiner Kirche betrachtet wird. In dieſem Statut heißt es: Wenn irgend jemand, wer es auch ſei, beim römiſchen Hofe oder ſonſtwo Verſetzungen, Excommunicationen, Bullen, Urkunden u. ſ. w., welche den königlichen Rechten (regality) der Krone oder Königswürde entgegen ſeien, ſuche oder erhalte, oder wenn er ſie in das Reich bringe, ſie annehme oder einem Anderen im Königreich oder außerhalb desſelben notificire, ſo ſolle ein ſolcher nebſt ſeinen Notaren, Procuratoren, Helfern, Unterſtützern (abettors), Begünſtigern und Rathgebern des rechtlichen Schutzes von Seiten des Königs verluſtig ſein, Beſitzung und Habe (chattels), Landgüter und Lehen an den König verlieren, und überall, wo man ſolcher Perſonen habhaft werden könne, feſtgenommen werden. Freilich ward dieſem wichtigen Statut die Beſtätigung des Oberhauſes nicht in der gewöhnlichen Form ertheilt, und der Pabſt fuhr fort, Pfründen zu vertheilen; er mußte aber doch dabei ſehr vorſichtig verfahren, und konnte ſeinen Zweck nur dann erreichen, wenn der König es

zufrieden war, im entgegengesetzten Falle ward nach dem Statut Praemunire verfahren.

Den Frieden mit Frankreich wünschte Richard aufrichtig; denn er hatte großes Wohlgefallen an den französischen Sitten, und die Pracht seiner Feste, wie die Lustbarkeiten seines Hofes waren dem, was wir von Karl's VI. Festen gesagt haben, so ähnlich, daß, wenn man die Beschreibung des Turnirens, Tanzens, Spielens und Bewirthens an Richard's II. Hofe liest, man Karl's VI. Geschichte zu lesen glaubt. Richard kam daher auch, nachdem der Waffenstillstand mit Frankreich mehrmals für kürzere Zeit verlängert worden war, auf den Gedanken, entweder einen dauerhaften Frieden oder doch einen längeren Waffenstillstand zu schließen; ja, als nachher (1394) seine Gemahlin starb, bemühte er sich sogar um eine Heirathsverbindung mit dem französischen Könige. Auch seine beiden älteren Oheime, die Herzöge von Lancaster und York, waren dem Frieden nicht abgeneigt, während dagegen der dritte, der Herzog von Gloceſter, nichts davon wissen wollte. Am französischen Hofe waren der König selbst und seine Lieblinge gegen den Frieden mit England; aber sein Oheim, der Herzog von Burgund, wünschte denselben und brachte auch den Herzog von Berry auf seine Seite. Die beiden Letzteren hielten (1393) mit Lancaster und York eine Zusammenkunft, um derentwillen auch König Karl, wie bereits (S. 6) angegeben ist, nach Abbeville kam; es ward jedoch damals blos eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf ein Jahr zu Stande gebracht, weil der König aufs neue in Wahnsinn verfiel. Auch im folgenden Jahre (1394) führten die erneuerten Unterhandlungen nicht zum Ziel. Endlich nahm man seine Zuflucht zu einem vorgeblichen Büßer, der dann ebenso in England wie beim Könige von Frankreich die Sache mit Erfolg betrieb. Dies verdient näher angegeben zu werden, weil es für die Religion und die Sitten der Zeit bedeutender ist, als für die Politik; denn man gebrauchte den Büßer nur, um das Volk zu stimmen, da die Herzöge von York, Lancaster und Gloceſter recht gut wußten, was sie von dem Heiligen zu halten hätten. Ein Edelmann aus Caux, welcher eine Pilgerfahrt nach Palästina gemacht hatte und seit seiner Heimkehr unter dem Namen Robert der Eremit von der Welt getrennt lebte, ward als

Orakel an den franzöſiſchen Hof gebracht. Er behauptete, daß ihm auf ſeiner Pilgerreiſe eine Geſtalt hell wie Kriſtall erſchienen ſei, und eine politiſche Miſſion aufgetragen habe, welche wörtlich folgendermaßen lautete: „Sage dem Könige von Frankreich, daß er ſich zum Frieden neige vor ſeinem Gegner, dem König Richard von England, und der König wird dich hören. Alle diejenigen aber (dies galt dem Herzog von Gloceſter), welche dem Frieden entgegen ſein und auf Krieg beſtehen werden, werden es noch in ihrem Leben theuer bezahlen müſſen (Tous ceux, qui contrediront à la paix et aux traités et soutiendront la guerre, le comparéront chèrement en leur vivant)." Nachdem Robert ſeine Miſſion bei Karl VI. erfüllt hatte, begleitete er die franzöſiſchen Geſandten nach England, wo der König ſowie York und Lancaſter ſeine göttliche Sendung anerkannten, Gloceſter aber zuerſt lange nichts von ihm wiſſen wollte, bis auch er endlich ſich zum Frieden verſtand. Hierauf reiſten die drei Oheime Richard's wieder nach Frankreich, hielten im Stift Lelinghen mit den Herzögen von Burgund und Berry einen neuen Congreß und verabredeten eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes bis Michaelis 1398. Bald nachher (1395) bemühte ſich Richard, nicht nur eine bleibende Waffenruhe herzuſtellen, ſondern auch eine innige Verbindung mit Frankreich anzuknüpfen, zu welcher ihm der Umſtand, daß er 1394 Wittwer ward, das Mittel darbot. Er fürchtete ſeine Pairs und die drei Häupter derſelben, ſeine Oheime, und befand ſich ſtets in ſolcher Geldverlegenheit, daß auch die Bürger mit ihm unzufrieden geworden waren, weil er Anlehen von ihnen erpreßte und einſt der Stadt London, die ihm ein Darlehen von tauſend Pfund verſagte, ihr Privilegium (charter) auf einige Zeit wegnahm; er glaubte deshalb ſich an Frankreich enge anſchließen zu müſſen, und ließ, obgleich eine ſolche Verbindung das ganze engliſche Volk gegen ihn aufregte, durch eine Geſandtſchaft um die Hand von Karl's Tochter, Iſabella, werben. Da der Hauptgrund, warum er dieſe Prinzeſſin zur Gemahlin zu erhalten wünſchte, ſeine Geldverlegenheit war, ſo wurden die Geſandten angewieſen, zuerſt auf eine Mitgift von zwei Millionen Kronen zu beſtehen, dann bis auf anderthalb herabzugehen und ſich zuletzt mit einer Million zufrieden zu geben. Die Franzoſen

willigten in die angetragene Heirathsverbindung ein, obgleich die Prinzessin erst sieben Jahre alt war, sie gaben auch zu, daß Isabella schon jetzt nach England gebracht werde, verstanden sich aber nur zu einer Mitgift von achtmalhunderttausend Kronen, und bedangen sich zugleich eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf fünfundzwanzig Jahre aus. Bei dem Abschlusse der Verhandlungen wurden dann dem Kinde, als dasselbe sein Ja-Wort gab, Ausdrücke in den Mund gelegt, welche den Engländern andeuten konnten, daß ihre künftige Königin nicht sparsamer und bescheidener sein werde, als Richard selbst war (S'il plaît à dieu et à monseigneur mon père, que je sois reine d'Angleterre, je le verrai volontiers, car je serois une grande dame). Im Frühjahr 1396 wurde sowohl der neue Waffenstillstand, als der Vermählungsvertrag bestätigt, und beide Könige hielten zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft, bei welcher auch die Herzöge von Lancaster, Gloceſter, Berry und Burgund anwesend waren. Diese Zusammenkunft und die mit ihr verbundenen Feste und Feierlichkeiten kosteten den verschwenderischen König von England die ungeheuere Summe von dreimalhunderttausend Mark Silber, also weit mehr, als die Mitgabe seiner Braut war, über welche doch so lange unterhandelt worden war. Man sieht hieraus, wie theuer es damals den Königen und den Völkern zu stehen kam, daß jene den Adel und die Ritterschaft bei jeder Gelegenheit bewirthen, vergnügen und beschenken mußten, weil sie kein stehendes Heer hatten. Ebendasselbe läßt sich auch daraus ermessen, daß kurz vorher die beiden zur Brautwerbung nach Paris geschickten englischen Gesandten in Begleitung von zwölfhundert Rittern reisten, welche während der ganzen Dauer ihres dortigen Aufenthaltes vom französischen Könige standesmäßig unterhalten und belustigt wurden. Bei der Zusammenkunft des englischen und des französischen Königs fand sich auch der Herzog von Bretagne ein, welcher kurz vorher zu Paris mit einer Tochter des Königs von Frankreich vermählt worden war. Er erhielt damals die Stadt Brest wieder, welche Richard noch im Besitze gehabt hatte, jetzt aber wegen seiner Geldverlegenheit für hundert und zwanzigtausend Goldfranken herauszugeben versprach. Der Unwille der Engländer über diesen Handel war anfangs so groß, daß Richard sein Versprechen nicht eher erfüllte, als bis der französische

König ſich des Herzogs von Bretagne annahm. Auch die Stadt Cherbourg wurde dann von Richard abgetreten.

Der engliſche König erbitterte damals nicht blos das Volk durch den Verkauf von Cherbourg und Breſt, ſondern er brachte auch zugleich durch eine willkürliche Erpreſſung, welche unter den Namen eines Anlehens verſteckt wurde, den ganzen Adel gegen ſich auf. Es gab keinen Pair des Reichs, keinen Prälaten, keinen Edelmann oder reichen Bürger, von dem er nicht irgend eine kleine Summe als Anlehen erpreßte. Das auf dieſe Weiſe erlangte Geld diente ihm, um die Damen und Herren des hohen Adels am Hofe zu unterhalten, und der Glanz ſeines Hofes ward in ſolchem Grade vermehrt, daß endlich das Unterhaus an das Oberhaus die Bitte richtete, den König zu erſuchen, er möge dieſem Aufwande Schranken ſetzen. Statt aber die gewünſchte Abhülfe zu erlangen, wurde das Unterhaus gezwungen, Deputirte an das Oberhaus zu ſchicken und dasſelbe wegen ſeiner Kühnheit um Verzeihung zu bitten; es erhielt ſogar, obgleich es vor dem Könige und den Pairs demüthig Abbitte that, einen derben Verweis, ſowie die Erklärung, daß es ſich, ſobald der König weder den Zehnten noch den Fünfzehnten fordere, um deſſen Ausgaben nicht zu kümmern habe. Außerdem ward der Geiſtliche Thomas Harey, welcher im Unterhaus den Antrag geſtellt hatte, als Hochverräther verurtheilt; doch erhielt derſelbe ſpäter Verzeihung. Alles dies ſchreckte nachher Andere ab, auf dem ruhigen und beſcheidenen Wege Abhülfe zu ſuchen, und die Unzufriedenheit nahm ſomit im Stillen zu. Unter ſolchen Umſtänden war es für Richard doppelt gefährlich, daß er, im Vertrauen auf das gute Einverſtändniß mit Lancaſter und York und auf die Freundſchaft mit dem franzöſiſchen Könige, ſich an ſeinem dritten Oheim, dem Herzog von Gloceſter, für alles das zu rächen ſuchte, was er während ſeiner Minderjährigkeit von demſelben erlitten zu haben vermeinte. Er haßte Gloceſter ſchon längſt tödtlich; ſeine Erbitterung gegen ihn ſtieg aber noch mehr, als Gloceſter im königlichen Rathe ſeines Neffen Verfahren gegen das Parlament mit heftigen Worten rügte, und die Regierung desſelben mit der ſeines Vorgängers in den grellſten Contraſt ſtellte. Der Haß zwiſchen Oheim und Neffe nahm mit jedem Tage zu, und der Erſtere ward vergebens zweimal veranlaßt, dem drohenden Sturme

auszuweichen. Das eine Mal sollte er sich nach Preußen begeben, um den deutschen Rittern gegen die Heiden beizustehen; auch hatte er schon darein gewilligt, als es ihn plötzlich wieder gereute. Das zweite Mal ward ihm die Statthalterschaft der Insel Irland angeboten, nach welcher Richard drei Jahre vorher einen Kriegszug gemacht hatte; dies lehnte er sogleich ab. Endlich hieß es auf einmal, ohne daß man, wie bei dergleichen Dingen gewöhnlich der Fall ist, wußte, ob die Beschuldigung gegründet sei oder nicht, Gloceſter habe mit dem Erzbischof von Canterbury, den Grafen von Arundel und Warwick und mehreren anderen Großen des Reiches den Plan gemacht, sich des Königs zu bemächtigen, um ihm wieder ebenso, wie vor seiner Volljährigkeit, einen Regentschaftsrath zur Seite zu setzen. Richard ließ, ohne daß dabei ein gerichtliches Verfahren beobachtet wurde, die beiden Grafen verhaften, und begab sich unter dem Scheine eines Besuches auf Gloceſter's Schloß, wo er dann diesen in dem Augenblicke gefangen nahm, als Gloceſter an der Spitze eines feierlichen Zuges ihm auf dem Schloßhofe entgegenkam. Dann ließ er ihn sogleich durch den Grafen von Nottingham nach Calais bringen, da er für gefährlich hielt, seinen Oheim in England einzukerkern. Fünf Tage nach diesen Verhaftungen, welche alle Welt mit Schrecken erfüllten (15. Juli 1397), suchte Richard den gewaltsamen Schritt durch eine Proclamation zu rechtfertigen, in der es hieß, daß er mit Zustimmung der Grafen von Rutland, Kent, Huntington, Nottingham und Salisbury, sowie der Lords Despenser und William Scroope so gehandelt habe, und daß auch seine Oheime Lancaster und York und sein Vetter Derby die Verhaftung Gloceſter's gebilligt hätten. Die genannten Grafen und Lords wurden auch gleich nachher gebraucht, um in einer feierlichen Audienz förmlich darum anzusuchen, daß die Verhafteten von Seiten des Hauses der Gemeinen des Hochverraths angeklagt werden möchten. Diese Anklage fand wirklich am 20. September vor dem Oberhause statt; doch bezog sich dieselbe nicht auf die vorgebliche Verschwörung, von welcher dabei gar nicht die Rede war, sondern auf die vor 1389 vorgefallenen und also längst vergessenen Dinge. Doch der Erzbischof von Canterbury, den man nicht zugleich mit den Anderen, sondern erst später richtete, ward

nur aus dem Grunde in die Sache verwickelt, weil er zu jener Zeit Kanzler geweſen war. Er erlitt blos die Strafe der Verbannung und Gütereinziehung. Dagegen wurde der Graf Arundel zum Tode verurtheilt und auch ſogleich hingerichtet. Gegen ihn, der das Oberhaus nicht als Richter anerkennen wollte, hatte ſich der Herzog von Lancaſter gebrauchen laſſen. Der Graf Warwick erkannte ſich ſelbſt ſchuldig und ward auf die Inſel Man verbannt. Lord Cobham, welcher auch zu den Angeklagten gehörte, mußte nach Jerſey gehen; Mortimer aber ſuchte im Gebirge von Irland unter den wilden Celten eine Zuflucht. Der Herzog von Gloceſter hatte von Calais herübergebracht werden ſollen, um ebenfalls vor das Parlament geſtellt zu werden; allein der Graf von Nottingham, der ihn dort in Gewahrſam hielt, hatte geſchrieben, er könne ihn nicht ſchicken, weil er plötzlich geſtorben ſei. Über die Art ſeines Todes berichten die früheren engliſchen Hiſtoriker, unter ihnen auch Hume, ganz anders, als die zuverläſſigſten Quellen und der neueſte engliſche Schriftſteller, Lingard, denen wir folgen. Lingard nimmt zwar auch eine Tödtung Gloceſter's an, iſt aber weit entfernt, mit Beſtimmtheit zu behaupten, daß derſelbe auf Richard's Befehl ermordet worden ſei. Das Letztere iſt freilich nicht unwahrſcheinlich; man muß aber bedenken, daß die ſpäter unter Heinrich IV. im Parlament vorgeleſene Ausſage Hall's, eines der vorgeblichen Theilnehmer der That, aus vielen Gründen kein hiſtoriſches oder gerichtliches Zeugniß zu nennen iſt.

Das Parlament, mit deſſen Hülfe dies Alles 1397 geſchah, war durch den Einfluß der Sheriffs der Grafſchaften ſo gewählt worden, daß ſich keine Oppoſition in ihm regte. Es ſoll das erſte Parlament geweſen ſein, welches auf dieſe Weiſe zuſammengebracht wurde; ſpäter war dies bekanntlich ganz gewöhnlich. Auch im Jahre 1398, wo das Parlament nicht wie 1397 in Weſtminſter ſaß, ſondern nach Shrewsbury berufen wurde, bewies es die gleiche Bereitwilligkeit, ſich als Werkzeug der thörichten Rache gebrauchen zu laſſen, mit welcher Richard alle diejenigen verfolgte, die an der früheren Beſchränkung ſeiner königlichen Gewalt Antheil gehabt hatten. Von derſelben Rachſucht getrieben, entledigte ſich Richard im folgenden Jahre auch des Grafen Heinrich von Derby, eines Sohnes von Lancaſter. Dieſer Prinz hatte ſich in der letzten Zeit

auf eine verächtliche Weise dienstfertig und demüthig gegen den König bewiesen, und war zur Würde eines Herzogs von Hereford erhoben worden; jetzt trat er öffentlich als Ankläger seines seitherigen Freundes und Genossen, des Herzogs von Norfolk, auf, weil derselbe in einer vertraulichen Unterredung mit ihm sich gewisser verläumderischen Ausdrücke gegen den König bedient haben sollte. Da der Herzog von Hereford ein Jahr später König ward, so hat Froissart die Darstellung dieser Sache so romantisirt, daß man alle neueren Geschichtschreiber, welche ihm folgen, mit großer Behutsamkeit lesen muß. Nach Lingard, welcher die Sache urkundlich in ein neues Licht gesetzt hat, war der Hergang der Sache folgender. Die Herzöge von Hereford und von Norfolk waren die einzigen von den den Namen Appellants führenden Pairs, welche noch nicht von Richard's Rache getroffen waren. Norfolk äußerte daher einst, als er den Herzog von Hereford auf dem Wege zwischen London und Brentford zufällig antraf, sein Bedenken in dieser Beziehung, und sprach sich dabei sehr bitter über den König und dessen Vertraute und Günstlinge aus. Hereford theilte dieses Gespräch dem Könige mit und bezeichnete Norfolk als einen Verräther. Richard übertrug die Untersuchung der Sache dem aus achtzehn Mitgliedern bestehenden Ausschusse beider Häuser, welchen das Parlament bei seiner Vertagung niedergesetzt und mit allen ihm selbst zustehenden Vollmachten versehen hatte, um die noch nicht erledigten Geschäfte beendigen zu können (to hear, examine and determine all matters and subjects, which had been moved in presence of the king, with all dependencies thereof). Als in diesem Ausschusse der schriftliche Bericht über das erwähnte Gespräch, den man in dem kurzen officiellen Protokoll (Rotulus) und bei Lingard (Th. IV. S. 340) ausführlich lesen kann, vorgetragen wurde, gab Norfolk zwar zu, daß er sich über die Umgebungen des Königs in heftigen Worten ausgesprochen habe, leugnete aber, etwas gegen den König selbst gesagt zu haben. Zugleich schalt er Hereford einen Lügner (that Henry of Lancaster is a liar, and in what he has said or would say of me, lies like a traitor as he is), und erbot sich, dies durch den gerichtlichen Zweikampf zu erweisen, welcher in England noch viele Jahrhunderte gesetzlich, wenn auch nicht gerade gebräuchlich ge-

blieben iſt. Nachdem hierauf die Barone, Bannerets und Ritter Englands's nach Windſor entboten worden waren, wiederholte Hereford vor denſelben ſeine Anklage, Norfolk aber beharrte bei der bereits vor dem Ausſchuſſe gegebenen Erklärung. Da der Unterredung der beiden Herzöge keine Zeugen beigewohnt hatten, ſo ward der gerichtliche Zweikampf beſchloſſen und auf den 16. September (1398) angeſetzt. An dieſem Tage erſchienen denn auch in Coventry, wo der Zweikampf Statt finden ſollte, der Ausſchuß des Parlaments, der König und eine zahlloſe Menge Volkes, und die beiden Herzöge ſtanden bereits kampffertig einander gegenüber, als der König plötzlich erklärte: er werde den Kampf nicht zugeben, weil beide Herzöge ſeine Verwandten wären und er ſelbſt alſo, wie auch die Sache ausgehen möge, darunter leiden werde; er wolle aber Beiden ohne Gericht das Urtheil ſprechen. Hierauf befahl er dem Herzog von Hereford, innerhalb vier Monaten das Reich zu verlaſſen und vor zehn Jahren nicht wieder zurückzukehren; dem Herzog von Norfolk aber gebot er, eine Pilgerfahrt in das heilige Land zu machen und ſein ganzes Leben hindurch weder in Frankreich, noch in England, noch in Spanien oder Italien zu verweilen. Dieſes Urtheil, welches den Herzog von Norfolk am härteſten traf, zeigte ſowohl ſeiner Form nach, als auch in einzelnen Beſtimmungen, die wir hier übergehen müſſen, daß beide Männer nicht wegen des Inhalts der zwiſchen ihnen kurz vorher Statt gehabten Unterredung, ſondern vielmehr blos deshalb, weil ſie die einzigen noch übrigen Lords Appellants waren, verurtheilt wurden. Sie verließen Beide das Reich; Norfolk machte die vorgeſchriebene Pilgerreiſe, Hereford begab ſich nach Paris. Der Erſtere ſtarb auf der Rückreiſe von Jeruſalem nach Venedig tief bekümmert über ſein Geſchick; Hereford aber ſuchte ſich ſeit ſeiner Verurtheilung in den Stand zu ſetzen, die allgemeine Unzufriedenheit über Richard's unverſtändige Tyrannei zu benutzen. Er ward vom franzöſiſchen Könige, ſowie von den Herzögen von Orleans und Berry mit großer Aufmerkſamkeit behandelt; man wies ihm da Cliſſon's Palaſt, welcher ſpäter Palaſt Soubiſe (hotel Soub'se) genannt wurde und jetzt die Archive enthält, zur Wohnung an, und gab ihm wöchentlich fünfhundert Goldkronen aus der königlichen Kaſſe. Der Herzog von Berry wollte ihn ſogar mit ſeiner

Tochter, der Wittwe des Grafen Philipp von Artois, vermählen, stand jedoch wieder davon ab, als Richard die Besorgnisse kund gab, welche er wegen der Plane und geheimen Verbindungen Hereford's hegte.

Dem Könige von England war bis dahin Alles gelungen; selbst das Parlament hatte ihm treulich beigestanden, um Alle, die ihm missfielen, zu unterdrücken und, wie aus den Acten dieses servilen Parlaments hervorgeht, sogar seinen Willen und seine Einfälle zu Gesetzen zu machen. Er achtete aber jetzt weder die Privilegien, auf welche jeder Engländer stolz war, noch auch das Herkommen mehr, fuhr fort, unter dem Titel Anlehen Geld zu erpressen, zwang die Richter des Landes, die Gesetze nach seinen Vorurtheilen oder seinem Eigensinn zu deuten, nöthigte alle ehemaligen Anhänger Gloceſter's, von ihm nicht ein, sondern mehrere Male Verzeihung zu kaufen, und erklärte sogar, um eine recht reiche Ernte von Geldstrafen machen zu können, zu gleicher Zeit nicht weniger als siebenzehn Grafschaften außer dem Gesetze, indem er sich des leeren Vorwandes bediente, daß dieselben früher seine Feinde gegen ihn unterstützt hätten. Endlich ging er sogar soweit, daß er ein kurz vorher in offenen Briefen gewährtes Zugeständniß zurücknahm, und durch einen unerhörten Schritt seinen Vetter Hereford nebst dem ganzen englischen Volk antrieb, das Aeußerste zu wagen, um der tyrannischen Gewalt des Königs und seiner Gehülfen ein Ende zu machen. Er hatte nämlich den beiden verbannten Herzögen durch besondere Patente erlaubt, daß sie, wenn ihnen während ihrer Verbannung Lehen, Güter oder Titel durch Erbschaft zufielen, die Huldigung für dieselben durch Bevollmächtigte leisten lassen könnten; dies nahm er zurück, als sein Oheim Lancaster kaum drei Monate nach Hereford's Verbannung starb (1399), und der Letztere, welcher damals den Titel eines Herzogs von Lancaster annahm, die ererbten großen Güter in Besitz nehmen wollte, indem Richard erklärte, daß die Verbannung gleich der gerichtlichen Achtserklärung (outlawry) unfähig mache, liegendes Gut zu erben. Der König bediente sich seiner Höflinge und der bereits in Westminster und Syrewsbury zu seinen Zwecken gebrauchten parlamentarischen Creaturen, um auch diese Willkür und Treulosigkeit gesetzlich zu machen. Er ließ durch den großen geheimen Rath (council), zu

welchem auch der oben erwähnte Parlaments-Ausſchuß gehörte, die Erklärung geben, daß die den Herzögen von Hereford und von Norfolk gewährten Patente ungeſetzmäßig und nichtig wären. Alle Mitglieder des geheimen Raths ſchworen, dieſen Beſchluß aufrecht zu halten, und der König bewog vermittelſt einer Anrede auch das Volk, durch Aufheben der Hände den Beſchluß zu billigen (quelle chose feust faite, heißt es im Rotulus, et assentuz par tout le peuple estantz en présence du roi). Ja, er ließ ſogar ſeinen Kaplan Heinrich Bowet, welcher aufgetreten war, um das Patent geltend zu machen, als Hochverräther zum Tode verurtheilen, obgleich er ihn nachher begnadigte. Dieſes Verfahren rief einen offenen Kampf zwiſchen dem neuen Herzog von Lancaſter und dem tyranniſchen Könige hervor, und da der Letztere, welcher ſich gleich nachher nach Irland begab, damals ſeinen Oheim, den Herzog von York, als Stellvertreter an die Spitze der Regierung ſtellte, ſo betrachten wir das Jahr 1399 als dasjenige, in welchem der Grund zu den langen bürgerlichen Kriegen der Häuſer Lancaſter und York oder, wie man ſich auszudrücken pflegt, der rothen und der weißen Roſe gelegt ward. Richard ging nach Irland, um für den Tod ſeines dortigen Statthalters, des Grafen de la Marche, welcher von den Eingeborenen überfallen und erſchlagen worden war, Rache zu nehmen. Er that dies in einem Augenblicke, als ganz England gegen ihn erbittert war und die Unzufriedenen bereits mit dem Herzog Heinrich von Lancaſter Verabredungen trafen. Richard war nämlich kaum nach Irland abgereiſt, als der Erzbiſchof von Canterbury, welcher zu Köln in der Verbannung lebte und ſein Erzbisthum mit dem ärmlichen Bisthum St. Andrews hatte vertauſchen müſſen, verkleidet nach Paris zum Herzog von Lancaſter ging und mit ihm den Plan zum Sturze Richard's entwarf. Heinrich von Lancaſter, welcher damals nicht mehr ein Gaſt des franzöſiſchen Königs war, ſondern in ſeinem Palaſte Wincheſter wohnte, verabredete mit dem Erzbiſchof eine Reiſe nach England, um, wie vorgegeben wurde, das väterliche Erbe mit Gewalt in Beſitz zu nehmen. Von nur Wenigen begleitet, landete Heinrich am 4. Juli 1399 bei Ravenſpurn in Yorkſhire; er war aber kaum angekommen, als ſogleich die mächtigen Herren von Northumberland und Weſtmoreland mit ihren zahl-

reichen Schaaren zu ihm stießen. Richard's Stellvertreter, der Herzog von York, sammelte zwar ein königliches Heer, dachte aber an keinen ernstlichen Widerstand, und wenn wir auch nicht historisch beweisen können, daß er mit seinem Neffen Heinrich einverstanden war, so machte ihn doch sein Benehmen sehr verdächtig. Er versuchte nämlich nicht, den Truppen Heinrich's den Weg nach London zu sperren, sondern wich denselben vielmehr aus. Heinrich's Heer, das auf seinem Zuge wie eine Lawine wuchs, ward in London jubelnd aufgenommen, und rückte hierauf nach Evesham, während York in Berkley anlangte, wo er dann den Antrag zu einer in der Burgkirche dieser Stadt zu haltenden Conferenz mit Heinrich annahm. Das Resultat dieser Zusammenkunft war eine Vereinigung des Oheims mit dem Neffen. Hierauf zogen Beide, jeder mit der von ihm aufgebotenen Landwehr, deren Zahl etwas übertrieben auf hunderttausend Mann angegeben wird, vor Bristol. Hier wollte der Commandant der Burg, Peter Courtenay, zwar von Heinrich nichts hören, er übergab aber die Burg an den Herzog von York. Dieser blieb dann in Bristol, während Heinrich nach Chester zog, nachdem er zuvor zwei ihm verhaßte Pairs, ohne sie vorher vor ein Gericht zu stellen, hatte hinrichten lassen. Erst drei Wochen nach Heinrich's Landung erhielt Richard in Irland Nachricht von dem Aufstande. Er schickte sogleich den Grafen von Salisbury voraus, um den Landsturm des Fürstenthums Wales aufzubieten, an dessen Küsten nachher er selbst mit den Truppen, die ihm nach Irland gefolgt waren, landen wollte. Der walisische Landsturm ward wirklich zusammengebracht; Richard verzögerte aber seine Ankunft so lange, daß, als er endlich nach vierzehn Tagen erschien, die gesammelten Leute sich bereits wieder verlaufen hatten, worauf dann auch den mit ihm angekommenen Truppen die Lust verging, weiter für ihn zu kämpfen. Jetzt verzagte Richard. Er beschloß zuerst nach Bordeaux zu fliehen, weil ein Theil von Guyenne damals noch englisch war, ließ aber diesen Gedanken wieder fallen, und begab sich nach Conway, von wo er dann seine beiden Brüder mit einer Botschaft an Heinrich schickte. Dieser hielt die beiden Prinzen bei sich zurück, und eilte, sich des Königs zu bemächtigen. Er schickte den Herzog von Northumberland nach Conway, um Richard durch das Versprechen einer Übereinkunft aus der Burg

zu locken, nachdem er zu dieſem Zwecke den einen der beiden zurückgehaltenen Prinzen gezwungen hatte, dem Herzoge eine Empfehlung mitzugeben. Richard ging in die ihm gelegte Schlinge und gerieth in die Gewalt Heinrich's. Dieſer ließ ihn zuerſt in die Burg von Flint bringen, ſchleppte ihn dann als Gefangenen mit ſich nach Cheſter, und machte Anſtalt ihn nach London zu führen, weil er entſchloſſen war, ſich des Thrones zu bemächtigen. Richard benahm ſich übrigens, wie aus den einzelnen, uns ſehr genau überlieferten Umſtänden hervorgeht, eben ſo ſchwach und feige im Unglück, als er übermüthig und tyranniſch im Glück geweſen war. Ein Verſuch zu entfliehen, den er am 24. Auguſt in Lichfield machte, mislang; er wurde ſeitdem hart behandelt und von zwölf Bewaffneten in ſeinem Zimmer bewacht. Heinrich nahm ihn nachher mit ſich nach London. Hier ſprachen der Maire und der Syndicus (Recorder), als ſie zur Bewillkommnung des neuen Herrſchers ihm vor die Stadt entgegengegangen waren, geradezu das Verlangen aus, er ſolle Richard ſogleich hinrichten laſſen. Es war daher auch leicht, ein Parlament zuſammenzubringen, welches dem gefangenen Könige blindlings entgegen war. Richard ſoll ſchon unmittelbar nach ſeiner Gefangennehmung, als er vernommen hatte, daß das ganze Reich, Volk und Ariſtokratie, von ihm abgefallen ſei, ſich erboten haben, die Krone niederzulegen; wenn dies aber auch wahr wäre, was ſehr zweifelhaft iſt, ſo hatte er jedenfalls nachher, als er ſo übel behandelt wurde, ſein Anerbieten wieder zurückgenommen. Erſt im Tower, wo ihn Heinrich nach ſeinem Einzug in London gefangen ſetzte, ward er theils durch die drohenden Anſtalten ſeines Vetters, theils durch freundliche Reden desſelben zu ſeinem vorigen Entſchluſſe zurückgebracht. Heinrich wollte jedoch nach dem Rathe ſeines Oheims York nicht gern ſein Recht an den Thron blos auf die Abdankung Richard's gründen, ſondern hielt eine motivirte Abſetzung desſelben durch das Parlament für nöthig. Er brachte deshalb den König dahin, daß derſelbe eine in ganz erniedrigender Weiſe abgefaßte Entſagungs-Acte unterſchrieb. Die Art, wie dies bewirkt ward, und alles, was bei der Gelegenheit zwiſchen Richard und Heinrich vorfiel, kennen wir nur aus dem Berichte, welcher auf des Letzteren Veranlaſſung in das Parlaments-Protokoll eingerückt iſt; wir verweilen daher

nicht dabei, da in solchen Fällen gerade den officiellen Berichten am wenigsten zu trauen ist. Was die Absetzung Richard's durch das Parlament betrifft, so zeigte sich dabei klar und deutlich, daß Heinrich die constitutionellen Rechte der Engländer ebenso wenig achten werde, als Richard dies in der letzten Zeit gethan hatte, sowie daß es ihm ebenso leicht sei, ein zu Allem bereitwilliges Parlament zu finden, als es diesem gewesen war. Nachdem im Parlament zuerst Richard's Entsagungs-Acte vorgelesen war, erhob sich jeder Einzelne zustimmend, und auch das Volk gab durch lauten Ruf seinen Beifall zu erkennen. Dann ward eine förmliche parlamentarische Klage (impeachment) gegen den gestürzten König erhoben, deren drei oder fünf und dreißig Artikel man bei Rapin Thoyras findet. Es kam jedoch auf diese Artikel an und für sich selbst gar nicht an, sondern man hatte sie nur gehäuft, um dadurch zu bewirken, daß ohne Widerspruch und Discussion die Absetzung Richard's einstimmig decretirt und Heinrich an seine Stelle erwählt werde. Darin betrog sich nun freilich der Usurpator; denn Thomas Merks, Bischof von Carlisle, hatte den Muth, als Vertheidiger Richard's aufzutreten und nicht nur die einzelnen Punkte, welche man gegen denselben angeführt hatte, zu widerlegen, sondern auch namentlich denjenigen Grund des Anspruchs auf den Thron lächerlich zu machen, welchen Heinrich daher leitete, daß sein mütterlicher Großvater ein älterer Bruder Eduard's I. und folglich der eigentliche Thronerbe gewesen sei. Allein das Schicksal des Bischofs konnte allen denen zu Warnung dienen, welche etwa geneigt sein mochten, den Planen der im Parlament überwiegenden Partei Heinrich's zu widerstreben. Denn Merks hatte sich kaum wieder auf seinen Sitz niedergelassen, als er in Verhaft genommen und nach St. Albans gebracht wurde. Hierauf ward die Absetzung beschlossen, feierlich kund gemacht und dem unglücklichen, ganz gesunkenen Richard durch den Lord Oberrichter mitgetheilt. Der Wahl Heinrich's stand jetzt eigentlich das in England geltende Erbrecht entgegen, weil nicht sein Vater Johann, sondern der verstorbene Herzog Lionel von Clarence, der älteste Bruder von Richard's Vater gewesen war, und Clarence zwei Söhne einer Tochter, die noch unmündigen Grafen de la Marche, hinterlassen hatte, welche also den nächsten Anspruch auf den erledigten

Thron hatten. Auch war dieſen beiden Grafen unter Richard's Regierung das Recht der Nachfolge durch einen Parlaments-Beſchluß ausdrücklich zuerkannt worden. Heinrich kümmerte ſich aber nichts darum, und fragte nicht einmal das Parlament, ſondern bemächtigte ſich ohne Weiteres des erledigten Thrones. Er nahm nämlich, indem er ſich Stirn und Bruſt bekreuzte, ganz keck und heuchleriſch im Namen Gottes das Reich in Anſpruch *), und ließ ſich durch den Erzbiſchof von Canterbury und den Erzbiſchof von York auf den Thron niederſetzen. Alle Welt billigte nachher, wie ſie zu thun pflegt, durch lauten, jubelnden Zuruf die glückliche Uſurpation. Die Krönung erfolgte ſchon nach vierzehn Tagen.

Der neue König, der als ſolcher Heinrich IV. heißt, fand das erſte Parlament, welches er nach ſeiner Krönung verſammelte, ebenſo geneigt, jeden Schritt, den der Herrſcher that, zu billigen, als das letzte unter Richard geweſen war; denn beide Parlamente beſtanden aus denſelben Perſonen. Der Erzbiſchof von Canterbury, welcher ſchon längſt ſeine frühere Stelle wieder eingenommen hatte, war zu allem dem behülflich, was geſchehen mußte, um Heinrich im Beſitze der Krone zu ſichern. Zu dieſem Zwecke waren zunächſt drei Dinge erforderlich: Heinrich's Sohn mußte als Prinz von Wales oder als Kronprinz anerkannt werden; es mußte Sorge getragen werden, daß das Recht der Grafen de la Marche an die Krone aus dem Gedächtniß der Nation ſchwinde; und es war endlich, um auch den abgeſetzten König ganz vergeſſen zu machen, deſſen Entfernung nöthig. Das Erſte geſchah durch die Erlaſſung einer Proclamation; für das Zweite ſorgten zuerſt die Freunde und Verwandten der unmündigen Grafen de la Marche, indem ſie ihrer gar nicht gedachten, nachher aber ließ Heinrich dieſelben in Windſor ſorgfältig bewachen; zu dem Dritten waren die Pairs des Reichs behülflich. Dieſe ſtellten dem Könige vor, daß es

*) In the name of the father, son and holy ghost i Henry of Lancaster challenge this realm of England and the crown with all the members and appartenances, as i am descended by right line of blood coming from the good lord king Henry III. and that right, that God in his grace hath sent me with my kin and of my friends to recover it; the which realm was in point to be undone for default of governance and undoing of good laws.

durchaus nothwendig sei, Richard in eine entlegene Burg einzusperren und von allem Zusammenhange mit der Welt abzuschneiden. Heinrich verfügte sich hierauf in das Parlament, erklärte vor demselben, daß er Richard zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt habe, und ließ ihn dann auf die Burg Pontfract bringen. Nicht lange nachher entwarfen fünf der ersten Herren des Reiches, an welche auch Richard's Brüder sich anschlossen, den Plan, Heinrich in Windsor zu überfallen, um den gestürzten König wieder auf den Thron zu erheben; dieser Versuch mislang aber und kostete sowohl den Urhebern desselben, als auch dem König Richard das Leben. Die Verschworenen wurden zugleich mit ihren Freunden und Vasallen vom aufgebotenen Volke tumultuarisch überfallen, ins Gefängniß geworfen und nachher, größtentheils ohne gerichtliches Verfahren, auf jene grausame Weise getödtet, welche damals in England gegen Hochverräther gebräuchlich war. Erst nachdem dies geschehen war, verbot Heinrich eine solche Volks-Justiz. Richard selbst ward gleich nachher umgebracht. Die Art seines Todes ist ungewiß. Nach der einen Angabe wäre er zu Tode gehungert worden und erst, nachdem man ihm fünfzehn Tage lang die Nahrung entzogen hatte, gestorben. Nach der anderen wäre er, als er Gegenwehr versuchte, durch einen Schlag am Hinterhaupte getödtet worden; denn im Gesichte war, als man die Leiche zur Schau stellte, nichts zu sehen. Daß er unmittelbar nach der Tödtung seiner Brüder und ihrer Freunde in der Burg Pontfract gewaltsam ums Leben gebracht wurde, darüber sind alle Geschichtschreiber einig. Obgleich Heinrich selbst behauptete, an seinem Tode unschuldig zu sein, so würde Richard doch, auch wenn der Versuch seiner Befreiung nicht gemacht worden wäre, schwerlich verschont geblieben sein.

Die Regierung Heinrich's IV. (1399—1413) war bis zu ihrem Ende mit Verschwörungen, Aufständen und inneren Kriegen angefüllt, sowie mit grausamen Hinrichtungen, wie sie nach dem kannibalischen Kriminalrechte jener Zeit bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bei den Engländern gebräuchlich waren. Heinrich war im Ganzen glücklich gegen die Rebellen, und wußte sich sehr geschickt der Deputirten des Volkes (knights of the shire) gegen die Barone zu bedienen. Er gewährte dem Hause der Gemeinen

ſcheinbar neue Vorrechte, und dieſes erhielt daher zuerſt unter ihm einen bedeutenderen Einfluß. Freilich hinderten die ertheilten neuen Rechte nicht, daß bis auf Jakob I. jeder kräftige König gegen das Volk, welches nicht wie die Barone durch Waffen furchtbar war, willkürlich verfahren konnte; allein wenn auch die eingeräumten Vorrechte oft lange ſchlummerten, ſo konnte doch das Andenken an dieſelben nicht vertilgt werden, ſie wurden vielmehr bei jeder günſtigen Gelegenheit wieder in Erinnerung gebracht und gegen ſchwächere Regenten geltend gemacht. Heinrich erkannte förmlich an, daß das Haus der Gemeinen vorzugsweiſe das Recht habe, die Auflagen zu ordnen; er ſorgte aber nach Richard's Beiſpiel dafür, daß durch die Sheriffs die Wahl auf Leute, die ihm wohlgefällig waren, gelenkt werde. Er gab ferner zu, daß nach alter Sitte die Deputirten gleich den Pairs nicht verhaftet oder vor Gericht gezogen werden könnten, außer wenn ſie auf friſcher That ertappt würden. Als freilich nachher der Deputirte John Savage einen ſeiner Collegen verwundete, ward ohne Rückſicht auf dieſes Privilegium an ihm Juſtiz geübt. Auch die jedes Mal vom Sprecher des Parlaments erbetene Freiheit der Rede geſtattete Heinrich dem Parlament ſtets ebenſo, wie die Einreichung von Beſchwerden; doch erklärte er dem Sprecher Thomas Chaucer, daß er ihm nur diejenige Freiheit geſtatte, welche ſeine Amtsvorgänger gehabt hätten, und daß er die Einführung keiner Neuerung im Parlament dulden werde, weil er im Genuß aller der Freiheiten und Vorrechte zu bleiben gedenke, welche die früheren Könige von England gehabt hätten.

Am meiſten machten dem Könige die Mitglieder des mächtigen Hauſes Percy und die Waliſer zu ſchaffen. Die Percy's waren ſein Schwert und ſein Schild geweſen; er hatte ſie deshalb gleich anfangs mit Gütern, Ehren und Würden überhäuft, und unter Andern einem von ihnen, dem Herzog von Northumberland, die ganze Inſel Man überlaſſen. Auch nachdem Richard getödtet worden war, blieben ihm wegen der fortdauernden inneren Unruhen, wegen der häufigen Fehden mit den Schotten und wegen des Aufſtandes der Waliſer die Percy's, beſonders der Sohn des Herzogs von Northumberland, Heinrich mit dem Beinamen Heißſporn (ſ. Th. VIII. S. 464), unentbehrlich. Der König ge-

brauchte die Percy's besonders gegen die Waliser, welche aus Haß gegen die Engländer einen Fürsten ihres eigenen Stammes, Owen ap Griffith Vaughan, Herrn von Glendoudry, gewöhnlich Owen Glendour genannt, der sich der Abstammung von Llewellyn (s. Th. VII. S. 468) rühmte, als ihr Oberhaupt anerkannt hatten und in ihren Gebirgen einen furchtbaren Krieg unterhielten. Ebenso vertraute Heinrich den Percy's die Beschützung der Grenze gegen die Bergschotten oder Hochländer an, zu welchem Zwecke er auch Berwick von ihnen besetzen ließ. Die Percy's waren jedoch trotzig und brutal, der König selbst tyrannisch und argwöhnisch; ein zufälliger Anlaß entzweite daher den Letzteren zuerst mit dem Anhange der Percy's tödtlich, und bald nachher wurden auch diese selbst seine erbitterten Feinde. Heinrich erlaubte nämlich nicht, daß die Vasallen, welche für ihn ins Feld gezogen waren, der hergebrachten Sitte gemäß ihre Gefangenen nach Gutdünken festhielten oder gegen ein Lösegeld in Freiheit setzten, weil er allein über dieselben schalten wollte. Dies erregte große Unzufriedenheit, und nicht lange nachher veranlaßte ein Vorfall, welcher die Percy's besonders anging, den völligen Bruch zwischen Heinrich und den Percy's. Lord Grey von Ruthyn und Graf Edmund Mortimer waren nämlich von den Walisern gefangen genommen worden und sollten losgekauft werden. Dies erlaubte der König in Betreff des Einen, dem er gewogen war; die Loskaufung des Zweiten aber gestattete er nicht, weil derselbe der Oheim der in Gewahrsam gehaltenen eigentlichen Thronerben, der Grafen de la Marche, war. Da nun Mortimer der Gemahl von Percy Heißsporn's Schwester war, so erhob sich dieser jetzt offen und entschieden gegen den König. Er und die gesammte übrige Ritterschaft von Northumberland, die sich in ihren Rechten verletzt glaubte, kündigten dem König Heinrich IV. von England auf dieselbe Weise die Fehde an, wie im elften Jahrhundert die Sachsen und Thüringer dem deutschen Kaiser Heinrich IV. abgesagt hatten (s. Th. VI S. 265 ff.); nur erwähnten sie dabei nicht, wie diese, des Pabstes und der Pfaffen. (Sie sagten: We do mortally defy thee and thy accomplices and adherents as traitors and subverters of the commonwealth and kingdom and invaders, oppressors, usurpers of the right of the true and direct heir of

England and France, and we intend to prove it this day by force of arms with the aid of the almigthy God). Auch der ſchottiſche Graf Douglas verband ſich mit den Percy's. Bei Shrewsbury trafen die Ritter von Yorkſhire und Schottland mit König Heinrich's Heer zuſammen (21. Juli 1403), und dieſer beſtand dort mit ihnen einen ebenſo heftigen Kampf, als der deutſche Kaiſer Heinrich IV. bei Melrichſtadt mit den Sachſen und Schwaben (ſ. Th. VI. S. 275). Der tapfere Heinrich Percy ſpielte in der Schlacht bei Shrewsbury gegen ſeinen König dieſelbe Rolle, welche Otto von Nordheim gegen ſeinen Kaiſer geſpielt hatte, ward aber nicht wie dieſer vom Glücke begünſtigt. Jedes der beiden Heere ſoll vierzehntauſend Mann ſtark geweſen ſein, und beſtand aus dem Kern der Ritterſchaft und der Bogenſchützen, welche den vorzüglichſten Theil der engliſchen Heere des Mittelalters ausmachten. Der Kampf war daher heiß und die Schlacht eine der merkwürdigſten im Mittelalter; der König hatte aber das Glück für ſich. Heinrich Percy wurde getödtet, Douglas nebſt einem Bruder des Herzogs von Northumberland und zwei anderen mächtigen Herren, Kinderton und Vernon, gefangen genommen. Douglas ward verſchont, Northumberland's Bruder aber, ſowie Vernon und Kinderton hingerichtet. Auch Heinrich Percy's Wittwe, Eliſabeth, hielt der König ſeit dieſer Zeit beſtändig in Haft, weil ſie der Familie Mortimer angehörte.

Nach der Schlacht bei Shrewsbury war Heinrich bis an ſein Ende unaufhörlich mit ſeinen Großen, mit ſeinen eigenen Verwandten, mit ſeinen Nachbarn in Schottland und Frankreich, mit ſeinen Unterthanen in Wales und endlich ſogar mit ſeinem älteſten Sohne, welcher erſt nach ſeines Vaters Tode ſeine großen Eigenſchaften zeigte, in Zwiſt oder in offenem Kriege. Der Herzog von Northumberland wurde zwar nach der Niederlage ſeines Sohnes nicht mit der Heftigkeit verfolgt, welche dem König Heinrich IV. ſonſt eigen war; er mußte ſich aber eine gerichtliche Unterſuchung gefallen laſſen, und verlor die Inſel Man nebſt anderen Gütern und Ländern. Da er jedoch im Beſitze der Grenzhut blieb und das Geſchehene nicht vergeſſen konnte, ſo fing er bald wieder neue Händel mit dem Könige an. Ehe dies geſchah, machte Heinrich auch den Sohn und Erben ſeines Oheims, des 1402 ver-

storbenen Herzogs von York, unschädlich. Dazu war ihm Constantia, die Tochter dieses Oheims, welche mit Lord Spenser vermählt gewesen war und als Wittwe am Hofe lebte, behülflich. Constantia kam auf den Einfall, die beiden jungen Grafen de la Marche, welche noch immer in Windsor gefangen gehalten wurden, zu befreien; sie wußte sich der Schlüssel zu den Zimmern derselben zu bemächtigen, und floh mit ihnen an die Grenze von Wales; der König setzte ihr aber nach, holte sie ein und brachte sie gefangen zurück. Um sich zu entschuldigen, klagte Constantia ihren Bruder Eduard an, und sagte zugleich aus, daß derselbe an mehreren geheimen Verbindungen gegen den König Theil genommen habe. Ob diese Aussage wahr oder falsch war, können wir nicht untersuchen; gewiß ist nur, daß der König so verfuhr, als wenn er sie für wahr hielte. Er zog seines Vetters Güter ein, warf ihn selbst ins Gefängniß, und hielt ihn so lange gefangen, bis er ihn nicht mehr zu fürchten hatte. Dies war im Februar und März 1405 geschehen. Schon im Juni desselben Jahres mußte Heinrich gegen den Herzog von Northumberland, den Erzbischof Scroope von York und den tapferen schottischen Grafen Douglas zu Felde ziehen. Der ganze Norden von England war im Aufstande, und Northumberland hatte die Stadt Berwick dem damaligen Regenten von Schottland, dem Herzog von Albany, eingeräumt. Heinrich erschien jedoch mit solcher Eile, daß der ganze Aufstand in wenigen Wochen gedämpft wurde. Schon vor seiner Ankunft hatte der Graf von Westmoreland den Erzbischof und seine Verbündeten durch verrätherische List zur Entlassung eines großen Theiles ihrer Leute bewogen, und dann sie selbst verhaftet. Heinrich ließ sogleich den gefangenen Erzbischof summarisch verurtheilen und grausam hinrichten und die Stadt York hart bestrafen; dann eilte er an die Grenze gegen den Grafen von Northumberland. Da er aber gerade in diesem Augenblicke erfuhr, daß die Waliser von den Franzosen zur See Unterstützung erhalten hätten, so führte er sein Heer zuerst nach Wales. Er kehrte von dort bald triumphirend nach der nördlichen Grenze des Reiches zurück, wo der Regent von Schottland bereits den Kampf aufgegeben hatte und, nachdem er die ihm von Northumberland überlassene Stadt Berwick eingeäschert hatte, in das Hochland

zurückgegangen war. Da den Schotten, was sie im siebenzehnten Jahrhundert auch an ihrem Könige Karl I. bewiesen haben, bekanntlich ebenso wie den Schweizern Alles um Geld feil ist, so versuchte Heinrich ihre Großen durch Bestechung zur Auslieferung Northumberland's und seines Genossen Lord Bardolph, welche nach Schottland geflohen waren, zu bewegen; die Letzteren erhielten aber zu rechter Zeit Kunde davon und flüchteten sich nach Wales zu Owen Glendour. Sie hatten den Schotten um so weniger trauen können, weil der Regent von Schottland Ursache hatte, den englischen König nicht zu reizen, seitdem dieser sich im März 1405 des Erben von Schottland bemächtigt hatte. Der schottische König Robert III. hatte sich nämlich schon längst auf die Insel Bute zurückgezogen, und nicht nur die Leitung der Regierung unvorsichtiger Weise seinem Bruder, dem Herzog von Albany, überlassen, sondern sogar seine Zustimmung dazu gegeben, daß sein ältester Sohn David als Staatsverbrecher behandelt wurde. Der Herzog von Albany, welcher den Kindern seines Bruders den Thron zu entziehen suchte, hatte diesen Prinzen auf die Burg Falkland bringen lassen, wo derselbe in harter Haft gehalten und durch Entziehung der Nahrungsmittel nach und nach so sehr geschwächt wurde, daß man bei seinem Tode behauptete, er sei gleich dem Könige Richard II. durch Hunger getödtet worden. Durch den Tod David's war jedoch endlich die Besorgniß des Königs Robert geweckt worden, und dieser hatte im März 1405 seinen zweiten, kaum vierzehnjährigen Sohn, Jakob I., in Begleitung zweier Herren, denen die Leitung seiner Erziehung übertragen war, nach Frankreich einschiffen lassen. Die Reise des Prinzen war in die Zeit gefallen, wo zwischen England und Schottland Waffenstillstand war, und König Robert hatte den Begleitern seines Sohnes für den Fall, daß sie an der englischen Küste landen müßten, Briefe an Heinrich IV. mitgegeben. Dieser Fall trat, wie diejenigen Schriftsteller, welchen Hume folgt, sagen, wirklich ein, weil man der Seekrankheit wegen genöthigt war, in Norfolk ans Land zu gehen; Lingard dagegen theilt aus einer besseren Quelle die Nachricht mit, daß das Schiff mit dem Prinzen von einem englischen Kaper genommen worden sei. Genug, Jakob gerieth in Heinrich's IV. Gewalt, und dieser behielt ihn bei sich zurück.

Heinrich soll seine Weigerung, dem Prinzen die Fortsetzung der Reise zu erlauben, spöttisch damit entschuldigt haben, daß er sagte, er spreche ebenso gut französisch, als sein Bruder Karl von Frankreich, und sei ebenso sehr befähigt einen König von Schottland zu erziehen, als dieser. In Wales unterstützten die Franzosen auch nachher noch mehrere Jahre lang den Aufstand durch Truppen, die sie von Zeit zu Zeit an der Küste aussetzten, bis endlich nach dem Tode des Herzogs von Orleans, welcher ein erbitterter Feind Heinrich's gewesen war und ihn sogar einmal zum Zweikampf herausgefordert hatte, der älteste Sohn des englischen Königs im Kriege gegen Owen Glendour die ersten Beweise seiner kriegerischen Anlagen ablegte, obgleich er noch immer sein lüderliches Leben fortsetzte und mit seinem Vater in Streit war. Da nun von den Franzosen nichts mehr zu hoffen war, so suchte sich der Fürst der Waliser der beiden zu ihm geflüchteten Urheber des letzten Aufstandes in Nordengland, des Lord Bardolph und des Herzogs von Northumberland, zu bedienen, um einen inneren Krieg in England zu veranlassen. Die genannten Herren mußten in die Gegenden von York zurückkehren und dort einen Aufruf erlassen. Schon hatten sie eine sehr ansehnliche Zahl von Unzufriedenen um sich gesammelt, als Heinrich mit seiner gewohnten Rührigkeit von Süden her ein bedeutendes Heer gegen sie heranführte, während zugleich Sir Thomas Rokeby, der Sheriff von Yorkshire, ihnen den Weg nach Norden verlegte (1408). Sie griffen den Letzteren an, noch ehe der König nahe gekommen war, erlitten aber eine vollständige Niederlage. Northumberland blieb in der Schlacht, und auch Bardolph erhielt eine tödtliche Wunde. Von ihren Verbündeten geriethen der Abt von Hales und der Bischof von Bangor in Gefangenschaft. Der Erstere ward sogleich aufgeknüpft, der Andere aber vorerst verschont, weil er in seinem Ornat gefangen worden war. Gleich nach dem Siege erschien der König, und es erfolgte eine Reihe von Gütereinziehungen und grausamen Hinrichtungen. Jetzt wurden auch die Waliser auf ihre Berge und Engthäler beschränkt.

3. Innere Unruhen in Frankreich unter Karl VI. bis auf die Erneuerung des Krieges mit England.

Seitdem Karl VI. von Frankreich von Zeit zu Zeit seines Verstandes nicht mächtig war, und die Stände während der Dauer dieser Anfälle die Regentschaft, welche gesetzlich dem Herzog von Orleans gebührte, dem Herzog Philipp von Burgund überließen, war das französische Reich einer traurigen Anarchie preisgegeben. Der Herzog von Orleans erließ gleich dem Herzog von Burgund Verordnungen und Bescheide, und der König bestätigte in seinen lichten Augenblicken, wie Zufall und Laune es fügten, bald die eine, bald die andere der widersprechenden Verfügungen. Im Jahre 1396, wo Karl ebenso wie 1397 längere Zwischenräume von Gesundheit hatte, ward von den ersten Herren des Reiches der Kriegszug gegen Bajesid I. unternommen, dessen unglücklicher Ausgang bereits früher (Th. VIII. S. 555 f.) berichtet worden ist. Nachher fand die ebenfalls schon erwähnte Sendung Boucicault's mit einer Flotte nach Constantinopel (s. Th. IX. S. 47), die Reise dieses Marschalls und des griechischen Kaisers Manuel Paläologus nach Paris (s. Th. IX. S. 46 f.) und Boucicault's Zug nach Genua (s. ebendas. S. 288 f.) Statt. Von 1397 bis 1402 hatte Karl wieder länger dauernde Anfälle seines Irreseins, und der Streit zwischen Orleans und Burgund ward heftiger. Zu gleicher Zeit nahm das Ärgerniß zu, welches von Seiten des Hofes gegeben ward. Die Königin Isabella war nämlich durch die Furcht vor dem Wahnsinne ihres Gemahls schon längst vom Umgange mit ihm zurückgeschreckt worden, und hatte ein Mädchen geringeren Standes, welches man die kleine Königin zu nennen pflegte, zu ihm gebracht, während sie selbst mit dem Herzog von Orleans in verdächtiger Vertraulichkeit lebte. Der König selbst begünstigte seines Bruders Gemahlin, Valentine Visconti, so auffallend, daß sie die einzige Person war, welche während seiner Anfälle Einfluß auf ihn üben konnte. Valentine war deshalb auch von ihrem Gemahle schon einmal längere Zeit vom Hofe entfernt gehalten worden. Der Herzog von Orleans, welcher bereits das achtundzwanzigste Jahr überschritten hatte, machte, unterstützt vom Könige, von seinem Oheim Berry und sogar vom

Herzog von Bourbon, sein Recht an die Regierung mit großem Nachdruck geltend, und kränkte den Herzog von Burgund auf jede Weise. Er ließ z. B. einst, um diesen zu ärgern, einen gewissen Jean de Bar, welcher bei seinem Oheim für einen geschickten Zauberer galt (bien bon clerc, nigromancien et invocateur des diables, et en faisoit son devoir), auf offenem Markte verbrennen, weil der Teufel, den derselbe ihm zu citiren versprochen hatte, nicht erschienen wäre. Im Felde war er jedoch dem Herzog von Burgund nicht gewachsen. Er stützte sich daher auch seit 1399 blos auf des Königs Ausspruch, wenn er einen Hauptantheil an der Regierung forderte. Ganz ausgeschlossen konnte indessen der Herzog von Burgund vorerst noch nicht werden, und die Verwaltung des Reiches blieb deshalb bis gegen das Ende des Jahres 1400 zwischen beiden Männern getheilt. Doch hatte sich der Herzog von Orleans ausschließlich der Finanzen bemächtigt. Bei der Verwaltung derselben verfuhr er mit der größten Willkür, und erlaubte sich den ärgsten Misbrauch. Er setzte die seitherigen Generaleinnehmer der Steuern (des aides) durch Leute, welche ihm selbst blind ergeben waren, gab denselben eine ganz unbeschränkte Gewalt und Gerichtsbarkeit, und verbot jede Einwendung gegen ihr Verfahren und jede Appellation von ihren Beschlüssen, selbst die an den königlichen Rath (conseil du roi); ja, er trieb seine egoistische Benutzung der Staatseinnahmen zuletzt so weit, daß er den unglücklichen König oft am Nöthigen Mangel leiden ließ, während er selbst die Pracht seiner Hofhaltung von Tage zu Tage vergrößerte. Im Jahre 1401 benutzte er die Entfernung des Herzogs von Burgund, welcher zur Vermählung seines Sohnes in die Niederlande gereist war, um sich mit Hülfe der Königin der ganzen Regierung zu bemächtigen. Das Pariser Parlament ersuchte damals freilich den Herzog von Burgund dringend, nach Paris zu eilen, und Philipp trat auch sogleich die Rückreise an; er kam jedoch zu spät und mußte, da er sich von Paris ausgeschlossen sah, in Senlis wieder umkehren. Jetzt schien der Ausbruch eines inneren Krieges unvermeidlich. Schon zog der Herzog von Geldern, welchen Ludwig von Orleans zu Hülfe gerufen hatte, heran, und auch Philipp von Burgund sammelte bereits ein Heer, welches der kriegerische Bischof von Lüttich, Johann der Unbarmherzige,

ein baierischer Prinz, mit seinen Schaaren verstärkte, als es der Königin und den Herzögen von Berry und Bourbon gelang, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Gleich nachher schien es, als wenn der Herzog von Orleans ganz von der Regierung verdrängt werden würde. Er trieb nämlich damals seine Ausschweifungen, welche leider ganz genau aufgezeichnet sind, seine Schamlosigkeit und seine Verschwendung so weit, daß der König in einem lichten Augenblick dahin gebracht ward, dem Herzog von Burgund aufs neue den Vorsitz im Regentschaftsrathe zuzuerkennen, im Fall er selbst wieder in seine Krankheit zurücksänke. Die Königin wußte aber der Ausführung dieser Anordnung vorzubeugen. Sie ließ sich von ihrem blödsinnigen Gemahl die Vormundschaft über ihre beiden Söhne zusichern, und verschaffte sich so einen überwiegenden Einfluß, den sie dann mit Orleans theilte.

Im Jahre 1404 starb der Herzog Philipp von Burgund. Er war ebenso wie sein Nebenbuhler ein arger Verschwender gewesen, und hatte, obgleich er über Länder herrschte, welche damals nächst Italien die reichsten in Europa waren, durch eine unbegrenzte Freigebigkeit und Gastfreundschaft, sowie durch ritterlich fürstlichen Pomp seine Finanzen so sehr zerrüttet, daß seine Wittwe auf seinen Nachlaß Verzicht leistete, um nicht seine Schulden bezahlen zu müssen. Erbe des Herzogthums Burgund und der anderen Besitzungen Philipp's in Frankreich war sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene; doch erhielt dessen jüngerer Bruder Philipp Nevers und Rethel. Die Wittwe des verstorbenen Herzogs, Margaretha, war die Erbtochter des Grafen Ludwig III. von Flandern; als sie daher schon ein Jahr nach ihrem Gemahle starb, ward Johann der Unerschrockene als Erbe seiner Mutter auch Herr der Franche Comté, sowie Graf von Flandern, Artois, Antwerpen und Mecheln. Sein älterer Bruder, Anton, erhielt zwar Anfangs Brabant und Antwerpen; das Letztere fiel aber nachher bei Anton's Tod an Burgund zurück. Johann's Sohn und Nachfolger erlangte außerdem noch durch Anton's Wittwe den Besitz von Luxemburg, sowie durch dessen Sohn Philipp Brabant und Limburg, so daß derselbe einer der mächtigsten Fürsten von Europa ward. Johann der Unerschrockene trat gegen den Herzog von Orleans viel kühner auf, als sein Vater; denn ihm mangelten alle guten Eigenschaften

seines Vaters. Er war rachsüchtig, unternehmend und jähzornig, und wagte, obgleich er über die ganz bigotten Niederländer herrschte, ebenso wie die italiänischen Tyrannen, dem hergebrachten Glauben und der Moral öffentlich Hohn zu sprechen. Schon im Todesjahre seines Vaters zog er das Schwert gegen den Generalstatthalter des französischen Reiches, den Herzog von Orleans, welcher ebenfalls in Verbindung mit der Königin aller Scham entsagt hatte, täglich Lustbarkeiten, Feste und Aufzüge hielt, und dagegen den König nebst den Prinzen darben ließ. Als Johann der Unerschrockene mit seinen Schaaren gegen Paris heranrückte, floh der Herzog von Orleans nach Melün, und die Königin verließ ohne Scheu ihren Gemahl, um ihrem Schwager zu folgen. Den Dauphin sollte der Bruder der Königin, Herzog Ludwig von Baiern, entführen. Dies ward aber durch Johann den Unerschrockenen verhindert, welcher auf die Nachricht von der Flucht der Königin herbeieilte, den Prinzen der Gewalt seines Oheims entriß und nach Paris führte, wo der König von Navarra, die Herzöge von Berry und Bourbon, der Graf de la Marche und andere Großen des Reiches ihn als einen Geretteten empfingen. Der Streit der beiden ersten Pairs des Reiches war um so anstößiger, als der Dauphin mit des Herzogs von Burgund Tochter, Margaretha, und der älteste Sohn des Letzteren, Philipp der Gute, mit der Tochter des Königs verlobt war. Wie sehr damals alle Ordnung und Zucht untergegangen war, sehen wir aus den vielen Anekdoten, welche Froissart seiner Chronik einverleibt hat. Froissart erzählt z. B., daß einst der Herr von Sérisy eine feierliche Procession der Universität gröblich insultiren und, als die Studirenden nach Steinen griffen, sie durch eine Horde Edelknaben arg mishandeln ließ, daß aber nachher der Herzog von Orleans, der es nicht mit der Universität verderben wollte, eben so harte Justiz übte, indem er Sérisy aus der Stadt treiben und seinen Palast schleifen ließ. Ein ander Mal brachen die Leute des Herzogs von Berry bei Nacht räuberisch in den Palast des Bischofs von Puy ein, und nahmen alles, was sie fanden, mit sich (genannt werden: une bible, un bréviaire, une ceinture et autres chosettes et une fillette, que l'on disoit que le dit evêque avoit ou ses gens). Als die Frevler auf Befehl des Parlaments in Ver-

haft genommen wurden, drohte der Herzog von Berry, ſich dafür an die einzelnen Parlamentsräthe zu halten, und das ganze Parlament mußte ſich zu ihm begeben, um zu erlangen, daß dieſe Sache gerichtlich unterſucht werden durfte, oder mit anderen Worten das Parlament mußte die Erlaubniß ſeine Pflicht zu thun als Gnade erbetteln (la cour arrêta, qu'elle iroit trouver les seigneurs, pour les aviser sur ce, afin qu'ils n'empêchassent point justice). Einſt wurden, wie Froiſſart ferner berichtet, von der Regentſchaft gewiſſe Summen unter der ausdrücklichen Bedingung erhoben, daß das Geld in einem beſtimmten Thurm verwahrt und nur auf Anweiſung des Schatzraths zu Zahlungen verwendet werden ſollte; der Herzog von Orleans kümmerte ſich aber um die öffentliche Meinung ſo wenig, daß er bewaffnete Mannſchaft in den Thurm ſchickte und das Geld mit Gewalt holen ließ. Wie die brutalen Hofleute und Diener dieſes Herzogs mit dem Elende des Volkes förmlich ihren Spott trieben, zeigt eine andere Anekdote Froiſſart's. Der Herzog, welcher eben ſo abergläubiſch frömmelnd und wegen der Hölle beſorgt, als ausſchweifend und frevelnd war, hatte einmal einen Todesſchrecken gehabt und in der Angſt ſeine Gläubiger zuſammenrufen laſſen, wie wenn er ſie befriedigen wollte. Als nun achthundert derſelben in ſeinem Palaſte erſchienen waren, hatten ſeine Hofbedienten die Unverſchämtheit, ſie mit den Worten abzuweiſen: der gnädige Herr thue ihnen ja dadurch eine Ehre an, daß er ihr Schuldner ſei und ſich herablaſſe, zuweilen an ſie zu denken. Bei einem ſolchen Zuſtande der Sitten und der öffentlichen Ordnung war es kein Wunder, daß das Parlament, als der Herzog von Orleans ſich über die gewaltſame Zurückführung des Dauphin nach Paris beſchwerte, zwar die Klage ins Protokoll ſetzte, aber am Schluſſe die troſtloſe Bemerkung hinzufügte, nur von Gott allein ſei Hülfe für Frankreich zu hoffen (qu'il en adviendra, dieu y pourvoie; car en lui doit espérance et fiance, non dans les princes et les enfans des hommes, dont on ne doit attendre le salut). Paris erhielt bald das Anſehen eines Kriegslagers; denn die Anhänger der beiden Herzöge ſammelten ſich in den verſchiedenen Straßen und feſten Gebäuden, und Johann der Unerſchrockene, welcher ſeinen Palaſt von Artois befeſtigt hatte, rief den Biſchof von Lüttich, der, weil er ſein Bisthum

weltlich verwalten wollte, nie die Prieſterweihen genommen hatte, ſtets an der Spitze von Söldnerſchaaren umherzog und ſich eine Ehre daraus machte, der unbarmherzige Johann zu heißen, mit ſeinen Reiſigen in die Stadt. Auch der Herzog von Orleans, welcher die Ritterſchaft des Südens und Weſtens an ſich zu ziehen geſucht hatte, ſammelte ein Heer um Melün. Man erwartete daher jeden Augenblick eine entſcheidende Schlacht in der Nähe der Hauptſtadt, zumal da auch die Vermittelung, welche der König in ſeinen lichten Augenblicken verſuchte, anfangs keinen Erfolg hatte. Endlich gelang es zwar, eine neue ſcheinbare Ausſöhnung zu Stande zu bringen; es dauerte aber noch zwei Monate, bis die Ruhe völlig wiederhergeſtellt werden konnte. Beide Herzöge entließen ihre Truppen, Johann der Unerſchrockene erhielt einen Antheil an der Generalſtatthalterſchaft des Reiches, und im Oktober (1405) kehrten der Herzog von Orleans und die Königin in die Stadt zurück. Die Letztere hielt einen Einzug, der an Pracht und Koſtbarkeit ſeines Gleichen nicht hatte, während der König, welcher Anfälle von Tobwuth hatte, ganz ſeinem Schickſale überlaſſen war und ſich in einem ſo ſchauderhaften Zuſtande befand, daß unſere Feder das Einzelne nicht zu ſchildern wagt. Iſabella war bei ihrem Einzuge königlich geſchmückt, und auch ihre Hofdamen und Hoffräulein, welche in großer Zahl folgten, erſchienen in der glänzendſten Pracht. Sie ſelbſt ſaß in einer offenen Sänfte, und hatte die Herzöge von Orleans und Burgund zu ihren beiden Seiten, ſowie Prinzen und Herren im Gefolge, deren Anzug und Reitzeug von Gold, Silber und Edelſteinen ſtrotzten; ſogar der Hufbeſchlag der Pferde war von Silber.

Die Feindſeligkeiten zwiſchen den Engländern und Franzoſen hatten unterdeſſen längſt wieder begonnen, da Heinrich IV. zwar endlich die franzöſiſche Prinzeſſin, welche dem König Richard II. angetraut geweſen, deren Ehe aber nie vollzogen worden war, zurückgeſchickt, die Ausſtattung aber nicht herausgegeben hatte. Die drei Hauptunternehmungen, welche die Franzoſen in dieſem Kriege machten, nämlich des Herzogs von Orleans Züge nach Guyenne und nach Wales und des Herzogs von Burgund Belagerung von Calais, mislangen gänzlich; ſie bewirkten aber doch wenigſtens, daß die unter ſich entzweiten beiden Herzöge, welche die Verwalt-

ung des Reiches leiteten, während des Jahres 1406 ſcheinbar in freundſchaftlichem Verhältniſſe beharrten. Dagegen ward im Jahre 1407 der Zwiſt zwiſchen ihnen ärger, als er je zuvor geweſen war. Die aus England zurückgeſchickte Tochter des Königs wurde mit Karl, dem älteſten Sohne des Herzogs von Orleans, vermählt, und ein anderer Sohn des Letzteren erhielt die Provinz Guyenne, obgleich der Dauphin ſchon ſeit langer Zeit den Titel eines Herzogs von Guyenne geführt hatte. Dieſes und vieles Andere erbitterte den Herzog von Burgund, am meiſten aber die Unverſchämtheit und Leichtfertigkeit des Herzogs von Orleans, welcher damit prahlte, daß unter den vielen Schönen, deren Tugend er zum Fall gebracht habe, auch die ſittſame und keuſche Herzogin von Burgund ſei. Johann der Unerſchrockene ließ ſich dadurch zuletzt bewegen, ſogar einen Mordanſchlag auf den Herzog von Orleans zu machen. Dieſer pflegte die Königin, als ſie niedergekommen war, oft Abends zu beſuchen; Johann verſteckte daher in der Nacht vom 23. auf den 24. November 1407 dreizehn entſchloſſene Leute, die er zum Morde gedungen hatte, in einem von ihm gemietheten Hauſe, und ließ durch einen Kammerdiener des Königs, den er in das Complot gezogen hatte, den Herzog bei der Königin abrufen (Monseigneur, ſagte dieſer, le roi vous mande, que sans délai vous veniez devers lui et qu'il a à parler à vous hastivement et pour chose qui grandement touche a lui et à vous). Der Herzog eilte mit geringer Begleitung durch die dunkeln, nur von ſeinen vier Fackelträgern erleuchteten Straßen, und ward von den dreizehn auf ihn lauernden Mördern grauſam erſchlagen. Der Herzog von Burgund leugnete zwar anfangs allen Antheil an dem Morde und wohnte ſogar dem Leichenzuge als Leidtragender bei, hielt aber nichts deſtoweniger einige der Mörder in ſeinem Palaſte verſteckt. Der Pariſer Kriminalrichter (prévôt de Paris) erhielt jedoch von dem letzteren Umſtande Kenntniß, und bat den königlichen Rath um die Erlaubniß, die Wohnungen aller Prinzen durchſuchen zu dürfen. Um dies zu verhüten, geſtand endlich Johann dem Herzoge von Berry ſein Verbrechen ein, indem er dasſelbe dem Teufel Schuld gab (que le diable l'avoit tenté et surpris), was der Herzog von Berry mit dem Ausruf anhörte: er habe alſo in Einer Nacht zwei Neffen verloren. Ungeachtet dieſes

Geständnisses wollte Johann am andern Tage der Rathsversammlung beiwohnen, in welcher über den Antrag des Kriminalrichters berathschlagt werden sollte; der Herzog von Berry wehrte ihm aber den Eintritt. Der Herzog von Bourbon drang nachher sogar auf Johann's Verhaftung; dieser hatte sich aber bereits durch eine schnelle Flucht gerettet und war glücklich in seinem eigenen Gebiete angelangt. Das Pariser Volk war über die Ermordung seines seitherigen Tyrannen sehr erfreut und gab dies laut zu erkennen; es ahnte aber die lange Reihe von Übeln nicht, welche die ruchlose That Johann's über Frankreich bringen würde. Valentine, die Wittwe des Herzogs von Orleans, rief gleich nach der Ermordung ihres Gemahles den König, welcher gerade auf eine kurze Zeit seines Verstandes mächtig war, um die Bestrafung des Mörders an, und der König sagte diese zu, ohne sich zu fragen, ob er auch im Stande sei sein Versprechen zu halten. Johann ward vorgeladen; man gestattete ihm aber eine öffentliche Vertheidigung, und er erschien im Vertrauen auf die Gunst des Pariser Volkes, umgeben von tausend Gewaffneten, nicht um sich als Verbrecher richten zu lassen, sondern um vor dem Könige, an dessen Stelle der Dauphin zu Gericht saß, den Mord zu rechtfertigen. Ein Franziskaner, Jean Petit, hatte die Unverschämtheit, am 8. März 1408 vor dem königlichen Rath und nachher noch einmal vor dem Volke die Ermordung des Herzogs von Orleans damit zu entschuldigen, daß derselbe ein Tyrann gewesen, und daß Tyrannen-Mord nicht allein kein Verbrechen, sondern vielmehr ein ausgezeichnetes Verdienst sei. Dieser gottlose und gefährliche Satz ward nachher von den beiden Bettelorden mit allen Gründen der scholastischen Philosophie und Theologie gepredigt und nach dem Tode Jean Petit's von den Geistlichen und Bischöfen in Burgund, besonders vom Bischofe von Arras, zu einem burgundischen Dogma gemacht. Die Universität Paris dagegen, namentlich ihr gelehrter und weltberühmter Kanzler Johann Gerson, verurtheilte neun Sätze über den Tyrannen-Mord, welche Jean Petit gelehrt haben sollte, als ketzerisch und seelenverderblich. Dies veranlaßte zu derselben Zeit, als zwischen den Anhängern der beiden Häuser Orleans und Burgund ein Bürgerkrieg entstand, einen heftigen Schulstreit zwischen den burgundischen und französischen Geistlichen. Von den

Letzteren waren dabei viele und ſogar ſolche, welche der Pariſer Univerſität angehörten, dem Kanzler Gerſon entgegen, und hingen, ſelbſt als der König über die Lehre der Bettelmönche Beſchwerde führte, mehr dieſen, als jenem an, indem ſie behaupteten, Jean Petit habe die ihm vorgeworfenen neun Sätze gar nicht aufgeſtellt. Der Streit über Jean Petit und über die Lehre von Tyrannen-Mord oder mit anderen Worten über die nämliche Caſuiſtik, welche im ſechzehnten Jahrhundert von den Jeſuiten erneuert, ſowie leider! auch von Calvin's Freund, Theodor Beza, nicht ganz verworfen ward, entzweite nachher ſogar die Väter des Conſtanzer Conciliums einige Jahre lang. Obgleich nämlich endlich der franzöſiſche König und von ihm angetrieben auch Kaiſer Siegmund auf der Verdammung der burgundiſchen Lehre hartnäckig beſtanden, ſo ward dieſe Lehre doch von den Kardinälen des Conciliums gebilligt und die Pariſer Univerſität nebſt ihrem Kanzler wegen der Verurtheilung jener Sätze getadelt. Man machte aber hierauf gegen die Unparteilichkeit der Kardinäle den Umſtand geltend, daß dieſelben des Herzogs von Burgund, welcher mächtiger war, als Kaiſer Siegmund und König Karl VI., bedurften, und ſie wurden genöthigt, ihren Ausſpruch zurückzunehmen; doch ließ ſich das Concilium zu keinem eigentlichen Beſchluß bringen, und Johann Gerſon machte deshalb ſehr bittere Bemerkungen über die Gerechtigkeit des Pabſtes und der verſammelten Väter, weil ſie in der huſſitiſchen und der burgundiſchen Sache ganz widerſprechend verfahren wären. Kurz vor der Wahl des Pabſtes Martin V. ward das Conſtanzer Concilium durch die von den beiden Bettelorden rhetoriſch-ſophiſtiſch vertheidigte Lehre vom Tyrannen-Mord noch einmal in Verlegenheit gebracht. Ein Dominikaner in Polen ſtellte nämlich zu Gunſten des deutſchen Ordens und zum Verderben des polniſchen Königs Ladislaus Jagello ähnliche Behauptungen wie Jean Petit auf, und wurde dafür vor das Gericht des Conciliums gezogen. Dieſer Dominikaner war Johann von Falkenberg, welcher in einer als Sendſchreiben an alle Fürſten und an die geſammte Chriſtenheit überhaupt gerichteten Schrift den polniſchen König und ſeine ganze Nation mit den ſchwärzeſten Farben gemalt, und es als das größte Verdienſt angeprieſen hatte, wenn ſich die Chriſtenheit zur Ausrottung jenes Königs und ſeines Volkes verbände. Es ſei,

hieß es in dieser Schrift, ebenso verdienstlich, die Polen und ihren König zu tödten, als wenn man gegen die Heiden und Ungläubigen zu Felde ziehe, und Alle, welche sich des ketzerischen Königs und der Polen annähmen, würden sich der ewigen Verdammniß schuldig machen. Über diese Lehre ward der Erzbischof von Gnesen, welcher Falkenberg's Schrift in Paris fand, ebenso sehr erbittert, als früher der Kanzler Gerson über Jean Petit's Sätze. Er ließ deshalb, als er nach Constanz gekommen war, den Falkenberg verhaften, und klagte ihn vor dem Glaubens-Ausschuß oder der sogenannten Congregation des Concils an. Die Congregation erklärte Falkenberg's Schrift für aufrührerisch, gottlos, ketzerisch, beleidigend und den guten Sitten wie dem Glauben verderblich, und im Juni 1417 sprachen auch die Kardinäle und die Abgeordneten der Nationen das Urtheil, daß jene Schrift verbrannt und ihr Verfasser auf Lebenslang gefangen gehalten werden solle. Allein dieser Beschluß ward in keiner öffentlichen Sitzung des Conciliums bestätigt, und Pabst Martin versprach sogar eine Revision des Falkenberg'schen Processes, weil Beide, das Concilium und der Pabst, ebensowenig geneigt waren, den deutschen Orden zu kränken, als sie vorher den Herzog von Burgund und seine Advokaten hatten verurtheilen wollen. Die Polen appellirten daher auch am 19. Februar 1418 an ein künftiges Concilium.

In Frankreich hatten sich nach der von Jean Petit am 8. März 1408 gehaltenen unverschämten und schimpfenden Rede die Königin und die Prinzen aus Paris entfernt, und der unglückliche König hatte hierauf dem Herzog von Burgund ein Abolitions-Decret ertheilt, oder mit anderen Worten ihn von aller gerichtlichen Verantwortlichkeit freigesprochen. Dies wurde wieder zurückgenommen, als der Herzog sich auf einige Zeit nach den Niederlanden begeben mußte; es hatte aber die Folge, daß die Pariser sich für ihn erklärten, daß Johann bei seiner Rückkehr sich der Hauptstadt und der Regierung bemächtigte, und daß König und Königin nach Tours flohen. Am Ende des Jahres starb die Wittwe des Herzogs von Orleans, und nun kam nicht nur eine Aussöhnung mit dem erst sechzehn Jahre alten Sohne derselben zu Stande, sondern Johann erhielt auch einen neuen Abolitions-Brief. Der Hof kehrte hierauf (März 1409) nach Paris zurück. Schon im Anfange des fol-

genden Jahres jedoch riß der Herzog von Burgund wieder eine Art von vormundſchaftlicher Aufſicht über den Dauphin und den Hauptantheil an der Regierung an ſich, und machte von ſeiner Stellung, ſowie von der Übermacht, welche ihm der Beſitz von Flandern und ein enges Bündniß mit Brabant und Lüttich verſchaffte, einen ſolchen Misbrauch, daß ſich endlich alle Prinzen von Geblüt förmlich gegen ihn verbanden. Dieſe Partei erhielt damals in dem Grafen Bernard von Armagnac einen entſchloſſenen Führer, der ihr bis dahin gefehlt hatte; denn der junge Herzog ward mit Bernard's Tochter Bonne vermählt. Die Orleaniſten trugen ſeit dem auch den Namen Armagnac's, weil ihr neuer Führer, welcher ſeinen Stammbaum bis über die Karolinger hinaus zurückleitete, ausgedehnte Beſitzungen hatte, viele feſte Burgen beſaß und alle Abenteurer des Südens um ſich vereinigte. Beide Parteien nahmen unterſcheidende äußere Kennzeichen an, welche ebenſo in Kreuzen und Schärpen beſtanden, wie man in unſeren Tagen Farben und Kokarden hat: die Armagnac's trugen weiße Schärpen mit geradem Kreuze in rechten Winkeln, die Burgunder (Bourgignons) rothe Schärpen mit einem ſchrägen Andreas-Kreuz. Ganz Frankreich ſchien jetzt in zwei Theile zerriſſen zu ſein. Jeder der Prinzen und Herzöge, beſonders die Herzöge von Berry und Bretagne, hielten eigene Heere oder Banden, beide Parteien machten die Straßen unſicher und die Rechtsverwaltung unmöglich, und weder der König in ſeinen lichten Augenblicken, noch der Dauphin, dem man die Regentſchaft für einige Zeit übertragen hatte, konnten der Anarchie und Demagogie ſteuern. Wie traurig es mit dem Zuſtande des Reiches ausſah, bezeugt das Parlament in ſeinen Regiſtern; denn in dieſen heißt es unter Andern: Des grands périls sont de présent par toutes les marches de ce royaume, dont l'on n'ose venir à Paris tant pour gens d'armes proprement appelés pillards et larrons que pour brigands et compagnies, qui se sont mis sus pour rencontrer et piller les dits larrons. Bei den Raubſchaaren des Grafen von Armagnac zeichnete ſich beſonders Montagü, Erzbiſchof von Sens, durch Wildheit aus (au lieu de mitre il portait un bacinet, pour dalmatique un haubargeon, pour chasuble une pièce d'acier, et au lieu de crosse il portait une hache). Die Stadt Paris war während

des Jahres 1411 mehrere Male im Belagerungszustande, welcher darin bestand, daß die damals noch sehr engen Gassen mit Ketten gesperrt wurden. Endlich übertrug die Bürgerschaft, ohne den König zu fragen, im Vertrauen auf Burgund den Oberbefehl in der Stadt dem Grafen von St. Paul, welcher dem Herzoge von Burgund ganz ergeben war. Dieser errichtete eine förmliche Revolutions-Armee von fünfhundert Metzgerknechten und anderen handfesten Gesellen solcher Handwerke, welche große Körperstärke erfordern; er nannte dieselbe aber nicht revolutionäre oder republikanische, sondern königliche Kriegsmacht (milice royale). Anführer waren die privilegirten Unternehmer der Schlächterei, welche damals die furchtbarste Zunft bildeten. Diese Leute wütheten gegen jeden, den sie für gut fanden einen Armagnac zu nennen, ebenso, wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gegen jeden gewüthet ward, den man als einen Aristokraten bezeichnete. Während es so in Paris herging, verübten die leibeigenen Bauern alle Gräuel eines Bauern- oder Sklavenkriegs; der König hatte ihnen erlaubt, sich zur Abwehr des ritterlichen Räubervolkes zu bewaffnen, und sie ließen nun ihre ganze Wuth an den Rittern und dem Adel aus. Während die Metzger Paris für den Herzog von Burgund behaupteten, erließ der Dauphin im Namen des Königs einen Aufruf an das ganze Land, daß man dem Herzoge ebenso gehorchen solle, als wenn der König selbst gegenwärtig wäre. Endlich bot Johann der Unerschrockene, um die Partei der Orleanisten ganz zu unterdrücken, den Bann und Hinterbann von Flandern und anderen Ländern auf, und zog mit einem unzählbaren, aus den Bürgerschaften und Arbeitern der großen Städte bestehenden Heere durch Artois und durch die Picardie gegen Paris heran; er fand sich aber plötzlich mit seiner Ritterschaft ganz allein, weil die Dienstzeit der Bürger abgelaufen war und deshalb über fünfzigtausend Mann, welche nur des Plünderns wegen mitgegangen waren, sein Heer verließen. Er fühlte sich jetzt dem orleanistischen Heere, welches aus zwölftausend zum Kriegsdienst gedungenen und in demselben geübten Leuten bestand, nicht mehr gewachsen, und kehrte deshalb in sein Land zurück. Dadurch gerieth die Hauptstadt und die Königin Isabella, welche im Louvre gefangen gehalten wurde, in eine schreckliche Lage; denn während innerhalb der Mauern

die revolutionären Handwerksgesellen auf eine furchtbar rohe Weise wütheten, drohten von außen die wilden Söldlinge des Grafen Armagnac, welche alsbald St. Denis und sogar St. Cloud besetzten. Der Herzog von Burgund verschaffte sich jedoch eine aus sechstausend Bogenschützen unter dem Grafen von Arundel bestehende Hülfsschaar, vereinigte dieselbe mit seinen Rittern und drang dann (Oktober 1411) in Paris ein, wo er vom kranken Könige, wie vom revolutionären Volke mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen wurde. Im November entriß er auch St. Cloud und St. Denis den Armagnac's wieder. Diese verzagten jetzt, und knüpften eine Unterhandlung mit König Heinrich IV. von England an, um dem Herzoge von Burgund die Hülfe desselben zu entziehen und es dahin zu bringen, daß die furchtbaren englischen und walisischen Schützen ihnen zu Hülfe geschickt würden. Zu diesem Zwecke schlossen die Herzöge von Berry, Orleans und Bourbon und der Graf von Armagnac, der sich, weil er auf Souveränität Anspruch machte, einen Grafen von Gottes Gnaden nannte, am 18. Mai 1412 zu Bourges den schimpflichsten Vertrag mit England, welcher jemals von französischen Prinzen oder Pairs geschlossen worden ist. Sie versprachen nämlich, mit ihrer ganzen Macht dem englischen Könige zur Wiedererlangung aller der festen Plätze in Guyenne, welche England seit dem Frieden von Bretigny verloren hatte, behülflich zu sein und ihm als ihrem Oberherrn Einlaß in jede der fünfzehnhundert Burgen zu gestatten, welche sie in jener Provinz besaßen. Ferner erkannte sich der Herzog von Orleans für die Länder Angouleme und Perigord, sowie der Herzog von Berry für die Grafschaft Poitou, welche nach seinem Tode an Heinrich IV. oder seine Erben zurückfallen solle, als Vasall des englischen Königs. Beide Prinzen von Geblüt werden im Vertrage ausdrücklich Vasallen England's genannt, während dem Grafen von Armagnac diese Demüthigung nicht widerfuhr, obgleich auch er für vier Castellaneien huldigte. Heinrich IV. rief gleich nach der Abschließung jenes Vertrages seine Schützen vom burgundischen Heere zurück; noch ehe dieselben aber den Armagnac's zugeführt werden konnten, war der Vertrag zur Kenntniß des Herzogs von Burgund gekommen, und dieser hatte ihn bekannt gemacht, worauf sowohl der König und der Dauphin, als die ganze Nation so sehr gegen die

Landesverräther erbittert wurden (qui avoient juré la déstruction du roi, du dauphin, du royaume, de France et de la bonne ville de Paris), daß selbst der Bruder der Königin, Herzog Ludwig von Baiern, als ein Freund der treulosen Prinzen die Stadt Paris verlassen mußte. Der König selbst stellte sich mit der Reichsfahne (oriflamme) an die Spitze des Aufgebotes, und zog gegen die mit England verbündeten Reichsfeinde nach Berry. Hier belagerte er die Stadt Bourges (Juni 1412), hatte aber mit seiner der Beschreibung nach sehr wenig brauchbaren Artillerie noch nicht viel ausgerichtet, als er in der Mitte Juli die Nachricht von der Landung englischer Truppen erhielt. Dies brachte dann die Unterhandlungen, welche wegen des Friedens bereits eingeleitet waren, zum Ziele. Bei Gelegenheit derselben trat der Dauphin zum ersten Male entschieden auf; denn er bewog seinen Schwiegervater, Johann den Unerschrockenen, die Beschießung der Stadt einzustellen und wegen eines Friedens mit dem Herzoge von Berry persönlich zu verhandeln. Die Zusammenkunft beider Herzöge fand unter ganz ungewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln auf freiem Felde Statt, und hatte die Wiederherstellung des Friedens zur Folge. Was bei Bourges verabredet worden war, ward nachher zu Auxerre, wohin alle Prinzen und Großen sich begaben, förmlich abgeschlossen. Die englischen Hülfstruppen, welche die Normandie, Anjou, Maine, das Gebiet von Orleans und das von Blois raubend und verwüstend durchzogen hatten, wurden mit zweimalhundert und zwanzigtausend Schildthalern abgekauft, welche zur Hälfte vom Könige und zur Hälfte vom Herzoge von Orleans gezahlt werden sollten. Was man übrigens dem Herzoge von Burgund, also dem reichsten und mächtigsten Fürsten diesseit der Alpen, zutrauen durfte, geht aus dem Umstande hervor, daß die Chroniken jener Zeit fast einstimmig berichten, er habe in einer geheimen Berathung mit seinen beiden Vertrauten, des Essarts und Jacqueville, den Gedanken ausgesprochen, die Zusammenkunft in Auxerre zur Ermordung der Herzöge von Berry, Bourbon und Orleans zu benutzen, und dies sei nur deshalb nicht geschehen, weil die beiden Vertrauten Johann's vor einer solchen That zurückgeschaudert wären und davon abgerathen hätten.

Das gute Einverständniß zwischen den Prinzen und Herren

konnte um ſo weniger von Dauer ſein, als einerſeits der Herzog von Burgund eine Anzahl heftiger Pariſer Demagogen in ſeinem Solde hatte, und andererſeits der Herzog von Orleans mit ſeinem Anhang den Plan entwarf, den Dauphin, welcher damals die Reichsangelegenheiten leitete und in Paris ganz unter den Befehlen des Herzogs von Burgund ſtand, aus der Hauptſtadt zu entführen. Dieſe Abſicht der Orleaniſten war dem Herzoge von Burgund kaum zu Gehör gekommen, als er ſeine furchtbaren Demagogen, den Wundarzt Johann von Troyes, den Unternehmer des von der Metzgerei getrennten Abhäutens der Schlachtthiere (écorcheur), Caboche, und die Häupter der Metzgerinnung, St. You, Goix und Thibert, in Bewegung ſetzte. Man organiſirte förmlich einen Aufſtand des Pöbels, mishandelte Alle, welche zur Hofhaltung des Königs oder des Dauphins gehörten, plünderte die Häuſer, machte einen Sturm auf die Baſtille, der jedoch keinen Erfolg hatte, und zwang, nachdem Johann von Troyes an der Spitze des wüthenden Pöbels in das Zimmer des Dauphin eingedrungen war, demſelben das neu erfundene Abzeichen der burgundiſchen Partei auf (29. April 1413). Dieſes Zeichen der ſogenannten Cabochiens war gleich dem der Jakobiner, welches am 20. Juni 1792 dem Könige Ludwig XVI in ähnlicher Weiſe aufgedrungen ward, eine Mütze (chaperon); nur war das Erſtere von weißer, das Zweite von rother Farbe. Als man dem Dauphin die Mütze aufgeſetzt hatte, ergriff der ſchon ſeit längerer Zeit für eine Reform arbeitende Karmeliter-Mönch Euſtachius von Pavilly im Namen der Aufrührer das Wort, und ſagte dem Prinzen: ſeines Vaters Krankheit ſei eine Strafe für die Sünden desſelben und eine Folge ſeiner Ausſchweifungen, ihm ſelbſt aber werde es, wenn er nicht auf die Volksſtimme höre, ebenſo gehen, wie es dem Herzoge von Orleans gegangen ſei. Die Herrſchaft des Pariſer Pöbels und ſeiner rohen, wilden Führer, die Verhaftungen und Gewaltthätigkeiten gegen Herren und Damen des Hofes dauerten auch dann noch fort, als der König am 25. Mai eine reformatoriſche Ordonnanz in zweihundert fünfunddreißig Artikeln erlaſſen hatte, welche freilich nie ausgeführt wurde. Die Sache ward zuletzt ſo gefährlich und mörderiſch, daß es dem Herzoge von Burgund erging, wie es den Anſtiftern der Anarchie zu ergehen pflegt. Er erſchrack vor ſeinem

eigenen Werk, schämte sich seit dem der Gemeinschaft mit den Häuptern des Aufstandes, und war froh, als er eine Gelegenheit fand, seinen Sohn, den Herzog von Charolais, unter schicklichem Vorwand aus Paris zu entfernen. Auch die Bürgerschaft von Paris sah sich nach Mitteln um, von dem Drucke und der Peinigung der Demagogen erlöst zu werden, und trat mit den Anhängern des Hauses Orleans, sowie mit den Herren, welche die Pariser Demokratie nicht dulden wollten und zur Befreiung des Königs und des Dauphin bereits eine Heeresmacht gesammelt hatten, in Verbindung. Zu Pontoise hielten die mit Orleans verbündeten Herren eine Conferenz, welcher auch die Herzöge von Berry und Burgund und acht Abgeordnete der Pariser Bürgerschaft beiwohnten, und hier ward dann die Abschaffung des bisherigen tumultuarischen Zustandes und die Wiederherstellung der Reichsverwaltung durch den Dauphin verabredet. Der in dieser Beziehung geschlossene Vertrag wurde am 2. August auf dem Pariser Stadthause vorgelesen, und der Dauphin führte gleich darauf mit einem Heere, zu welchem nicht blos der bessere Theil der Pariser Bürgerschaft, sondern auch der Herzog von Burgund Leute gestellt hatte, Alles zur gesetzlichen Ordnung zurück. Ruhe und Frieden konnten jedoch, wie der naive Peter de Fenin in seinem Tagebuche richtig bemerkt, unmöglich lange aufrecht erhalten werden, weil auf der einen Seite die Armagnac's nach Paris zurückkehrten und auf der anderen der Herzog von Burgund mit den Demagogen in steter Verbindung blieb. (Après que la paix ent esté confirmée à Auxerre, comme il vient d'estre dit, il se passa environ deux ans que la chose s'entretint de la sorte pacifiquement; lors ne parloit on d'aucune guerre; mais par envie, que chacun avoit de gouverner le royaume, la chose se remit dedans le trouble plus fort qu'auparavant.) Die Armagnac's, mit welchen die Königin innig verbunden war, bestanden auf einer vollständigen Unterdrückung der Partei des Herzogs Johann von Burgund; dieser aber hatte sich von Paris nach Flandern und Brabant begeben, um ein Heer zu rüsten, und erschien nicht, als man den Proceß wegen der Ermordung des Herzogs von Orleans erneute und ihn vorlud. Nun brach der Streit von neuem los. Auf Befehl der Königin wurden vier der angesehensten Freunde des Herzogs von Burgund

verhaftet, man rüſtete ſich von beiden Seiten aufs neue zum Krieg, und Johann machte den Verſuch, den König in Paris zu überfallen. Dieſer Verſuch ſchlug jedoch fehl, und Johann ward wegen desſelben am 17. Februar 1414 für einen Hochverräther und Mörder erklärt. (Das Journal von Paris ſagt: Le 17. Février fut crié le duc de Bourgogne à trompettes parmi les carrefours de Paris et banni comme faux, traitre, meurtier, lui et tous les siens et abandonnés corps et biens sans pitié et sans mercy.) Jetzt ward auch die Rede des Franziskaners Jean Petit über den Tyrannen-Mord von ſechzehn Doctoren der Theologie geprüft und wegen der in ihr enthaltenen gottloſen Sätze eine Klage beim Glaubensgerichte angeſtellt. Johann's Feinde ſuchten ihn auch in dieſen Proceß zu verwickeln, indem ſie, ehe der Erzbiſchof ein Verdammungsurtheil über Jean Petit's Rede ausſprach, bei ihm anfragen ließen, ob er die Gründe ſeines Vertheidigers billige; der Herzog zog ſich aber dadurch aus der Sache, daß er ausweichend erwiderte: er billige die Rede, ſoweit die in ihr enthaltenen Gründe haltbar ſeien. Während hierauf der Herzog von Burgund ſeine Städte befeſtigte und ein Heer rüſtete, hielten die Königin, die Prinzen von Geblüt, die geiſtlichen und weltlichen Herren und die Leute des königlichen Rathes unter dem Vorſitze des Dauphin eine allgemeine Verſammlung, in welcher gegen Johann ein Kriegszug unter des Königs Anführung beſchloſſen ward (jusqu'à ce que lui et ses partisans fussent du tout détruits et deshérités ou au moins humiliés). Die Verſammlung erlaubte ſich zugleich ohne Berufung der Stände ganz drückende Steuern für dieſen Zug auszuſchreiben und den Steuerpflichtigen wie den Einnehmern im Namen des Königs die furchtbarſten Strafen anzudrohen, wenn das Geld nicht bald herbeigeſchafft werde. Im Sommer rückte das königliche Heer ins Feld, und zwar unter der Fahne des Dauphin; dieſe trug übrigens, was für die Hofſitten jener Zeit bezeichnend iſt, nicht den Namenszug der Gemahlin des Dauphin, einer Tochter des Herzogs von Burgund, ſondern den eines Hoffräuleins der Königin, welches der Dauphin liebte (une demoiselle moult belle du l'hôtel de la reine, fille de messire Guillaume Cassinel, la quelle vulgairement on nommait la Cassinel). Die Truppen des Königs hatten bald die Städte

Soiſſons und Compiegne erobert und belagerten hierauf Arras; Johann dagegen hatte das Unglück, daß die Fläminger ſich weigerten gegen den König zu dienen. Da nun auf der anderen Seite von England her Krieg drohte, ſo glaubten die Gräfin von Hennegau und der Herzog Anton von Brabant, Johann's Bruder, eine Vermittelung herbeiführen zu können. Dies würde ihnen jedoch nicht gelungen ſein, wenn nicht der Dauphin über die Herrſchſucht und den übermüthigen Trotz des Grafen Armagnac und des Herzogs von Orleans unzufrieden geweſen wäre. Man ward einig, daß die Abgeordneten der flandriſchen Städte nebſt der Gräfin von Hennegau und dem Herzoge von Brabant den Dauphin demüthig um Frieden erſuchen und im Namen des Herzogs von Burgund verſprechen ſollten, daß derſelbe die beſetzten Städte räumen und die Schlüſſel von Arras dem Könige zu Füßen legen wolle. Außerdem ſollten die burgundiſchen Abzeichen abgelegt werden, und Herzog Johann nicht nur mehrere ihm zu nennende Perſonen aus ſeiner Umgebung entfernen, ſondern auch ohne Einwilligung der Regentſchaft weder eine Uebereinkunft mit England ſchließen, noch nach Paris kommen dürfen. Dieſer im Oktober 1414 zu Arras geſchloſſene Frieden ward im Februar 1415 von dem Herzoge von Orleans erſt nach vielen Schwierigkeiten, von den Ständen des Herzogs von Burgund aber, ſowie von der Gräfin von Hennegau und dem Herzoge von Brabant und ſogar von Johann's Sohne, dem Herzoge von Charolais, gutwillig beſchworen. Johann ſelbſt entzog ſich der Eidesleiſtung unter dem Vorwande, daß er erſt mit dem Könige und dem Dauphin ſprechen müſſe.

4. Krieg der Franzoſen und Engländer unter Karl VI. und Heinrich V.

Heinrich V., welcher im März 1413 ſeinem Vater Heinrich IV. auf dem engliſchen Throne folgte, hatte ſich als Prinz von Wales nur durch ſeinen ſteten Verkehr mit Wüſtlingen und Wildfängen und durch die Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten, welche er mit denſelben verübte, berüchtigt gemacht; jedermann war daher überraſcht, als er gleich nach ſeiner Thronbeſteigung jene Leute von ſich entfernte und alle Pflichten eines tüchtigen Regenten erfüllte. Shakespeare hat in mehreren Dramen den

Wandel und die Witze der rohen Menschen, welche den jungen Heinrich umgeben hatten, sowie das Leben des Prinzen von Wales selbst meisterhaft geschildert; man darf aber bei diesen Darstellungen nie vergessen, daß poetische und historische Wahrheit ganz verschieden sind, obgleich wir nicht leugnen, daß Shakespeare Chroniken benutzt hat, und daß manches Einzelne in seinen Stücken auch historisch wahr ist.

Schon unter Heinrich IV. hatten, wie vorher bemerkt worden ist, die beiden politischen Parteien Frankreich's, die Armagnac's und die Burgunder, sich nach England um Hülfe gewandt; Heinrich IV. hatte aber weder selbst das Reich zu verlassen, noch seinem Sohne die Anführung eines Heeres im Ausland anzuvertrauen gewagt. Ebenso, wie er aus Politik einen auswärtigen Krieg vermied, hatte er sich seines Adels und seiner Geistlichkeit gegen die Ketzer angenommen, obgleich er sonst wenig kirchengläubig war; denn er sah, daß die Letzteren einer Demokratie zugeneigt waren und durchgreifende Staats-Reformen forderten. Er hatte strenge Maßregeln gegen die Klasse der Wicliffiten, die man Lollharden nannte, angeordnet, weil sie eine Lehre aufstellten, welche der englischen Verfassung verderblich zu werden drohte; er hatte sogar einen ihrer Prediger verbrennen lassen und dem Hause der Gemeinen, als es gegen sein Verfahren mit den Lollharden protestirte, eine harte Antwort gegeben. Sein Sohn Heinrich V. zeigte sich anfangs schonend gegen die Ketzer; einer der vornehmsten Lollharden, Sir John Oldcastle oder Lord Cobham, war sogar sein unzertrennlicher Gesellschafter. Dieser Freund und originelle Rath des neuen Königs ist, obgleich er ein ganz verständiger Mann war, von den älteren Dramatikern England's, wie wir aus Fuller sehen, unter seinem wahren Namen als eine Art von Hofnarr auf die Bühne gebracht worden, und Shakespeare hat aus ihm seinen Falstaff gemacht. Er hegte die Prediger und Missionäre, welche von den Lollharden in alle Theile England's geschickt wurden und als Volksredner einen großen Einfluß hatten, auf dem von seiner Frau ererbten Gute Cobham, und schützte sie gegen die Justiz der Bischöfe. Heinrich V. war gleich bei seinem Regierungsantritt von der Ritterschaft und von der Geistlichkeit mit der Bitte bestürmt worden, der biblischen Demagogie ein Ende zu

machen; an John Oldcaſtle aber wagten ſich Beide lange nicht, weil er beim Könige in großer Gunſt ſtand. Als die Geiſtlichen endlich eine förmliche Klage gegen ihn vorbrachten, ließ ſich Heinrich nur zu dem Verſprechen bewegen, daß er durch freundliches Zureden Oldcaſtle auf andere Gedanken bringen wolle, und erſt nachdem dieſer Verſuch fruchtlos geblieben war, gab der König die Erlaubniß zu Oldcaſtle's Verhaftung. Der dem Könige befreundete Gefangene ward aber ſchlecht bewacht und entkam. Seine Flucht wirkte elektriſch auf das ganze Volk, und die Geiſtlichkeit, welche damals ebenſo, wie jetzt, mit der Ariſtokratie einerlei Intereſſen hatte, benutzte dieſe Bewegung im Volke, um Oldcaſtle und alle Lollharden politiſch verdächtig zu machen. Man warf den Lollharden vor, daß ſie eine förmliche Verſchwörung gegen den Staat gemacht hätten, was freilich ſehr unwahrſcheinlich iſt, wenn man auch zugeben muß, daß die evangeliſche Demokratie der Lollharden bei der in England herrſchenden großen Erbitterung über die Misbräuche der römiſchen Kirche allerdings gefährlich war. Auch der König ſelbſt glaubte endlich, daß die evangeliſchen Radikal-Reformers wirklich ſtaatsgefährlich ſeien, und gebot den Friedensrichtern, alle Lollhardiſchen Prediger und Miſſionäre zu verhaften. Dies geſchah, und auch Oldcaſtle wurde eingezogen. Man ſtellte ihn vor ein geiſtliches Gericht. Der ſchlaue und gleißneriſche Vorſitzer desſelben nahm bei der Verhandlung einen um ſo milderen Ton an, je heftiger ſich der von Unwillen fortgeriſſene tapfere Ritter ausſprach. Dieſer wandte ſich mit ſeinen Worten nicht an die geiſtlichen Richter, ſondern an die Zuhörer, und die Äußerungen, welche er vor Gericht gethan haben ſoll, beweiſen, daß er die engliſche Kirche von derjenigen Seite her angriff, welche noch gegenwärtig ihre ſchwächſte Seite iſt, obgleich ſie ſich jetzt proteſtantiſch nennt. Er erklärte nämlich: die Kirche ſei kein Verſorgungshaus für die Ariſtokratie, ſondern eine Zufluchtsſtätte für die Armen; ſie habe aufgehört evangeliſch zu ſein, ſeitdem ſie durch weltlichen Reichthum vergiftet wäre; der Klerus ſei der Antichriſt oder vielmehr das apokalyptiſche Thier, deſſen Kopf der Pabſt, deſſen Glieder die Biſchöfe und Prälaten, deſſen Schwanz die Mönchsorden wären; ein Nachfolger Petri aber ſei nur der, welcher des heiligen Petrus Tugenden am fleißig-

ſten übe. Oldcaſtle entkam bald wieder aus ſeiner Haft. Heinrich V. zeigte nachher, ebenſowenig als ſein Vater Luſt, die Vertheidiger des praktiſchen Chriſtenthums zu verfolgen. Man ſuchte ihm daher die Lollharden als eine politiſch gefährliche Secte verdächtig zu machen, welche unter dem Vorwande der Religion Republikanismus und Communismus einführen wolle. Dazu benutzte man einen unvorſichtigen Schritt, welchen 1414 eine Anzahl Lollharden thaten. Dieſe hielten nämlich in St. Giles, welches damals noch ein mit Buſchwerk bewachſener Ort vor den Thoren von London war, jetzt aber das elendeſte und ärmſte Kirchſpiel in der Stadt iſt, eine Berathung, und gaben dadurch ihren Feinden Gelegenheit, dem Könige vorzuſpiegeln, daß zwanzigtauſend Ketzer eine förmliche Verſchwörung gemacht hätten und von St. Giles aus London überfallen wollten. Der König brach, ohne das Unwahrſcheinliche der Sache zu bedenken, eilig mit Reiſigen auf, ließ die Thore der Stadt ſchließen, und machte dann förmliche Jagd auf einige hundert Leute, die ſich in den Gebüſchen von St. Giles fanden. Nachdem er einmal die Execution dem Urtheil hatte vorangehen laſſen, durfte er nicht ſtille ſtehen bleiben. Freilich konnte die Ketzerei durch Gewalt nicht ausgerottet werden; allein die Ketzer ſelbſt waren und blieben fortan dem Grimm und der Rache derer preisgegeben, welche damals, wie noch jetzt, die Güter der engliſchen Kirche verpraßten. Dieſe ſorgten für die Verfolgung und gerichtliche Ermordung der Armen in Chriſto. Sie ſpürten endlich auch John Oldcaſtle auf, der ſich vier Jahre lang ſeinen Verfolgern entzogen hatte. Er ward von den kirchlich Frommen zum Tode verurtheilt und auf die kannibaliſche Weiſe, mit welcher man damals Hochverräther hinzurichten pflegte, aus der Welt geſchafft.

Durch die Verfolgung ſeiner evangeliſch-demokratiſchen Unterthanen erwarb ſich Heinrich V. die Gunſt der ariſtokratiſchen Geiſtlichen und der Ritterſchaft. Auch unterſtützte ihn die Letztere bei ihrer Streitluſt und Raubgier gern im Kriege mit Frankreich, weil ſie die ſeit dem Frieden von Bretigny dort verlorenen Herrſchaften und Güter wieder zu erobern hoffte. Dieſer Krieg, welchen ſchon Heinrich IV. beſchloſſen und ſein Sohn nur ſo lange, als die Umſtände es erforderten, aufgeſchoben hatte, ward durch die fort-

dauernden inneren Streitigkeiten der Prinzen und Großen Frankreich's erleichtert. Der Friede von Arras hatte zwar dem Kriege der Armagnac's und Burgunder ein Ende gemacht; aber nicht nur konnten die Demagogen der Stadt Paris jeden Augenblick neue Unruhen erregen, sondern es war auch die hohe Aristokratie in drei Parteien getheilt, deren Führer insgesammt das Volk auf gleich furchtbare Weise drückten und die von demselben erpreßten Abgaben vor seinen Augen schnöde verpraßten. Die eine dieser drei Parteien war die Burgundische, deren Haupt, Johann der Unerschrockene, den Frieden von Arras auch im Anfange des Jahres 1415 noch immer nicht beschworen hatte, weil er auf eine Gelegenheit und einen Vorwand wartete, sich wegen des zuletzt erlittenen Verlustes zu entschädigen und seinen Einfluß auf die Reichsverwaltung wieder zu erobern. Die zweite Partei war die der Armagnac's, des Herzogs von Orleans und anderer Prinzen, welche dem Dauphin die Führung der Geschäfte während der Perioden des Irrseins seines Vaters auch ferner gern entzogen hätten. Die dritte Partei war die des Dauphin, welchem gesetzlicher Weise die Regentschaft des Reiches gebührte, der sie aber eben so egoistisch und ohne Schonung des Volkes führte, als seine Mutter und die anderen Prinzen. Der Dauphin hatte sich nach der Entfernung des Herzogs von Burgund der Stadt Paris bemächtigt, nachdem ein erster gewaltsamer Überfall derselben durch die Prinzen war vereitelt worden; er hatte hierauf alle diese Herren mit alleiniger Ausnahme des Herzogs von Berry aus der Stadt vertrieben und sich der Staatskasse bemächtigt, und brachte durch sein wüstes Leben, durch seine grenzenlose Verschwendung, Üppigkeit und Wollust das Land zur Verzeiflung. Um seine Hofleute und Lieblinge zu befriedigen und seine Mätressen zu bereichern, schonte er sogar seiner Mutter nicht; denn er ließ die von ihr erpreßten, bei Bürgern und Geistlichen niedergelegten Gelder mit Gewalt wegnehmen. Er beleidigte auch den Herzog von Burgund, indem er seine durch weibliche Tugenden ausgezeichnete Gemahlin, eine Tochter des Herzogs, nicht allein vernachlässigte, sondern auch ganz von sich entfernte. Johann weigerte sich deshalb fortwährend den Vertrag von Arras zu beschwören, und ließ durch seine Gesandten in einer feierlichen

Audienz öffentlich erklären, daß er dies nicht eher thun werde, als bis der Dauphin ſeine Gemahlin wieder nach Paris gebracht habe (que le dauphin demeurât avec sa femme, qu'il avoit reléguée à Saint Germain en Laye, et qu'il deboutât de sa compagnie une amie, qu'il tenoit au lieu de femme). Johann beſchwor zwar nachher, obgleich ſeine Forderung nicht erfüllt wurde, den Vertrag; er ſprach aber offen aus, daß er unter dieſen Umſtänden zu dem bevorſtehenden Kriege mit den Engländern die Truppen nicht ſtellen werde, welche er als Vaſall zu ſtellen ſchuldig ſei. Den Krieg mit England ſuchte der Dauphin als Regent des Reiches zu vermeiden, und er würde den Frieden gern durch Aufopferung von Städten und Landſchaften erkauft haben; Heinrich V. hatte aber ſeine Forderungen ſtets höher geſteigert und zuletzt ſogar den Anſpruch erneut, welchen einſt Eduard III. an die franzöſiſche Krone gemacht hatte (ſ. Th. VIII. S. 265). Dieſe Forderung des engliſchen Königs war im Juli 1414 gemacht worden, alſo gerade zu der Zeit, wo die inneren Unruhen Frankreich's am heftigſten waren; daraus allein muß man ſich erklären, daß über eine ſo ganz wunderliche Forderung bis zum Anfange des Jahres 1415 unterhandelt werden konnte. Als endlich der Frieden von Arras beſtätigt worden war, gab Heinrich V. Einiges nach; er beſchränkte ſich auf die Forderung, daß ihm die Normandie, Anjou und Maine herausgegeben würden. Zuletzt ſchien er ſogar geneigt, auch dieſe Anſprüche wieder fallen zu laſſen und dagegen eine Entſchädigung, ſowie die Hand einer franzöſiſchen Prinzeſſin anzunehmen, als er auf einmal die Unterhandlungen wieder abbrach und das Schwert zog. Er hatte nämlich die Unterhandlungen nur aus dem Grunde fortſetzen laſſen, damit er ſeine Rüſtungen vollſtändig beendigen und ſich die nöthigen Geldſummen verſchaffen könne; ſobald dies geſchehen war, erklärte er (April 1414) ganz unerwartet in einer Verſammlung von fünfzehn geiſtlichen und achtundzwanzig weltlichen Pairs, er ſei feſt entſchloſſen, ſich mit den Waffen in der Hand wieder in den Beſitz des Erbes ſeiner Väter zu ſetzen. Auf welche Weiſe er übrigens ſein Heer zuſammenbrachte, organiſirte und mit ſehr großen Koſten unterhielt, findet man ganz genau in den von Rymer geſammelten Actenſtücken der engliſchen Geſchichte angegeben. Die Franzoſen

hatten noch gar keine Kriegsanstalten gemacht, als Heinrich am 14. August mit sechstausend Schwergerüsteten und vierundzwanzigtausend Bogenschützen in der Normandie landete und das für jene Zeit vortrefflich befestigte Harfleur zu belagern begann. Die Franzosen rüsteten jetzt so schnell als möglich ihr Reichsheer aus, erschienen aber erst dann im Felde, als Harfleur bereits von Heinrich erobert war. Bei dem französischen Heere befanden sich, wie bei den deutschen Reichsheeren, viele Prinzen und fürstliche Personen, aber keine Befehlshaber. Es erschienen nämlich außer dem Connetable d'Albret der König, der Dauphin, die Herzöge von Berry, Bourbon, Anjou, Alençon und Bar und viele Grafen und Barone. Auch der Herzog von Orleans fand sich ein, obgleich ihm verboten worden war, den Zug mitzumachen. Der Herzog von Burgund dagegen erschien nicht; ja, er gab nicht einmal zu, daß sein Sohn, der Herzog von Charolais, dem Feldzuge beiwohne, obgleich seine Brüder, die Herzöge von Brabant und von Nevers, ihre Vasallenpflicht erfüllten.

Das englische Heer sollte nach der Einnahme von Harfleur eingeschifft werden, um die Provinz Guyenne wieder zu erobern. Es war durch Krankheiten und durch die Beschwerden der Belagerung sehr zusammengeschmolzen; König Heinrich beschloß aber dessen ungeachtet, dem Feinde trotzend durch die Normandie, die Picardie und Artois zu marschiren. Auf diesem Marsche kam er fast in dieselbe Verlegenheit, in welcher sich Eduard III. vor der Schlacht bei Cressy befunden hatte (s. Th. VIII. S. 270). Heinrich hatte nämlich gehofft über die Somme an der nämlichen Stelle setzen zu können, an welcher einst Eduard III. durch diesen Fluß gegangen war; allein er fand die dortige Furth durch ein Palliſaden-Werk gesperrt und von einem ihm an Zahl fünfmal überlegenen Heere besetzt. Er zog daher an der Somme weiter hinauf, bis er endlich bei Bethencourt zwischen Peronne und St. Quentin den Übergang bewerkstelligen konnte. Dies führte ihn jedoch in die Nähe des französischen Heeres, und er mußte jetzt Calais zu erreichen suchen, weil er sich mitten im feindlichen Lande gegen das mit jedem Augenblick wachsende feindliche Heer unmöglich auf die Dauer halten konnte, wenn dieses einem Treffen auswich. Die Franzosen hatten bis dahin nach dem Vorschlag ihres Connetable

wirklich das System befolgt jeden Kampf zu vermeiden; allein die im Kriegsrathe versammelten Prinzen und ritterlichen Herren hielten strategetische Klugheit für Feigheit, und bestanden darauf, daß eine entscheidende Schlacht geliefert werde. Dies ward in der That beschlossen und am 25. Oktober 1415 ausgeführt. Die Schlacht fand in der Nähe des Schlachtfeldes von Cressy bei der Burg Azincourt Statt, nach welcher dieselbe nachher benannt wurde. Bei den Vorbereitungen zum Kampfe benahm man sich auf beiden Seiten gerade so, als wenn es sich um einen ritterlichen Zweikampf oder um ein Turnier handele: man schickte Boten und Herolde hinüber und herüber, um zur Schlacht herauszufordern und die Zeit derselben zu bestimmen. Doch hielt der Connetable, als die Heere auf einander trafen, seine Landsleute ab, daß sie nicht, wie bei Cressy und Poitiers, blindlings auf den Feind stürzten, sondern den Angriff der Engländer erwarteten. Dagegen nahm er keine Rücksicht darauf, daß die Hauptstärke der Engländer in ihren Bogenschützen bestand, welche in Europa ihres Gleichen nicht hatten. In Folge davon wurden die Franzosen nicht nur völlig geschlagen, sondern die Engländer erkauften auch den glänzendsten Sieg mit verhältnißmäßig sehr geringem Verluste; denn die gepanzerten Franzosen, welche unbesonnen vordrangen und ein vorsichtiges Zurückweichen für schimpflich hielten, wurden aus der Ferne mit Pfeilen getödtet. Nach den Angaben der Sieger blieben mehr als achttausend Ritter und Edelleute der Franzosen. Dies mag freilich übertrieben sein; aber es fielen doch auf Seiten der Franzosen ganz gewiß mehr als hundert Bannerherrn, sowie sieben Grafen, die Herzöge von Brabant, von Bar und von Alençon und der Connetable d'Albret. Auch wird durch das uns aufbewahrte Namensverzeichniß der Fürsten und Ritter, welche in der Schlacht bei Azincourt umkamen, die gleichfalls überlieferte Behauptung bestätigt, daß keine einzige angesehene Familie in Frankreich gewesen sei, die nicht einen Angehörigen zu beweinen gehabt hätte. Unter den Gefangenen, von welchen übrigens Heinrich anfangs einen großen Theil durch seine Bogenschützen hatte niederschießen lassen, befanden sich die Herzöge von Orleans und Bourbon, die Grafen von Eu, Vendome und Richemont und der Marschall Boucicault. Gegen den Herzog von Orleans benahm sich Heinrich

weder artig noch edelmüthig, wenn er anders denſelben wirklich ſo anredete, wie eine Chronik berichtet; denn die ihm in den Mund gelegten Worte paſſen beſſer für einen Methodiſten oder Pietiſten, als für einen ſiegreichen König, der einen gefangenen Prinzen begrüßt. (On dit, ſoll er geſagt haben, que oncques plus grand desroy et desordonnance de voluptés, de péchés, et de mauvais vices ne fut veu, que regnent aujourd'hui en France, et est pitié de l'ouir recorder et horreur aux écoutants, et se dieu est courroucé, ce n'est de merveilles, et nul ne doit s'en ebahir.) Die Herzöge von Orleans und Bourbon wurden nachher noch bis über Heinrich's Tod hinaus in England feſtgehalten. Alle übrigen Gefangenen wurden gegen Löſegeld freigegeben; doch entließ der König auch viele von ihnen auf ihr Ehrenwort, daß ſie dasſelbe ſpäter bezahlen würden. Übrigens kehrte Heinrich vom Schlachtfelde aus nach England zurück.

Der Herzog von Burgund, welcher mit Heinrich lange über ein Bündniß unterhandelt hatte, rückte bald nach der Schlacht bei Azincourt mit ſeinen Truppen vor Paris, ſah ſich aber, nachdem er bei Lagny lange unthätig gelagert geweſen war, zur Rückkehr genöthigt. Seine Partei in Paris erlitt durch dieſen fehlgeſchlagenen Verſuch eine große Niederlage. Caboche und ſeine Schinder, die Metzger mit ihrem Zunftmeiſter, wurden gedemüthigt, der ſouveraine Graf Armagnac, welcher an der Spitze der Partei Orleans ſtand, ward aus dem Süden in den Norden gerufen und an d'Albret's Stelle zur Würde eines Connetable erhoben, und als der Dauphin Ludwig, welcher gleich im Anfange des Krieges zum Generalſtatthalter des Reiches (lieutenant du roi) ernannt worden war, ſchon im December 1415 ſtarb, ſchien die Obergewalt in Frankreich ganz an den Grafen Armagnac zu fallen. Nicht blos das geſammte Kriegsweſen kam unter dieſen Grafen, weil er Connetable war, ſondern auch die Finanzen wurden ganz in ſeine Hand gelegt, er war das, was man ſpäter Premierminiſter nannte, und vergab die Commandanten-Stellen in den vielen Burgen und feſten Städten, ſowie alle übrigen Ämter. Sobald er ſich in ſeiner Stelle feſtgeſetzt hatte, ward auch wieder darauf angetragen, daß der Proceß wegen der Ermordung des Herzogs von Orleans aufs neue begonnen werde. Jetzt kam der Herzog von Burgund auf

den Gedanken, den neuen Dauphin Johann, Karl's VI. zweiten Sohn, dadurch in Schrecken zu ſetzen, daß er ſich ſcheinbar mit England innig verband, womit es ihm damals gewiß nicht ernſt war. Er unterhandelte lange mit Heinrich V., und hatte endlich im September 1416 zu Calais eine Unterredung mit ihm, bei welcher niemand zugegen war. Das Ergebniß der Zuſammenkunft Johann's und Heinrich's ſoll ein Vertrag geweſen ſein, der ſich unter den von Rymer geſammelten Urkunden der engliſchen Geſchichte befindet. In dieſem Vertrage heißt es: der Herzog von Burgund ſei jetzt zu der Einſicht gekommen, daß Heinrich V. der rechtmäßige König von Frankreich ſei, welchem bis dahin ſein Erbe vorenthalten worden wäre; ſobald ſich daher derſelbe in den Beſitz eines anſehnlichen Theiles von Frankreich geſetzt haben werde, wolle ihm der Herzog alles leiſten, was ein Vaſall ſeinem Oberherrn ſchuldig ſei. Außerdem verſpricht der Herzog, während der Dauer des um den Beſitz von Frankreich geführten Krieges ſeinerſeits mit aller Macht die im Vertrage blos durch die Buchſtaben A, B, C und D bezeichneten Herren und ihre Unterthanen, falls ſie dem Könige von England nicht gehorchen wollten, mit den Waffen zu bekämpfen. Dieſer Vertrag iſt jedoch, trotz der entgegengeſetzten Behauptung Villaret's und anderer gelehrten Franzoſen, niemals unterſchrieben oder förmlich ausgefertigt worden; er war, was auch die gelehrten Benedictiner, welche das Werk l'art de vérifier les dates verfaßt haben, und der neueſte engliſche Geſchichtſchreiber, Lingard, anerkennen, ein bloßer Entwurf. Dies geht namentlich aus zwei Umſtänden hervor. Erſtens hat König Heinrich V. weder vorher noch nachher bis zum Tode des Herzogs Johann von Burgund in allen Unterhandlungen je etwas Anderes geltend gemacht, als ſeinen Anſpruch an den ſouverainen Beſitz der Länder Guyenne und Normandie, welche man nur als Lehen abtreten wollte. Zweitens befand ſich der Dauphin Johann zur Zeit der angeblichen Abſchließung jenes Vertrages bei dem Grafen von Hennegau, einem Schwager des Herzogs von Burgund, und dieſer reiſte nicht nur von Calais nach Compiegne, wo der Dauphin damals ſich aufhielt, ſondern er unterhandelte auch fortwährend freundlich mit Paris, und erklärte ſich erſt, als der Dauphin Johann im April 1417 geſtorben war, für England. Rapin Thoyras und Hume laſſen den Letzteren irr-

thümlich ſchon im Jahre 1416 ſterben, und es iſt deshalb bei ihnen Alles falſch motivirt.

Beim Tode des Dauphin Johann klagten beide Parteien, die burgundiſche und die Armagnac's, einander öffentlich der Vergiftung desſelben an, und der Herzog von Burgund legte in einem 1418 erlaſſenen Manifeſt die einzelnen Umſtände dar, welche wahrſcheinlich machen ſollten, daß der Dauphin vergiftet worden ſei. (Il trépassa tout enflé des joues, par la langue et les lèvres, ayant les yeux elevés et saillants, tellement que c'étoit grand pitié à voir, vu que cette forme de mourir est une manière, dont gens empoisonnés ont coutume de mourir.) Eine Unterſuchung ward nicht angeſtellt. Übrigens trat an des Geſtorbenen Stelle Karl's VI. jüngſter Sohn, der nachherige König Karl VII. Von dieſem Augenblicke an wurde die Verwirrung in Frankreich ärger, als ſie je geweſen war; denn der neue Dauphin Karl war erſt vierzehn Jahre alt, und die Königin, welche der Graf von Armagnac wie eine Gefangene behandelte, ward beſchuldigt, die burgundiſche Partei zu begünſtigen. Sie hatte ſich nach Vincennes begeben, und ärgerte dort das Volk durch ihre Feſte und Verſchwendungen; ſelbſt der wunderliche und läſtige Putz der Königin und ihrer Hofdamen und Hoffräulein wird ihr von dem naiven Jüvenal des Urſins, welcher unter Karl's VII. und Ludwig's XI. Regierung eine Geſchichte Karl's VI. ſchrieb, ſehr übel gedeutet (les dames et demoiselles, heißt es bei ihm, menoient grands et excessifs états et cornes merveilleuses, hautes et longues, et avoient de chacun côté au lieu de bourlées deux grandes oreilles si larges, que, quand elles vouloient passer l'huis d'une chambre, il falloit qu'elles se tournassent de côté et baissassent, ou elles n'eussent pu passer). Um ſich der Königin zu entledigen, gebrauchte Armagnac den unglücklichen König ſelbſt. Er bezeichnete ihm den Oberſthofmeiſter der Königin, Ludwig Bourbon, als ihren begünſtigten Liebhaber, und Karl VI. eilte ſogleich ſelbſt nach Vincennes, wo er den Beſchuldigten verhaften ließ und dann augenblicklich wieder umkehrte, ohne die Königin geſehen zu haben. Der Gefangene ward grauſam gefoltert, und man brachte ihn durch dieſes Mittel leicht zu allen Ausſagen, die man wünſchte. Eben ſo willkürlich und tumultuariſch, als die gerichtliche Unterſuchung, war die über

ihn verhängte Strafe: er ward Nachts in einem ledernen Sack, welcher die Aufſchrift „Achtung vor der Strafe des Königs (laissez passer la justice du roi)" hatte, durch die Stadt getragen und in die Seine geworfen. Die Königin ſelbſt wurde nach Tours verbannt, wo man ſie, nachdem ihre ganze Hofhaltung entlaſſen war, durch drei Aufſeher überwachen ließ. Alle ihre Schätze, welche ſie Klöſtern oder Privatleuten anvertraut hatte, wurden vom Connetable und vom Dauphin ohne Weiteres in Beſitz genommen. Nachdem die Königin bei Seite geſchafft war, erlaubte ſich Armagnac unter dem Namen des Dauphin die ärgſten Gewaltthaten und Erpreſſungen. Dieſe gaben dann dem Herzoge von Burgund Gelegenheit und Vorwand, als Vertheidiger der Rechte des unterdrückten Volkes und der mishandelten, gefangenen Königin aufzutreten. Dagegen erließ die herrſchende Partei faſt jede Woche neue Erklärungen, in welchen der Herzog und ſeine Anhänger als Rebellen und Feinde der öffentlichen Ordnung bezeichnet waren, und der Dauphin forderte alle Unterthanen des Königs auf, Johann und ſeine Freunde zu verfolgen und als Hochverräther auszurotten. Der Herzog von Burgund blieb in ſeinen Manifeſten den Armagnac's und ihrem Dauphin nichts ſchuldig, Er ließ in allen großen Städten Anſchläge anheften, und drohte in denſelben, alle diejenigen bis auf's Äußerſte zu verfolgen und mit Feuer und Schwert zu vertilgen, welche die Armagnac's, die er Tyrannen, Mörder und Giftmiſcher nennt, unterſtützen würden. Er ließ es aber nicht beim bloßen Schreiben und Schimpfen bewenden, ſondern ermunterte auch den großen Haufen und die Pariſer durch dieſelben Mittel, deren ſich unſere Republikaner zu bedienen pflegen, zum Abfall von der Regierung. Er verſprach nämlich allen Städten und Orten, die ſich für ihn erklären würden, die Befreiung von allen drückenden Abgaben (des aides, tailles, dixmes, gabelles et autres vexations, dont le pauvre peuple étoit grevé). Außerdem ſammelte er ein Heer von Abenteurern, denen er vorerſt ſeine eigenen Unterthanen preisgab, bis er ſie in die Gegend von Paris führen könne. Dieſes Heer vermehrte ſich beſtändig, während zu gleicher Zeit König Heinrich V. von England ſeine Truppen in die Normandie führte und den größten Theil derſelben eroberte. Bald erklärten ſich die Städte von Ponthieu, Picardie, Vermandois und Beauvaiſis, ſowie Rheims,

Troyes, Auxerre und viele andere Orte und Landschaften für Burgund, und fast an jedem Tage hörte man von neuen Städten, welche das burgundische Andreas-Kreuz zu ihrem Feldzeichen gemacht hätten. Endlich drang der Herzog mit einem ansehnlichen Heere, welches jedoch gewiß nicht, wie Monstrelet sagt, sechzigtausend Mann stark war, bis zu den Mauern von Paris vor, und besetzte alle umliegenden Burgen und Orte. Er war jetzt so mächtig, daß der Kaiser Siegmund, das Constanzer Concilium und der von diesem erwählte Pabst Martin V. mit seinen Kardinälen Gesandte an ihn schickten und ihn als denjenigen anerkannten, dem die Verwaltung des französischen Reiches gesetzlich zukomme.

Da den französischen Königinnen bei der Minderjährigkeit oder Unfähigkeit der Könige ein Antheil an der Regierung verfassungsmäßig gebührte, so beschloß Johann der Unerschrockene, die Königin Isabella aus ihrer Haft zu befreien und zu seiner Verbündeten zu machen. Dies gelang ihm auch wirklich. Er ließ die Königin aus der Abtei Marmoutier, in welche sie sich unter dem Vorwande Messe zu hören öfters begab, durch achthundert Mann plötzlich wegführen und dann über Chartres nach Troyes geleiten (November 1417). Hier errichtete Isabella alsbald eine Gegen-Regentschaft. Sie bestellte außerdem, weil das Pariser Parlament orleanistisch sei, ein Parlament in Amiens, ließ ein eigenes Reichssiegel stechen, und bediente sich in ihren Decreten, Edicten und Manifesten einer einleitenden Formel, durch welche sie die Regierungsgewalt als vom Könige selbst übertragen in Anspruch nahm (Isabelle par la grace de dieu royne de France, ayant pour l'occupation de Monseigneur le roi le gouvernement et administration du royaume par l'octroi irrevocable à nous sur ce fait par mon dit seigneur et son conseil). Auch ernannte sie den Herzog von Lothringen zum Connetable. Johann der Unerschrockene setzte sich nach der Befreiung der Königin mit seinen Pariser Demagogen in Verbindung, um sich durch dieselben den Eingang in die Hauptstadt des Reiches zu verschaffen, bei deren Bewohnern nicht blos der Graf Armagnac, sondern auch der junge Dauphin täglich verhaßter wurden. Die ganze zu diesem Zwecke angesponnene Kabale ward, wie Peter de Fenin sagt, von Lisle Adam, dem burgundischen Commandanten zu Pontoise, geleitet (avoit grandes ac-

cointances en la ville de Paris). Nachdem die Pariſer Demagogen den ganzen Winter 1417/18 hindurch gearbeitet hatten, um das geringe Volk für den Herzog von Burgund zu fanatiſiren, ſtahl im Mai 1418 der Pariſer Kaufmann Perrinet le Clerc, der ſich beleidigt glaubte, bei Nacht die Schlüſſel des Thores von St. Germain, welche ſein Vater als Hauptmann eines Quartiers zu bewahren hatte, unter dem Kopfkiſſen desſelben hinweg und öffnete das Thor einem burgundiſchen Truppen-Corps. Dieſes beſtand nur aus achthundert Reiſigen, welche Lisle Adam auf einen gegebenen Wink eilig zuſammengerafft hatte, während in der Stadt damals noch einige tauſend Mann von dem Heere des Connetable lagen. Die Pariſer Bürger vereinigten ſich mit den einziehenden Burgundern, indem ſie dieſe und den Frieden hoch leben ließen und dagegen Armagnac mit ſeiner Partei verwünſchten. Vergebens ſuchte Armagnac ſich zu verbergen, er wurde ebenſo wie zwei Legaten des Pabſtes, der Erzbiſchof von Rheims und mehrere andere Biſchöfe in's Gefängniß geworfen. Die Legaten und den Erzbiſchof ſetzte man zwar alsbald wieder in Freiheit, die Anderen aber blieben im Kerker, wo ihrer ein entſetzlicher Tod harrte. Die Schilderung, welche die naiven Chroniken jener Zeit von dem geben, was bei und unmittelbar nach dem Einbruch der Burgunder in Paris vorging, trifft wörtlich mit dem überein, was dieſe Stadt von 1789 bis 1794 erlitten hat; nur daß im achtzehnten Jahrhundert der Pöbel, im fünfzehnten dagegen der Adel die Gräuel verübte. Von allen Seiten her ſtrömten Frevler jeder Art in die Stadt, wo ſie ſich dann ihrer wilden Wuth und Mordluſt überließen. Dieſe ſtieg auf's höchſte, als Tanneguy dü Chatel, der ſich mit dem Dauphin in die Baſtille gerettet hatte, einen Ausfall machte. Er ward zurückgetrieben und entkam nachher mit dem Dauphin glücklich aus der Stadt; die burgundiſche Partei rächte ſich aber durch eine allgemeine Ermordung der Orleaniſten und durch die Plünderung der Häuſer aller derer, die man im Verdacht hatte, daß ſie dem Grafen Armagnac anhingen. Am 12. Juni 1418 wurden alle Gefängniſſe erſtürmt und in allen Straßen von Paris die grauſamſten Mordthaten begangen. Man tödtete zuerſt die Wachen und Gefängnißwärter und dann die Gefangenen, ſowie jeden Anderen, der dem Pöbel verdächtig war.

Die Wuth des wilden Haufens war so groß, daß selbst das Kind im Mutterleibe nicht verschont blieb, und daß man bis über die Knöchel im Blut wadete. Die Darstellungen der gleichzeitigen Geschichtschreiber gleichen bis auf ein Haar den Pariser Scenen der ersten Tage des September 1792; uns schaudert aber, dergleichen Dinge zu beschreiben. Übrigens ward das Morden nicht etwa blos von dem Gesindel, von dem niedrigsten Haufen der Stadt und von gedungenen Verbrechern verübt, sondern die Häupter der ersten Familien des französischen Reiches, ein Lisle Adam, ein Harcourt, ein Luxembourg, ein Fosseusse, ein Chevreuse und Andere, munterten die Mörder dazu auf und unterstützten sie durch Reisige. Unter den gleich anfangs von der einen Mitternacht bis zur anderen Gemordeten, welche das Journal von Paris aufzählt, und deren Zahl fünfzehnhundertachtzehn betragen haben soll, befanden sich, außer vielen anderen Männern und Frauen des ersten Ranges, der Connetable, der Kanzler, der Sohn desselben und der Bischof von Coutance. Die chronologische Geschichte Karl's VI. sagt, es seien während dieser blutigen Tage im Ganzen dreitausend Menschen erschlagen oder ersäuft worden. Nach dem Morden kamen der Herzog von Burgund und die Königin in die Stadt und übernahmen die Regierung; sie gebrauchten den König ebenso, wie ihn die Armagnac's gebraucht hatten (car le roi estoit du tout content des Bouguignons et des Armagnacs, et peu lui chaloit et lui estoit comme indifférent comme tout allast. Chacun qui avoit de lui connaissance pouvoit bien savoir l'estat et lamentable où il se trouvoit).

Das Reich schien damals seiner Auflösung nahe. Der König von England hatte die ganze Normandie bis auf Cherbourg und Rouen besetzt, und sieben Monate später waren auch diese beiden festen Städte in seine Gewalt gefallen. Der Herzog von Bretagne und die Titularkönigin von Sicilien als Vormünderin ihres Sohnes, des Herzogs von Anjou und Maine, wurden ihrer Lehenspflicht gegen Frankreich ungetreu und schlossen einen Waffenstillstand, ohne an die Pflichten zu denken, die sie dem König Karl VI. schuldig waren; im Süden des Reiches führten die souverainen Grafen von Foix, von Cominges und von Armagnac, welche zur Partei des Dauphin gehörten, Krieg gegen den auf burgundischer Seite stehen-

den Prinzen von Oranien, wobei ſie jedoch wie dieſer unter dem Schein von Parteizwecken ihre eigenen Vortheile verfolgten; und zu derſelben Zeit, als Paris der Schauplatz von ſchauderhaften Mordthaten war und zwei Connetables, zwei Parlamente, zwei Regentſchaften einander bekriegten, beſetzte der Prinz von Oranien die Städte von Languedoc, und ließ dort die Regentſchaft der Königin und des Herzogs von Burgund anerkennen. Endlich ſchien die Einnahme von Rouen den Dauphin oder vielmehr ſeine Rathgeber zu einer Ausſöhnung mit der Königin und dem Herzoge von Burgund geneigt zu machen, nachdem im vorgehenden Jahre ein Verſuch des Herzogs von Bretagne und der päbſtlichen Legaten, einen Vergleich zu Stande zu bringen, geſcheitert war. Beide Theile gingen auf eine Unterhandlung ein; allein dieſe hatte wieder keinen Erfolg. Der Herzog von Burgund ſuchte daher den König Heinrich von England, der ſich bereits auf den Münzen, die er in Rouen ſchlagen ließ, König von Frankreich nannte, für ſich und für die Königin zu gewinnen. Er begab ſich mit Iſabella nach Pontoiſe, Heinrich kam in die nahe gelegene Stadt Mantes, und es ward dann in einem auf zwei Seiten mit Palliſaden eingeſchloſſenen offenen Raume, in Gegenwart der beiderſeitigen Heere, eine Zuſammenkunft zwiſchen beiden Theilen gehalten. Der Herzog und die Königin waren von der Tochter des Königs Karl, Katharina, begleitet, die dem engliſchen Könige ſchon längſt zur Gemahlin angeboten worden war, und von deren Reizen man die Erlangung beſſerer Bedingungen erwartete. In der That machte auch die Schönheit der Prinzeſſin einen ſichtbaren Eindruck auf Heinrich; deſſen ungeachtet gab er aber in Betreff des Hauptpunktes, ſeines Anſpruches an Frankreich, nicht nach. Während dieſe Unterhandlungen mit England noch fortdauerten, verſuchte Tanneguy dü Chatel, welcher deshalb ſelbſt nach Pontoiſe kam, eine Ausſöhnung zwiſchen dem Dauphin und Johann dem Unerſchrockenen zu Stande zu bringen. Dü Chatel wußte des Letzteren Leute und eine ſeiner Geliebten, eine Frau von Giac, zu gewinnen, und ſo gelang es ihm im Juni 1419, den Herzog zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Dauphin zu bewegen. Dieſe Zuſammenkunft ward am 11. Juli 1419 zu Poilly le Fort zwiſchen Melün und Corbeil gehalten, das Ergebniß derſelben war eine Ausſöhnung, welche

der Herzog und der Dauphin durch die heiligſten, vor dem Biſchof von Laon als Legaten des Pabſtes auf die Evangelien und auf das Crucifix abgelegten Eide beſchworen. Was zwiſchen Beiden mündlich ausgemacht worden war, wurde nachher ſchriftlich aufgeſetzt, von beiden Theilen unterſchrieben und beſtätigt und dann dem Pariſer Parlament mitgetheilt. Vermöge dieſes Vertrages ſollten künftig der Dauphin und der Herzog von Burgund die Regierung im Namen des Königs gemeinſchaftlich führen.

Alle Städte des Reiches feierten die Beendigung des unſeligen Zwiſtes der königlichen Familie durch lauten Jubel und durch Feſtlichkeiten aller Art; ihre Freude war aber von kurzer Dauer. Der Dauphin Karl war ſeit dem Tode des Grafen Armagnac in der Gewalt des ganz gewiſſenloſen Tanneguy dü Chatel, und dieſer faßte mit ſeinen ritterlichen Freunden, dem Vicomte de Narbonne, den Herren von Barbazan, von Gitery und Anderen, welche wegen der Tödtung des Herzogs von Orleans durch Johann erbittert und über die Mittel dieſelbe zu rächen nicht bedenklich waren, den Entſchluß, ſich des läſtigen Herzogs von Burgund durch Meuchelmord zu entledigen. Der fünfzehnjährige Dauphin ward zu einer ähnlichen That beredet, wie diejenige war, welche Johann einſt an dem Herzoge von Orleans verübt hatte. Zur Ausführung dieſer That beſtimmte man die Gelegenheit einer nochmaligen Zuſammenkunft, welche nach der zu Poilly getroffenen Verabredung zwiſchen Johann und dem Dauphin am 18. Auguſt ſtattfinden ſollte. Jeder der beiden Prinzen fürchtete ſich vor den böſen Abſichten des anderen; die Zuſammenkunft ward deshalb von Woche zu Woche verſchoben; endlich ſetzte man ſie auf den zehnten September feſt. Der Herzog von Burgund fühlte zwar, als dieſer Tag herannahte, neue Bedenklichkeiten; Tanneguy dü Chatel wandte ſich aber an die Dame, welche den Herzog früher zur Ausſöhnung mit dem Dauphin bewogen hatte, und dieſe bewirkte, daß er ſich endlich zu der Unterredung mit dem Dauphin entſchloß. Die Zuſammenkunft fand wirklich an dem beſtimmten Tage zu Montereau Statt, und zwar auf der Yonne-Brücke. Dieſe war durch doppelte Schranken ſo getheilt worden, daß in der Mitte ein für die Zuſammenkunft beſtimmter Raum blieb, in welchem dann der Herzog und der Dauphin mit

je zehn Begleitern eintraten, während die vierhundert Mann, welche jeder von Beiden nach Montereau mitgebracht hatte, in einer beſtimmten Entfernung zurückblieben. Unter den Begleitern des Dauphin, welche der Zuſammenkunft beiwohnten, finden wir Tanneguy dü Chatel, Barbazan, den Vicomte de Narbonne und andere Creaturen Armagnac's, welche durch deſſen Mord tödtlich beleidigt waren. Viele von ihnen hatten Streitärte mitgebracht, und trugen unter ihren Kleidern einen Panzer (armés à couvert), während die Leute des Herzogs von Burgund blos Schwerter und Waffenröcke hatten. Außerdem war von den Erſteren eine Anzahl Leute in die bei der Brücke liegenden Häuſer verſteckt worden, und man hatte wahrſcheinlich den Herzog von Burgund zu täuſchen gewußt, als derſelbe dieſe Häuſer durchſuchen ließ. Das Geſpräch begann freundlich, doch hielt ſich der Herzog von Burgund etwas entfernt, bis dü Chatel ihn vorwärts ſtieß und die Thür der Schranken ſchloß. Zu gleicher Zeit gab ein anderer Begleiter des Dauphin, der Präſident der Provence, Louvet, das verabredete Signal, und nun hieb dü Chatel mit ſeiner Axt auf den Herzog, ſowie der Vicomte de Narbonne auf den Herrn von Noailles, welcher den Herzog ſchützen wollte; die aus den nahen Häuſern hervorbrechenden Mörder aber vollendeten die ſchauderhafte Gräuelthat. Der Herog von Burgund wurde erſchlagen, und auch Noailles fiel unter den Streichen der Mörder, die anderen Begleiter des Herzogs wurden gefangen genommen mit alleiniger Ausnahme des Herrn von Montagü, welcher über die Schranken ſprang und entkam. Nach dem dreizehn Seiten füllenden Auszug aus den Denkſchriften über dieſen Mord war die kannibaliſche Wuth der hochadeligen Mörder des fünfzehnten Jahrhunderts eben ſo groß, als die der radikalen Mörder des achtzehnten. (L'animosité des assassins, heißt es dort, fut telle, que chacun prit un morceau de la robe du duc et le porta comme une marque honorifique de cet affreux exploit. Du Chastel d'un des eperons noirs du duc fit faire un etuy pour enchasser la hache au bec de faucon dont il s'étoit servi.) Uebrigens laſſen ſich in Betreff der einzelnen Umſtände der Mordſcene die verſchiedenen Erzählungen nicht in Einklang bringen, obgleich in der Hauptſache alle Berichte übereinſtimmen. Inwiefern der Dauphin ſelbſt bei der ſchänd-

lichen That betheiligt war, ist nicht der Mühe werth zu untersuchen.

Die Ermordung des Herzogs von Burgund erbitterte besonders den Norden und Westen von Frankreich, weil die Leute, welche den Dauphin regierten und die That angestiftet hatten, in der Bretagne oder im Süden ansässig waren und aus diesem Grunde nicht für Franzosen galten (le dauphin estoit gouverné en ce tems par les seigneurs de Barbazan, Tanneguy du Chastel, le vicomte de Narbonne, le seigneur de Gitery et plusieurs autres, qui point n'estoient du royaume de France). Es erhob sich deshalb zugleich von diesen beiden Seiten und von Burgund her ein heftiger Sturm gegen den Dauphin und gegen alle seine Anhänger. Die Unzufriedenen fanden nicht nur an der Königin, in deren Gewalt der König war, einen Stützpunkt, sondern auch an dem Sohne und Erben des gemordeten Herzogs, Philipp dem Guten, und an seinem Neffen, dem Grafen von St. Paul, welcher, obgleich er erst im vierzehnten Lebensjahre stand, von seinem Oheim als Stellvertreter des Königs und als Gouverneur von Paris zurückgelassen worden war und vom Kanzler de Baitre, sowie von anderen Männern geleitet wurde. Die Königin erließ an alle Städte des Reiches Rundschreiben gegen ihren Sohn und, wie es hieß, gegen seine Mitschuldigen, die Mörder des Herzogs von Burgund; in diesen Briefen wurde Namens des Königs allen Unterthanen befohlen, die Dienste seines Sohnes Karl zu verlassen, und damit, wie die Worte lauteten, jedermann die Schlechtigkeit des besagten Karl kennen lerne, so sollten die Briefe jede Woche aufs neue bekannt gemacht werden. In Paris erregte der laute Unwillen über die Ermordung des Herzogs wilde Wuth, die rothe Schärpe und das Andreas-Kreuz erschienen wieder als Parteizeichen, und der Adel, die Klerisei und die Mitglieder der Gerichte legten in die Hände des Grafen von St. Paul einen Eid ab, daß sie den Tod des Herzogs rächen wollten. Auch ertheilte die Stadt Paris dem Grafen von St. Paul oder vielmehr dem Kanzler de Baitre und einigen der vornehmsten Bürger Auftrag und Vollmacht, mit dem Könige von England eine Übereinkunft zu treffen. Alle die Städte aber, welche, ohne dem Herzoge anzugehören, seine Partei ergriffen hatten, schlossen unter

einander und mit Paris einen engen Bund zur Selbſterhaltung. Der neue Herzog von Burgund, Philipp der Gute, welcher die Nachricht vom Tode ſeines Vaters in Gent erhielt, überließ ſich, da er erſt dreiundzwanzig Jahre alt war, blindlings ſeinen Empfindungen. Er ſchickte den Marſchall von Burgund zum König und zur Königin, und ſuchte ſie zu einer unnatürlichen Verbindung mit Heinrich V. von England zu bewegen, welcher ſeinen ſonderbaren Anſpruch an das franzöſiſche Königthum durch eine Vermählung mit Iſabella's Tochter Katharina feſter zu begründen ſtrebte, und im Laufe des Jahres 1419 nördlich und öſtlich von Paris eine Stadt nach der anderen eroberte. Wirklich begannen auch noch im September die Unterhandlungen zwiſchen Heinrich's Bevollmächtigten und den Gegnern des Dauphin, und ſchon im November ward ein Waffenſtillſtand für Paris geſchloſſen, welcher nachher im December in einen allgemeinen verwandelt wurde. Der Dauphin hatte unterdeſſen den Herzog der Bretagne zu gewinnen und ſich im Süden des Reiches feſtzuſetzen geſucht. Hier hatte er Touraine, Poitou und Languedoc durchzogen, die Statthalterſchaft der zuletzt genannten Provinz dem Grafen von Clermont übertragen, das Parlament von Toulouſe wieder hergeſtellt, die Städte Nismes und Pont St. Eſprit, welche Johann der Unerſchrockene dem Prinzen von Oranien übergeben hatte, dieſem wieder entriſſen und die oraniſchen Truppen aus der ganzen Provinz verjagt. Er hatte außerdem durch Geſandte die Könige von Caſtilien und von Aragonien, ſowie den Regenten von Schottland um Hülfe erſuchen laſſen.

Während durch den Dauphin in den letzten Monaten des Jahres 1419 das ſüdliche Frankreich ganz von den Anhängern des Herzogs von Burgund geſäubert ward, veranſtalteten Philipp der Gute und die Königin einen großen Congreß zu Arras, um mit Heinrich V. über den Frieden zu unterhandeln. Außer den Geſandten Philipp's und der Königin erſchienen daſelbſt auch Abgeordnete der vornehmſten Städte Frankreich's, ſowie der Graf von St. Paul, welcher als Statthälter von Paris im Namen des Königs den Unterhandlungen beiwohnen ſollte. Man kam über folgende Friedens-Präliminarien überein: der König von England ſolle die Prinzeſſin Katharina zur Gemahlin erhalten und ſein

Schwiegervater Karl bis an seinen Tod König von Frankreich bleiben, nachher aber solle das Königreich an Heinrich und seine Erben fallen. Ferner solle, da König Karl anerkannter Maßen unfähig sei, die Regierung zu führen, die Regentschaft einstweilen dem König Heinrich überlassen werden. Diesem sollten die Bürger jedes Standes die Huldigung leisten, indem sie zugleich versprächen, daß sie ihn gleich nach Karl's Tode als ihren rechtmäßigen Herrn anerkennen wollten. Nachdem diese Präliminarien angenommen waren, wurde ein Waffenstillstand gewährt, welcher bis zum März 1420 dauern sollte, von dem aber der Dauphin und dessen Anhänger (nommés Armagnacs) ausdrücklich ausgeschlossen wurden. Der Frieden selbst ward im Mai 1420 zu Troyes abgeschlossen, wo sich der König Karl und seine Gemahlin aufhielten. Er wurde dort am 21. Mai unterzeichnet, nachdem Heinrich am Tage vorher mit zwölftausend Mann angekommen war. Dieser ganz widersinnige und unnatürliche Vertrag, welcher von dem damals schon längere Zeit völlig wahnsinnigen König Karl zum Nachtheil seines eigenen Sohnes unterschrieben wurde, schloß den Dauphin ganz von der Nachfolge aus, und knüpfte Frankreich und England als Ein Reich (perpetuellement et indivisément) innig zusammen. Im Juni wurde auch Heinrich's Vermählung mit Katharina vollzogen. Er eroberte nachher Montereau, sowie Melün, dessen Besatzung kräftigen Widerstand leistete, und andere feste Plätze in Frankreich, und hielt dann am ersten December seinen Einzug in Paris. Dieser Einzug war prachtvoll; denn Heinrich führte den König nach Paris zurück, und war von vielen vornehmen burgundischen und englischen Herren, sowie von zwei Königinnen, seiner Schwiegermutter und seiner Gemahlin, begleitet. Gleich darauf ward in Paris eine sogenannte allgemeine Ständeversammlung gehalten; diese bestand aber zum Theil aus Engländern, und es hatten in ihr sogar verschiedene englische Großen zum Verdruß des Herzogs von Burgund den Vorrang vor diesem. Auch war ein gezwungenes Anlehen, welches beschlossen wurde, und die vorgenommene bedeutende Verschlechterung der Münze, die den achten Theil des im Reiche umlaufenden Silbergeldes an Heinrich brachte, nicht geeignet, dem neuen Regenten das Zutrauen des Volkes zu gewinnen. Übrigens bestätigte und beschwor die

Ständeverſammlung den Vertrag von Troyes. Nachher wurde das Parlament verſammelt, um in Gemeinſchaft mit dem königlichen Rathe über die Klage, welche Philipp von Burgund gegen die Mörder ſeines Vaters erhob, Recht zu ſprechen. Dieſes Gericht begann wirklich einen Proceß gegen die Urheber des Mordes, und der Kanzler verſprach, daß im Namen des Königs Heinrich erkannt werden ſolle, was Rechtens ſei. Auch wurde der Dauphin zur Verantwortung vorgeladen, er erſchien aber nicht. Die Gerichtsverhandlung endigte damit, daß Heinrich im Namen des Königs Karl ein Contumaz-Urtheil gegen die Mörder Johann's erließ. Ob auch der Dauphin ſchuldig erkannt und unter den Mördern aufgeführt worden iſt, läßt ſich nicht mit Gewißheit ſagen. Der Geſchichtſchreiber Mezeray behauptet dies zwar, und auch eine ſcheinbar urkundliche Nachricht in den Annotationen zur Geſchichte des Juvenal des Urſins ſpricht ſich ſo aus; allein der Namen des Dauphin findet ſich in dem erwähnten Contumaz-Urtheile nicht, ſondern blos in dem vom Parlament ausgegebenen Entwurfe dieſes Urtheils (le dauphin, heißt es in dem Letzteren, et ses complices, meurtriers du duc de Bourgogne, sont déclarés criminels de lèze majesté au premier dégré et comme tels indignes et privés de toutes honneurs, successions et dignités, leurs sujets et vassaux déliés de tous sermens de féauté). Die meiſten Franzoſen leugnen daher auch, daß der Dauphin namentlich verurtheilt worden ſei.

Von jetzt an beſtanden in Frankreich zwei Regierungen, zwei Parlamente und zwiefache oberſte Stellen. Auf der einen Seite ſuchte ſich der engliſche König, auf der anderen der Dauphin als Regent geltend zu machen, und Beide hatten ihre Anhänger. Der Dauphin mußte ſich, nachdem Heinrich in Paris als Stellvertreter und Nachfolger Karl's ausgerufen worden war, hinter die Loire zurückziehen und es ſeinen Leuten überlaſſen, die einzelnen feſten Plätze im Norden dieſes Fluſſes ſo lange als möglich zu behaupten. Das Letztere gelang den Anhängern des Dauphin, welche im Kampfe mit ihren Gegnern durch Heinrich's Verhältniß zu den Schotten begünſtigt wurden. Schottland ward nämlich damals ebenfalls in die franzöſiſchen Händel verwickelt. Der Herzog von Albany (ſ. S. 28) herrſchte in dieſem Lande noch immer als Regent, da König Robert III. zwar mittlerweile geſtorben war,

sein Sohn und Nachfolger, Jakob I., aber sich fortwährend in englischer Gefangenschaft befand. Dieser Regent erklärte sich, während Jakob vom englischen König gewonnen wurde, für den Dauphin von Frankreich, und schickte ihm fünf- oder siebentausend Schotten unter der Führung seines Sohnes, des Grafen von Buchan, zu Hülfe. Im Jahre 1421 nun, als König Heinrich nach England zurückgekehrt war, glaubte sein Bruder, der Herzog von Clarence, den er zum Statthalter der Normandie ernannt und mit dem Oberbefehl über die zurückgelassenen Truppen betraut hatte, die Provinz Anjou erobern zu können, stieß aber auf das dem Dauphin zu Hülfe geschickte schottische Heer, und ward bei Beaugé völlig geschlagen. Zwölfhundert Engländer blieben todt auf dem Schlachtfelde, unter ihnen auch der Herzog von Clarence, welcher zuerst von William Swynton verwundet und nachher vom Grafen von Buchan selbst mit der Streitart getödtet worden war. Dieser glänzende Sieg, welcher vorzugsweise dem schottischen Oberanführer, sowie dem Grafen von Wigton und dem Lord Stuart von Darnley zugeschrieben wurde, richtete den Muth der ganz niedergeschlagenen Partei des Dauphin wieder auf. Heinrich eilte auf die Nachricht von der Niederlage seines Bruders nach Frankreich zurück, und der Krieg begann jetzt mit verdoppelter Heftigkeit, führte aber zu keinem bestimmten Ergebniß, da der Dauphin sich in Acht nahm, entscheidende Schlachten zu wagen, und die Belagerung der einzelnen Städte den König von England oft Monate lang aufhielt. Das Letztere war besonders der Fall, als er im Oktober 1421 die Stadt Meaux angriff; denn die aus tausend Franzosen, Schotten und Irländern bestehende Besatzung vertheidigte sich sieben Monate lang gegen das ganze englische Heer, so daß die Stadt selbst zwar im Februar 1422 erstürmt wurde, die Burg aber sich erst im Mai ergab. Schon im folgenden Monat erkrankte Heinrich gefährlich, und am 31. August 1422 erlag er der Krankheit. Wenige Wochen nachher (im Oktober) starb auch Karl VI. von Frankreich. Er war in seinen letzten Tagen so sehr vernachlässigt worden, daß durch eine besondere Verordnung, die sich im Parlaments-Protokoll findet, vorgeschrieben werden mußte, es solle soviel von seiner fahrenden Habe versteigert werden, als nöthig sei, um die Kosten seiner Bestattung zu bestreiten (que par

préprovision on vendroit le plus profitablement que faire se pourroit des biens meubles du feu roi jusqu'à la somme, qui seroit necessaire pour faire accomplir ses funerailles).

5. Krieg der Franzoſen und Engländer unter Karl VII. und Heinrich VI. bis auf den Frieden von Arras.

Nach Karl's VI. Tode nahm der Dauphin als Karl VII. ſogleich den Königstitel an. Da weder Rheims noch Paris in ſeiner Gewalt war, ſo ließ er ſich in Erwartung beſſerer Zeiten zu Poitiers krönen und ſalben. In England veranlaßte der Tod Heinrich's V. die Pairs zu einem Schritte, welcher ſchon lange vorbereitet worden war. Sie hatten nämlich früher dieſem Könige erklärt, daß ihnen die im Frieden von Troyes beſchloſſene Vereinigung von Frankreich und England misfalle, weil dieſelbe ihren Rechten nachtheilig zu werden drohe, und gleich nach dem Tode Heinrich's V. bewieſen ſie, daß ſie dieſe Rechte gegen ſeine Eingriffe zu ſchützen verſtänden. Heinrich hatte vor ſeinem Ende mündlich die Verfügung getroffen, daß während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes und Nachfolgers, Heinrich's VI., welcher erſt neun Monate alt war, ſein älteſter Bruder, der Herzog von Bedford, die Regentſchaft von Frankreich, ſein zweiter Bruder aber, der Herzog von Gloceſter, die von England führen ſolle. Dieſer Verfügung gemäß trat der Letztere gleich nach dem Tode des Königs als Regent von England auf, und forderte, als das Parlament in der Mitte des November ſich verſammelte, von demſelben die Anerkennung der ihm durch ſeinen Bruder übertragenen Gewalt. Die Pairs wieſen aber, nachdem ſie das Archiv befragt und den Ausſpruch der zwölf Richter eingeholt hatten, Gloceſter's Forderung zurück, und trafen, ohne Rückſicht auf Heinrich's V. Anordnung, für ſich allein eine neue Einrichtung. Sie erklärten: jene Forderung widerſtreite dem Herkommen und der Conſtitution; Heinrich V. habe kein Recht gehabt, über die Regierung des Reiches zu verfügen; die Titel Regent, Stellvertreter des Königs (lieutenant du roi), Gouverneur oder Vormund ſeien nicht zuläſſig, weil ſie den Begriff von Souverainetät enthielten; es müſſe daher durch die Pairs ein Regentſchaftsrath beſtellt werden; als Präſidenten desſelben wollten ſie den Herzog von Bedford nach hergebrachter

Weise unter dem Titel Protector des Königreichs und der Kirche von England anerkennen; solange aber Bedford in Frankreich sei, dürfe der Herzog von Gloceſter in England seine Stelle vertreten. Auch ernannten die Pairs in der That sogleich einen Kanzler, einen Schatzmeister, einen Siegelbewahrer (privy seal) und sechzehn Räthe, welche unter dem Vorsitze Bedford's oder seines Bruders die Regierung führen sollten.

Die Lage Karl's VII. von Frankreich war gleich anfangs in jeder Beziehung sehr bedenklich. Sein Gegner Bedford besaß alle Vorzüge Heinrich's V., ohne dabei wie dieser brutal, hochmüthig und grausam zu sein. Karl VII. dagegen hatte keine einzige ausgezeichnete Eigenschaft. Er war gutmüthig, aber auch schwach, und machte, wie die guten Leute pflegen, den wahren Freunden des Vaterlandes das Leben sehr sauer. Er ließ sich von seinen Lieblingen, und zwar nicht nur von den Männern, denen er seine Gunst schenkte, sondern auch von den Weibern und Mädchen, denen er huldigte, unbedingt leiten. Dies war so sehr der Fall, daß einst Tanneguy du Chatel, einer seiner Lieblinge, es wagen durfte, den Grafen Dauphin von Auvergne vor den Augen des Königs niederzustoßen. Unter seinen vielen Geliebten ist die schöne Agnes Sorel von den französischen Geschichtschreibern unmäßig gepriesen worden, weil sie im Augenblick der Gefahr dem König Karl Standhaftigkeit einzuflößen wußte. Diese Eigenschaft fehlte ihm, wie jede andere männliche Tugend, ganz und gar. Selbst als die Männer, die sich in dem englisch-französischen Kriege von 1423 bis 1428 unsterblichen Ruhm erworben hatten, ein Graf Dunois, ein la Hire, ein Graf Richemont und Andere, den Nationalsinn der Franzosen in Flammen setzten und durch Begeisterung Unglaubliches zu erreichen wußten, war es nicht der König, der die Nation weckte, anführte und durch sein Beispiel zum Kampfe ermunterte, sondern man bediente sich des Gaukelspiels einer von Gott zur Rettung ihres Vaterlandes mit Wunderkraft ausgerüsteten Jungfrau. Endlich war Karl VII. auch auf eine sehr geringe Macht beschränkt. Er besaß, als er sich in Poitiers krönen ließ, fast nichts als die Provinz Berry, weshalb man ihn auch nach der Hauptstadt derselben spottweise den König von Bourges nannte. Während nämlich der Herzog von Bedford als Stellvertreter seines Neffen, Heinrich's VI.,

in Paris und in der ganzen Provinz Isle de France, in der Normandie, in Brie, in der Champagne, in der Picardie, in Ponthieu, Boulonais und Calaiſis bis an die Grenzen von Flandern, ſowie im Süden (im Lande Aquitanien) bis an die Pyrenäen und den Ocean herrſchte, hatte Karl VII. nur mit Mühe das zuerſt vom Prinzen von Oranien und dann vom Grafen von Foix beſetzt gehaltene Languedoc wieder unterworfen, und ward außerdem nur in der Dauphiné, in Auvergne, in Bourbonnois, Berry, Poitou, Saintonge, Touraine und Orleanois, ſowie in einem Theile von Anjou anerkannt. Der Herzog von Bretagne, welchen Bedford für ſich zu gewinnen ſuchte, ſchwankte zwiſchen England und Frankreich; ſein Bruder aber, der Graf von Richemont, war eine Hauptſtütze Karl's VII.

Unter dieſen Umſtänden und Verhältniſſen würde, da auch Karl's VII. Finanzen, ſeine ganze Verwaltung und ſein Kriegsweſen ſich in der größten Verwirrung befanden, Frankreich 1424 und 1425 ſeinem Schickſale gänzlich erlegen ſein, wenn damals nicht der Herzog von Gloceſter den von Bedford ganz gewonnenen Herzog von Burgund beleidigt hätte; denn da ohne die Mithülfe des Letzteren die Engländer ſich in Frankreich nicht behaupten konnten, ſo mußte Bedford einige Zeit hindurch ſeine Aufmerkſamkeit auf den Streit ſeines Bruders mit Burgund richten, und dies verſchaffte den Generälen, welche aus Patriotismus Karl's VII. Sache führten, eine gerade in jenem Augenblicke ſehr vortheilhafte Friſt. Die Streitigkeit zwiſchen Philipp dem Guten von Burgund und dem Herzoge von Gloceſter drehte ſich um eine Heirathsangelegenheit oder vielmehr um den Beſitz von Holland, Friesland, Seeland und Hennegau. Dieſe Länder hatte nämlich die Gräfin Jakobäa oder Jacqueline von Hennegau 1417 von ihrem Vater Wilhelm VI. geerbt, und es war Ausſicht vorhanden, daß dieſelben in Zukunft an Burgund kämen, weil Jakobäa mit Johann von Brabant, einem Vetter des Herzogs Philipp von Burgund, vermählt war; auch vererbte ſpäter Johann wirklich, da er ebenſo wie ſein Bruder, Philipp von St. Paul, keine Nachkommen hinterließ, ſeine Länder an den Herzog von Burgund. Jene Ausſicht verſchwand bald wieder, weil Jakobäa ihren Gemahl böslich verließ und ihre Hand dem Herzoge von Gloceſter anbot. Dieſer konnte der Ver-

suchung, mit ihr das reichste Erbe in Europa zu erlangen, nicht widerstehen, obgleich Jakobäa nichts weniger als reizend und, wie ihr Proceß mit ihrem früheren Gemahle beweist, noch dazu sehr schamlos war. Er vermählte sich mit ihr, nachdem Jakobäa sich von England aus eine Ehescheidung durch den abgesetzten aragonischen Pabst Benedict XIII. erwirkt hatte. Als Vorwand zur Scheidung hatte sie den Umstand geltend gemacht, daß sie mit Johann von Brabant zu nahe verwandt wäre, obgleich vor ihrer Vermählung mit ihm eine Dispensation bei dem Constanzer Concilium eingeholt worden war. Philipp der Gute von Burgund nahm sich aber der Sache seines Vetters, die seine eigene war, kräftig an, und gerieth so mit Gloceſter in die heftigste Feindschaft. Vergebens suchte der Herzog von Bedford seinen Bruder zu bewegen, daß er die Frage, ob seine Ehe und die des Herzogs von Brabant gesetzlich gültig wären, durch den Pabst (Martin V.) entscheiden lasse; der Herzog von Gloceſter griff zu den Waffen, um dem Herzoge von Brabant, welcher im Besitze der Länder der Jakobäa war, diese gewaltsam zu entreißen. Er landete (1424) in Calais und eroberte wirklich einen großen Theil des Hennegau. Philipp von Burgund bot aber seine ganze Macht gegen ihn auf, und zog selbst diejenigen seiner Truppen, welche beim Heere Bedford's waren, an sich. Es war ein Glück für ihn, daß weder der englische Regentschaftsrath, dessen Präsident Gloceſter in Abwesenheit seines Bruders war, noch die Stände von Hennegau sich der Sache des Herzogs von Gloceſter und seiner Gemahlin ernstlich annehmen wollten. Die Letzteren hatten keine Lust, sich um der Jakobäa willen den Feindseligkeiten der Brabanter und Burgunder auszusetzen, und die Engländer hinderte der Herzog von Bedford, für seines Bruders schlechte Sache zu fechten. Bald nachher kehrte Gloceſter nach England zurück, und überließ der Jakobäa selbst die Fortsetzung des Kampfes, da sie eine halbe Amazone war. Von England aus schickte er eine Herausforderung an den Herzog von Burgund, um den Streit durch einen Zweikampf auszumachen, der in Gegenwart des Herzogs von Bedford gehalten werden solle. Auch erklärte sich Philipp sogleich dazu bereit. Die Wuth, welche beide Herzöge hierdurch zu erkennen gaben, rührte jedoch nicht etwa von dem Eifer des Einen für seinen Vetter und von der

Liebe des Anderen zu ſeiner Gemahlin her, ſondern Beide wurden nur von ihrem Eigennutz geleitet; der Herzog von Gloceſter hatte ſogar, als er nach Calais kam, ſeine Geliebte, Eleonore Cobham, das Weib eines anderen Mannes, bei ſich. Übrigens fand der Zweikampf nachher doch nicht Statt. Jakobäa fiel bald in die Gewalt der Burgunder. Sie ward eine Zeitlang zu Mons in Haft gehalten, entwiſchte aber in männlicher Kleidung nach der holländiſchen Grenze, und ward von den Holländern und Weſtfrieſen in Schutz genommen, welche dann dafür durch den Herzog von Burgund bekriegt wurden (1426). Dieſer Krieg dauerte zwei Jahre, und der Herzog von Gloceſter ſchickte in demſelben der Jakobäa einige hundert Ritter zu Hülfe, obgleich er vom Pabſte, welcher die erſte Ehe der Jakobäa für gültig erklärte, mit der Excommunication bedroht wurde und öffentlich mit der ausſchweifenden Eleonore Cobham zuſammen lebte, die er auch ſpäter heirathete. Endlich wurde 1428 durch die Dazwiſchenkunft des Herzogs von Bedford und der engliſchen Regentſchaft der ganze Streit beigelegt, weil derſelbe die Fortſetzung des Krieges mit Karl VII. hinderte und die Engländer der burgundiſchen Hülfe zu berauben drohte. Gloceſter ward nicht allein vom Regentſchaftsrath ſehr ſtrenge getadelt, weil er Truppen zur Aufrechthaltung der Anſprüche der Jakobäa abgeſchickt hatte, ſondern der Herzog von Bedford verwehrte auch nachher, als Gloceſter die Holländer aufs neue unterſtützen wollte, dies nachdrücklich. Endlich mußte Gloceſter die Jakobäa aufgeben, und dieſe, welche einen geringen ſeeländiſchen Edelmann heirathete, ſah ſich (1428) genöthigt, vom Kampfe abzuſtehen und ſogar, obgleich ihr früherer Gemahl, der Herzog von Brabant, mittlerweile geſtorben war, den Herzog von Burgund als ihren Erben anzuerkennen. Ihre Beſitzungen wurden bald darauf mit Burgund vereinigt, an welches nach ihres Schwagers Philipp Tode (1430) auch Brabant und Limburg fielen.

Durch den Streit zwiſchen den Herzögen von Gloceſter und Burgund, von welchen jener zu gleicher Zeit auch mit ſeinem Oheim, dem Biſchof von Wincheſter, ärgerliche Händel hatte, war nicht allein Philipp von Burgund, ſondern auch der Regent Bedford und der Regentſchaftsrath von England während der Jahre 1423 bis 1428 abgehalten worden, alle Kräfte auf den Krieg mit

Frankreich zu richten. Unterdessen waren die Franzosen in ihrem Kampfe fortwährend von den Schotten unterstützt worden, und auch zwei italiänische Fürsten hatten ihnen Hülfe geschickt. Der Sohn des Regenten von Schottland, der Graf von Buchan, welcher den glänzenden Sieg bei Beaugé erfochten hatte, war zum Dank dafür von Karl VII. zum Connetable von Frankreich ernannt worden, und leistete der Sache desselben die besten Dienste. Er blieb in Frankreich auch dann noch zurück, als sein Vater gestorben und die Regentschaft von Schottland an ihn gefallen war; sein Heer ward von Schottland aus, wo sein schwacher und unfähiger Bruder, Mandoc, einstweilen die Regierung leitete, durch neue Truppen unter Lord Stuart verstärkt. Von Italien her schickte dem König Karl VII. nicht nur der Graf von Savoyen Hülfe, sondern auch der Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand, dessen Schwestersohn, der Herzog von Orleans, noch immer in englischer Gefangenschaft war, sandte sechshundert Lanzen und tausend Schwergepanzerte. Außerdem bildeten auch die alten, abgehärteten Banditen, welche dem Grafen Armagnac gedient hatten, einen furchtbaren Theil von Karl's VII. Heer. Allein was half dies Alles? Es fehlte an einem Feldherrn. Man verstand nicht einmal die Abwesenheit des Herzogs von Bedford zu benutzen, welcher 1423 auf 1424 ein ganzes Jahr in England verweilte. Damals erlitt auch der schottische Graf von Buchan bei Crevant im Gebiet von Auxerre eine schwere Niederlage (19. Juli 1423), und gerieth in englische Gefangenschaft; er ward aber wieder losgekauft und erhielt von Karl VII. die Grafschaften Evreux und Dreux, sowie die Herrschaft Aubigny. Gleich nachher wurden die Schotten der Verwaltung des schwachen und unfähigen Mandoc müde, und suchten die schon lange ohne Erfolg geführte Unterhandlung über die Befreiung ihres Königs Jakob aus der englischen Gefangenschaft zum Schlusse zu bringen. Es traten daher englische und schottische Commissäre zusammen, und schlossen in London einen Vertrag über die Freilassung des Königs von Schottland, kraft dessen König Jakob nach Schottland zurückkehren, aber für seine lange Verpflegung in England vierzigtausend Mark bezahlen sollte. Diese Summe vermochte das arme Schottland nicht aufzubringen; man half sich damit, daß man den

ſchottiſchen König mit einer engliſchen Prinzeſſin vermählte und deshalb zehntauſend Mark von der geforderten Summe erließ. Außerdem ward, was in der Ausführung auf größere Schwierigkeiten ſtoßen mußte, ausgemacht, daß ſieben Jahre lang keine Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Nationen geübt und die Schotten aus Frankreich zurückgerufen werden ſollten. In dieſer Beziehung ging der ſchottiſche König zwar die Verpflichtung ein, ſeine Leute im Mai 1424 aus Frankreich zurückzurufen; er erklärte ſich aber außer Stande, dafür zu bürgen, daß dieſelben ſeinem Befehle Folge leiſten würden. Auch blieb in der That der Graf von Douglas, ohne Rückſicht auf dieſen von den ſchottiſchen Ständen beſtätigten Vertrag, an der Spitze der Kerntruppen, welche Karl VII. zur Belagerung der Stadt Ivry geſammelt hatte.

Die Belagerung von Ivry zog den Franzoſen eine neue Niederlage zu. Der Herzog von Bedford war nach Frankreich zurückgekehrt, und eilte im Auguſt 1424 Ivry zu entſetzen; er kam jedoch zu ſpät, und forderte nun auf eine ritterliche und romantiſche, für uns aber lächerliche und eher eines Boxers, als eines Feldherrn würdige Weiſe die Franzoſen zur Schlacht heraus. Er ließ nämlich, wie es heißt, dem Grafen von Douglas durch einen Herold ſagen, er komme mit ihm zu trinken; dieſer aber ſoll ihm geantwortet haben, der Schenktiſch ſei ganz eingerichtet, und er ſelbſt ſei ausdrücklich deshalb aus Schottland gekommen. Es ward hierauf wirklich eine Schlacht geliefert. Sie fand bei Verneuil Statt, und endigte zum Verderben des franzöſiſchen Heeres. Die Schuld dieſes Unglückes ſchreiben viele Franzoſen dem Umſtande zu, daß ihre Landsleute durch die Streitluſt des Grafen von Douglas zu einer übereilten Heftigkeit fortgeriſſen worden wären; es ſcheint aber, als ob umgekehrt Douglas und ſein Landsmann Stuart zum Zögern gerathen und dagegen d'Aumale und Narbonne einen unmittelbaren Angriff der Feinde verlangt hatten. Die Engländer hatten, wie ſie pflegten, ihre Stellung durch ſpaniſche Reiter förmlich befeſtigt; dieſe Stellung ſtürmten die Franzoſen mit unbedachtſamer Hitze, und ſie zogen ſich dadurch eine Niederlage zu, welche gleich der bei Azincourt gerade die Blüthe ihres Herrenſtandes und ihrer Ritterſchaft traf. Andererſeits mußten freilich auch die Engländer diesmal ihren Sieg theuer

erkaufen. So groß aber auch der Verlust der Letzteren war, so ist es doch eine Fabel, wenn die gewöhnlichen Geschichtsbücher, um eine Redensart mehr zu haben, erzählen, es sei durch den Herzog von Bedford jede Feier des Sieges verboten worden, weil derselbe zuviel Blut gekostet habe; denn das Gegentheil läßt sich aus den Parlaments-Registern und aus anderen Urkunden beweisen. Unter den gebliebenen Führern der Franzosen waren der Connetable, der Graf von Douglas und sein Sohn, Lord Stuart, Aumale, Narbonne, Harcourt, Ventadour und viele Andere. Die Italiäner des Herzogs von Mailand waren, wie die Condottieri pflegten, frühe davon gegangen. Die Schlacht bei Verneuil würde den König Karl zu Grunde gerichtet und dem Kriege ein Ende gemacht haben, wenn nicht gerade damals der Herzog von Bedford durch den Streit zwischen den Herzögen von Burgund und Gloceſter genöthigt worden wäre, zwei Jahre hindurch seine ganze Aufmerksamkeit auf die Niederlande und auf die Unternehmungen seines Bruders zu richten. Übrigens suchte gleich nachher König Karl den Herzog der Bretagne dadurch von den Engländern abzuziehen, daß er dem Bruder desselben, dem Grafen von Richemont, die erledigte Würde eines Connetable übertrug. Er verknüpfte zugleich damit die Hoffnung, daß durch den Herzog der Bretagne vielleicht auch Philipp von Burgund, dessen Schwester, die Wittwe des Dauphin Ludwig, sich mit Richemont vermählt hatte, gewonnen werden könne. Dieser Plan scheiterte aber; denn als der neue Connetable wirklich einen Bund des Herzogs von Bretagne mit Karl VII. zu Stande gebracht hatte, nöthigte Bedford alsbald den Herzog und die Stände von Bretagne, der Verbindung mit Frankreich wieder zu entsagen.

Der Krieg wurde seit der Schlacht bei Verneuil nach Art der Ritterfehden geführt. Obgleich nämlich das Land unsäglich litt und der Patriotismus der Franzosen nach und nach mächtig erwachte, traten doch keine Heere einander im Kampfe gegenüber. Auch war der Connetable Richemont zwar im Felde und im Kabinet tüchtig; er richtete aber sein Augenmerk weit mehr auf die Intriguen und Kabalen der Mätressen und Günstlinge des elenden Karl's VII., als auf die Leitung des Krieges. Sowie er früher schon den Präsidenten der Provence, Louvet, und den Herrn von

Giac nebſt ſeiner Gemahlin aus dem Palaſt und den Armen des Königs geriſſen und grauſam hingerichtet hatte, ſo wollte er 1427 auch la Tremouille, den er doch ſelbſt dem Könige zum Günſtling empfohlen hatte, wieder verdrängen; er unterlag aber diesmal und mußte auf la Tremouille's Betreiben ſowohl den Hof als das Heer verlaſſen. Ein Mann, der in ſolchem Grade mit den Kabalen des Hofes beſchäftigt war, konnte daher natürlich auch nicht den günſtigen Umſtand benutzen, daß in den Jahren 1426 und 1427 Bedford faſt ganz von den engliſchen und burgundiſchen Angelegenheiten in Anſpruch genommen war; Richemont blieb damals ruhig in Vannes, anſtatt mit den vom Grafen von Foix und von anderen Verbündeten geſandten Verſtärkungen das ganz zuſammengeſchwundene Heer der Engländer anzugreifen. La Hire und der Graf Dünois, der, weil er ein Nebenſohn des ermordeten Herzogs von Orleans war, gewöhnlich der Baſtard von Orleans genannt wird, ſchützten und retteten in jener Zeit den König Karl; denn ohne ſie wäre derſelbe damals von dem engliſchen Helden Talbot ſogar aus Bourges und Orleans vertrieben worden. Im Jahre 1428 erhielt Bedford endlich freie Hand, und rüſtete ein neues furchtbares Heer, um den Krieg zum Schluſſe zu bringen. Er hatte im vorhergehenden Jahre nicht nur den Streit ſeines Bruders mit dem Herzoge von Burgund energiſch beendigt, ſondern auch den Herzog der Bretagne gezwungen, die von ihm vorgeſchriebenen Bedingungen anzunehmen, war dann im Winter nach Paris gegangen, hatte die Stände berufen und die engliſchen Herren und Barone aufgefordert, Truppen zu ſchicken. Im Jahre 1428 erſchien der Graf von Salisbury mit ſechstauſend Mann in Frankreich, dieſen fügte Bedford noch viertauſend Mann hinzu, und wenn auch gerade damals der beſte engliſche General, der Graf von Warwick, nach England zurückkehrte, um die ihm von Heinrich V. übertragene Leitung der Erziehung Heinrich's VI. zu übernehmen, ſo ſtießen dagegen Talbot, Suffolk, Arundel und andere Herren mit bedeutenden Corps zu Salisbury's Heere. Auch König Karl ſah ſich nach neuer Hülfe um. Er glaubte ſie bei König Jakob I. von Schottland zu finden, und ſchloß mit demſelben einen Vertrag, nach welchem die mit Karl's älteſtem Sohne Ludwig verlobte ſchottiſche Prinzeſſin Margaretha ein Heer von

ſechstauſend Schotten als Ausſtattung erhalten ſollte, und Karl dagegen dem Könige von Schottland nicht nur die Provinz Saintonge gab, ſondern auch die Abtretung der Grafſchaft Evreux zuſagte, ſobald die Engländer gänzlich aus Frankreich vertrieben ſein würden. Allein dieſer Vertrag kam erſt am 19. Juli zu Stande, als Salisbury ſich bereits mit fünfzehntauſend Mann gegen Orleans in Marſch geſetzt hatte, und folglich das verſprochene ſchottiſche Hülfsheer, wenn es auch nachher eingetroffen wäre, jedenfalls zu ſpät gekommen ſein würde. Der Graf von Salisbury eroberte eine ganze Anzahl feſter Plätze, und begann im Oktober die Belagerung von Orleans. Da dieſe Stadt gut befeſtigt und der Gebrauch des Geſchützes bei den Engländern noch neu war, ſo billigte der Herzog von Bedford die Belagerung derſelben in ſpäter Jahreszeit ſo wenig, daß er vielmehr für gut fand, in einem uns aufbehaltenen Briefe an ſeinen König jeden Antheil daran von ſich abzuweiſen (All things prospered for you, till the tyme of the seage of Orleans taken in hand, God knoweth by what advice). Zur Rettung der Stadt Orleans eilten aus allen Gegenden des franzöſiſchen Reiches begeiſterte Patrioten herbei, und ſowohl viele freiwillige Kämpfer, als auch alle ausgezeichneten Heerführer der Franzoſen kamen entweder nach Orleans oder zum Könige, um die Stadt vertheidigen oder entſetzen zu helfen. Unter den Führern werden beſonders genannt: der Baſtard von Orleans, la Hire, Gaucourt, Xaintreilles, Quittery, Villars, Giresmes, Dorval, Thouars, Chabannes, Bouſſac, la Fayette und Graville. Während aber Männer und Weiber Unglaubliches thaten und litten, um Orleans zu retten, während der Patriotismus der Franzoſen Wunder wirkte und ſich immer allgemeiner verbreitete, lebte Karl VII. ganz ſorglos und luſtig mit ſeinen Günſtlingen und Geliebten in Bourges. Man erzählt ſogar, er habe einſt, als ihm la Hire einen Bericht über die Gefahr, in welcher Orleans ſchwebe, abſtattete, ſeine Gedanken nicht von den Anordnungen zu einer Feſtlichkeit abzuziehen vermocht, und deshalb auf la Hire's Vortrag ſo wenig Acht gegeben, daß dieſer ausgerufen habe: er müſſe geſtehen, daß niemand ein Königreich luſtiger zu verlieren vermöge, als König Karl. Nach langem Zaudern brach Karl endlich im Anfang des

Jahres 1429 auf, um Verſtärkung und Proviant in die Stadt Orleans zu ſchaffen, deren Belagerer übrigens faſt eben ſo ſehr, als die Belagerten, an Lebensmitteln Mangel litten. Er hatte jedoch höchſtens ſechstauſend Mann bei ſich, während die Zahl der Feinde vierfach größer war. Als Karl in die Nähe der Stadt gekommen war, erfuhr er, daß der engliſche General John Fallſtaff mit achtzehnhundert Mann von Paris abgegangen ſei, um ſowohl Munition, als auch den nöthigen Proviant, welcher nach der Gewohnheit des Mittelalters und wegen der Faſten hauptſächlich aus geſalzenen und geräucherten Heringen beſtand, in das Lager vor Orleans zu bringen. Dieſen Transport wollte Karl überfallen laſſen; er ſchickte daher ſeine beſten Truppen, zu welchen beſonders die Schotten gezählt wurden, aus, und dieſe trafen am 12. Februar 1429 bei Rouvray, einem Dorfe im Beauce, auf John Fallſtaff's Schaar. Die Franzoſen waren den Engländern an Zahl weit überlegen, ſie begingen aber auch diesmal den Fehler, der ihnen bis dahin in allen Schlachten mit den kalten und beſonnenen Engländern verderblich geweſen war. Sie griffen die Engländer mit übereilter Hitze innerhalb des ſpitzigen Pfahlwerkes derſelben an, und geriethen dabei überdies noch untereinander ſelbſt in Zwiſt, indem die Einen zu Pferd, die Anderen zu Fuß angegriffen haben wollten. Die Engländer erfochten daher in dem Treffen bei Rouvray, welches man ſonderbarer Weiſe das Herings-Treffen nennt, einen vollſtändigen Sieg. Jetzt glaubte jedermann, daß Orleans ſich nicht länger werde halten können, und der König ſelbſt verzagte; er wollte die Loire verlaſſen und ſich in die Provence zurückziehen. Seine Gemahlin dagegen und ſeine Geliebte, Agnes Sorel, erwarben ſich den Ruhm, daß ſie mehr Muth und Patriotismus zeigten, als er. Von der Königin insbeſondere rühmt man, daß ſie ihre Kleinodien, ihr Gold, ihr Silber und ſogar die Geräthſchaften und Zierrathen ihrer Kapelle willig geopfert habe, um den Sold der Kriegsleute beſtreiten zu können.

In dieſem Augenblicke, als Orleans verloren ſchien, zugleich aber auch der Herzog von Burgund auf die Engländer eiferſüchtig zu werden und ſeine Truppen allmälig von ihnen weg zu ziehen begann, fand ſich zufällig ein Werkzeug, durch welches man mit Hülfe des Aberglaubens und Fanatismus jener Zeit den mächtig

erwachenden Patriotismus aufs Höchste zu steigern im Stande war. Ein achtzehnjähriges Bauernmädchen aus dem lothringischen Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs, Johanna d'Arcq oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, die Jungfrau von Orleans, glaubte, was damals nicht selten war, vom Himmel selbst den Beruf erhalten zu haben, Orleans zu retten und den König zur Krönung nach Rheims zu führen. Sie hatte, hieß es, schon im dreizehnten Jahre himmlische Gesichte gehabt, sie verkehrte mit Eremiten, die heilige Katharina und die heilige Margaretha waren ihr befreundet, und der Vorkämpfer und Führer der himmlischen Heerschaaren gegen die Banden der Hölle, der Erzengel Michael, war ihr Patron. Ihr war unter Andern geoffenbart worden, daß in einem Grabmal hinter dem Hauptaltar von St. Katharina de Fierbois ein Ritterschwert verborgen sei, durch welches sie Frankreich retten solle. Eine außerordentliche Erscheinung war dieses Bauernmädchen auf jeden Fall, und sie wirkte in der That Wunder, wenn man auch nicht zu glauben geneigt ist, daß sie von Gott zur Rettung Frankreich's besonders erkoren war. Man verstand übrigens in jener Zeit ebenso gut, als in der unsrigen, die Kunst, das Volk und die Enthusiasten durch künstliche Reizmittel aufzuregen und in der Aufregung zu erhalten. Hierbei waren König Karl und die vielen Weiber, mit welchen er umging, sehr thätig. Johanna ward in Bezug auf den rechten Glauben von Theologen, sowie in Bezug auf ihre Keuschheit von den Damen des Hofes mit großem Aufsehen geprüft und bewährt gefunden. Auch das Parlament erhielt eine Rolle bei der Mystification, welche der König selbst bekräftigte, indem er versicherte, Johanna sei mit einem ihn betreffenden Geheimnisse bekannt, welches sie nur durch göttliche Offenbarung habe erfahren können. Nachdem König und Parlament die Jungfrau dadurch, daß sie die göttliche Sendung derselben anerkannten, zu einer Staatsperson gemacht hatten, ward ihr der Oberbefehl über die Truppen förmlich übertragen. Sie war aber verständig genug, vor der Befreiung von Orleans zweien bekannten Generalen, sowie nach dem Entsatze der Stadt dem Grafen Dünois und dem la Hire zu folgen. Die Hauptsache war jedoch, daß sie selbst an ihre Sendung glaubte, daß der Haß gegen die Engländer und die Liebe zum Vaterland ihr von

Kindesbeinen an eigen waren, und daß Muth, Geiſtesgegenwart, Frömmigkeit und Tugend ihr die Bewunderung eines jeden erwarben, welcher Gelegenheit hatte ſie zu ſehen. Außerdem machte auch der Glauben an ihre göttliche Sendung der ritterlichen Zuchtloſigkeit und Anarchie, welche bisher den Franzoſen verderblich geweſen war, ein Ende; denn es wurden jetzt die weiſen Anordnungen der beſten Anführer und Streiter als göttliche Eingebungen geltend gemacht. Dies erklärt den unerwarteten Effect eines fanatiſchen Einfalles.

Johanna hatte ſich, als ſie den von Gott erhaltenen Auftrag auszuführen beſchloß, zuerſt an den in Vaucouleurs commandirenden Edelmann Baudricourt gewandt, und von ihm verlangt, daß er ſie zum Könige ſchicke. Baudricourt hatte ſie zweimal zurückgewieſen, willfahrte ihr aber, als ſie ihn zum dritten Male anging, weil der Wunderglauben zu ſeiner Zeit allgemeiner war, als in der unſerigen. Im Februar 1429 ward ſie zu Chinon, wo Karl ſich damals aufhielt, dieſem vorgeſtellt. Hier that ſie dem Könige vor dem ganzen Hofe den Zweck ihrer Sendung kund, und die einfachen Worte, welche ſie nach den Chroniken bei dieſer Gelegenheit geſprochen haben ſoll, mußten den König bewegen, wenigſtens den Verſuch zu machen, ob Johanna nicht vielleicht der Theatergott ſei, deſſen ſich das Schickſal bedienen wolle, um Frankreich aus einer ganz verzweifelten Lage zu erretten. (Gentil dauphin, ſagte ſie, j'ai nom Jeanne la Pucelle; le roi du ciel m'a envoyé pour vous secourir, s'il vous plaît me donner gens de guerre; par grace divine et force d'armes je ferai lever le siége d'Orleans et vous menerai sacrer à Rheims malgré tous vos ennemis. C'est ce que le roi du ciel m'a commandé de vous dire, et que sa volonté est, que les Anglois se retirent en leur pays u. ſ. w.). Der König ließ ihr eine Rüſtung geben und das Schwert holen, welches ihrer Verſicherung nach hinter dem Hauptaltar von St. Katharina de Fierbois vergraben und für ſie zur Waffe beſtimmt war. Nachdem ſie hierauf die bereits oben erwähnte Prüfung durch die Geiſtlichkeit und die Damen des Hofes beſtanden hatte, und ihre göttliche Sendung auch vom Parlament anerkannt worden war, begann ſie mit ganz außerordentlichem Erfolge die Ausführung ihres Werkes. Wer bedenkt,

was noch in unseren Tagen die Wunder des Rockes Christi zu bewirken vermocht haben, der wird begreifen, daß in jener Zeit die Bewunderung einer Heldin und das Zutrauen zu ihrer Wunderkraft ganz Frankreich in Bewegung brachte. Johanna begann ihr Werk damit, daß sie der vom Grafen Dünois commandirten Besatzung von Orleans Verstärkungstruppen und Lebensmittel zuzuführen beschloß. Sie setzte sich zu diesem Zwecke im April 1429 in Marsch, und gelangte mit ihrer Schaar am 4. Mai glücklich in die Stadt. Hierauf nöthigte sie am 8. Mai den Feind, die Belagerung von Orleans, welche sieben Monate lang fortgesetzt worden war, ganz aufzuheben. Durch die Befreiung von Orleans war der erste Theil ihrer Aufgabe erfüllt. Der zweite bestand darin, daß sie den König Karl zur Krönung nach Rheims führen solle, wohin kein anderer Weg möglich war, als durch Gegenden, deren feste Plätze insgesammt feindliche Besatzungen hatten. Auch dies gelang ihr vollständig. Die wider alles Erwarten zu Stande gebrachte Befreiung von Orleans und der kühne Entschluß des von dem Mädchen angeführten französischen Heeres, sich durch die Engländer hindurch den Weg nach Rheims zu bahnen, vor allem Andern aber der allgemein verbreitete Glauben an die göttliche Sendung der Jungfrau erfüllten das englische Heer, welches zum Theil aus Franzosen bestand, mit Schrecken. Die Generale Falstaff und Talbot wurden, als die von Johanna ermunterten französischen Führer bei Patay auf offenem Felde einen Angriff gegen sie wagten, vollständig geschlagen; Falstaff floh und Talbot gerieth in Gefangenschaft (18. Juni 1429). Der Herzog von Bedford hielt, als er erfuhr, daß das Volk und die Ritterschaft von allen Seiten dem patriotischen Heere der Jungfrau zuströme, nicht für rathsam, diesem Heere vorerst im offenen Felde entgegenzugehen; er sammelte seine Engländer in Paris und in Isle de France, und überließ die Vertheidigung von Rheims den burgundischen Truppen, welche die Besatzung dieser Stadt bildeten. Karl und die Jungfrau traten in Gien, wo sie ein Heer gesammelt hatten, den Marsch nach Rheims an. Sie mußten, um dahin zu gelangen, einen Weg von achtzig Stunden machen und, wie schon bemerkt, durch ein Land ziehen, in welchem jeder haltbare Platz vom Feinde besetzt war. Sie schlugen sich glücklich durch. Unter-

wegs griffen ſie auf ihrem Marſche durch Burgund die Stadt Auxerre, welche ihnen ihre Thore verſchloß, nicht an, entweder weil Karl's Liebling, la Tremouille, um deſſentwillen der Connetable Richemont ſeit drei Jahren vom Hofe verbannt war, ſich hatte erkaufen laſſen, oder weil man den Herzog von Burgund, welcher immer kälter gegen die Engländer ward, durch die Schonung der Stadt gewinnen wollte. Troyes dagegen wurde von den Franzoſen erobert. Noch ehe dieſelben hierauf in die Nähe von Rheims kamen, hatte die burgundiſche Beſatzung bereits dieſe Stadt verlaſſen, ſo daß Karl am 27. Juli 1429 ungehindert einziehen konnte, und alſo auch die zweite Aufgabe der Jungfrau zu aller Welt Erſtaunen glücklich gelöſt war. Karl ward in Rheims von dem neu ernannten Erzbiſchof mit den hergebrachten Ceremonien gekrönt und geſalbt, obgleich keiner der weltlichen Pairs dabei anweſend war und auch die Reichskleinodien, Krone, Scepter (main de justice) u. ſ. w., fehlten, weil ſie in dem von den Engländern beſetzt gehaltenen St. Denis verwahrt wurden. Jetzt ſchien die Jungfrau von Orleans das Ziel ihrer Sendung erreicht zu haben, und ſie ſelbſt wollte ſich deshalb vom öffentlichen Leben zurückziehen. Sie warf ſich dem Könige zu Füßen, und bat ihn flehentlich, ſie zu entlaſſen; dieſer hielt ſie aber zurück, um ſich ihrer auch ferner zu bedienen. Sie nahm daher an den zunächſt folgenden Kämpfen Theil, und focht bei jeder Gefahr in den vorderen Reihen.

Noch in demſelben Jahre, in welchem Orleans entſetzt und Karl VII. gekrönt worden war, eroberten die Franzoſen Soiſſons, Provins, Chateau Thierry, Crépi, Senlis, Beauvais, Compiegne, Melün und Sens, und der Connetable Richemont bedrohte die Normandie ſo ernſtlich, daß der Herzog von Bedford ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf dieſe Provinz wenden und deshalb Paris auf einige Zeit von Truppen entblößen mußte. Dies bewog den König und die Jungfrau gegen Paris vorzurücken. Sie lagerten ſich mit ihrem Heere auf dem Montmartre und machten einen Angriff auf die Stadt, wurden aber zurückgeſchlagen und mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Karl ſelbſt begab ſich hierauf nach Bourges und brachte dort den Winter mit Luſtbarkeiten zu. Im Frühling des folgenden Jahres (1430) ward der Herzog von Burgund,

welcher seit einiger Zeit den Engländern keine Unterstützung mehr gewährt hatte, von ihnen aufs neue gewonnen und belagerte hierauf Compiegne. Johanna eilte daher in diese Stadt. Hier nahm sie eines Tages an einem Ausfalle Theil und ward dabei, wahrscheinlich durch Verrath, gefangen (25. Mai). Es scheint fast, als wenn es der königlichen und aristokratischen Partei in Frankreich ganz gelegen gewesen wäre, der Bäuerin, welche die Retterin der Nation geworden war und das bürgerliche Nationalgefühl erweckt hatte, entledigt zu werden, sobald man des durch sie erregten Enthusiasmus entbehren und das Reich durch diplomatische Kniffe und militärische Waffen retten zu können glaubte. Man hatte nämlich bei jenem Ausfalle aus Compiegne nicht das Geringste gethan, um die Jungfrau, welche dabei den Rückzug deckte, glücklich in die Stadt zu bringen, sondern man hatte vielmehr das Thor früher, als nöthig war, geschlossen und die Brücke aufgezogen. Auch nachher geschah von Seiten des französischen Hofes gar nichts, um Johanna aus der Gefangenschaft zu befreien, obgleich man zu ihrer Auslösung Gefangene genug gehabt hätte. Endlich benahmen sich Karl und sein Hof während des Processes, durch welchen die Engländer das Mädchen als eine Hexe oder Zauberin gerichtlich verurtheilen ließen, auf eine solche Weise, daß man geneigt sein möchte, der von vielen Schriftstellern ausgesprochenen Behauptung Glauben zu schenken, Agnes Sorel habe ein junges Bauernmädchen, dessen Verdienste von ganz anderer Art waren, als die ihrigen, nicht länger eine Hauptrolle in Frankreich spielen lassen wollen. Die Engländer veranstalteten nämlich 1431 einen geistlichen Proceß gegen Johanna, weil sie, wie es scheint, für nöthig hielten, gerichtlich zu beweisen, daß das seitherige Glück der Franzosen ein Werk des Teufels und einer mit ihm verbundenen Betrügerin gewesen sei, und folglich gegen so orthodoxe Feinde, wie die Engländer sind, am Ende doch nicht werde bestehen können. Ihre eifrige Rechtgläubigkeit hatten sie ohnedies der Christenheit kurz vorher bewiesen; denn zwei Prinzen des englischen Königshauses, der Herzog von Glocester und der Bischof von Wincheſter, hatten eine Art Kreuzzug gegen die Hussiten gerüstet, und der Letztere war wirklich mit einer Vollmacht des Pabstes nach Deutschland abgegangen, ohne freilich mit seinem Zuge große Ehre einzulegen

(ſ. Th. IX. S. 201 f.). Johanna war urſprünglich nicht in der Gewalt der Engländer, ſondern in der des burgundiſchen Generals Johann von Ligny, deſſen Vaſall Vendome ſie bei Compiegne gefangen genommen hatte; der franzöſiſche Generalvicar der Inquiſition hatte ſie aber ſchon drei Tage nach ihrer Gefangennehmung dem Herzoge von Burgund und ſeinem General abgefordert (comme véhémentement soupçonnée, wie es hieß, de plusieurs crimes sentant l'hérésie, crimes, qui ne pourroient se dissimuler ni passer sans bonne et convenable réparation). Die Pariſer Univerſität unterſtützte, wie von den gelehrten Theologen der Sorbonne nicht anders zu erwarten geweſen war, die Forderung des Inquiſitors bei dem Herzoge von Burgund und ſeinem General aufs nachdrücklichſte, und auch der Biſchof von Beauvais, Peter Cauchon, welcher vorher ſeiner Schlechtigkeit wegen von ſeinen eigenen Unterthanen fortgejagt worden war, drängte ſich herbei, um an dem Verdienſte der Verfolgung des patriotiſchen Mädchens Theil zu nehmen. Vergebens beſchwor die Gräfin von Ligny ihren Gemahl fußfällig, die Unglückliche nicht geiſtlichen Richtern, deren Gericht damals barbariſch und deren Herzen von Eiſen waren, zu überliefern; der Graf Johann, welcher nur an ſeinen und ſeines Vaſallen Vendome Vortheil dachte, lieferte das Mädchen gegen ein Jahrgeld von dreihundert Livres für Vendome und gegen eine Summe von zehntauſend Livres für ſich ſelbſt an den Herzog von Bedford aus. Dieſer hätte nach dem kannibaliſchen Gebrauche jener Zeit die Gefangene ohne Weiteres tödten laſſen können, ohne große Vorwürfe fürchten zu müſſen; er that es aber nicht, weil er durch einen geiſtlichen Proceß die Wirkung des Glaubens an ihre göttliche Sendung zerſtören zu können hoffte. Er fand hierzu gewiſſenloſe geiſtliche Herren, die ſich als Werkzeuge gebrauchen ließen, und von Seiten dieſer geiſtlichen Herren hatte dann die unglückliche Gefangene eine entſetzliche Behandlung zu dulden. Die Barbarei, Grobheit und Gemeinheit ihrer Richter und die ſchmälige Art des Verfahrens gegen ſie würden unglaublich ſein, wenn ſich nicht der ganze Wuſt der Proceß-Acten vollſtändig erhalten hätte. Die Hauptrolle ſpielten der Biſchof von Beauvais, Peter Cauchon, deſſen ganzes Leben eine Reihe von Schandthaten war, der Inquiſitor, Jean Graverend, und zwei Promotoren oder Kirchen-

anwälte. Übrigens empfand der eine von den beiden Letzteren (Epinel), nachdem er als erster Promotor, d. h. als derjenige Rechtsgelehrte, der bei geistlichen Gerichten den Generalprocurator vorstellte, mit Johanna schrecklich verfahren war, noch vor dem Ende des Processes Reue, und mußte deshalb einem anderen, ganz unbarmherzigen Manne Platz machen. Johanna ward, nachdem sie der Bischof von Beauvais im Juli 1430 für sein geistliches Gericht in Anspruch genommen hatte, im Oktober nach Rouen gebracht und durch gräßliche Kerker, sowie durch schwere Fesseln (sie war sogar mit einer Kette um den Leib angeschlossen) abscheulich gepeinigt. Erst im Januar 1431 ward sie auf Bedford's Geheiß dem Bischof und seinen Doctoren förmlich überlassen. Im Februar begann dann ihr Proceß, welcher bis in den Mai dauerte. Der erste Promotor brachte folgende vier Artikel gegen sie vor: 1) Sie habe, um in der Welt Bedeutung zu erlangen, einen Bund mit dem Teufel gemacht und von diesem die Geheimnisse und Voraussagungen erfahren, durch deren Ausspruch sie sich Glauben verschafft habe. 2) Sie habe das Volk verführt und die Franzosen gegen die Engländer aufgereizt. 3) Sie sei der Ketzerei schuldig, weil sie geduldet habe, daß man sie als eine Heilige verehre. 4) Sie habe im Widerspruch mit dem Schaamgefühl und der Pflicht des weiblichen Geschlechtes männliche Kleidung getragen, die Waffen geführt und freventlich ihre Hände in Blut getaucht. Mit dieser Anklage wurde dann der Proceß begonnen, oder mit anderen Worten, man fing an, die Unglückliche durch Verhöre, durch grobe Schimpfreden und durch schmähende Predigten zu quälen. Zuerst ward sie im Gerichte selbst vor vierzig bis sechzig der sauberen beisitzenden geistlichen Doctoren gepeinigt, dann aber im Gefängniß von dem Bischof Cauchon und seinem Collegen, dem Inquisitor, verhört. Die Letzteren schrieben dabei auf, was ihnen beliebte, und ließen dagegen alles dasjenige weg, was zur Entschuldigung dienen konnte. Vermittelst der aus ihr herausgequälten Antworten wurden dann die erwähnten vier Artikel bis auf zwölf vermehrt. Diese legte man, ohne daß Einsicht in die Acten gewährt ward, den achtundfünfzig Doctoren des Gerichtes und dem Capitel von Rouen vor, welche hierauf am 12. April die Strafe lebenslänglicher harter Gefangenschaft bei

magerer Kost für angemessen erklärten. Dieses gutachtliche Urtheil wurde der Universität Paris vorgelegt und von derselben einstimmig gebilligt. Obgleich dasselbe nun der Gefangenen als ihr Urtheil verkündigt wurde, so verlangten doch nachher der Graf Warwick und der Bischof von Winchester, welche im vorhergehenden Jahre mit dem achtjährigen König Heinrich VI. nach Frankreich gekommen waren, vom Bischof Cauchon, daß er ein Todesurtheil gegen sie auswirke. Cauchon sagte ihnen dies auch sogleich ohne Bedenken zu. Ein Schein des Rechtes dazu wurde leicht aufgefunden. Es war nämlich nicht schwer, die von ihren Eingebungen überzeugte Jungfrau dahin zu bringen, daß sie nicht nur einige frühere Äußerungen wiederholte, sondern auch ihre männliche Kleidung, welche man, als sie erkrankt war, in ihr Gefängniß gelegt hatte, wieder anzog. Dies ward dann vom Bischof Cauchon und von dem Vice-Inquisitor der Diöcese Rouen, le Maitre, benutzt, um das vorige Urtheil dahin abzuändern, daß Johanna, weil sie sich als unverbesserliche Ketzerin bewiesen habe, der Strafe des Feuers schuldig sei und zur Erduldung derselben dem weltlichen Richter überantwortet werden solle (comme relapse excommuniée, rejettée du sein de l'église et jugée digne par ses forfaits d'être abandonnée à la justice séculaire). Hierauf ward sie dann endlich am 30. Mai 1431 in Rouen öffentlich verbrannt. Karl VII., seine vornehmen Generale und Hofleute und die Weiber, die ihn umgaben, thaten, soviel wir sehen, während des ganzen Jahres vom Mai 1430 bis zum Mai 1431 durchaus nichts Bedeutendes, um das Leben und die Ehre der Heldin des französischen Volkes zu retten; denn Johanna war seit ihrer Gefangenschaft für die Aristokratie wieder eine bloße Bäuerin geworden. Was später zur Rettung ihrer Ehre geschah, mußte des Volkes wegen gethan werden; Karl VII. ließ es geschehen, weil er und die Seinigen ebenso dachten wie Caracalla, welcher nach der Ermordung seines Bruders Geta den schlimmen Eindruck dieser Gräuelthat dadurch zu verwischen suchte, daß er seinen Bruder für einen Gott erklären ließ (Sit divus, dum non sit vivus!). Übrigens ward erst 1456 unter Karl's Nachfolger, Ludwig XI., die Revision des Processes der Johanna durchgesetzt. Die französische Nation hat auf jede Weise das Andenken der

muthigen und begeisterten Bäuerin geehrt und verewigt, und Johanna wird bis auf den heutigen Tag als das Ideal des französischen Enthusiasmus für Nationalität und Vaterland betrachtet.

An der grausamen Verfolgung der Heldin hatte der Herzog von Burgund, dessen Staaten im Jahre 1430 durch den Tod des Herzogs von Brabant einen bedeutenden Zuwachs erhielten, keinen Antheil. Dieser war übrigens ein höchst zweideutiger Verbündeter der Engländer, und unterhandelte fortwährend mit den Franzosen, welche das ganze Jahr 1430 hindurch in der Champagne, in der Picardie, in Isle de France und sogar in der Normandie mit Erfolg kämpften. Erst als sie einen Angriff auf Rouen versuchten, ward das Glück ihnen wieder einmal untreu. Der König Karl versank auch in diesem Jahre nach einer kurzen Anstrengung wieder in sein gewöhnliches Leben des Müßigganges und der Wollust. Er bewies sich damals, wie in dem ganzen Kriege, verächtlich, und wenn er auch später, nach der Beendigung desselben, achtungswerth und vortrefflich war, so verdankt er es doch nur der Schmeichelei der französischen Hofschriftsteller und Memoirenschreiber, daß seiner kleinen Seele, seinen geringen Fähigkeiten und seinem blos mit Weibern, Hofleben und Vergnügungen beschäftigten Verstande ein Antheil an der Wiedereroberung seines Reiches zugeschrieben wird. Während jeder Graf, Baron und Rittersmann, ja die ganze Nation eine ähnliche Energie zeigte, wie die Spanier in den Jahren 1809 bis 1812, lebte Karl unbekümmert um sein Reich in Lust und Freude. Er erschien nicht beim Heere, und unterstützte nicht einmal den Aufstand in der Normandie, wo die Bauern, über die Erpressungen der Engländer erbittert, die Waffen ergriffen. Es gab daher auch keinen allgemeinen Plan und keine obere Leitung im Kampfe mit England, sondern jeder Hauptmann führte für sich allein Krieg. Nichtsdestoweniger ward eine Stadt nach der anderen von den Franzosen besetzt, und der Herzog von Bedford konnte sich, nachdem er seinen Neffen Heinrich VI. durch den Bischof von Winchester in Paris hatte krönen lassen (December 1431), nur mit großer Anstrengung im Besitze dieser Stadt behaupten. Ja, er fühlte sich sogar gedrungen, schon nach wenigen Tagen den jungen König von Paris nach Rouen und von da nach England zu bringen. Freilich war der

ganze Zuſtand der Dinge ebenſo verderblich für Karl's VII. Unterthanen, als für denjenigen Theil von Frankreich, welcher unter der Herrſchaft der Engländer ſtand und von dieſen des Krieges wegen durch Auflagen gedrückt wurde. Das Volk litt unſäglich; ein Schriftſteller jener Zeit ſagt ſogar geradezu, Vernunft und Gerechtigkeit habe es nicht mehr gegeben, und das Volk ſei überall im Elend geweſen (il y avait ni raison, ni justice, et les peuples n'avoient d'autre recours, si non de crier misérablement).

Übrigens brachte ſeit dem Jahre 1432 Karl's VII. Unthätigkeit ihm ſelbſt und ſeinem Volke mehr Nutzen, als eine raſche Thätigkeit hätte bringen können; denn der Herzog Philipp von Burgund fand bald Karl's Indolenz vortheilhafter für ſeine Abſichten, als den Stolz des Herzogs von Bedford. Dieſer verlor nämlich damals ſeine Gemahlin, eine Schweſter Philipp's, und vermählte ſich ſchon ſechs Monate nachher mit Jacqueline von Luxemburg, der Tochter eines burgundiſchen Vaſallen, ohne dem Lehenrechte jener Zeit gemäß die Erlaubniß ihres Lehensherrn dazu einzuholen. Dies entfremdete Philipp dem Regenten von England, und erleichterte die Bemühungen der Franzoſen, den Erſteren vom Bunde mit dem Reichsfeinde zu trennen. Doch konnte erſt nach zwei Jahren eine Verbindung zwiſchen Karl VII. und Philipp zu Stande gebracht werden, weil immer wieder neue Hinderniſſe entgegentraten. Nicht nur bemühten ſich die Engländer, Philipp von Burgund wieder mit dem Herzoge von Bedford auszuſöhnen, ſondern Philipp hatte auch 1433 in ſeinem eigenen Lande genug zu thun, und gerieth zu der nämlichen Zeit mit ſeinem Schwager, dem Herzoge von Bourbon, in Krieg. Die Städte und Stände der mit ſeinem Gebiete vereinigten freien Provinzen nahmen an ſeinen Kriegen wenig Antheil, und zwei dieſer Städte, Gent und Ypern, welche damals ebenſo wie Amſterdam und Rotterdam im ſiebenzehnten Jahrhundert eine Macht bildeten, erhoben ſich 1433 in offnem Aufſtande gegen ihn. Der Herzog von Bourbon aber behauptete das Heirathsgut ſeiner Gemahlin nicht erhalten zu haben, fiel deshalb ſeinem Schwager in das Land und eroberte einige dreißig Burgen, wofür Philipp ſich dadurch rächte, daß er 1434 Beaujeu wegnahm. Nichtsdeſtoweniger ſöhnte ſich Philipp im folgenden Jahre mit dem König

Karl völlig aus. Dazu trug die Rückkehr des Connetable Richemont an den französischen Hof das Meiste bei. Dieser war, wie oben (S. 77 f.) berichtet worden ist, durch den Einfluß la Tremouille's vom Hofe und vom Commando entfernt worden, und la Tremouille hatte sogar zu bewirken gewußt, daß der König den Grafen Richemont nicht einmal in der gefährlichsten Zeit des Krieges, als Richemont seine Dienste anbot und wirklich wesentliche Vortheile errang, an der Spitze eines Heeres dulden wollte. Endlich ward aber la Tremouille selbst gestürzt und dem Connetable der ihm gebührende Einfluß wieder ertheilt. Die Art, wie dies geschah, verdient näher angegeben zu werden; denn sie ist bezeichnend für Karl's Charakter und für die Schlaffheit, welche er während des aufopfernden Kampfes aller Klassen seines Volkes zeigte. La Tremouille's Einfluß war gegen das Ende des Jahres 1433 dem Bruder der Königin, dem Grafen Karl von Maine, sowie dem Herzoge von Alençon und mehreren anderen Herren unerträglich geworden; diese beschlossen daher seinen Sturz, und vereinigten sich mit dem Connetable Richemont, sowie mit den Herren du Büeil, Chaumont, Coitivy, la Varenne und Rosnyeven. Es ward ausgemacht, daß man den verhaßten Liebling gewaltsam ergreifen, vom Hofe fortbringen und in Haft halten wolle. Die zuletzt genannten Herren übernahmen die Ausführung. Sie drangen Nachts in la Tremouille's Schlafzimmer, versetzten ihm, als er aus dem Bette sprang und sich wehren wollte, einen Dolchstich in den Unterleib, und schleppten ihn dann gefesselt auf das Schloß Montresor. Gleich nach geschehener That begaben sich zwei von ihnen, du Büeil und Coitivy, zum Könige, meldeten ihm den Hergang der Sache, und versicherten ihn, daß sie nur zum Besten des Staates gehandelt hätten. Karl blieb einige Zeit hindurch unentschieden, schon nach wenigen Tagen aber hatte sich sein Schwager Karl von Maine ihm so unentbehrlich gemacht, als la Tremouille nur jemals gewesen war, und der König ließ gleich darauf den in Tours versammelten Ständen durch den Kanzler erklären, daß er mit dem, was jene Herren gethan hätten, gar nicht unzufrieden sei (que l'attentat commis par les sires de Bueil et de Coitivy étoit avoué par lui et qu'il les retenoit dans ses bonnes graces). Die Entfernung des seit-

herigen Lieblings hatte die unmittelbare Folge, daß der Connetable Richemont, welcher im Felde wie im Kabinet große Fähigkeiten gezeigt hatte und ungemein thätig war, wieder die Leitung der Geschäfte erhielt. Er eilte nach Compiegne, und trieb die Engländer aus vielen Orten der Picardie, hütete sich aber sorgfältig, den Herzog von Burgund anzugreifen, als dieser den Krieg gegen den Herzog von Bourbon fortsetzte, sondern bemühte sich vielmehr eine Aussöhnung zwischen Beiden zu Stande zu bringen, was ihm endlich auch im Januar 1435 bei einer Zusammenkunft, welche zwischen ihm und den beiden Herzögen zu Nevers gehalten wurde, vollständig gelang. Bei dieser Zusammenkunft ward auch die Aussöhnung des Herzogs von Burgund und des Königs Karl eingeleitet und zum Zwecke derselben, sowie zur Herstellung des Friedens überhaupt ein europäischer Congreß verabredet, welcher im Juli zu Arras gehalten werden sollte. Man lud auch den Pabst und das Baseler Concilium ein, Gesandte zu schicken, damit, wenn die Engländer auf die billigen Friedensvorschläge, welche Frankreich in Arras machen wollte, nicht eingingen, der Herzog von Burgund seiner eidlichen Verbindlichkeiten gegen dieselben durch die Kirche entbunden werden könne.

Der Congreß ward im Juli und August gehalten, und war so glänzend, daß die Chroniken berichten, es seien über zehntausend Menschen zu demselben zusammen gekommen. Es erschienen in Arras nicht nur englische und französische Gesandte, sowie der Herzog von Burgund, sondern auch der deutsche Kaiser, die Könige von Castilien, Aragonien, Navarra, Portugal, Sicilien, Schottland, Polen, Dänemark und Cypern, die Herzöge von der Bretagne und von Mailand und andere Fürsten hatten Gesandte geschickt. Von Seiten der Engländer, deren König zugleich als Beherrscher von Frankreich und von England gelten wollte, kamen nicht weniger als siebenunddreißig Gesandte, an deren Spitze der Kardinal Heinrich von Wincheſter, der Erzbischof von York und zwei andere Bischöfe standen. Der König von Frankreich schickte siebenzehn Gesandte, unter denen sich der Connetable Graf Richemont, sowie zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Bourbon und der Graf von Vendome, befanden. Der Herzog von Burgund, in dessen Lande ja die Stadt Arras lag, war persönlich anwesend,

und zwar in Begleitung seiner Gemahlin, sowie des Herzogs von Geldern, der Bischöfe von Lüttich und von Cambray und der Grafen von Nevers, Vaudemont und Ligny; der zuerst genannte Bischof blendete Alle, welche weltlich dachten, und ärgerte alle Frommen durch die ganz thörichte Pracht und Üppigkeit, die er entfaltete. Die Franzosen erboten sich auf dem Congreß, den Engländern die Normandie und Guyenne unter der Bedingung abzutreten, daß beide Provinzen französische Lehen blieben; allein bei der englischen Gesandtschaft befanden sich außer den genannten vier Bischöfen die Herren, welche seit Heinrich's V. Tod neben Bedford und Gloceſter den bedeutendsten Einfluß gehabt hatten, die Grafen von Warwick, Huntington und Suffolk, und von diesen war wenig Nachgiebigkeit zu erwarten. Sie forderten die Hälfte des französischen Reiches, sowie den Titel eines Königs von Frankreich für ihren König. Dazu konnten und wollten die Franzosen sich nicht verstehen, und die englische Gesandtschaft verließ deshalb trotzig den Congreß. Dies war vorauszusehen gewesen; auch hatte man die Engländer nur in der Absicht zugezogen, damit der Herzog von Burgund einen schicklichen Vorwand erhalte, sich der mit England eingegangenen Verbindung zu entziehen. Zwischen dem Herzoge selbst und dem König Karl ward leicht ein Vertrag zu Stande gebracht, da der Letztere seine Gesandten bevollmächtigt hatte, auf jede Forderung des Herzogs einzugehen. Dieser Vertrag wurde am 21. September 1435 geschlossen, und legte dem Könige von Frankreich folgende Verpflichtungen auf. Karl mußte dafür, daß Philipp von Burgund ihn als seinen Oberherrn und als König von Frankreich anerkannte, erstens in aller Form erklären, daß er nur wegen seiner Jugend sich habe bewegen lassen, den Mord des Herzogs Johann von Burgund zu billigen und die Mörder zu hegen. Er versprach ferner, die Mörder auszuliefern oder, wenn dies nicht geschehen könne, sie auf immer zu verbannen. Er verpflichtete sich drittens zur Stiftung einer Kapelle, welche mit dem nöthigen Einkommen für einen vom Herzoge zu ernennenden Kaplan ausgestattet werden sollte, sowie einer Karthäuser-Kirche zu Montereau, in welcher beständig Seelenmessen für den ermordeten Herzog gelesen werden sollten, und mußte außerdem an der Stelle, wo unter seinen Augen der Mord

geschehen war, ein großes Kreuz errichten lassen. Viertens verstand er sich dazu, fünfzigtausend Dukaten (écus d'or) für die dem Herzoge nach seiner Ermordung geraubten Effecten zu zahlen. Endlich überließ Karl — und dies ist der für die ganze spätere Geschichte, besonders aber für die des Königs Ludwig XI. folgenreichste Artikel des Vertrages — dem Herzoge oder seinem Sohne nicht nur die Städte Macon und St. Jangon als Pairie, sondern auch die Grafschaft Charolais und alle königlichen Rechte über dieselbe, über Burgund und über Artois, sowie die Grafschaft Boulogne und die Städte St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville, St. Riquier, Crevecoeur und andere Orte an der Somme, jedoch unter der Bedingung, daß die genannten Städte für viermalhunderttausend Thaler wieder eingelöst werden könnten. Außerdem erließ der König dem Herzoge jede Art von Huldigung und versprach eine vollständige Amnestie. In Folge dieser Vertragsbedingungen ward der Herzog von Burgund, welcher früher sehr weislich die deutsche Kaiserwürde abgelehnt hatte, der mächtigste und reichste Herrscher in Europa.

Am Tage vor der Unterzeichnung des Friedens von Arras hatte die Königin Isabella, Karl's VII. Mutter, ihr Leben unter den traurigsten Umständen geendet, und acht Tage früher war auch der Herzog von Bedford gestorben. Die Engländer hatten seit dem Frühjahr im Kampfe stets den Kürzeren gezogen und eine Stadt nach der anderen verloren, der schmerzlichste Verlust aber, den sie erlitten, war der Tod des Herzogs von Bedford; denn dieser große Mann hatte allein den englischen Staat im Felde wie im Kabinet aufrecht erhalten, und sein Bruder, der Herzog von Gloceſter, besaß nicht Ansehen genug, um dem Kardinal von Wincheſter, mit welchem er seit Heinrich's V. Tode in Streit gewesen war, und dem Herzoge von Sommerset gewachsen zu sein. Es wurden daher gleich nach Bedford's Tode die Unruhen vorbereitet, welche in den folgenden zwanzig Jahren England eben so sehr zerrissen, als Frankreich vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts an bis auf den Frieden von Arras zerrissen gewesen war.

6. Innere Unruhen in England unter Heinrich VI.

Die Erziehung des jungen Königs von England, Heinrich's VI., war zuerst seinem Großoheim, dem Herzoge von Exeter, anvertraut gewesen; nach dem Tode desselben (1424) erhielt sie der Graf von Warwick, dessen Patent und Instruction jedoch erst im Juni 1428 ausgefertigt wurden. Dieser leitete den unmündigen König ganz im Sinne der Adels-Partei, welche im Regentschaftsrath herrschte. Die Gegner bewogen daher den Knaben schon in seinem elften Jahre, größere Unabhängigkeit und die vorgängige Mittheilung dessen, was in seinem Namen verordnet werde, zu fordern. Man verwies ihn jedoch zur Ruhe, und ertheilte dem Grafen von Warwick die Vollmacht, den König auf jede Weise beobachten und unter Aufsicht halten zu lassen. Im vierzehnten Jahre verlangte Heinrich aufs neue, daß er, was mit gewissen Beschränkungen zu der Ausbildung eines künftigen Regenten für das praktische Leben durchaus nothwendig zu sein scheint, den Sitzungen des Regentschaftsrathes beiwohnen dürfe, um in denselben zu lernen, wie die Reichsangelegenheiten geführt würden. Die streng aristokratischen Mitglieder des Rathes wiesen auch diese billige Forderung zurück, und gaben dem jungen Könige eine lange theologisch-pedantische Antwort, welche darauf hinauslief, daß derselbe von der Theilnahme an der Regierung ganz und gar ausgeschlossen bleiben müsse (They therefore think, it would be perilous and harmfull to change the rule and government, that afore this in his tender age hath been appointed for the good and surety of his noble person and of his land). Gern hätten sie auch nachher seine Zulassung verweigert, als er in seinem siebenzehnten Jahre (1437) sich der Vormundschaft wenigstens so weit entziehen wollte, daß er Kunde von dem erhalte, was im Kabinet vorging. Dies konnten sie jedoch nicht wagen. Sie gewährten ihm daher eine Theilnahme an der Regierung, setzten ihm aber dabei solche Schranken, daß die Leute, welche sich seiner bedienen wollten, nicht viel schaden konnten. Er sollte nämlich Strafen erlassen oder mildern, Pfründen vergeben und besondere Gunstbezeugungen für sich allein ertheilen dürfen; er sollte ferner von denjenigen Berathungen, welche für seine Krone und deren Vorrechte von Bedeutung wären

in Kenntniß gesetzt werden, und endlich bei allen Beschlüssen des Regentschaftsrathes, welche nicht eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen für sich hätten, den Ausschlag geben.

Von diesem Augenblicke an erhielt die bittere Feindschaft, welche schon seit Heinrich's V. Tod zwischen des jungen Königs Oheim, dem Herzoge von Gloceſter, und seinem Großoheim, dem Bischof von Wincheſter und Kardinal Heinrich, bestand, eine für das Reich verderbliche Bedeutung. Der Kardinal, ein ebenso habgieriger und geiziger, als hochmüthiger und herrschsüchtiger Mann, verschaffte sich dadurch einen großen Einfluß, daß er dem schwachen, ganz unfähigen Könige, über dessen abergläubige Seele er ohnedies als Geistlicher große Gewalt hatte, zu schmeicheln wußte, und daß er ihm, da Heinrich über die Reichseinkünfte nicht gebieten konnte, von Zeit zu Zeit bedeutende Summen lieh; er hatte sich jedoch durch seinen Papismus, seinen Kreuzzug gegen die Hussiten (s. S. 85 f.) und sein Streben, den Frieden mit Frankreich herzustellen, bei der Nation nicht beliebt gemacht. Auch hatte er ein so böses Gewissen, daß er sich einst vom jungen Könige in einer noch vorhandenen Urkunde einen Generalpardon für alles, was er jemals begangen haben könnte, ertheilen ließ. Sein Gegner, der Herzog von Gloceſter, hatte sich durch seine niederländischen Händel (s. S. 72 ff.) und durch seine zwiefache Heirath mit Weibern anderer Männer, nämlich zuerst mit Jakobäa von Hennegau und dann mit Eleonore Cobham, ebenfalls viel geschadet; er gewann aber nachher dadurch wieder an Ansehen, daß er stets auf die Fortsetzung des Krieges mit Frankreich drang. Beide Männer hatten in und außer dem Regentschaftsrath ihre Anhänger, und suchten diese bei jeder Gelegenheit zu befördern und zu heben. Namentlich arbeitete beim Tode des Herzogs von Bedford Einer dem Anderen entgegen, um einem seiner Anhänger die Statthalterschaft von Frankreich zu verschaffen. Der Kardinal von Wincheſter wollte seinem Brudersſohn, dem Grafen Beaufort von Sommerſet, die Regentschaft in Frankreich übertragen haben. Diesem setzten aber der Herzog von Gloceſter und die Mehrzahl der Regentschaftsräthe den Herzog Richard von York entgegen, welcher nicht nur ein Enkel von des Königs Eduard III. viertem Sohne, dem Herzog Edmund von York, war,

sondern auch von seiner Mutter Anna Mortimer, einer Urenkelin von Eduard's III. zweitem Sohne, dem Herzog von Clarence, die Rechte des Hauses Clarence geerbt hatte. Richard von York ward wirklich Bedford's Nachfolger in Frankreich; die Gegenpartei hintertrieb aber sieben Monate lang die Ausfertigung der Bestallungsurkunde für ihn, und veranlaßte dadurch, wie wir später sehen werden, den Verlust der Stadt Paris. Mehrere Jahre nachher wurde Richard trotz aller Kabalen des Kardinals von Wincheſter zum zweiten Male als Statthalter nach Frankreich geschickt. Es bildeten sich also damals in England unter ähnlichen Verhältnissen zwei politische Parteien, wie in Frankreich zur Zeit Karl's VI. die Parteien der beiden Häuser Orleans und Burgund entstanden waren.

Der Zwiespalt dieser Parteien verwandelte sich in eine offene Fehde, als die Frage wegen der Freilassung des Herzogs von Orleans entschieden wurde. Der Herzog von Orleans war 1415 bei Azincourt in englische Gefangenschaft gerathen, und wurde noch immer in England zurückgehalten, weil er das ungeheure Lösegeld, welches man von ihm forderte, nicht aufzubringen vermochte. Im Jahre 1439 betrieb der Kardinal von Wincheſter die Freilassung desselben auf das nachdrücklichste, sowohl weil er durch ihn den Frieden mit Frankreich herstellen zu können hoffte, als auch weil König Heinrich des sehr bedeutenden Lösegeldes, welches der Herzog zu bezahlen versprach, für sich nöthig hatte. Der Herzog von Glocester dagegen bot Alles auf, um die Sache zu hintertreiben, und überreichte dem Könige sogar eine Anklageschrift gegen den Kardinal, in welcher diesem eine Reihe der ärgsten Vergehungen, wie Habgier und Treulosigkeit, vorgeworfen wurde; alle seine Anstrengungen waren aber vergeblich, er ward mit seiner Anklage abgewiesen und der Herzog von Orleans im Jahre 1440 frei gegeben. Von dieser Zeit an kränkten beide Prinzen einander bei jedem Anlaß öffentlich. Namentlich vergalt 1441 der Kardinal den zwei Jahre früher gegen ihn gethanen Schritt durch einen ähnlichen Versuch gegen Glocester. Dieser ward nämlich dem abergläubigen Volke als Schützer und Begünstiger von Leuten, die mit dem Teufel im Bunde ständen, verdächtig gemacht. Zuerst klagte man Roger Bolingbroke, einen der Kaplane des Herzogs, als Hexenmeister an, und stellte ihn

in seinem Zauber-Ornat vor einer Kirche zur Schau aus. Dann ward des Herzogs Gemahlin, Eleonore Cobham, angegriffen. Diese hatte sich in der zweiten Nacht nach Bolingbroke's Verhaftung aus Furcht, von dem ihr und ihrem Gemahle feindlich gesinnten Kardinal und seiner Geistlichkeit verfolgt zu werden, in die Sakristei der Westminster-Kirche als ein Asyl geflüchtet, und wurde in die Sache des Kaplans verwickelt. Sie war lasterhaft, ausschweifend, hochmüthig und habsüchtig, hatte ihren ersten Gemahl verlassen und den Herzog ungesetzlich geheirathet, und es kann leicht sein, daß sie geglaubt hatte, sie könne durch den Kaplan die Mächte der Hölle zu ihrem Dienste aufbieten. Wenigstens fand sich in der gegen sie angestellten Untersuchung, daß sie sich von einer berühmten Hexe einen Liebestrank hatte bereiten lassen, um Gloceſter's wankelhafte Liebe zu fesseln, und daß sie durch Bolingbroke die Geister der Unterwelt über die Dauer von Heinrichs VI. Leben befragt hatte. Sie wurde zugleich mit jener Hexe vor ein geistliches Gericht gestellt, und ergab sich ohne lange Vertheidigung in das Schicksal, welches die geistlichen Herren über sie verhängten. Sie ward von diesen für ihre Albernheit und für ihren dummen, aber bösartigen Aberglauben hart genug bestraft; denn sie mußte drei Tage baarfuß und baarhaupt mit einer brennenden Kerze in der Hand durch die Straßen der Hauptstadt wandeln, und wurde dann zur lebenslänglichen Haft gebracht, indem man hundert Pfund für ihren Unterhalt anwies.

An den Herzog selbst wagten sich seine Gegner erst dann, als die Partei, welche den Frieden wünschte, einen Waffenstillstand und eine Heirath des Königs, die zum Frieden führen sollte, durchgesetzt hatte. Der Herzog von Orleans hatte wahrscheinlich seit seiner Befreiung fortdauernd gearbeitet, um einen Frieden zu Stande zu bringen; es fanden sich aber unerwartete Hindernisse, und man kam erst im Jahre 1444 zu einer Übereinkunft, nachdem vorher auch ein Waffenstillstand zwischen Burgund und England geschlossen worden war. Der Kardinal von Wincheſter und seine Partei waren so eifrig, dem Kriege ein Ende zu machen, daß sie sich dazu verstanden, in der französischen Stadt Tours zu unterhandeln, während doch die Regentschaft seither immer verlangt hatte, daß dies auf englischem oder auf neutralem Gebiete ge-

ſchehen ſolle. In Tours erſchienen von franzöſiſcher Seite der Graf Dünois, ein Halbbruder des Herzogs von Orleans, und der Graf von Vendome, ein Prinz des königlichen Hauſes, von Seiten England's Wilhelm de la Pole, Graf und ſpäter Herzog von Suffolk, welcher damals zugleich mit dem Kardinal von Wincheſter und dem Herzoge von York den faſt blödſinnigen König Heinrich beinahe unbedingt leitete. Der engliſche Unterhändler hatte ſich in einer Urkunde, die wir unter den Actenſtücken der engliſchen Geſchichte finden, für den von ihm etwa abzuſchließenden Vertrag im Voraus Strafloſigkeit zuſichern laſſen; denn er fühlte, daß die von ihm geleitete Waffenſtillſtands-Unterhandlung und die mit demſelben verbundene Kabale der Verheirathung des Königs ihm leicht einmal ſehr gefährlich werden könne. Ein Frieden kam in Tours nicht zu Stande, wohl aber ein Waffenſtillſtand, welcher achtzehn Monate dauern und für den Landkrieg in der Mitte Juni, für den Kampf zur See am 1. Juli beginnen ſollte. Auch die Verhandlungen wegen der Heirath des engliſchen Königs wurden in Tours zum Schluſſe gebracht. Dieſe Verhandlungen waren von Gloceſter's Feinden aus dem Grunde begonnen worden, weil ſie, um ihm den Untergang bereiten zu können, dem ſchwachen Könige eine Gemahlin geben wollten, welche ihnen Alles verdanke und von ihnen abhängig bleibe. Sie wählten Margaretha, die Tochter des Titularkönigs von Neapel und Sicilien Renatus, welcher erſt kurz vorher von ſeinem fehlgeſchlagenen Zuge nach Neapel zurückgekehrt war und auch in Frankreich alle ſeine Beſitzungen eingebüßt hatte (ſ. Th. IX. S. 353 u. 372—377). An eine Mitgabe war alſo nicht zu denken, man mußte vielmehr bedacht ſein, dem Vater der zukünftigen Königin von England wenigſtens einen Sitz zu verſchaffen. Dieſer Umſtand machte die Unterhandlung lange ſchwierig; allein der Graf von Suffolk vermochte damals Alles, weil der Kardinal von Wincheſter ſich vom Hofe entfernt hatte und nur noch zuweilen dem Könige Geld lieh. Er beredete den König, ſeinem künftigen Schwiegervater die demſelben urſprünglich gehörenden Herzogthümer Maine und Anjou, welche in den Händen der Engländer waren, abzutreten, und bewirkte auch, daß die Mehrheit im Regentſchaftsrathe ihre Einwilligung dazu ertheilte. Selbſt der Herzog von Gloceſter gab über dieſe

sonderbare Heirath laut seinen Beifall zu erkennen; denn es ist, wie Lingard richtig bemerkt, ein Irrthum, wenn einige Schriftsteller behaupten, Gloceſter habe ſich der Heirath auch noch in der letzten Zeit widerſetzt. Doch konnte ihn dies nachher nicht retten. Margaretha ward mit dem Könige vermählt und in London gekrönt (Mai 1445).

Die neue Königin bemächtigte ſich, da ſie einen männlichen Sinn hatte, ſogleich der Herrſchaft über ihren ſchwachen Gemahl, und der von ihr begünſtigte Suffolk ward allmächtig. Durch ſeinen Einfluß kam auch eine zweimalige Verlängerung des Waffenſtillſtandes, zuerſt bis Oſtern 1446 und dann bis zum Juni 1449, zu Stande. Die Königin und ihr Günſtling richteten ihre Verfolgungen alsbald gegen den Herzog von Gloceſter. Der Hauptgrund, warum ſie dieſen zu verderben ſuchten, war der doppelte Umſtand, daß Gloceſter als der einzige noch lebende Oheim des Königs, ſo lange der Letztere keinen Sohn hatte, der künftige Thronerbe war, und daß er bei dem Volke, das ihn nur den guten Herzog nannte, in großer Gunſt ſtand. An ſeinem Sturze nahm auch der Herzog Richard von York Theil, welcher 1446 aus Frankreich zurückkehrte und mit großer Auszeichnung aufgenommen ward; denn ſo heftig auch nachher der Zwiſt zwiſchen den Häuſern Lancaſter und York wurde, ſo ſcheint man doch damals von Richard noch nichts befürchtet zu haben. Gloceſter ward von ſeinen Feinden beſchuldigt, er gehe damit um, den König, deſſen abergläubige Bußübungen eine Art von Blödſinn zur Folge gehabt hatten, gewaltſam den Händen der Margaretha und ihrer Günſtlinge zu entreißen und unter ſeine Vormundſchaft zu bringen. Dieſe Beſchuldigung wurde bald in eine förmliche Anklage umgewandelt, und der König verſammelte das Parlament, um den Herzog richten zu laſſen. Da das Parlament nicht, wie gewöhnlich, nach Weſtminſter, ſondern nach Bury St. Edmunds berufen war, und überdies die Deputirten des Volkes (knights of the shire) den Befehl erhalten hatten, in demſelben bewaffnet zu erſcheinen, ſo ließ ſich leicht erkennen, daß an kein unparteiiſches Gericht zu denken ſei. Auch hätte ſich Gloceſter, welcher damals auf ſeiner Burg Devizes lebte, demſelben leicht entziehen können; er that es aber nicht, ſondern wohnte ſogar ſchon der Eröffnung des Parlaments (10. Februar 1447)

bei, obgleich das Sitzungsgebäude auf allen Seiten mit Bewaffneten umgeben war. Er ward gleich am folgenden Tage durch den Lord Constable von England, Beaumont, des Hochverraths angeklagt und verhaftet. Siebenzehn Tage nachher fand man ihn Morgens todt im Bette liegend. Ob er gewaltsam aus der Welt geschafft wurde, ist schwer zu sagen. Da er nach der Sitte jener Zeit im Gefängnisse unmenschlich hart gehalten wurde, so könnte es leicht sein, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei; auch ist es nach dem Zeugnisse des Abtes von Whethamstede gewiß, daß er nicht noch am Abend vor seinem Ende völlig gesund war, wie Hume, Rapin und Andere berichten. Lingard, auf jenes Zeugniß gestützt, behauptet zuversichtlich, daß Gloceſter nicht ermordet worden sei. Im Volke glaubte jedermann an eine Tödtung des Herzogs, obgleich man Gloceſter's Leiche öffentlich ausstellen ließ und auf jede mögliche Weise zu beweisen suchte, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei. Suffolk und die Königin wurden laut des Mordes beschuldigt. Gleich darauf erbitterten Beide durch ihr Verfahren gegen Gloceſter's Freunde und Dienstleute das Volk noch mehr. Sir Roger Chamberlayne, Richard Middleton, Thomas Herbert, Richard und Arthur Needeham und andere Herren und Ritter, welche zur Hofhaltung Gloceſter's gehört hatten und nebst einer Anzahl Diener desselben am Tage seiner Verhaftung in Greenwich zusammengekommen waren, wurden unter dem Vorwande, daß sie Eleonore Cobham hätten befreien, den König stürzen und Gloceſter auf den Thron erheben wollen, von Leuten des Königs eingeschlossen und die Vornehmsten unter ihnen als Rädelsführer in's Gefängniß geworfen. Zu ihrer Bestrafung wurde eine außerordentliche gerichtliche Commission (Oyer and Terminer) bestellt, deren Präsident der Graf von Suffolk und deren Mitglieder lauter Creaturen desselben waren, und dieses Gericht verurtheilte die Verhafteten zum Tode. Zwar wagte man nicht, das Urtheil vollstrecken zu lassen; das ganze Verfahren war aber so empörend, daß dadurch das Gerücht von der Ermordung Gloceſter's die größte Wahrscheinlichkeit erhalten mußte.

Durch die Verfolgung des Herzogs von Gloceſter hatten Suffolk und die Königin das Haus Lancaster des einzigen Mannes, welcher dasselbe hätte auf dem Thron erhalten können, beraubt, und die

99706

Freunde dieses Hauses gegen sich aufgebracht. Als wenige Wochen nach Gloceſter's Tode auch der alte Kardinal von Wincheſter ſtarb (April 1447), maßte Suffolk ſich die ganze Regierungsgewalt an, beleidigte den vorher mit ihm und dem Kardinal gegen Gloceſter verbündeten Herzog Richard von York, und erbitterte ſo auch die Anhänger des Hauſes York, obgleich dasſelbe als ein Zweig der Königsfamilie das nämliche Recht gegen Heinrich VI. geltend machen konnte, mit welchem das Haus Lancaſter einſt unter Heinrich IV. gegen den König Richard II. aufgetreten war. Der Herzog Richard von York mußte die Statthalterſchaft von Frankreich zum zweiten Male aufgeben und dem mittlerweile zur Würde eines Herzogs erhobenen Grafen von Sommerſet überlaſſen, welcher mit Suffolk und Margaretha ein Kleeblatt bildete. Zugleich benutzte man eine in Irland ausgebrochene Empörung, um Richard dadurch zu entfernen, daß man ihn zum Statthalter dieſer Inſel ernannte. Richard begann aber jetzt, die Misvergnügten, deren Zahl ſehr groß war, um ſich zu ſammeln. Unmittelbar nachher wurden nicht nur Maine und Anjou dem Vater der Königin und ſomit den Franzoſen übergeben, ſondern England verlor auch alle ſeine Beſitzungen in Frankreich mit alleiniger Ausnahme von Calais und der bei dieſer Stadt gelegenen Feſtung. Hierdurch ward die Erbitterung der Nation gegen die Königin, welche den bigotten und faſt geiſtesſchwachen König unbeſchränkt beherrſchte, und gegen Suffolk, welcher alle Geſchäfte leitete, in hohem Grade geſteigert. Beſonders richtete ſich der allgemein herrſchende Unwillen gegen den Letzteren, deſſen Vertraulichkeit mit Margaretha auch in anderer Beziehung übel gedeutet wurde. Ihm ſchrieb man die Vermählung des Königs und den in Folge derſelben Statt gehabten Verluſt von Maine und Anjou zu. Ihm warf man vor, daß er trotz der Proteſtation Gloceſter's den Herzog von Orleans aus der Kriegsgefangenſchaft entlaſſen und, ſeiner Geliebten, der Königin, zu Gefallen, die Vertheidigung der Normandie vernachläſſigt habe. In dieſer Provinz, welche bald nachher von den Franzoſen vollſtändig erobert wurde, hatte 1449 die wichtige Stadt Rouen dem Feinde übergeben werden müſſen, weil die Verſtärkungen, welche dem Herzoge von Sommerſet geſchickt wurden, zu ſpät ankamen, und man warf die Schuld davon auf Suffolk. Auch hieß

es von ihm, daß er alle Subsidien, welche das Parlament gewähre, für ganz andere Zwecke, als für den Krieg verwende. Endlich beschuldigte man Suffolk noch, er habe den Herzog von York blos deshalb nach Irland geschickt, damit derselbe dort ein Opfer der Rebellen werde.

Der drohende Verlust der Normandie brachte endlich die allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruch, und zwar sowohl im Volke, als im Parlament. Dieses war im November 1449 versammelt worden, um die nöthige Hülfe zur Rettung der Normandie zu gewähren; es war aber kaum zusammengetreten, als sich eine so heftige Opposition gegen die Regierung erhob, daß man rathsam fand, es von Westminster nach London zu verlegen. Schon im December machte das Parlament eine unerhörte gerichtliche Demonstration gegen Suffolk. Eines Abends fand man nämlich William Taillebois, welcher als eine Creatur Suffolk's bekannt war, nebst einer Anzahl Haudegen in der Nähe des Sitzungsgebäudes versteckt; dies deutete man so, als wenn Taillebois dem Lord Cromwell, dem Haupte der Opposition, aufgelauert habe, und das Parlament ließ ihn deswegen nicht nur in den Tower werfen, sondern verurtheilte ihn auch zu der in jener Zeit ungemein hohen Geldstrafe von dreitausend Pfund. Schon vierzehn Tage nachher kam auch die Wuth des Volkes gegen Suffolk zu einem blutigen Ausbruch. Der Pöbel überfiel nnd tödtete nämlich im Januar 1450 Suffolk's Freund, den Siegelbewahrer und Bischof von Chichester, Adam Molyns, welcher im Verdachte stand, das Hauptwerkzeug bei den Kabalen wegen der Provinzen Anjou und Maine gewesen zu sein. Man behauptete nachher, was freilich sehr unwahrscheinlich ist, Molyns habe, um die Wuth des Haufens von sich abzuwenden, vor seinem Ende die ärgsten Beschuldigungen gegen Suffolk ausgesprochen. Dies bewog den von allen Seiten bedrohten Günstling der Königin, Ende Januar vor dem Parlament durch eine lange Rede, die sich im Protokoll (Rotulus) findet, sein ganzes politisches Leben zu rechtfertigen; er vermochte aber trotz aller seiner Anstrengungen den herannahenden Sturm nicht zu beschwören. Schon vier Tage nachher, als er jene Rede gehalten hatte, ward er im Unterhause von Lord Cromwell des Hochverrathes angeklagt. Das Unterhaus ordnete, obgleich die

Anklage nicht im Einzelnen begründet worden war, augenblicklich eine Deputation an das Oberhaus ab, um von demselben die Verhaftung Suffolk's zu fordern. Die Pairs gaben jedoch, nachdem sie die Oberrichter befragt hatten, die Antwort: sie hätten kein Recht, einen Pair auf eine allgemeine Anklage hin in den Tower setzen zu lassen. Die erbitterten Mitglieder des Unterhauses ließen hierauf schon nach zwei Tagen durch ihren Sprecher dem Oberhause eine einzelne Beschuldigung vortragen, auf welche die Anklage des Hochverraths sich stütze. Nun ward wirklich Suffolk's Verhaftung angeordnet. Man warf ihn in den Tower, und bereits am 7. Februar wurden acht Klage-Punkte, sowie am 7. März noch sechzehn andere gegen ihn aufgestellt. Diese vierundzwanzig verschiedenen Punkte, unter welchen sich übrigens die auf Suffolk's Befehl vollbrachte Ermordung des Herzogs von Gloceſter nicht findet, drehen sich um bloße Beschuldigungen, nicht um Handlungen, welche gerichtlich als Verbrechen erweisbar gewesen wären; die Stimmung der Nation war aber so gereizt, daß der König oder vielmehr seine Umgebung Suffolk nur durch ein eigenmächtiges Verfahren retten konnte, welches von den Pairs als eine Verletzung ihrer Vorrechte angesehen wurde und deshalb eine förmliche Protestation derselben hervorrief. Anstatt nämlich, wie Sitte und Recht es verlangten, das Oberhaus als Gerichtshof einzurichten und ihm die Verhandlung des Processes zu überlassen, beschied der König die Lords und den Kanzler zu sich, forderte vor ihnen Suffolk zur Selbstvertheidigung auf, und gab, als dieser erklärte, er verzichte auf sein Vorrecht als Pair und stelle sein Schicksal dem Könige anheim, ohne weitere Verhandlung und ohne Urtheil durch den Mund des Kanzlers eine Entscheidung. Der König — so lautete der Spruch — wolle in Rücksicht der Anklage wegen Hochverraths Suffolk weder für schuldig noch für unschuldig erklären, in Betreff der anderen Anklage-Punkte aber befehle er ihm, das königliche Gebiet noch vor dem ersten Mai zu verlassen und in fünf Jahren nicht wieder zu betreten. Der Urtheilsspruch war also, wie man deutlich sieht, so gefaßt, daß der Angeklagte durch denselben blos dem allgemeinen Hasse auf einige Zeit entzogen werden sollte. Dieser Ausgang des Processes rief im ganzen Lande eine gewaltsame Bewegung hervor. An allen Kirchenthüren wur-

den Aufforderungen angeschlagen, daß man den Herzog aufsuchen und umbringen solle, und mehrere tausend Menschen versammelten sich vor Suffolk's Gefängniß, um gleich bei seiner Freilassung über ihn herzufallen. Suffolk entkam zwar damals glücklich dem Verderben und gelangte auf seine Güter, konnte aber seinem Schicksale doch nicht entgehen. Seine unzähligen Feinde beobachteten jeden seiner Schritte, und als er sich im Mai zu Ipswich eingeschifft hatte, um nach Frankreich zu fliehen, griff der Herzog von Exeter, welcher zu diesem Zwecke ein großes Fahrzeug, den Nicolaus de la Tour, ausgerüstet hatte, Suffolk's Schiff an, nahm ihn gefangen und ließ ihn auf dem Meere enthaupten. Seine Leiche warf man in der Nähe von Dower auf den Strand hin.

Nicht lange nachher kehrte Herzog Richard von York mit einem Heere aus Irland zurück. Er hatte seine Statthalterschaft ohne Erlaubniß des Königs verlassen, und setzte sich, sobald er an der englischen Küste gelandet war, gegen London hin in Marsch. Unterwegs ließ er den Sprecher des Unterhauses, John Tresham, einen der Hauptgegner Suffolk's, zu sich rufen; dieser ward aber, als er wieder heimkehrte, ganz nahe bei der Wohnung des Herzogs durch Leute des Lord Grey von Ruthyn ermordet. Richard marschirte gerades Weges nach dem Hoflager des Königs, benahm sich, als er vor Heinrich erschien, sehr trotzig, und zwang ihn zu dem Versprechen, das Parlament einzuberufen. Alles am Hofe zitterte vor Richard's Absichten. Zwar traf damals zufällig auch Sommerset aus Frankreich ein, wodurch die Königin und ihr Anhang vorerst beruhigt wurden; es zeigte sich aber bald, daß Sommerset gleich allen andern Männern, welche in den französischen Angelegenheiten verwickelt gewesen waren, vom Hasse des Volkes verfolgt werde. Die Unzufriedenheit im Lande und die Unfähigkeit des Königs waren so groß, daß Richard von York jetzt sogar mit seinen Ansprüchen auf die Nachfolge in der Herrschaft hervortreten, und daß einer seiner Anhänger im Parlament den Antrag stellen konnte, ihn förmlich zum Thronerben zu erklären. Beharrte er doch selbst noch dann auf diesen Ansprüchen, als einige Jahre nachher (1453) der König einen Sohn erhielt, indem Richard's Anhänger die Ächtheit desselben zu bestreiten suchten! Richard war der Enkel von Eduard's III. viertem Sohne (dem Herzog Edmund

von York), er konnte aber gegen Heinrich VI. von dieser Abstammung kein Recht auf den Thron herleiten, so lange man Heinrich IV., Eduard's III. Enkel von seinem dritten Sohne (dem Herzog Johann von Lancaster), als rechtmäßigen König betrachtete; er stützte daher seine Ansprüche zugleich auf seine mütterliche Abstammung. Seine Mutter, Anna Mortimer, war nämlich eine Enkelin von der mit Edmund Mortimer Grafen de la Marche vermählten einzigen Tochter des Herzogs von Clarence, des zweiten Sohnes Eduard's III., und dieser Linie des königlichen Hauses war unter Richard II. durch eine Parlaments-Acte das Recht der Nachfolge vorbehalten worden (s. S. 21 f.). Der nächste Erbe aus dem Hause Lancaster war, so lange Heinrich VI. keine Nachkommen hatte, der Herzog Edmund von Sommerset, weil er der einzige nach lebende Sohn von Heinrich's IV. Bruder Johann war. Ihn begünstigte Heinrich VI. oder vielmehr seine Gemahlin Margaretha; er hatte aber nicht nur zu Suffolk's Partei gehört, sondern sollte auch am Verluste der französischen Provinzen schuld gewesen sein und Richard's Anhänger nahmen daher gegen ihn die Leidenschaft des Volkes zu Hülfe. Sie stellten, nachdem der Versuch, dem Herzog von York die Nachfolge auf den Thron durch das Parlament ertheilen zu lassen, mislungen war, im Unterhause den Antrag, daß Sommerset und mit ihm die Herzogin von Suffolk, sowie alle Freunde und Verwandte des Hauses Lancaster vom Hofe entfernt werden sollten. Das Unterhaus nahm diesen Antrag auch wirklich an. Ihm widersetzte sich aber der König mit Glück, und nun beschloß Richard, zu den Waffen zu greifen. Er rüstete in Wales ein Heer, welches aus Freunden und Vasallen der Grafen Mortimer de la Marche bestand, und verstärkte dasselbe in England durch Anhänger seines eigenen Hauses. Margaretha und Sommerset, die den willenlosen König in ihrer Gewalt hatten, suchten den Herzog von York im Felde auf, verfehlten ihn aber, so daß Richard unerwartet vor London erschien, wo man ihn jedoch nicht einließ. Als er sich hierauf nach Kent hinwendete, erreichte ihn das königliche Heer eine Stunde von London, und nun wüßten die Rathgeber des Königs den Herzog durch Unterhandlungen zu täuschen. Sie schickten zwei Bischöfe an Richard, welche ihm die Gewährung dessen, was er forderte, versprachen und ihn dadurch zur Nach-

giebigkeit beredeten. Er beklagte ſich gegen dieſelben, daß Sommerſet und ſeine Partei ihn ſowohl vor ſeiner Abreiſe nach Irland, als auch nach ſeiner Rückkehr hätten verhaften und des Verrathes anklagen wollen, und verlangte deshalb, daß alle Perſonen, welche ihn beleidigt hätten (all persons noised or indicted of treason), verhaftet und von einem neu beſtellten Rathe gerichtet werden ſollten. Der König bewilligte dieſe Forderung, und verſprach, den Herzog in ſeinem Zelte zu empfangen, wenn derſelbe unbewaffnet und ohne Kopfbedeckung vor ihm erſcheine. Er gab ſogar den Befehl zur Verhaftung Sommerſet's, damit Richard bewogen werde, ſeine Truppen zu entlaſſen, hielt aber die ſeinigen beiſammen. Soweit befolgte Heinrich die Rathſchläge ſeiner Gemahlin und des Herzogs von Sommerſet; als aber Richard wirklich in der ausbedungenen demüthigenden Form vor ihm erſchien und ſich in ſeine Hände gab, hatte Heinrich nicht den Muth, auch das, was ſeine Umgebung weiter zu thun gerathen hatte, auszuführen, nämlich ſich des Prätendenten auf irgend eine Weiſe zu entledigen. Während der Audienz war Sommerſet im Zelte des Königs verſteckt; er trat hervor, als York ihn offen des Hochverraths beſchuldigte und zu ſpät erkannte, daß er in eine Schlinge gelockt ſei. Die beiden Gegner hatten hierauf in Anweſenheit des Königs einen heftigen Streit mit einander, und Richard ward, als er ſich entfernen wollte, verhaftet. Er wäre ſogleich als Hochverräther vor die Pairs geſtellt worden, wenn Sommerſet's Rath befolgt worden wäre. Dies geſchah jedoch nicht, ſondern Richard wurde ſogar alsbald wieder aus der Haft entlaſſen. Was der Grund davon war, wagen wir nach den vorliegenden Acten und Geſchichten jener Zeit nicht zu entſcheiden. Entweder konnte ſich der ſchwache, wiewohl noch nicht geiſteskranke König zu einer politiſchen Mordthat nicht entſchließen, oder Margaretha und Sommerſet wurden durch die Nachricht erſchreckt, daß Richard's Sohn, Eduard, mit einem Heere von Waliſern im Anmarſch ſei, oder Beide fürchteten, daß ſie ohne den bekannten Talbot, welcher damals auf Bitten der Bewohner von Guyenne in dieſe Provinz geſchickt wurde, um die Franzoſen wieder aus derſelben zu vertreiben, einem neuen Aufſtande nicht gewachſen ſein möchten. Genug, Richard von York erhielt die Freiheit wieder, nachdem er zuvor in der Pauls-

kirche vor den Pairs und vor einer großen Versammlung dem Könige mit den heiligsten Eiden aufs neue Treue geschworen hatte (1452).

Nach allem, was vorgefallen war, ließ sich nicht hoffen, daß irgend eine Form des Eides den Herzog binden werde. Überdies ward bald nachher sein Anhang durch den dreifachen Umstand vergrößert, daß der nach Guyenne unternommene Zug einen unglücklichen Ausgang hatte, daß Talbot auf demselben sein Leben verlor, und daß der König nicht lange darauf in Geistesabwesenheit verfiel. Auch hatte damals der allgemeine Haß des Adels gegen die Königin und gegen Sommerset einen so hohen Grad erreicht, daß man sogar, als dem Könige im Oktober 1453 ein Sohn geboren wurde, die Ächtheit desselben bestritt, obgleich nicht nur der König ihn als Sohn anerkannte, sondern auch das Volk sich seiner annahm. Im Vertrauen auf diese Lage der Dinge kehrte Richard von York in Begleitung der ersten Herren seiner Partei, von denen die Grafen von Salesbury und von Warwick fortan für seine Pläne thätiger waren, als er selbst, an den Hof zurück. Er brachte eine so große Zahl Bewaffneter mit, daß man sich genöthigt sah, ihm und seinen Begleitern einen Platz im königlichen Rathe zu geben. In diesem setzte die Partei York's gegen die Anhänger des Hauses Lancaster den Beschluß durch, daß Sommerset gefänglich eingezogen werden sollte. Sommerset ward hierauf sogleich in den Zimmern der Königin verhaftet und in den Tower eingesperrt (November 1453). Während des Winters hatte York, weil der König völlig geistesschwach geworden war, die Reichsverwaltung, und im Februar (1454) eröffnete er als Stellvertreter des Königs das Parlament. In diesem hielten die Pairs zu Richard, obgleich es, wie aus den Protokollen hervorgeht, auch unter ihnen nicht an heftigen Gegnern desselben fehlte; das Unterhaus dagegen war so sehr über die Kabalen der Yorkisten erbittert, daß Richard den Sprecher desselben verhaften und mit einer Klage verfolgen ließ, um ihn entfernt zu halten. Allen Bitten der Vertreter des Volkes, ihren Präsidenten wieder frei zu lassen, wurden von dem Oberhause abgeschlagen, und das Unterhaus mußte sich bequemen, einen anderen zu wählen. Übrigens machten auch Richard's Feinde unter den Pairs ihm

viel zu schaffen; er wurde von ihnen sogar einmal mit einer förmlichen Anklage bedroht. Nichts desto weniger ernannte ihn das Parlament im März zum Protector oder Regenten des Reiches, weil der König in einem Zustande war, der ihn zu jedem Geschäfte unfähig machte. Selbst in diesem Augenblicke war jedoch der Anhang des Hauses Lancaster noch stark genug, um dem Herzoge von York die Aussicht auf den Thron abzuschneiden. Man wies ihm nämlich zwar eine jährliche Einnahme für die Verwaltung der Regentschaft an, er erhielt aber keine Regierungsrechte, welche dem Könige oder dem fünf Monate zuvor gebornen Prinzen von Wales hätten nachtheilig werden können. Es wurde vielmehr beschlossen, daß der König, sobald er wieder zum Bewußtsein komme, jeden Augenblick das Protectorat aufkündigen könne, und daß der Titel eines Protectors dem Rechte des Prinzen von Wales keinen Eintrag thun dürfe; ja, es wurde sogar hinzugesetzt, daß, im Falle des Königs Zustand sich als unheilbar zeige, das Protectorat an den Prinzen von Wales übergehen solle. Den Prinzen selbst übergab man auf sieben Jahre fünf Pairs von beiden Parteien, an deren Spitze jedoch York's Genosse, der Graf von Salisbury, stand. Dagegen gewährte man dem Herzog Richard den Vortheil, daß die unter den damaligen Umständen sehr wichtige Stelle eines Statthalters von Calais dem Herzoge von Sommerset genommen und dem Protector anvertraut wurde.

Bis zum Ende des Jahres 1454 blieb die Reichsverwaltung in den Händen des Herzogs von York und seiner Partei; gegen Weihnachten aber erlangte der König endlich das Selbstbewußtsein wieder, und dieß änderte die Lage der Dinge. Der König, welcher damals, wie ein Zeitgenosse ganz naiv berichtet, seinen Sohn zum ersten Male erkannte und sich dessen Namen sagen ließ *), zog gleich im Anfange des folgenden Jahres die Regierungsgeschäfte wieder an sich. Er bewies sich dabei gegen den Herzog von York

*) And on the monday afternoon the queen came to him and brought mylord prince with her, and there he asked, what the princes name was, and the queen told him Edward, and then he held up his hands and thanked god thereof. And he said, he never knew till that time, nor wist not what was said to him, nor wist not, where he had been, whilst he hat been sick till now.

zwar ſehr freundlich, nahm ihm aber die Regentſchaft, und ſchenkte dem Herzoge von Sommerſet die Freiheit. Dieſer ward ſogar, obgleich er bei ſeiner Entlaſſung aus dem Tower Bürgſchaft hatte ſtellen müſſen, gleich nachher durch den königlichen Rath von aller weiteren Verantwortlichkeit freigeſprochen. Übrigens verſuchte der König das Mögliche, um die beiden Herzöge mit einander auszuſöhnen; er gebot Beiden, ihre Streitigkeiten der Entſcheidung von Schiedsrichtern zu überlaſſen, welche bis im Juni ein Urtheil gefällt haben müßten, und beſeitigte den Zwiſt wegen der Statthalterſchaft von Calais dadurch, daß er dieſe ſelbſt übernahm. Der Herzog von York wollte indeſſen nicht abwarten, bis ſeine Feinde ſtark genug geworden wären, um die Maske abwerfen zu können, ſondern zog aufs neue das Schwert. Er begab ſich nach Wales, ſammelte dort die Anhänger des Hauſes Mortimer, zog dann die des Hauſes York, welche die Herzöge von Salisbury, Norfolk und Warwick ihm zuführten, an ſich, und marſchirte auf die Hauptſtadt des Reiches los. Bei St. Albans begegnete er dem Heere, welches Sommerſet und die übrigen Anhänger des Hauſes Lancaſter geſammelt hatten, und bei dem ſich auch der König Heinrich ſelbſt befand. Dieſer ließ Richard auffordern, ſich über ſeine Abſichten zu erklären, und erhielt ſtatt einer Antwort die Forderung, daß Sommerſet nebſt den vornehmſten ſeiner Freunde dem Herzoge von York ausgeliefert werden ſollten. Richard's Forderung ward natürlich zurückgewieſen, und ſo kam es denn am 23. Mai 1455 bei St. Albans zu einer Schlacht. Sie begann damit, daß die Rebellen die Stadt St. Albans zu erſtürmen ſuchten. Clifford, welcher die Thore vertheidigte, ſchlug ſie zwar zurück, Warwick drang aber durch einen Garten in St. Albans ein, und nun entſpann ſich in den Straßen der Stadt ein heißes Gefecht, an welchem man auch den König Theil nehmen ließ. Das Heer des Letzteren unterlag zuletzt, weil die Bogenſchützen der Waliſer, welche in jenen Zeiten die Hauptkriegsmacht des brittiſchen Reiches bildeten, alle Tapferkeit der engliſchen Ritterſchaft vereitelten. Auf Seiten der Königlichen wurden der Herzog von Buckingham, Lord Sudley und der Graf von Strafford, und zwar durch Pfeile, verwundet, der Herzog von Sommerſet aber, der Graf von Northumberland, Lord Clifford und andere Herren

getödtet und der König selbst gefangen genommen. Die Gesammtzahl der Getödteten wird von den meisten Geschichtschreibern ganz lächerlich bis auf mehrere Tausenden übertrieben; Lingard hat sie, nach einer authentischen Quelle, auf hundert und zwanzig (six score) zurückgeführt. Der gefangene König ward von Richard und seinen Genossen mit aller Freundlichkeit behandelt und als ein Werkzeug für ihre Zwecke gebraucht. Er mußte bald nach der Schlacht von St. Albans dem Parlament Sommerset und dessen Anhang als seine Feinde, York und die Seinigen als Freunde und Rächer, die Rebellion als eine zu seiner Befreiung vorgenommene rechtmäßige Bewaffnung darstellen.

Von dieser Zeit an strebte Richard von York offenbar nach dem Throne; er fand aber die Volksstimme zu mächtig und das Mitleid mit dem immer wieder von Zeit zu Zeit geistesabwesenden König zu groß, als daß er gewagt hätte, diesen ganz zu beseitigen. Dagegen that er alle nöthigen Schritte, um sich der Regierung völlig zu bemächtigen. Im Oktober, während das Parlament vertagt war, sank der König in seine Krankheit zurück; Richard eröffnete daher im November, als das Parlament wieder zusammentrat, die Sitzungen desselben als Stellvertreter des Königs. Er stand also wieder an der Spitze der Regierung, und es fehlte ihm nur noch der Titel eines Protectors oder Regenten. Um diesen zu erlangen, ward die Komödie gespielt, durch welche in constitutionellen Staaten das Volk getäuscht wird: die Deputirten des Volkes im Unterhause mußten die Herren im Oberhause bitten und beschwören, daß sie einen Protector ernennen möchten, die Letzteren erwählten hierauf den Herzog von York, und dieser sträubte sich lange und heftig, die Würde eines Protectors anzunehmen, bis er endlich (noch im November) den flehentlichen Bitten Gehör schenkte. Bei der Übertragung des Protectorats auf ihn wurde aber die Clausel, welche man bei seiner früheren Ernennung zum Protector beigefügt hatte, weggelassen. Statt daß es nämlich damals hieß, der König könne, sobald er genese, den Herzog wieder unbedingt und ohne Anfrage beim Parlament entfernen, wurde jetzt folgende Erklärung dem Beschlusse angehängt: „die Regentschaft sei widerrufbar, sobald der König im Parlament nach dem Rathe und Beispiele der geistlichen

und weltlichen Pairs für gut halte und beschließe, dieselbe aufzuheben." Freilich erhielt Richard nicht die unmittelbare Leitung der Staatsangelegenheiten, denn er wurde der Stimmenmehrheit eines Regentschaftsrathes unterworfen. Allein dies war keine Beschränkung für ihn, weil er sich der Majorität im Voraus versichert hatte, und außerdem einer seiner Anhänger, der Graf von Salisbury, zum Kanzler, sowie ein anderer, der Graf von Warwick, zum Statthalter von Calais ernannt worden war. Die Königin, welche eigentlich an der Spitze des Hauses Lancaster stand, hatte Alles geschehen lassen müssen, weil der König in seinem Geiste so zerrüttet war, daß man ihn nicht öffentlich erscheinen und reden lassen konnte; sobald dies der Fall war, mußte York aufs neue weichen. Der König erlangte am Ende des Jahres 1455 sein Bewußtsein wieder, und ward, als er im Februar 1456 vor dem Parlament erschien, mit solcher Freude begrüßt, daß die kühne Margaretha sich ermuthigt fühlte, in seinem Namen die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Das Oberhaus ertheilte seine Zustimmung zur Aufhebung des Protectorats, Salisbury mußte sein Kanzleramt niederlegen, und der König setzte sein Anhänger in ihre frühere Stellen ein. Der Herzog von York trat also wieder zurück. Er und seine Gegner verhielten sich hierauf fast zwei Jahre lang ruhig. Doch blieben in diesen zwei Jahren einer scheinbaren Ruhe beide Theile gerüstet, sie erschienen auch im Parlament nie anders als mit ihren bewaffneten Getreuen umgeben, und es fehlte in den Sitzungen desselben nicht an Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, sowie an Anträgen auf Strafen und Rachehandlungen wegen des Vergangenen; aber die Königin oder wer immer die weisen Schritte angab, welche in den Chroniken dem Könige zugeschrieben werden, wußte stets das Äußerste zu verhüten. Im Anfange des Jahres 1458 ward vom Könige oder vielmehr von den Rathgebern seiner Gemahlin beschlossen, die offene Spaltung zwischen den Anhängern der Häuser York-Mortimer und Lancaster durch eine feierliche Aussöhnung zu beendigen. Man entbot daher die Großen beider Parteien nach London. Diese erschienen auch, jedoch an der Spitze bewaffneter Schaaren: Richard hatte hundertundvierzig Reiter bei sich, sein Freund, der Graf von Salisbury, vierhundertundachtzig Mann

nebst achtzig Rittern und Knappen, der Sohn des bei St. Albans getödteten Herzogs von Sommerset aber zweihundert Mann. Die Freunde des Königs mußten sich außerhalb, die Anhänger des Herzogs von York innerhalb der Stadt lagern, und der Lordmayor überwachte an der Spitze von fünftausend Bürgern beide Parteien, damit keine Feindseligkeiten ausbrächen. Nachdem beide Theile dem Könige ihre Klagen vorgetragen hatten, that dieser den schiedsrichterlichen Spruch: den Söhnen Clifford's und Sommerset's solle ein Bußgeld für die Tödtung ihrer Väter bei St. Albans gezahlt werden, wogegen sie Vergessenheit des Geschehenen zu geloben hätten (März 1458).

Obgleich die drei Häupter der Partei York, der Herzog Richard und die Grafen von Salisbury und Warwick, diese Entscheidung des Königs angenommen hatten, so entwarfen sie doch schon am Ende des Jahres aufs neue den Plan, sich der Regierung zu bemächtigen, und rüsteten im Mai 1459 einen Angriff auf ihre Gegner, so daß sich auch der König genöthigt sah, ein Heer aufzustellen. Zum Kampfe kam es indessen erst im September. Mittlerweile breitete sich die Zwietracht so sehr in der Nation aus, daß jeder Engländer für York oder für Lancaster Partei nahm und entweder die rothe oder die weiße Rose als Abzeichen zur Schau trug. Am 26. September kam es zwischen dem Grafen von Salisbury und dem Lord Audley, den der König an der Spitze eines Heeres ausgesandt hatte, zu einem Treffen, in welchem der Erstere siegte. Salisbury vereinigte sich hierauf bei Ludlow mit dem Herzoge von York, zog auch Warwick, der aus seiner Statthalterschaft Calais herüber gekommen war, an sich, und wurde bald nachher noch durch eine Schaar alter Krieger unter John Blount und Andreas Trollop verstärkt. Diese Truppenmacht kam am 13. Oktober dem Könige, dessen Heer, wahrscheinlich übertrieben, auf sechzigtausend Mann angegeben wird, bei Ludiford so nahe, daß beide Theile keine halbe Stunde weit von einander entfernt waren. Die Rebellen, welche mit einer furchtbaren Artillerie versehen waren, hatten sich in einem festen Lager verschanzt, der König dagegen stand auf offenem Felde und erwartete den Angriff. Eine entscheidende Schlacht schien unvermeidlich, als plötzlich eine Veränderung der Dinge eintrat. Der

König hatte seinen Gegnern Anerbietungen zu einer neuen Versöhnung machen lassen, York, Salisbury und Warwick hatten dieselben aber trotzig zurückgewiesen; dies erregte bei ihren Anhängern, welche immer noch geglaubt hatten, daß der Aufstand nicht gegen den König gerichtet sei, Bedenklichkeiten wegen des dem Kriege zu Grunde liegenden Zweckes. Überdies hatte der König trotz aller seiner Schwäche und Unfähigkeit durch sein gutmüthiges Wesen die Herzen des Volkes gewonnen. Vergebens suchten York, Salisbury und Warwick, als sie die bedenkliche Stimmung ihrer Anhänger bemerkten, das Gerücht vom Tode Heinrich's zu verbreiten; eine auf Befehl des Königs erlassene Proclamation bewog die beiden Anführer des besten, im Kriege erprobten Theiles ihrer Truppen, Trollop und Blount, zum Abfall, und kaum waren dieselben mit ihrer Schaar am 1. November zum Könige übergetreten, als ihr Beispiel von Anderen befolgt wurde und die gegen Heinrich verbündeten Herren sich plötzlich von ihren eigenen Leuten verlassen sahen. Sie ergriffen deshalb eiligst die Flucht: Richard rettete sich mit einem seiner Söhne nach Irland, Salisbury und Warwick flohen nach Devonshire und von da nach Calais. Der König gewährte hierauf dem Haufen, welcher gegen ihn ins Feld geführt worden war, Straflosigkeit, und berief ein Parlament nach Coventry, um die Rädelsführer der Empörung gerichtlich zu verfolgen. Hier verdarb seine Gemahlin, welche die Staatsgeschäfte leitete, Alles durch ihre Leidenschaftlichkeit, nachdem es anfangs geschienen hatte, als wenn sie den errungenen Sieg mit großer Mäßigung gebrauchen werde. Sie bediente sich des Parlaments, um ohne Gericht, durch eine bloße gesetzliche Bestimmung (bill of attainder) den Herzog und die Herzogin von York nebst ihren Söhnen, den Grafen von Rutland und la Marche, sowie den Grafen und die Gräfin von Salisbury, den Grafen von Warwick, den Lord Clinton und mehrere andere Ritter und Edle des Majestäts-Verbrechens schuldig erklären und, ohne daß dieselben vorher gehört worden wären, verurtheilen zu lassen. Der gütmüthige König wollte freilich durchaus die Clausel beigefügt haben, daß ihm erlaubt sei, das Urtheil aufzuheben, und versagte demjenigen Theile des Beschlusses seine Bestätigung, durch welchen über drei Lords, die sich

am 2. November ihm zu Füßen geworfen und seine Verzeihung erhalten hatten, die Strafe der Gütereinziehung ausgesprochen wurde. Unglücklicher Weise begnügte sich die Königin mit jenen harten Verfügungen nicht, sondern erregte, als die Yorkisten sich zu einem neuen Kampfe rüsteten, dadurch große Unzufriedenheit, daß sie eine strenge Untersuchung wegen des letzten Aufstandes anstellen und über die Theilnehmer desselben die gesetzlichen grausamen Strafen des Hochverraths verhängen ließ. Diese Härte traf besonders die Bewohner der Grafschaft Kent und der Stadt London, weil dieselben sich bei dem Aufstande vorzugsweise betheiligt hatten.

Bald brach der Bürgerkrieg von neuem aus, und zwar unter Umständen, welche für die Partei Lancaster sehr bedenklich waren. Warwick, bisher Oberbefehlshaber der Flotte und Statthalter von Calais, war gleich nach seiner Verurtheilung für abgesetzt erklärt worden, und an seiner Stelle hatte man den Herzog von Exeter zum Ober-Admiral und den jungen Herzog von Sommerset zum Gouverneur von Calais ernannt; allein da Warwick sowohl bei den Seeleuten, als auch bei der Besatzung dieser Stadt sehr beliebt war, so wurde Exeter von den Ersteren nicht anerkannt, und Sommerset hatte, als er in den Hafen von Calais einlaufen wollte, das Unglück, daß seine Leute ihn verließen und mit den Schiffen zu Warwick übertraten. Der Letztere war also Herr der See. Er segelte alsbald von Calais zum Herzoge von York nach Dublin, und hier ward dann am Ende des Jahres 1459 eine allgemeine Conferenz der Yorkisten gehalten, auf welcher man sich verabredete, die in der Grafschaft Kent und besonders in London herrschende Unzufriedenheit zu einem neuen Angriff auf den König und seine Anhänger zu benutzen. Zu diesem Zwecke erließ zunächst der Herzog von York ein heftiges und aufregendes, obgleich mit Betheuerungen seiner Treue und Ergebenheit gegen den König angefülltes Manifest an die Nation. Dann landete Warwick (Ende Juni 1460) mit einem Heere an der Küste der Grafschaft Kent, deren Bewohner ihn und seine Freunde aus Furcht vor der königlichen Partei gerufen hatten. Die Bürger von London öffneten ihm ihre Thore, nachdem sie einen königlichen General, welcher ihm hatte zuvor-

kommen wollen, abgewieſen und genöthigt hatten, ſich in den Tower zurückzuziehen. Von London aus marſchirten die Yorkiſten ſchon nach wenigen Tagen auf das Heer des Königs los, welches bei Coventry gelagert war. Dieſes zog ihnen ſogleich unter den Herzögen von Sommerſet und Buckingham entgegen, und am 19. Juli 1460 kam es bei Northampton zu einer Schlacht. Der König verlor dieſelbe durch die Verrätherei des Waliſer Lords Grey von Ruthyn, welcher gleich anfangs ſeinen Poſten verließ und dem Feinde den Weg in das königliche Lager öffnete. Es kamen auf Seiten der Beſiegten beſonders viele Leute vom erſten Rang ums Leben; denn ſobald der Kampf entſchieden war, ſorgte Warwick dafür, daß die Herren und Ritter des feindlichen Heeres erſchlagen, die Gemeinen aber geſchont wurden. Dieſes Verfahren hielt Warwick in allen Schlachten ein, und die Folge davon war, daß der Krieg der rothen und weißen Roſe für den alten engliſchen Adel vernichtend ward. Die Königin Margaretha, welche beim Kampfe zugegen geweſen war, entfloh mit ihrem Sohne und dem Herzoge von Sommerſet, und gelangte, obwohl ſie unterwegs von ihren eigenen Dienern geplündert wurde, glücklich nach Wales, von wo ſie ſich alsbald nach Schottland rettete. Ihr Gemahl dagegen ward gefangen und vom Herzog Richard von York nach London geführt. Hier wurde dann ſogleich ein Parlament verſammelt, und Richard trat jetzt endlich offen mit ſeinen Anſprüchen an den engliſchen Thron hervor.

7. Krieg der Franzoſen und Engländer und innerer Zuſtand von Frankreich nach dem Frieden von Arras.

Die in England herrſchende Zwietracht kam den Beſtrebungen der Franzoſen, die verlorenen Theile ihres Reiches wieder zu erobern, ſehr zu Statten. Dies zeigte ſich ſchon gleich nach dem Tode des Herzogs von Bedford; denn der Streit, der ſich zwiſchen dem Kardinal von Wincheſter und dem Herzoge von Gloceſter über Bedford's Nachfolge in der Regentſchaft von Frankreich entſpann (ſ. S. 96 f.), hatte die unmittelbare Folge, daß die Engländer aus Paris vertrieben wurden. Hier war man ſchon längſt mit der engliſchen Herrſchaft unzufrieden geweſen, und kaum hatte ſich daher Herzog Philipp der Gute von Burgund mit König Karl VII.

völlig ausgesöhnt, als die Bürger demselben Lisle Adam, welcher achtzehn Jahre früher im Einverständniß mit ihnen ihre Stadt für den Herzog von Burgund besetzt und den damaligen Dauphin Karl VII. aus derselben verjagt hatte (s. S. 5 f.), ihre Thore für Karl VII. öffneten. Paris hatte nur eine schwache englische Besatzung, weil der an Bedford's Stelle ernannte Regent von Frankreich, Richard von York, wegen der Kabalen des Kardinals von Wincheſter nicht zu rechter Zeit mit den nöthigen Verstärkungen von England herüberkommen konnte; als daher Lisle Adam, welcher damals Marschall von Frankreich war, in Verbindung mit dem Bastard von Orleans die Stadt angriff, erregten die Bürger in derselben einen Aufstand, der die Engländer an der Vertheidigung hinderte, und Paris ward von den Truppen des französischen Königs besetzt (13. April 1436).

Nach der Eroberung von Paris wurde der Krieg Jahre lang von beiden Theilen mit Schlaffheit geführt. Zwar erwarb sich der tapfere Talbot auf Seiten der Engländer, sowie der Bastard von Orleans, la Hire und andere Männer auf Seiten der Franzosen in Rittergefechten und bei Belagerungen großen Ruhm; aber Entscheidendes wurde nicht vollbracht. Dagegen hatten die unglücklichen Bewohner der Provinz Guyenne und der Gegenden an der Seine, Somme und Loire durch den Krieg unsäglich zu leiden. Oberanführer der Engländer war zuerst der Herzog von York, nachher (seit 1437) Beauchamp, Graf von Warwick, und, als dieser schon 1439 gestorben war, wieder der Herzog von York. Die Unternehmungen beider Männer beschränkten sich auf Streifzüge und auf die Vertheidigung oder Belagerung einzelner Plätze. Nach der im Jahre 1441 Statt gefundenen Eroberung von Pontoise, der wichtigsten Unternehmung, welche für König Karl damals gemacht wurde, dachte man auf beiden Seiten an Frieden; die Unterhandlungen über denselben führten aber um so weniger zum Ziel, als seit 1440 zugleich die Franzosen und die Engländer auf verschiedene Weise die Folgen des anarchischen Treibens ihrer Barone und ihrer Ritterschaft, sowie des Mangels einer regelmäßigen Militärgewalt, durch welche die Regierung die Ordnung hätte erhalten und die Polizei handhaben können, zu erdulden hatten. Ganz Frankreich war mit Kriegsleuten aus allen Gegenden an-

gefüllt; denn das Kriegshandwerk war damals das einträglichste aller Gewerbe, weil die Soldaten nicht allein sehr gut bezahlt wurden, sondern auch noch dazu sich durch Beute und Raub bereichern durften. Unter den vielen Kriegerschaaren, welche damals Frankreich mishandelten, zeichneten sich am meisten zwei Banden aus, die sich nicht schämten, durch selbstgewählte Namen ihre Grausamkeit zu bezeichnen. Dies waren die sogenannten écorcheurs und rotondeurs. Sie erfüllten das ganze Reich, besonders aber die Niederlande, die Champagne, Poitou und Guyenne, in welchen Provinzen der Krieg am ärgsten wüthete, mit dem Schrecken ihres Namens, und Ritter, welche, wie Bouſſac, Chabannes und la Hire, von den Franzosen als Helden und als Retter des Vaterlandes gepriesen werden, hielten es nicht unter ihrer Ehre, an der Spitze dieser Horden zu fechten. Sie entschuldigten ihre Gräuelthaten damit, daß es den Engländern und den diesen unterworfenen Gegenden gelte.

Während so der Krieg mit England und der Mangel eines besoldeten Heeres die Bewohner von Frankreich den Mishandlungen roher Kriegerbanden blosstellte, wurde das Reich zugleich dadurch der Auflösung nahe gebracht, daß König Karl sich fortwährend von Lieblingen und Weibern leiten ließ, und daß die Prinzen und Großen sich, wie in Deutschland, ganz unabhängig zu machen suchten. Es entstand nämlich im Jahre 1440 eine förmliche Empörung der Großen gegen den König, welche man ebenso die Praguerie zu nennen pflegt, wie man den demokratischen Aufstand im vorhergehenden Jahrhundert die Jacquerie genannt hat (s. Th. VIII. S. 288 und 292). Der Namen wird gewöhnlich daher geleitet, daß man diesen inneren Krieg mit den Gräueln der Hussiten habe zusammenstellen wollen. Der unmittelbare Anlaß zur Empörung der Großen war die Art, wie Karl's VII. Schwager, der Graf Karl von Maine, nach dem Sturze des früheren Günstlinges la Tremouille (s. S. 91) sich benahm. Karl von Maine hatte sich des schwachen Königs ganz bemächtigt, und kränkte durch sein Benehmen die übrigen Prinzen und Großen, besonders den Herzog von Bourbon, so sehr, daß diese eine förmliche Verschwörung gegen ihn und den König machten. Nach dem Berichte der Chroniken hätte der frühere Günstling des Königs, la Tremouille,

erbittert über seine Entfernung vom Hofe, den Neid der Herzöge von Bourbon und von Alençon gegen Karl von Maine geweckt und sie zur Empörung getrieben. An dieser Verbindung der Großen nahmen, außer la Tremouille und den genannten beiden Herzögen, nicht nur der Graf von Vendome, der Graf Dünois oder der sogenannte Bastard von Orleans (ein außerehelicher Bourbon), die Herren von Prie und Chaumont, der Seneschall von Poitou, la Roche, sowie die Herren von Chabannes und Boucicault Theil, sondern auch der Dauphin oder der nachherige König Ludwig XI., welcher über den Einfluß der Agnes Sorel erbittert war und mit seinem Vater stets im Streite lag, gesellte sich zu jenen Herren und ward an die Spitze der Verschwörung gestellt. Die Verschworenen sammelten sich in Niort um den Dauphin, beschlossen den König zu entführen und unter die Vormundschaft seines Sohnes zu bringen, und erließen ein Manifest gegen ihn. Der König rief schnell den Connetable Richemont herbei, dieser folgte zur großen Freude desselben dem Rufe augenblicklich. Beide zogen dann rasch gegen die Verschworenen zu Felde, und das drohende Wetter zerstreute sich hierauf sogleich. Karl bediente sich zur Unterdrückung der Verschwörung nicht blos der Waffengewalt, sondern seine Gegner wurden auch durch die Künste der Politik überwunden. Der Herzog von Bourbon, die Seele der Praguerie, hatte auf die Hülfe des Herzogs von Burgund gerechnet; dieser bot ihm aber nur seine Vermittelung an, und der Herzog von Bourbon eilte dieselbe anzunehmen. Auch der Dauphin suchte alsbald die Verzeihung seines Vaters zu erlangen, der Bastard von Orleans aber war schon vor diesen Beiden zum Könige gekommen. Karl verzieh allen Dreien; von la Tremouille dagegen, sowie von Chaumont und Prie wollte er nichts hören. In Betreff der Letzteren hatte er sogar einen heftigen Zank mit seinem Sohne. Dieser erklärte nämlich, er werde, wenn sein Vater jenen Herren nicht ebenfalls Verzeihung gewähre, seinem gegebenen Versprechen gemäß zu ihnen zurückkehren (il faut, que je m'en revoise); der König erwiderte ihm aber, er möge nur gehen, er habe sich schlecht genug gegen seinen Vater betragen (Lois, les portes sont ouvertes; et si elles ne vous sont assez grandes, je vous ferai abattre seize ou vingt toises de mur pour passer, où mieux vous semblera etc.).

Der König gab nachher seinem Sohne die Statthalterschaft der Dauphiné nebst den Einkünften aus derselben zurück und verzieh auch den anderen Verbündeten. Die ganze Empörung war innerhalb eines halben Jahres gedämpft.

Eine neue Einrichtung des Kriegswesens, welche schon vor dem Ausbruche dieser Empörung (1439) entworfen worden war, gewährte nicht nur dem König Karl die Mittel zur Herstellung der Ordnung im Reiche und zur Begründung einer unabhängigen Macht der Krone, sondern Karl's Nachfolger wurden dadurch auch in den Stand gesetzt, die Macht der Großen ganz zu brechen und sogar der Stände entbehren zu können. Um nämlich dem Räuber- und Fehdewesen Schranken zu setzen, berief Karl, nachdem er 1439 des Friedens wegen zu Orleans eine Ständeversammlung gehalten hatte, den weltlichen Theil der Stände nach Angers, und legte mit Zustimmung derselben den ersten Grund zur Organisation einer disciplinirten stehenden Kriegsmacht. Ein besoldetes und also nicht mehr auf Raub und Plünderung angewiesenes Heer sollte eingerichtet werden, und da dies feste, nicht blos auf kurze Zeit zugestandene Einnahmen voraussetzte, so mußte man erlauben, daß die dafür zu verwendenden Abgaben dauernd erhoben würden, statt daß früher die Steuern stets nur für bestimmte Zwecke und während einer von den Ständen festgesetzten Zeit entrichtet worden waren. Eine solche Einrichtung mußte den Großen, sowie dem Ritterstande, welcher seither das Heer gebildet hatte, sehr nachtheilig werden; denn mit einem stehenden königlichen Heere konnte der König der Willkür der Großen und Edelleute innerhalb ihres eigenen Gebietes Schranken setzen. Freilich drohte damit zugleich auch ein Übel über Frankreich zu kommen, welches in unserer Zeit alle Staaten zu Boden drückt und unerschwingliche Abgaben nöthig macht. Dies ahnte man jedoch damals nicht, und das Volk entrichtete die neue Steuer gern, theils weil vor der Aufstellung einer königlichen Miliz niemand seines Eigenthums vor den Söldnern sicher gewesen war, und während des Krieges die Bebauung des Bodens und jede Gewerbthätigkeit hatte unterbleiben müssen, theils aber auch weil seit der Erhebung jener bleibenden Steuer durch den König alle die Feudalabgaben, welche die Unterthanen den Standesherren für die Vertheidigung des Landes hatten entrichten

müssen (taille personelle ou réelle, taille arbitraire ou à volonté, taille pour l'ost), ganz aufhörten. An das Letztere gewöhnten sich freilich die Herren nur langsam; denn selbst die scharfen Ordonnanzen, welche Karl's dritter Nachfolger, Ludwig XII., in dieser Hinsicht erließ, halfen dem Übel nicht völlig ab. Hätten übrigens die 1439 in Angers versammelten Stände geahnt, welche schlimmen Folgen die neue Einrichtung für sie selbst haben würde, sie würden nimmermehr ihre Zustimmung gewährt haben; es ward ihnen aber erst viel später einleuchtend. Man irrt daher auch ganz gewiß, wenn man behauptet, die Veranlassung zu der genannten Praguerie sei die in Angers beschlossene Maßregel gewesen, weil der Adel in derselben eine Einrichtung gesehen habe, durch welche die Feudalmacht der Ritterschaft überflüssig gemacht und der Einfluß der Landherren vernichtet werden würde. Übrigens ward die neue Einrichtung erst im Jahre 1445 vollständig ausgeführt; wir wollen sie jedoch gleich hier ausführlich darstellen. Sie bestand darin, daß man ein zugleich aus Cavallerie und Infanterie zusammengesetztes stehendes Heer. errichtete. Doch bildete eigentlich nur die Erstere, welche fünfzehn Compagnien stark war und den Namen Gensd'armes führte, ein königliches und als besoldetes Militair stehend unterhaltenes Heer; die Infanterie dagegen oder, wie sie genannt wurde, die Franc-archers oder freien Schützen waren eine Art Nationalgarde, welche nicht von Ober- und Unterofficieren, die der König bestellte, commandirt wurde, sondern den einzelnen Gemeinden angehörte und deshalb bald in Verachtung kam. Die Soldaten der letzteren Klasse waren uniformirt und mit Bogen bewaffnet. Sie wurden nur im Kriege besoldet, mußten aber stets zum Dienste bereit sein und waren deswegen von jeder Art Abgaben befreit, aus welchem Grunde sie auch den Namen franc-archers erhielten. Sie machten, weil sie vor den anderen Gliedern der Gemeinden gewisse Freiheiten voraus hatten, Anspruch auf Adel, und waren die erste Infanterie der Franzosen, leisteten aber so wenig, daß Karl's VII. Nachfolger statt ihrer lieber Schweizer in Dienst nahm. Zu der stehenden Reiterei oder den Gensd'armes wurden nur die reicheren gedienten Leute des alten Heeres genommen, und von ihnen durfte jeder statt der Schaaren, welche die Ritter sonst mit sich führten, nur eine bestimmte Zahl

Diener mit bringen. Auch dieſe waren alle beritten, und beſtanden aus je einem Knappen (coutillier), zwei Bogenſchützen (archers), einem Pagen und einem Reitknecht (gros valet). Die Gensd'armes (tous riches, mais ils portoient tous leurs harniers, et sans paniers) waren unter beſtimmte Hauptleute vertheilt; dieſe mußten eine Liſte ihrer Leute halten, und erhielten nach derſelben den Sold, welchen ſie den Leuten auszubezahlen hatten. Es war ihnen bei ſchwerer Strafe unterſagt, ſelbſt Geld zu erheben, wie dies bisher geſchehen war; auch durfte niemand außer dem Könige fernerhin für ſich Soldaten werben. Für den Unterhalt der aus ſieben- bis neuntauſend Mann beſtehenden Gensd'armes ward von den Ständen eine fortdauernd zu erhebende Steuer (taille perpetuelle) angewieſen. Die neue Einrichtung half, wiewohl freilich nicht unmittelbar, ſondern nur nach und nach, den ſchreienden Misbräuchen des bisher dem Herren- und Ritterſtande überlaſſenen Militair-Weſens ab; ſie wurde aber auch der Freiheit des Landes nachtheilig, und zwar auf doppelte Weiſe. Erſtens bedurfte der König von jetzt an der Stände weniger, weil er jene bleibende Abgabe nur ein wenig erhöhen durfte, und zweitens konnte er, was ſchon Ludwig XI. that, mit den auf dieſe Weiſe erhobenen Summen Schweizer in Dienſt nehmen, welche für Geld zu Allem zu gebrauchen waren. Wie bald die Gensd'armes und Franc-archers, die doch nur der Stamm (cadre) einer Armee oder Polizei gegen die Miethtruppen hatten ſein ſollen, eine drückende Laſt für das Land wurden, ſieht man daraus, daß viele Gemeinden, welche unter Karl VII. zu der ohne fernere Befragung der Stände zu erhebenden und zu erhöhenden Steuer nur dreißig bis vierzig Livres entrichteten, ſchon unter Karl's nächſtem Nachfolger, Ludwig XI., tauſend zu zahlen hatten. Auch leſen wir bei Comines die bittere Klage, daß Ludwig XI. für ſeine Kriegsmacht (sans l'artillerie et autres choses semblables) vier Millionen ſiebenmalhunderttauſend Livres erhebe, während doch ſein Vater für die ſeinige nie mehr als achtzehnmalhunderttauſend erhoben habe.

Ehe dieſe Reform des Kriegsweſens ausgeführt war, bemühte man ſich mehrere Jahre lang (von 1439 bis 1443), einen Frieden zwiſchen England und Frankreich zu Stande zu bringen. Für die Herſtellung deſſelben war beſonders der bis zum Jahre 1440 in

England gefangen gehaltene Herzog von Orleans (ſ. S. 97) thätig. Dieſer hatte ſchon im Jahre 1437 ſich die Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem Herzoge der Bretagne zu verſchaffen geſucht, um durch den Letzteren den Herzog von Burgund zu gewinnen; erſt 1439 aber wurde endlich durchgeſetzt, daß in der Nähe von Calais und Gravelines ein Friedens-Congreß gehalten werden ſollte, und auch dem Herzoge von Orleans ward geſtattet, nach Calais zu gehen, um das Friedenswerk zu fördern. Die Vermittelung übernahm die Herzogin von Burgund, eine Tochter der mit dem König Johann I. von Portugal vermählten Schweſter Heinrich's IV. von England. Als Bevollmächtigte des engliſchen Königs erſchienen der Kardinal von Wincheſter, der Erzbiſchof von York, der Herzog von Norfolk, die Grafen von Buckingham, Strafford und Northampton und die Biſchöfe von Nortwyk, Liſieux und St. David; Frankreich dagegen war durch die Erzbiſchöfe von Rheims und von Narbonne, den Biſchof von Chalons, die Grafen von Vendome und von Dünois, die Herren von Dampierre und von Crevecoeur und den Kanzler von Burgund verſtreten. Die Unterhandlungen führten zu keinem Ziele, weil einerſeits die engliſchen Geſandten Dinge verlangten, welche ihnen unmöglich zugeſtanden werden konnten, und weil andererſeits die franzöſiſchen ihnen nicht offen entgegen kamen. Auch ein zweiter Congreß, welcher im folgenden Jahre (1440) gehalten wurde, hatte kein Reſultat. Wenn es übrigens der Herzogin von Burgund auch nicht gelang, die Könige von England und von Frankreich mit einander auszuſöhnen, ſo machte ſie doch dem verderblichen Zwiſte der Häuſer Orleans und Burgund ein Ende. Sie bewog nämlich ihren Gemahl zu dem Verſprechen, ſich mit dem gefangenen Herzoge zu verſöhnen und ſogar die Auslöſung desſelben bewirken zu helfen, wogegen dieſer ſeine Nichte, die Tochter des Herzogs von Cleve, heirathen und einen Bund mit ihm gegen jedermann außer dem Könige von Frankreich und deſſen Sohne, dem Dauphin, eingehen ſollte. Die Verſöhnung wurde auch wirklich zu Stande gebracht, und Philipp von Burgund verbürgte ſich nach Monſtrelet's Verſicherung bei dieſer Gelegenheit mit Siegel und Unterſchrift für die Zahlung der hundertundzwanzigtauſend Dukaten (écus d'or), welche der Herzog von Orleans für ſeine

Freilassung aus der Gefangenschaft zahlen sollte. Diese Bürgschaftsleistung findet sich freilich nicht unter den Urkunden der englischen Geschichte, nach welcher nur der Dauphin, die Herzöge von der Bretagne und von Alençon, die Grafen von Vendome, la Marche und Harcourt, die Bischöfe von Rheims und Narbonne, sowie die Herren von Mailly und Loheac sich verbindlich gemacht hätten, einen Beitrag zur Auslösungssumme zu geben; allein da Philipp's Großmuth allgemein gepriesen wird, so könnte es doch wohl der Fall gewesen sein, daß er die eine Hälfte der Summe gezahlt hätte, während die andere von den Verwandten, Freunden und Vasallen des Gefangenen zusammengebracht wurde. Dies wird auch durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, daß Philipp von Burgund zu den Männern gehörte, welche wegen der Auslösung des Herzogs von Orleans dem König Karl verdächtig wurden. Karl scheint nämlich über die Aufopferung, welche sein Sohn und die anderen Herren für den Herzog von Orleans bewiesen hatten betroffen gewesen zu sein und eine neue aristokratische Verbindung gegen die königliche Macht geargwohnt zu haben. Als nun der Herzog von Orleans nach einer Zusammenkunft, die er mit Philipp von Burgund und den anderen Herren gehabt hatte, sich mit einem zahlreichen Gefolge, in welchem auch burgundische Schaaren waren, an den Hof begeben wollte, verbat sich der König seinen Besuch oder wollte ihn doch nur unter der Bedingung gestatten, daß sich keine Burgunder im Gefolge des Prinzen befänden.

Karl VII. sah in der Harmonie seiner Verwandten und Reichsfürsten eine Feindseligkeit gegen die Monarchie, sowie den Versuch, die Bildung königlicher Truppen zu verhindern und in Frankreich deutsche Fürsten- und Adelsgewalt mit allen ihren verderblichen Folgen einzuführen. Er hatte ganz Recht, die Sache so anzusehen, und sie mußte ihm um so gefährlicher scheinen, als jetzt auch die Herzöge von Burgund und Orleans, von denen der Erstere königlichen Reichthum und königliche Macht besaß, sich an den Bund der Großen des Reiches angeschlossen hatten. Auch der Dauphin Ludwig, der sich damals an den Plänen der Verbündeten betheiligte, erkannte dies später, und richtete, als er König geworden war, seine ganze Kraft und Thätigkeit auf die Unterdrückung der großen Herren. Die Großen, welche zu des Herzogs von Orleans Los-

kaufung beigetragen hatten, und denen sich auch der Herzog von Bretagne zugesellte, hatten es mit ihrer Verbindung offenbar auf eine neue Praguerie abgesehen. Sie baten 1442 den König um die Erlaubniß, sich in Nevers zu versammeln, indem sie den Schein annahmen, als wenn sie mit einander über Reichsangelegenheiten berathschlagen wollten. Karl verwies zwar die sämmtlichen Herren mit ihren Beschwerden an eine künftige Ständeversammlung, hielt aber doch für klug, die gewünschte Versammlung zu gestatten. Diese wurde wirklich gehalten, und die Verbündeten setzten in derselben folgende Forderungen auf, welche sie dem Könige überreichten: Es solle Frieden mit England geschlossen werden; der König solle alle die Fehler, die sich in der Verwaltung eingeschlichen hätten, verbessern, besonders aber die Rechtspflege neu einrichten, die Processe abkürzen und die Richter besser wählen lassen, sowie die Zahl der Staatsräthe vermehren; ferner müßten die Räubereien der Hauptleute und Soldaten, wenn sie sich auch nicht ganz beseitigen ließen, doch wenigstens beschränkt werden; auch sollten die zum Unterhalt der Kriegsmacht angewiesenen Gelder fest bestimmt und geordnet werden, damit man den Sold regelmäßig bezahlen könne; außerdem müßten die regelmäßigen Steuern (tailles) und andere Abgaben vermindert werden, um die das Volk drückende Last zu erleichtern, und endlich sollten zu Mitgliedern des königlichen Rathes nur Prinzen von Geblüt, sowie für alle Stellen und Ämter nur Personen von Stande (naissance) ernannt werden. Man sieht, daß die Verbündeten das Volk auf ihre Seite zu ziehen suchten, und sich deswegen das Ansehen gaben, als wenn sie dasselbe gegen den König in Schutz nehmen wollten, während sie sich doch sonst um des Volkes Wohl nicht im geringsten kümmerten. Der letzte Theil ihrer Forderungen zeigt aber klar und deutlich, worin ihre eigentliche Absicht bestand. Der König vereitelte dieselbe dadurch, daß er den Herzog von Orleans zu sich herüberzog, indem er ihm begreiflich machen ließ, wie er (der König) ihm weit mehr Vortheile verschaffen könne und wolle, als jemals von den Prinzen und vom Volke für ihn zu erwarten wären. Er hatte nämlich dem Grafen von Vendome, einem Prinzen von Geblüt, welcher auf sein Geheiß der Versammlung zu Nevers beiwohnte, den Auftrag gegeben, insgeheim dem Herzoge von Orleans,

welcher früher am Hofe ſehr kalt empfangen worden war; nicht nur im Namen des Königs eine ſehr günſtige Aufnahme zu verſprechen, ſondern ihm überdies auch den Rang und das Anſehen des erſten Prinzen von Geblüt, ſowie ein Jahrgeld von zehntauſend Livres und eine außerordentliche Erhebung von hundertundſechzigtauſend Livres zur Abtragung der für ſein Löſegeld ſchuldigen Summen zuzuſichern. Der Herzog nahm dies Alles ſehr gern an, trennte ſich von den Verbündeten, kam um Pfingſten nach Limoges zum Könige, welcher ſein Verſprechen treu erfüllte, und bewog auch den Herzog von Burgund zum Austritt aus dem Bunde. Dadurch ward der ganze Plan der Prinzen und Herren vereitelt; dieſe fügten ſich, ſobald ſie von jenen Beiden verlaſſen worden waren, in den Willen des Königs, und vom Volke war nicht weiter die Rede.

Faſt um dieſelbe Zeit, als König Karl ſein Anſehen innerhalb der den Engländern entriſſenen Landſchaften zwiſchen Seine, Somme und Garonne neu begründete, wurde auch der Souverainetät der Grafen von Armagnac ein Ende gemacht. Dies geſchah bei Gelegenheit eines Erbſchaftſtreites über die Grafſchaft Cominges. Der Stamm der Grafen von Cominges, deren Land freies Eigenthum war und alſo auch auf die Tochter überging, ſtarb unter Karl's VI. Regierung mit der Gräfin Margaretha aus. Dieſe ſehr unverträgliche und ſinnliche Frau war dreimal vermählt geweſen. Ihr erſter Gemahl war Graf Johann III. von Armagnac, der Bruder des 1418 in Paris ermordeten Connetable (ſ. S. 61). Nach dem Tode desſelben hatte ſie Johann von Armagnac, einen Sohn des Grafen von Fezenzac, geheirathet; da derſelbe aber ihrer Sinnlichkeit nicht genügte, ſo hatte ſie ſich von ihm getrennt und noch vor ſeinem Tode den Grafen von Foix zum Gemahle genommen. Dies rief zwiſchen den ſouverainen Grafen von Armagnac und von Foix einen Streit über das Erbe der Margaretha, die Grafſchaft Cominges, hervor; Margaretha wollte aber, da ſie auch mit dem Grafen von Foix zerfiel, ebenſo wenig dem einen als dem anderen Theile ihr Erbe zukommen laſſen, und machte deshalb ein Teſtament, in welchem ſie zunächſt ihre einzige Tochter und nach deren Tode, welcher auch bald nachher erfolgte, den König von Frankreich zum Erben einſetzte. Sie ward dafür vom

Grafen von Foix, der sich nicht, wie den Chroniken zufolge ihr zweiter Gemahl gethan hatte, ihretwegen zu Tode ärgerte, verhaftet, fünfundzwanzig Jahre lang in hartem Gefängniß gehalten und auf alle mögliche Art gequält. Sie ließ sich dessenungeachtet nicht zu einer Umänderung ihres letzten Willens bewegen, und fand, als der König 1443 nach Languedoc kam, Mittel und Wege, um ihm aus dem Gefängniß das Testament zukommen zu lassen. Der König übertrug hierauf die Entscheidung über die Ansprüche der Grafen von Armagnac und Foix an die Grafschaft Cominges und über die Rechte, welche er selbst durch das Testament erlangt habe, dem Parlament von Toulouse. Dieses sprach sich zu Gunsten des Testamentes aus, und verbot bei der Gelegenheit zugleich dem Grafen von Armagnac, sich ferner den Titel eines souverainen Herrn (par la grace de dieu comte d'Armagnac) beizulegen. Der Letztere fügte sich anfangs, weil er nicht anders konnte, in den Spruch des Parlaments, und überließ dem Könige die Grafschaft Cominges; sobald aber der König sich wieder entfernt hatte, suchte der Graf das Verlorene gewaltsam wieder zu erobern. Er vertraute bei diesem ungleichen Kampfe auf Verwandte, Freunde und Bundesgenossen. Er ward nämlich nicht nur von dem König Karl III. von Navarra, mit dessen Tochter er vermählt war, sowie von seinem natürlichen Sohne, Jean Dandie, Herrn von Lascün, welcher für ein Wunder der Tapferkeit galt, und von den Grafen de la Marche, d'Albret und Foix unterstützt, sondern er ließ auch die Beherrscher von Aragonien und England durch Gesandte um Hülfe bitten. In der That brachte er ein so starkes Heer zusammen, daß er noch im Herbst 1443 die ganze Grafschaft Cominges besetzen konnte. Seine Freude war jedoch von sehr kurzer Dauer. Schon im Frühjahre 1444 zog der Dauphin Ludwig mit den Truppen, an deren Spitze er in der Normandie die Engländer bekämpft hatte, nach Languedoc, und eroberte nicht allein Cominges wieder, sondern entriß dem Grafen auch die Länder Rouergue und Armagnac, die ihm eigenthümlich gehörten, und nahm ihn selbst gefangen. Erst zwei Jahre nachher erhielt der Graf in Folge der dringenden Vorstellungen der Könige von Castilien und Aragonien, sowie der Grafen von Foix, d'Albret und la Marche die Freiheit und den Besitz der Länder Armagnac und Rouergue wieder; er

durfte sich aber fortan nicht mehr Graf von Gottes Gnaden nennen.

Auf diese Weise wurde also um dieselbe Zeit, als in England die Jugend und Charakter-Schwäche Heinrich's VI. und der Zwist unter den Großen die größte Verwirrung hervorriefen, in Frankreich die Monarchie neu befestigt und der Anarchie eine Schranke gesetzt. Freilich dauerten die Kabalen am französischen Hofe ebenso fort, wie am englischen; allein Karl VII. war, trotz seiner Abhängigkeit von Günstlingen und Weibern, trotz seines grenzenlosen Leichtsinnes und seiner beständigen Ausschweifungen, nicht blödsinnig wie Heinrich VI., er war außerdem neben seiner Gutmüthigkeit schlau und wurde vom Glücke begünstigt. Dieses war ihm besonders in der letzten Zeit seiner Regierung sehr hold. Übrigens haben die dankbaren Franzosen alles, was sich unter ihm Glückliches ereignete, seiner Weisheit zugeschrieben und ihn in dieser Hinsicht übermäßig gepriesen, weil er seinem Leben und Charakter nach durchaus Franzose war und dadurch, daß er einen Grafen Richemont und einen Grafen Dünois an die Spitze des Heeres stellte, ihre Nationalität und Freiheit rettete. Unter die glücklichen Ereignisse seiner Regierung rechnen wir besonders, daß er während des 1444 geschlossenen Waffenstillstandes mit England Gelegenheit erhielt, einen großen Theil des Verderbens, welches der Krieg seinem Reiche gebracht hatte, in die Nachbarländer hinüberzuleiten. Fünfzig- bis sechzigtausend abenteuernde und raubende Krieger, welche man noch immer mit dem Namen Armagnac's bezeichnete, hatten während des Krieges Frankreich verwüstet, sie behandelten Freund und Feind auf gleiche Weise, und würden in den fünf Jahren des Waffenstillstandes doppelt gefährlich geworden sein, wenn nicht das Glück ein Mittel dargeboten hätte, sich ihrer zu entledigen. Dieses Mittel bestand in dem Hülfegesuch, welches Kaiser Friedrich III. in seinem Kriege mit den Schweizern an Karl VII. richtete (s. Th. IX. S. 266 ff.) Der Letztere ging mit Freuden auf die Bitte des Kaisers ein, und schickte jene Horden raubender Miethlinge in das Elsaß, nach Schwaben und in die Schweiz. Sie wurden nachher aus diesen Ländern nach Lothringen geführt, und blieben dort, bis beim Ablauf des Waffenstillstandes mit England der französische König ihrer

aufs neue bedurfte. Ebendieſelben vom Raube lebenden Kriegsſchaaren erleichterten durch das Elend, welches ſie über Frankreich gebracht hatten, dem Könige die vorher erwähnte Errichtung einer beſoldeten und diſciplinirten Kriegsmacht, und machten die zu dieſem Zweck eingeführte beſtändige Steuer dem Volke annehmlich. Mit Hülfe des neu geſchaffenen königlichen Heeres aber ſtellte Karl die Ordnung im ganzen Reiche wieder her, und machte aller Unordnung ein Ende. Er ward auf dieſe Weiſe nach und nach Herr im Lande, ſo daß man ſogar in Languedoc, wo kurz vorher noch d'Albret, Foix und Armagnac als Souveraine gewaltet hatten, ſeine Gerechtigkeitspflege anrief, und daß die Bürger der Städte fortan unmittelbar unter dem Könige zu ſtehen verlangten. (Dieſe ſagten: qu'ils étoient sujets au roi sans moyen; que, comme les sujets ne pouvoient rien faire contre le gré de leur seigneur, aussi ne devoit le seigneur faire chose à leur préjudice, ni les mettre hors ses mains sans leur consentement et celui du roi.) Endlich hatte Karl VII. auch das Glück, daß er durch den Tod Johann's VI. von der Bretagne (1442) einen neuen Bundesgenoſſen gegen England gewann. Während nämlich dieſer Herzog ſich als Vaſallen des engliſchen Königs und ſein Herzogthum als zur Normandie gehörend betrachtet hatte, ſchloß ſich ſein Sohn, Franz I., wieder ganz an Frankreich an, huldigte dem franzöſiſchen Könige und kündigte die beſtehenden Verträge mit England förmlich auf.

Im Juni des Jahres 1449 ging der fünf Jahre früher mit England geſchloſſene Waffenſtillſtand zu Ende. Die Feindſeligkeiten waren aber ſchon im vorhergehenden Jahre wieder begonnen worden, weil der Herzog von York, welcher damals engliſcher Statthalter in der Normandie war, die von Suffolk bewilligte Abtretung von Anjou und Maine nicht zugegeben und namentlich die Stadt le Mans nicht geräumt hatte. Die Franzoſen hatten deshalb le Mans zu belagern begonnen, und die engliſche Regierung hatte hierauf, ſtatt einen kräftigen Widerſtand anzuordnen, die Stadt durch Commiſſäre übergeben laſſen. Durch dieſen Beweis von Schwäche ermuthigt, übten die Franzoſen auch im folgenden Jahre, noch vor Ablauf des Waffenſtillſtandes, als Bundesgenoſſen des Herzogs der Bretagne Feindſeligkeiten. Sie erfreuten

sich beim Wiederausbruch des Krieges des doppelten Vortheiles, daß die Schotten im December 1448 die früheren Bundesverträge mit ihnen erneuert hatten, und daß von der Königin Margaretha und ihrem Günstling Suffolk, welche die Regierung in England führten, nichts geschehen war, um die englisch-französischen Besitzungen in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Vergebens hatte der Herzog von Sommerset, welcher zugleich mit dem tapferen Talbot in der Normandie commandirte, den Herzog von Suffolk und die Königin darauf aufmerksam gemacht, daß alle dortigen Burgen verfallen wären und das englische Heer zu schwach sei, um den von zwei Seiten her drohenden Franzosen die Spitze bieten zu können; man hatte ihm ungeachtet seiner Vorstellungen weder Geld noch Truppen geschickt. Von Westen her drohte ein französisches Heer unter dem Herzoge von Bretagne und dem Connetable Richemont, von Osten her König Karl VII. und der Graf Dünois, welcher unter der Bedingung zum Generalissimus ernannt worden war, daß er, so oft der Connetable sich beim Heere befinde, den Oberbefehl diesem überlassen müsse. Schon im November (1449) sah sich der Herzog von Sommerset genöthigt, die Hauptstadt der Normandie zu räumen. Die Bürger von Rouen erhoben sich nämlich und drangen, von ihrem Erzbischof geleitet, auf Übergabe und da die aus nur zwölfhundert Mann bestehende englische Besatzung natürlich nicht stark genug war, um zugleich dem äußeren Feinde und den Einwohnern einer bevölkerten Stadt Widerstand zu leisten, so mußte Sommerset capituliren. Im Januar 1450 konnten die Engländer ebenso den Besitz von Harfleur und Honfleur nicht länger behaupten, und nun war nur noch der dritte Theil der Normandie in ihrer Gewalt. Auch dieser ward ihnen noch in den nächsten sieben Monaten durch den französischen König entrissen, welcher damals eine ganz ungewöhnliche Rührigkeit bewies. Karl bewerkstelligte nämlich gleich nach der Eroberung von Harfleur und Honfleur die Vereinigung der beiden französischen Heere, welche von verschiedenen Seiten her in die Normandie eingedrungen waren, und die Engländer, die endlich eine kleine Verstärkung unter Sir Thomas Kyriel erhalten hatten, wurden zuerst im April bei Fourmigny (zwischen Bayeux und Charenton) auf offenem Feld geschlagen,

und dann in Caen, wohin sich Sommerset mit dem Reste des Heeres und mit seiner ganzen Familie zurückgezogen hatte, nach einer vierwöchentlichen Belagerung (1. Juli) zur Capitulation gezwungen. Einen Monat später wurde auch Cherbourg von den Franzosen genommen und hiermit die Eroberung der ganzen Normandie vollendet.

Der König Karl hatte sich bei diesen Unternehmungen persönlich bedeutende Verdienste erworben; er war und blieb aber, obgleich er auch bei anderen Gelegenheiten großen Muth bewiesen hatte, in seinem Leben und Wandel derselbe Mann, der er von jeher gewesen war. Er beschäftigte sich in der Regel nur mit Spiel und Possen, setzte seine Ausschweifungen bis ins hohe Alter fort, und schenkte leichtfertigen Mädchen und Hofleuten seine Gunst. Er gerieth daher zuletzt auch wegen der Agnes Sorel und des Grafen von Maine mit seinem Sohne, dem Dauphin Ludwig, in eine solche Zwietracht, daß dieser als Staatsmann und später als Regent unübertreffliche, als Mensch aber verächtliche und jedes Verbrechens fähige junge Mann mehrere Male den Versuch machte, seinen Vater zu stürzen. Erbittert über Agnes Sorel war Ludwig zuerst an die Spitze der unter dem Namen der Praguerie bekannten Verschwörung getreten, nach deren Unterdrückung er in die Dauphiné verwiesen wurde. Sobald er von dort wieder zurückgekehrt war, wollte er den Herrn von Chabannes und die schottische Garde seines Vaters bereden, diesen entweder gefangen zu nehmen oder gar, wie Andere behaupten, zu ermorden; Chabannes lehnte jedoch den Antrag unwillig ab und zeigte die Sache dem Könige an, welcher dann seinen Sohn zur Rechenschaft zog und, als derselbe der Schuld überführt worden war, wieder nach der Dauphiné in das Exil schickte. Von dort aus soll Ludwig aufs neue gegen seinen Vater conspirirt und in Verbindung mit dem Schatzmeister und Finanzminister desselben, Jacques Coeur, einem unermeßlich reichen und habsüchtigen Wucherer, Agnes Sorel durch Gift aus der Welt geschafft haben. Wir lassen es unentschieden, ob Ludwig, welcher später alle italiänischen und griechischen Tyrannen an Grausamkeit und teuflisch ausgesonnener Quälerei übertraf, diesen Mord wirklich veranstaltet hat; ausgemacht ist aber, daß Agnes Sorel am 28. Februar 1450

plötzlich ſtarb. Ihr Tod wurde von den Franzoſen aus demſelben Grunde beklagt, aus welchem ſie im achtzehnten Jahrhundert auch den Tod der Pompadour beklagten. Es ward nämlich nachher am Hofe noch ärger, als es vorher geweſen war; denn Karl machte zwar, wie Ludwig XV., eine andere Dame (die Nichte der Agnes Sorel, Antoinette de Maigielais) zur repräſentirenden Mätreſſe, begünſtigte aber, da dieſe ihn nicht zu feſſeln vermochte, nachher ein Fräulein und eine Frau nach der anderen, ſo daß die Geſchichtſchreiber von ihm ebenſo wie von Ludwig XV. berichten, ſein Palaſt ſei zuletzt ein förmlicher Harem geworden.

Auf dem Kriegszuge, welchen die Franzoſen zur Wiedereroberung der ganzen Normandie unternommen hatten, war Herzog Franz I. von der Bretagne eines plötzlichen Todes geſtorben. Die Art und Weiſe, wie derſelbe endete, iſt ſo auffallend, daß ſie näher angegeben zu werden verdient. Franz I. war ein ſchwacher, argwöhniſcher und abergläubiger Mann, der ſich von ſeinen drei täglichen Geſellſchaftern, Arthur von Montauban, Jean Hingant und dem Biſchof von St. Malo, unbedingt leiten ließ. Dieſe wußten ihm einen ſeiner beiden Brüder, Giles, deſſen Gemahlin Arthur zu heirathen wünſchte, verhaßt zu machen, als derſelbe ſich mit der dem Adel der Bretagne eigenthümlichen Heftigkeit über die geringen Einkünfte beſchwerte, welche Franz ihm ausgeſetzt hatte. Giles ließ ſich hierauf mit den Engländern ein; Franz dagegen bediente ſich des franzöſiſchen Königs, um in deſſen Namen ſeinen Bruder gerichtlich verfolgen zu können. Giles ward gefänglich eingezogen und in Dinan als Criminal-Verbrecher behandelt, obgleich ein zweiter Bruder des Herzogs, Peter, ſowie ſein Oheim, der Connetable Graf von Richemont, ſich mit dringenden Bitten an Herzog Franz wandten und ihm vorſtellten, daß Giles ein Opfer boshafter Verläumder ſei. Selbſt der Generalfiscal (procureur général) weigerte ſich den Proceß gegen Giles zu führen, und auch die Stände, an welche Franz ſich in Folge dieſer Weigerung wenden mußte, um ſich auf ihren Ausſpruch berufen zu können, wieſen die Sache von ſich. Nichtsdeſtoweniger ließ Franz ſeinen Bruder von Kerker zu Kerker ſchleppen, aufs härteſte behandeln und, nachdem ein Verſuch ihn zu vergiften misglückt war, durch Hunger tödten. Man hatte

jedoch vor seinem Ende einem Franziskaner erlaubt, ihm die Beichte abzunehmen, und diesem hatte Giles den Auftrag gegeben, den Herzog Franz innerhalb vierzig Tagen vor Gottes Richterstuhl zu laden, weil derselbe ihm weder ein ordentliches Gericht gestattet habe, noch auch selbst gegen ihn aufgetreten sei. Der Mönch entledigte sich seines Auftrages bei einem zufälligen Zusammentreffen mit dem Herzoge, und die feierliche Art, mit welcher er es that, wirkte auf den schwachen Mann, welcher von dem Aberglauben seiner Zeit beherrscht ward und noch dazu ein böses Gewissen hatte, gleich einem Todesurtheile, zumal da bei der Vorladung auch der Connetable gegenwärtig war, welcher nicht nur früher bemüht gewesen war, den Brudermord zu hindern, sondern auch nachher nicht aufgehört hatte, die grausige That mit den härtesten Worten zu tadeln. Franz fühlte sich, unmittelbar nachdem die Vorladung ihm überbracht worden war, krank, hatte seit diesem Augenblicke stets das Bild des ermordeten Bruders vor Augen, schwand körperlich hin und starb bald nachher eines plötzlichen Todes. So weit ist die Geschichte von seinem Ende gewiß; die Chroniken der Bretagne haben sie aber mit vielen Anekdoten ausgeschmückt und erbaulich gemacht. Uns scheint Alles ohne Wunder begreiflich, weil wir wissen, daß die moralische und physische Ordnung der Dinge im Leben ebenso, wie Seele und Leib im Menschen, mit einander verschlungen sind, wiewohl wir dies nur selten wahrnehmen. Übrigens folgte dem Herzog Franz sein zweiter Bruder, Peter, in der Herrschaft nach, und dieser huldigte, obgleich er sich wie ein König krönen ließ, dem französischen Könige ohne Widerspruch.

Karl VI. hatte, um das ganze Königreich wieder unter seiner Herrschaft zu vereinigen, nur noch Guyenne zu erobern; er versuchte auch dies, und die inneren Unruhen, welche England's Kräfte lähmten, erleichterten ihm sein Unternehmen. Noch im Herbste des Jahres 1450 eroberte ein französisches Corps, welches Karl nach der Einnahme von Caen an die Garonne geschickt hatte, Bergerac Gensac, St. Foix, Chalais und Montferrand. Im März des nächsten Jahres marschirte das ganze königliche Heer gegen Guyenne. Es stand unter dem Oberbefehl des Grafen Dünois, welcher als Generalissimus die Normandie erobert hatte, und war in vier

Armee-Corps getheilt, von denen das eine von Dünois selbst, das andere vom Grafen von Penthièvre, das dritte vom Grafen von Foix und das vierte vom Grafen von Armagnac angeführt wurde. Während die drei Letzteren jeder einen Theil der Provinz eroberten, zog Dünois vor Fronsac, welche Stadt nicht nur der Sitz des Obergerichtes (chambre royale) war, sondern auch für die Vormauer von Guyenne galt, und von den Engländern als ein für die Vertheidigung der Provinz so wichtiger Punkt angesehen wurde, daß vermöge eines eigens erlassenen Gesetzes die Besatzung der Burg von Fronsac nur aus geborenen Engländern bestehen durfte. Gleichwohl wurde die Stadt selbst schon am dritten Tage nach dem Eintreffen des französischen Heeres mit Sturm genommen und unmittelbar darauf die Belagerung der Burg angefangen. Da das französische Heer so rasche und bedeutende Fortschritte machte, und keine Aussicht vorhanden war, daß die englische Regierung der bedrängten Provinz werde Hülfe leisten können, so traten auf Anregung des französischen Kanzlers des Ursins, welcher ausdrücklich deshalb den Connetable begleitet hatte, die Stände von Guyenne, Adel, Klerus und Bürgerschaft, im Anfange des Juni zu Bordeaux zusammen, um zu berathschlagen, was unter diesen Umständen zu thun sei. Sie waren kaum versammelt, als Dünois sie durch zwei Gesandte zur Anerkennung des französischen Königs als ihres Oberherrn auffordern und im Namen desselben ihnen solche Vortheile anbieten ließ, daß sie schon am 12. Juni einen Vertrag mit ihm schlossen. Sie verpflichteten sich in demselben, die Stadt Bordeaux und den übrigen, von den Franzosen noch nicht besetzten Theil ihrer Provinz dem Könige von Frankreich zu übergeben, wenn ihnen nicht bis zum 24. Juni aus England hinreichende Hülfe geschickt würde, um die Fortsetzung der Belagerung der Burg von Fronsac zu hindern. Dagegen wurde ihnen im Namen des Königs Karl versprochen, daß jede Stadt von Guyenne ihre alten Vorrechte und Freiheiten behalten, daß in Bordeaux ein Parlament und ein Münzhof errichtet, und in den nächsten zwei Jahren die Münze nicht geändert werden, und daß jeder, der sich mit seiner Habe nach England begeben wolle, Abzugsfreiheit haben solle. Außer diesen allgemeinen Bedingungen, welche besonders die Städte angingen, machten die Häupter der adeligen

Familien oder mit anderen Worten die Standesherren; wie sie zu thun pflegen, noch insgeheim gewisse Privatvortheile für sich und ihre Familien aus. Fast alle diese Herren erhielten dafür, daß sie die Abschließung des Vertrages betrieben hatten, Gnadenbezeugungen oder Jahrgelder; dem Herrn von Montserrand z. B. wurden nicht blos alle Güter, die man ihm abgenommen hatte, zurückgegeben, sondern auch ein Jahrgeld von viertausend Livres gewährt. Die Hülfe aus England kam nicht; die Burg von Fronsac wurde daher den Franzosen übergeben. Graf Dünois hielt hierauf am 29. Juni seinen Einzug in Bordeaux, und im Anfange des folgenden Monats war die ganze Provinz mit alleiniger Ausnahme der Stadt Bayonne ihrem früheren Oberherrn wieder unterworfen. Schon im August mußte sich auch Bayonne dem siegenden Heere ergeben. Zwar empörte sich Guyenne schon im folgenden Jahre wieder gegen den französischen König; allein dieser behauptete sich dessen ungeachtet nachher im Besitze der Provinz. Dieselben Herren nämlich, welche den Vertrag von Bordeaux veranlaßt hatten, fühlten sich gleich anfangs unter der französischen Regierung unbehaglich, ohne daß man anzugeben wüßte, worüber sie sich eigentlich zu beschweren hatten. Sie suchten sich daher der Franzosen wieder zu entledigen, und die Herren von Montserrand, de l'Esparre, Rosan, Düras, l'Anglade und Lalande schickten in Gemeinschaft mit einem großen Theile der Bürgerschaft von Bordeaux Bevollmächtigte nach London, um die Engländer herbei zu rufen. Dort schiffte man hierauf sogleich ein kleines Heer unter dem achtzigjährigen Talbot nach Guyenne ein. Dieser erschien am 18. Oktober 1452 unerwartet vor Bordeaux, und war, da die Bürgerschaft ihn sogleich einließ, eher in der Stadt, als der Commandant der französischen Besatzung auch nur die Nachricht von seiner Annäherung erhalten hatte. Ganz Guyenne folgte dem Beispiele der Hauptstadt, und Talbot drang auf der einen Seite in Perigord ein, und eroberte auf der anderen das wichtige Fronsac fast unter den Augen des französischen Königs, der sich in der Provinz befand. Dieser sammelte hierauf ein Heer, um die Engländer wieder zu vertreiben. Im Juli des Jahres 1453 lagerte er sich vor der Stadt Castillon, und zwar mit einem so bedeutenden Zuge von Geschütz, daß siebenhundert Artilleristen

zur Bedienung desſelben erforderlich waren. Talbot eilte mit ſeinem Sohne herbei, um die Stadt zu entſetzen; dieſer Verſuch mislang aber, der alte Held ſelbſt verlor nebſt ſeinem Sohne nach einem mörderiſchen Gefechte das Leben, und ſein Tod entſchied nicht nur das Treffen, ſondern zugleich auch das Schickſal von Guyenne. Die ganze Provinz ward nämlich unmittelbar nachher wieder unterworfen, und auch die Stadt Bordeaux, deren Bürger am längſten und hartnäckigſten Widerſtand leiſteten, mußte ſich im Oktober 1453 ergeben. Sie ward mit einer Contribution und mit dem Verluſt ihrer Privilegien beſtraft; doch gab Karl dieſe gleich nachher der Stadt aus Gnaden wieder zurück. Er gewährte außerdem eine allgemeine Amneſtie, und ſchloß von derſelben nur vierzig Männer aus, welche auf Lebenszeit verbannt wurden. Die in Bordeaux befindlichen Engländer durften mit ihrer Habe entweder nach England oder nach Calais, der einzigen Stadt, welche die Engländer noch in Frankreich beſaßen, abziehen.

Im Jahre 1461 ſtarb König Karl VII., und ihm folgte ſein Sohn, Ludwig XI., in der Regierung nach (1461—1483). In Folge dieſes Thronwechſels erhielt die Monarchie in Frankreich zu derſelben Zeit eine bis dahin unerhörte Stärke, als ſie ſich bei den Engländern in Ariſtokratie und Anarchie aufzulöſen drohte. Ludwig XI. iſt nämlich als Regent, als Gründer einer monarchiſchen Ordnung und als Schöpfer eines ſtolzen und trotzenden Nationalgefühls einer der bedeutendſten Könige von Frankreich, und ſeine Landsleute haben ihn deshalb ſtets mit Recht geehrt und bewundert. Dagegen iſt er als Menſch in ebenſo hohem Grade verabſcheuungswürdig. Wir haben bereits geſehen, daß er ſeinem Vater nach dem Throne und, wie es heißt, ſogar nach dem Leben geſtrebt und mit den Prinzen und Herren gemeine Sache gemacht hatte, als dieſe das Anſehen des Königs und folglich auch das der Nation auf dieſelbe Weiſe verkleinern wollten, wie dies in Deutſchland ſeit dem Tode des Kaiſers Friedrich II. geſchehen war. Als König ſuchte Ludwig XI. die monarchiſche Gewalt auf jede Weiſe zu vermehren und feſt zu gründen, und er ſcheute zu dieſem Zwecke kein Verbrechen, ſchonte keines Menſchen und übte gegen ſeine eigenen Freunde und Werkzeuge unerhörte Grauſamkeiten. Übrigens hatte man, ſchon ehe er König ward, von ſeinem mo-

ralischen Charakter einen so schlechten Begriff, daß sein Vater während der letzten Zeit in steter Furcht vor ihm lebte und aus Angst, von ihm vergiftet zu werden, fast keine Speise mehr zu genießen wagte, und daß nachher das Gerücht Glauben fand, Karl sei in Folge davon Hungers gestorben. Mit Ludwig's XI. Regierung beginnt eigentlich erst die neuere Geschichte, weil von seiner Zeit an, besonders aber seit dem Zuge seines Sohnes Karl VIII. nach Italien, die Franzosen mit Hülfe gedungener Schweizer-Truppen dieselbe Rolle in Europa spielten, welche vorher die Deutschen gespielt hatten, und weil nun die Spanier, nicht mehr die Deutschen ihnen diese Rolle streitig machten. Von dem Augenblicke an nämlich, als die Franzosen und Spanier um den Besitz von Italien, die Deutschen und Franzosen um die Beute des gesunkenen Staates Burgund und des geschwächten Herzogthums Lothringen stritten, und der Kaiser durch drohende Bewegungen der Madscharen und Türken gehindert war, die Franzosen von Italien und von Burgund abzuwehren, entstand jenes System des Gleichgewichtes der größeren europäischen Mächte, um welches sich die ganze neuere Geschichte dreht. Da Ludwig's XI. Regierung und die Geschichte von Italien, Spanien, Östreich und der Schweiz (Deutschland spielte leider eine passive Rolle) aufs innigste mit der Geschichte des großen, unter Karl's VII. Regierung entstandenen Reiches zusammenhängt, welches den bescheidenen Titel Herzogthum Burgund führte, so glauben wir die zunächst folgenden Begebenheiten im südwestlichen Europa und in Deutschland mit der Geschichte der beiden letzten burgundischen Herzöge beginnen zu müssen.

VI. Geſchichte Burgund's, der Schweiz, Deutſchland's und Frankreich's in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Geſchichte des Herzogthums Burgund bis zum Tode Königs Karl VII. von Frankreich.

Als 1361 mit Herzog Philipp die ältere, dem Kapetingiſchen Hauſe angehörende Linie der Beherrſcher von Burgund ausſtarb, fiel dieſes Land als erledigtes Lehen an Frankreich zurück. König Johann benutzte damals nicht, wie ſpäter Ludwig XI. that, die Gelegenheit, um wenigſtens den eigentlich franzöſiſchen, weſtlich vom Genfer, Neufchateller und Bieler See gelegenen Theil von Burgund dem franzöſiſchen Reiche einzuverleiben, ſondern er gab das Herzogthum ſeinem jüngſten Sohne, Philipp dem Kühnen, als erbliches Lehen. Schon dieſer erſte Herzog aus dem Hauſe Valois (1361—1404) erweiterte Burgund durch Landſtriche, welche als Eigenthum (Allodium) auch an die weibliche Linie übergehen konnten. Er heirathete ſeines Vorgängers Wittwe, die Erbin von Flandern, von Artois, Antwerpen, Mecheln, Nevers, Rethel und der Franche-Comte oder, wie dieſelbe auch hieß, der Grafſchaft Burgund. Nach ſeinem und ſeiner Gemahlin Tode wurden zwar der Sitte jener Zeit gemäß die burgundiſchen Beſitzungen wieder zerſplittert, indem ſein älteſter Sohn, Johann der Unerſchrockene (1404—1419), dieſelben mit ſeinen Brüdern Anton und Philipp theilte; allein nachher fielen doch alle Länder mit alleiniger Ausnahme von Nevers und Rethel wieder an Johann oder an ſeinen Sohn zurück (ſ. S. 32). Jeder der drei auf

Philipp den Kühnen folgenden Herzöge des jüngeren burgundiſchen Hauſes erweiterte das Gebiet durch Heirath oder durch Wiedervereinigung getrennt geweſener Provinzen, und Burgund wurde eines der mächtigſten Reiche. Schon Johann brachte die reichſten und blühendſten franzöſiſchen Niederlande und die ſtreitbare Bevölkerung des Jura-Gebirgs an Burgund, und machte ſich, wie bereits früher dargeſtellt worden iſt, zum eigentlichen Beherrſcher von Frankreich. Sein Sohn und Nachfolger, Philipp der Gute (1419—1467), erwarb noch viel bedeutendere Beſitzungen. Unter ihm wurden, als die durch ſeinen Oheim Anton geſtiftete Nebenlinie ausſtarb, nicht nur die demſelben zugefallenen burgundiſchen Länder wieder mit denen der Hauptlinie vereinigt und überdies noch andere von Anton erworbene Länder dem Herzogthum Burgund zugefügt, ſondern Philipp der Gute brachte auch, wie oben (S. 72—74) angegeben worden iſt, die bedeutenden Beſitzungen der Gräfin Jakobäa oder Jacqueline von Hennegau an ſein Haus. Auf dieſe Weiſe war Philipp ſchon um das Jahr 1430 in den Beſitz von Brabant, Limburg, Luxemburg, Hennegau, Holland, Seeland, Friesland, Namur, Nieder-Lothringen (le Lothier) und Antwerpen gekommen. Er gab nachher, wie wir ebenfalls ſchon erzählt haben, ſeine Verbindung mit England auf, ſchloß ſich ſtatt deſſen an den franzöſiſchen König an, und ſicherte ſich 1435 durch den mit dieſem geſchloſſenen Vertrag von Arras (ſ. S. 93 f.) nicht nur alle Erwerbungen, welche in der Zeit des Krieges und der Anarchie gemacht worden waren, ſondern er wurde auch durch jenen Vertrag ſo mächtig in Frankreich, daß ſpäter König Ludwig XI. während ſeiner ganzen Regierung vorzugsweiſe darauf bedacht war, dem Sohne Philipp's alles dasjenige wieder zu entreißen, was der Vater an ſich gebracht gehabt hatte. Philipp erlangte nämlich die Befreiung von der Vaſallen-Pflicht gegen Frankreich, ſowie den Beſitz der Grafſchaften Macon, Auxerre und Ponthieu, der Herrſchaften Peronne, Roye, Montdidier, St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville und Dourdan und der Städte Dourlens, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne. Das burgundiſche Gebiet wurde alſo damals bis in die Nähe von Paris ausgedehnt.

Philipp der Gute ſpielte auch in den Streitigkeiten über den Beſitz von Ober-Lothringen, welches damals ausſchließend Loth-

ringen genannt wurde, eine bedeutende Rolle. Diese Streitigkeiten müssen wir etwas ausführlicher angeben, weil nachher Philipp's Sohn, Karl der Kühne, durch sein Verhältniß zu Lothringen in die Händel gerieth, welche ihm verderblich wurden. Über Lothringen herrschte im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts Herzog Karl II., dessen Bruder, der Kardinal Ludwig, das Herzogthum Bar und die Grafschaft Pont à Mousson erbeigenthümlich besaß, und folglich auch durch Testament über diesen Besitz verfügen konnte. Beide starben bald nach einander, und zwar Herzog Karl zuerst. Nun hatte der Kardinal Ludwig den uns bereits aus der italiänischen Geschichte bekannten Renatus oder Rainer (s. Th. IX. S. 353 und 372 ff.), welcher mit des Herzogs Karl zweiter Tochter, Isabella, vermählt war, nicht nur zum Erben von Bar und Pont à Mousson eingesetzt, sondern er hatte auch, als sein Bruder Karl 1430 starb, über das Herzogthum Lothringen zu Gunsten des Renatus verfügt. Dieser gelangte beim Tode des Kardinals ohne Widerspruch in den Besitz von Bar und Pont à Mousson; das Herzogthum dagegen ward ihm von dem Grafen Anton von Vaudemont streitig gemacht, weil der Kardinal kein Recht gehabt hatte, über dasselbe testamentarisch zu verfügen. Anton, welcher die Grafschaft Vaudemont von seiner Mutter geerbt hatte, war der Sohn von einem in der Schlacht bei Azincourt erschlagenen Bruder Karl's und Ludwig's, und hatte als männlicher Sprößling des lothringischen Hauses allerdings ein näheres Recht an die Nachfolge, als Renatus, welcher seine Ansprüche nur auf das Testament des Kardinals Ludwig und auf seine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs Karl gründete. Beide Prätendenten griffen sogleich zu den Waffen. Sie kamen zwar bald nachher überein, die Entscheidung, ob Lothringen ein bloßes Mannslehen sei, oder ob es auch auf weibliche Nachkommen vererbt werden könne, dem deutschen Kaiser und dem Baseler Concilium zu überlassen, weil Lothringen mit dem deutschen Reiche verbunden war; als aber der Spruch zu Gunsten des Renatus ausfiel, weigerte sich Anton von Vaudemont, demselben Folge zu leisten. Obgleich sein Nebenbuhler bereits alle festen Plätze des Herzogthums besetzt hatte und außerdem auch als Bruder der damaligen Königin von Frankreich gefährlich scheinen konnte, so ließ Anton sich dadurch

doch nicht vom Kampfe abschrecken, weil er mit Recht glaubte, daß er gerade wegen des zweiten Umstandes auf die Hülfe Philipp's des Guten von Burgund rechnen könne, welcher zu jener Zeit (1431) noch mit Karl VII. in Krieg war. In der That nahm sich der König von Frankreich seines Schwagers und Philipp von Burgund des Grafen von Vaudemont an. Beide schickten ihren Schützlingen gedungene Miethlinge zu Hilfe. Karl VII. sandte den Statthalter (lieutenant général) von Champagne und Brie, Barbazan, mit einem Heere, welches alsbald ganz Lothringen und sogar die Grafschaft Vaudemont besetzte. Philipp der Gute aber ließ nicht nur den Marschall von Burgund nach Lothringen ziehen, sondern nahm auch Schaaren der sogenannten Bastarde in Dienst. Beide Heere übten furchtbare Grausamkeiten, und es zeigt sich bei dieser Gelegenheit recht auffallend, welche gräßlichen Leute die ihrer Tapferkeit wegen gepriesenen Schaaren waren, deren sich die Fürsten jener Zeit im Kriege bedienten, und die sie statt der Soldzahlung auf Plünderung und Raub anwiesen. Die zuletzt erwähnten Bandenführer gehörten einer besonderen, zahlreichen Menschenklasse an. Sie waren nämlich außereheliche Söhne von Großen und von Mädchen bürgerlichen Standes, machten sich eine Ehre daraus, Bastarde vornehmer Väter zu heißen, und erwarben sich als Anführer roher Abenteurer ritterliche Ehren und Güter. Wir brauchen des Beispiels wegen nur daran zu erinnern, daß der Bastard von Orleans, Graf Dünois, einen berühmten Namen und die Ehre, Frankreich's Retter genannt zu werden, erlangt hat. An solche Bastarde und ihre Genossen hatte sich Philipp von Burgund gleich anfangs gewandt, als Anton von Vaudemont in der Hauptstadt seiner Grafschaft von den Truppen Karl's VII. belagert wurde, und dieselben brachten bald ein Heer von Abenteurern zusammen, welches nach dem Berichte von Monstrelet alle Eigenschaften der modernen Freischärler in sich vereinigte (c'étoient de pauvres compagnons, mais roides, vigoureux et qui ne cherchoient que leur avantage, tant sur leur propre pays qu'ailleurs). Die von Philipp in Dienst genommenen Bandenführer waren der Bastard von Hümières, der Bastard von Fosseuse, der Bastard von Brimen, der Bastard von Neuville und eine Art Schinderhannes, den man Robinet Hundepfeifer

(Robinet Huche-Chien) nannte. Sie wurden dadurch herbeigelockt, daß ihnen der Marſchall von Burgund reiche Beute verſprach und alles Land, durch welches ſie ziehen würden, preisgab. Auch verwüſteten ſie in der That die ganze Champagne und das Gebiet von Bar auf eine ſchauderhafte Weiſe. Das Geſindel, aus welchem ihre Schaaren beſtanden, war freilich für den Gegner Anton's von Vaudemont nicht gefährlich, und würde ſich von ſelbſt zerſtreut haben, wenn nicht Renatus mit thörichter Hitze die verzweifelten Räuber angegriffen hätte, ſtatt ſie den für ſie ſelbſt am meiſten verderblichen Folgen ihres zuchtloſen Treibens zu überlaſſen. Er brach, nachdem er die Stadt Vaudemont drei Monate lang belagert und bereits aufs Äußerſte gebracht hatte, gegen den Rath des kriegserfahrenen Barbazan auf, um den burgundiſchen Schaaren, welche ſieben Stunden von ihm entfernt waren, ein Treffen anzubieten. Dieſes Treffen wurde (2. Juli 1431) im Gebiete von Bar, nahe bei der Maas geliefert. Der Ort ſelbſt, bei welchem es Statt fand, iſt nicht ſicher bekannt; wahrſcheinlich war es Neufchatel. Vor dem Beginn des Kampfes redete der Graf von Vaudemont die burgundiſchen Baſtarde in einem Stile an, welcher ganz ihrer würdig war (assurant les uns et les autres sur la damnation de son ame, que sa querelle étoit bonne et juste). Sein Gegner verſchmähte beim Kampfe ſelbſt nochmals den verſtändigen Rath Barbazan's, und griff den Feind mit einer ritterlichen, aber höchſt unbeſonnenen Heftigkeit an. Der Marſchall von Burgund, welcher anfangs Miene machte, als wenn er Stand halten wollte, dann aber ſich plötzlich auf beiden Flügeln zurückzog, empfing die Angreifenden mit einem furchtbaren Artillerie-Feuer ſeines hinter der Linie aufgeſtellten Geſchützes, und in Folge davon war das Treffen in weniger als einer Viertelſtunde zu ſeinem Vortheile beendigt. Renatus ſelbſt ward nebſt dem Biſchof von Metz von den Burgundern gefangen, Barbazan aber getödtet. Der Graf von Vaudemont war und blieb jetzt Herr von Lothringen; denn Renatus wurde bis zum Jahre 1437 gefangen gehalten, und mußte dann, um in das Königreich Neapel, auf welches er als Sprößling des Hauſes Anjou Anſprüche machte (ſ. Th. IX. S. 353), gelangen zu können, nicht blos ein Löſegeld von zweimalhunderttauſend Dukaten bezahlen, ſondern auch ſeine Tochter mit Anton's Sohn Friedrich vermählen.

Da er sechs Jahre lang ein Gefangener des Herzogs von Burgund war, so leitete dieser allein die Unterhandlungen zwischen ihm und Anton, und schrieb die Bedingungen vor. Auf diese Weise erwarb Philipp der Gute für Burgund ein Schutzrecht über Lothringen, welches eigentlich dem deutschen Kaiser gebührte, von demselben aber bei seiner Ohnmacht nicht geltend gemacht werden konnte. Übrigens wurde damals zugleich auch der zwischen Anjou und Burgund bestehende Zwist ausgeglichen, und des Renatus Sohn, der Herzog von Calabrien, mit einer Tochter der Agnes von Burgund und des Herzogs von Bourbon vermählt.

Die innern Angelegenheiten des großen burgundischen Reiches machten Philipp dem Guten ebenso, wie seinen Vorgängern und seinem Nachfolger, viel zu schaffen. Die Städte und Stände aller Provinzen seines Reiches besaßen sehr große Vorrechte; sie hatten sich besonders in den Niederlanden fast ganz unabhängig gemacht und städtische und ständische Verwaltungen eingerichtet, welche die Bürgerschaften und Stände mit dem Fürsten in Einen Rang stellten. Es verfloß daher kein Jahr, ohne daß in irgend einer Stadt Bürger und Regierung mit einander in Streit geriethen. Die privilegirten Klassen hatten überdies sowohl in den wallonischen Provinzen, als in den von Flamländern und Friesen bewohnten Ländern, gleich denen des englischen Reiches die Masse des Volkes auf ganz verschiedene Weise in ihr Interesse zu ziehen verstanden, weshalb sie auch ihre Freiheiten unter harten Kämpfen und schweren Leiden bis zur Zeit der französischen Revolution behauptet haben. Diese Verhältnisse machten es dem Herzog Philipp von Burgund, der doch den König von Frankreich zu einem harten Frieden nöthigte und mit England einen siegreichen Krieg führte, unmöglich, in seinen eigenen Provinzen eine monarchische oder militärische Ordnung einzuführen, welche ihn in den Stand gesetzt hätte, ein festes System zu befolgen. Er erklärte daher auch einmal dem Kanzler Ludwig's XI., als derselbe sich gegen ihn etwas trotzig benahm, sein Herr möge bedenken, daß er hätte König sein können, dies aber nicht gewollt habe. Die meisten Schwierigkeiten bereiteten ihm Gent und Brügge. Diese Städte, welche zu den bevölkertsten von Europa gehörten, und schon mit ihren alten Grafen, sowie mit den Königin von Frankreich manchen blutigen Kampf gehabt

hatten, waren nach und nach beinahe ganz unabhängig geworden, und Philipp lag fast beständig mit einer derselben in Streit. Im Jahre 1437 kam er sogar in Gefahr, mit seinem Gefolge von den Brügger Bürgern und ihren Arbeitern erschlagen zu werden. Er war nämlich im vorhergehenden Jahre, nachdem er sich durch den Frieden von Arras der französischen Oberhoheit entledigt hatte, nach Flandern zurückgekehrt, wo die Bürger von Brügge und Gent die Bewohner von Sluis und anderen Orten drückten, und überdies die Genter die ihnen aufgedrungenen Herren von Adel nicht nur aus ihrer Stadt gejagt, sondern sogar einen Preis auf den Kopf mehrerer von ihnen gesetzt hatten. Philipp machte damals sein Ansehen gegen beide Städte geltend; er setzte sogar seine Kriegs-Amtleute in Flandern ein, ordnete einen Roewart von Flandern an, ernannte Johann von Comines zum Gouverneur von Gent, und gab außerdem den Städten Oudenarde und Kortryk ritterschaftliche Statthalter. Auch die Bürger von Brügge demüthigten sich, nachdem sie den Herzog mit seiner bewaffneten Ritterschaft lange nicht in die herzogliche Burg ihrer Stadt hatten einlassen wollen, am 17. Oktober 1436 durch Absendung ihrer Bürgermeister, Schöffen, Rathsherren und Dekens. Schon im nächsten Monat aber rief das Verfahren der Brügger gegen die Stadt Sluis und gegen mehrere adelige Herren einen neuen Streit über die Gerichtsbarkeit hervor, welche Brügge anderen Städten gegenüber sich angemaßt hatte. Philipp zog deshalb im December mit siebenhundert Bogenschützen gegen Brügge, nahm die Städte Sluis, Oudenarde und Nieuwport unmittelbar unter seine Regierung, und brachte es dahin, daß sich um Weihnachten die Brügger wieder in seinen Willen fügten. Doch auch diesmal dauerte das wieder hergestellte Verhältniß der Stadt zu ihrem Herrn nicht lange; denn schon im Januar 1437 übten beide Theile wieder offene Feindseligkeiten gegen einander. Der Streit währte die folgenden Monate hindurch fort, und sowohl in Gent als in Brügge ward jeder geächtet und verfolgt, der von einer Aussöhnung mit dem Landesherrn auch nur zu reden wagte. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther war es natürlich, daß die Demokraten sehr besorgt wurden, als Philipp am 21. Mai mit vierzehnhundert Mann und vielen wallonischen Bogenschützen, sowie in

Begleitung nach Rousselaere kam und am 22. in Brügge einziehen wollte. Man öffnete ihm zwar nach einigem Widerstreben die Thore der Stadt, schloß aber, sobald er mit einigen hundert Mann eingerückt war, dieselben wieder zu, und trennte so den Herzog von dem übrigen Theile seiner Kriegsschaar. Philipp zog, ohne dies zu merken, bis auf den Freitagsmarkt, wo dann sogleich ein Tumult gegen ihn entstand. Das Volk ermordete nämlich zwei angesehene Bürger, welche ihn huldigend begrüßten, und als hierauf des Herzogs Bogenschützen zu schießen begannen, griff die ganze Stadt zu den Waffen. Philipp gerieth dadurch in große Gefahr, weil er nicht in der Stadt bleiben und doch weder zu seinen Leuten vor den Thoren gelangen, noch auch diese an sich ziehen konnte. Er kam zwar glücklich bis an das Thor, dieses war aber zugeschlossen und verrammelt, und Philipp wäre umgebracht worden, wenn nicht ein Brügger Bürger, Jakob von Hardoye, welcher an der Spitze einer Deputation vor ihm erschienen und dann mit ihm zurückgezogen war, durch einen herbeigerufenen Schmidt das Thor hätte einschlagen lassen. Der Schmidt wurde nachher zur Strafe dafür, daß er den Herzog gerettet hatte, von seinen Mitbürgern geviertheilt. Diese ließen auch zweiundzwanzig von Philipp's Begleitern, welche sie nebst hundertachtundvierzig anderen gefangen genommen hatten, in der Stadt enthaupten.

Nun entstand ein förmlicher Krieg der mächtigen Stadt mit ihrem Oberherrn. Dieser schnitt die Bürger von der Verbindung mit der See gänzlich ab, besetzte die Ortschaften der Umgegend, plünderte und verheerte Alles rings umher, und verfolgte alle Personen, welche Brügge begünstigten. Zwar baten ihn die Städte Gent und Ypern, sowie die zahlreichen Handelsleute aus der Fremde, deren Schicksal an das einer Stadt geknüpft war, welche damals dieselbe Wichtigkeit hatte, wie später Amsterdam und London, dringend um Gnade für die Bürger von Brügge; er nahm aber auf alle Bitten und Vorstellungen keine Rücksicht. Selbst der Umstand, daß er durch den Krieg mit England öfters abgerufen ward, hatte keinen Einfluß auf die von ihm gegen Brügge beschlossenen Maßregeln; er überließ die Sache während seiner Abwesenheit den in Flandern stehenden Truppen und seiner Gemahlin, und kehrte, so oft er konnte, selbst wieder nach Flandern zurück.

Indessen konnte er doch lange nichts gegen Brügge ausrichten; und selbst als endlich die Zünfte und Waffengenossenschaften von Gent wegen der in den Gewerken und im Wollehandel mit England eingetretenen Stockung auszogen, um sich mit ihm zu vereinigen, ließen sich die Bürger von Brügge nicht zur Unterwerfung bewegen. Diese fuhren fort, Sluis zu befehden, welches auch von den Gentern feindlich behandelt ward, weil es denselben die Zufuhr zur See wehrte. Im Januar 1438 sahen endlich die Bürger von Brügge ein, daß ein längerer Widerstand ihnen verderblich werden müsse. Sie schickten daher vierzehn Abgeordnete an den Herzog, welcher in Arras Hof hielt, und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Schon im Februar machte der Herzog den Deputirten die Bedingungen bekannt, unter welchen er Verzeihung gewähren wolle; erst im April aber überbrachten die Deputirten seinen Beschluß den Brüggern. Die von Philipp gewährten Bedingungen betrafen hauptsächlich die künftige Stellung der Frankonaten oder derjenigen Einwohner von Flandern, welche weder zu den Bürgern noch zum Adel gehörten, sondern das sogenannte freie Land bewohnten. Diese Frankonaten, welche einen bedeutenden Theil der Bevölkerung bildeten, und zu denen auch die aus Brügge Verbannten gehörten, hatten seit Johann dem Unerschrockenen große Privilegien erkauft, waren aber durch die Bürgerschaften stets gehindert worden, von denselben Gebrauch zu machen. Sie sollten fortan neben den drei Ständen als vierter Stand (veerde Led) gelten, und erhielten also gleiche Rechte mit den Bürgern. Außerdem schrieb Philipp der Stadt Brügge vor, daß sie auf die Herrschaft über Sluis ganz verzichten, zweimalhunderttausend Dukaten zahlen und jeder Protestation gegen die Ausschließung von zweiundvierzig ihrer Bürger aus der Amnestie entsagen müsse. Diese zweiundvierzig hatte Philipp schon früher, als die Brügger das erste Mal um Frieden baten, von der zu gewährenden Amnestie ausgenommen, und ihre Mitbürger mußten jetzt wirklich zugeben, daß dieselben für vogelfrei und friedelos erklärt und ihres Vermögens beraubt wurden. Auch später waren die Brügger wie die Genter wiederholt in offener Fehde mit ihrem Herzoge, besonders weil er bei dem Pomp seiner Hofhaltung und dem königlichen Luxus seines ganzen Lebens oft versuchte, von den reichen Städten auf die eine oder

andere Weise Geld zu erheben. Alle diese Streitigkeiten gehören jedoch mehr der Specialgeschichte der Niederlande, als der zusammenhängenden Geschichte der größeren europäischen Staaten an, welche wir vorzugsweise ins Auge fassen. Übrigens war unter Philipp dem Guten der Zustand der belgischen Provinzen nach der Schilderung Philipp's von Comines, eines Zeitgenossen und geborenen Belgiers, über alle Vorstellung glücklich. Comines berichtet, nämlich, der Herzog Philipp habe wenig Steuern erhoben (le quel peu tailloit), und die Reichthümer aller Länder seien nach Flandern, Brabant und Artois geströmt (ils estoient comblez de richesses et en grand repos, ce qu'ils ne furent oncques puis). Daß die belgischen Städte in Handel und Industrie sogar mit Florenz wetteiferten, haben wir bereits an einer andern Stelle (Th. VIII. S. 29) bemerkt.

Für die allgemeine Geschichte ist in Betreff Philipp's des Guten nichts so wichtig, als sein Verhältniß zu Frankreich und zu dem Dauphin Ludwig XI., welcher nachher als König der größte Feind Burgund's war. Philipp verband sich mit dem Sohne Karl's VII. innig, und hoffte ihn, wie er fälschlich wähnte, durch Bande der Dankbarkeit an sein Haus zu knüpfen. Auch seinen eigenen Sohn, den Grafen von Charolais und nachherigen Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, suchte er durch Heirath mit dem französischen Königshause zu verbinden. Er verlobte ihn zu diesem Zwecke schon beim Frieden von Arras mit Karl's VII. Tochter, Katharina, obgleich Beide noch Kinder waren, und die Prinzessin ward in ihrem zehnten Jahre nach Burgund gebracht, um daselbst erzogen zu werden; das Schicksal vereitelte aber Philipp's Absichten, da Katharina frühe starb. Nach ihrem Tode wollte Karl der Kühne, welcher schon damals voll von Chimären der künftigen Größe seines Reiches war, sich dadurch eine Aussicht auf den englischen Thron verschaffen, daß er eine Tochter des Herzogs von York heirathete, obgleich dieser damals doch zwei Söhne hatte; Philipp gab aber seine Einwilligung nicht dazu, sondern vermählte Karl mit Isabella von Bourbon, um ihn bei Frankreich zu erhalten. Mit dem Dauphin Ludwig blieb Philipp fortwährend in einem nahen Verhältnisse, und dieser warf sich ihm endlich bei seinem Zwiste mit Karl VII. ganz in die Arme.

Ludwig war nach dem vereitelten Anschlage auf seines Vaters Leben (s. S. 131) vom Hofe und von den Geschäften entfernt gehalten und auf die Dauphiné beschränkt worden, welche er als unabhängiges Fürstenthum verwaltete. In diesem Lande zeigte er dasselbe Streben, sich der Aristokratie furchtbar und bei dem unterdrückten Volke beliebt zu machen, welches nachher seine entsetzlich grausame Regierung für die französische Nation so wohlthätig gemacht hat. Es gelang ihm, in der Dauphiné, wo das Faustrecht fast noch ärger als in Deutschland geübt wurde, den Privatkriegen der Ritterschaft ein Ende zu machen, Handel und Verkehr zu fördern und das Münzwesen besser zu ordnen. Bald nach seiner Verweisung in die Dauphiné gerieth Ludwig durch eine Heirathsverbindung, welche er anknüpfte, aufs neue mit seinem Vater in Zwist. Er verlobte sich nämlich mit der savoyischen Prinzessin Charlotte, welche noch halb ein Kind war. Wahrscheinlich bestimmten ihn finanzielle Rücksichten zu dieser Verbindung; denn er befand sich oft in Geldverlegenheit. Er war in erster Ehe mit einer sehr geistreichen, aber, wie es scheint, etwas leichtfertigen schottischen Prinzessin vermählt gewesen, welche nur zwölftausend Dukaten (écus d'or) zur Mitgabe erhalten hatte; der Herzog von Savoyen dagegen gab zweimalhundertsechzigtausend Dukaten. Der König ward durch die Verlobung seines Sohnes sehr erzürnt, weil Ludwig, der sich in der Dauphiné als unabhängiger Herrscher betrug, dadurch in dem Herzoge von Savoyen einen Verbündeten erhielt. Er schickte Gesandte nach Savoyen, um gegen die Verlobung zu protestiren, da er seine Einwilligung dazu nicht ertheilt habe; der Herzog berief sich aber darauf, daß ihm durch den Legaten des Pabstes die Versicherung gegeben worden sei, der Dauphin habe die Zustimmung seines Vaters vorher eingeholt, und die Vermählung wurde später wirklich vollzogen.

Der Zwist zwischen dem Könige und dem Dauphin ward mit jedem Jahre bitterer, da der Letztere in der Dauphiné wie ein souveräner Fürst regierte. Er verwandelte das Obergericht dieser Provinz in ein Parlament, änderte die alten Einrichtungen, ließ Münzen mit seinem Bilde prägen, und unterhandelte mit den Schweizern, mit den italiänischen Fürsten, mit Navarra, Aragonien und England, wie wenn er ein unabängiger Regent wäre. Er

erbitterte dadurch seinen Vater im höchsten Grade. Nachher hörte Karl auch noch von seinen Kundschaftern, Ludwig sei innig mit Burgund verbunden, er werde nächstens am Hofe erscheinen und die ihm tödtlich verhaßten Minister, Hofleute, Mätressen und deren Helfershelfer mit Gewalt vertreiben. Karl ließ zwar den Ersten, welcher ihn durch diese falschen oder wahren Anzeigen geängstigt hatte, als Verläumder anklagen und verurtheilen; der Haß zwischen Vater und Sohn nahm aber in den Jahren 1452 bis 1456 in solchem Grade zu, daß Karl sogar den Beistand seines Sohnes verschmähte, als die kaum eroberte Provinz Guyenne wieder abfiel und die Engländer den Empörten Hülfe schickten (s. S. 135 f.) Im Jahre 1456 kam es endlich zu offenen Feindseligkeiten zwischen Beiden. Ludwig rüstete damals nicht nur Truppen, sondern er suchte auch den Prinzen von Oranien, die Berner und sogar den Pabst gegen seinen Vater zu gewinnen, und diesen Anlaß ergriff Chabannes, Graf von Dammartin, nebst allen denjenigen, welche gleich ihm von einem Prinzen, wie Ludwig war, das Schrecklichste zu fürchten hatten, als eine Gelegenheit, den König gegen seinen Sohn aufzuregen. Chabannes schrieb dem Könige: Ludwig habe alle Einwohner der Dauphiné zu den Waffen gerufen und den Bastard von Armagnac an die Spitze seines Heeres gestellt, der König dürfe also nicht säumen, Gegenanstalten zu treffen, zumal da die Ritterschaft der Dauphiné, über die Begünstigung der Bürger und Bauern erbittert, zum königlichen Heere stoßen werde, sobald sich dasselbe nur zeige. Das Letztere gab dem Könige den Muth zur Bekriegung des Dauphin. Umsonst versuchten der Pabst, der König von Castilien und der Herzog von Burgund eine Vermittelung; Karl ertheilte dem Grafen von Dammartin den Auftrag, in die Dauphiné einzurücken und sich der Person Ludwig's zu bemächtigen. Das Heer, welches der Graf von Dammartin gegen den Dauphin führte, hatte unmittelbar vorher eine ähnliche Expedition gegen den Grafen Johann von Armagnac gemacht. Johann hatte nämlich zuerst durch eine förmliche Vermählung mit seiner leiblichen Schwester die ganze Christenheit geärgert: was freilich, da Beide nachher auch im Elende des Exils einander ehelich liebten, eher ein Unglück als ein Verbrechen zu nennen wäre, aber hauptsächlich dadurch großes Ärgerniß

erregte, daß Johann aus der päbstlichen Kanzlei eine Dispensation erhalten hatte, welche freilich der Pabst nachher, als Lärm entstand, nicht anerkennen wollte. Außerdem hatte sich der Graf Johann Gewaltthätigkeiten gegen benachbarte Bischöfe erlaubt. Doch würden weder diese, noch die unerlaubte Ehe Johann's den König zur Bekriegung desselben bewogen haben, wenn nicht Johann's Bruder Lescün, der Bastard von Armagnac genannt, an der Spitze der Truppen des Dauphin gestanden hätte. Johann wurde von Land und Leuten vertrieben, seiner beiden Besitzungen Armagnac und Rouergue beraubt, und nebst seiner Gemahlin genöthigt, nach Aragonien zu fliehen, von wo er erst unter Ludwig's XI. Regierung wieder zurückkehren durfte. Was den Krieg gegen den Dauphin betrifft, so kam es zwischen diesem und den königlichen Truppen nicht zum Kampfe, weil Ludwig keinen Widerstand zu leisten wagte und auf die Nachricht, daß man ihn aufheben und gefangen fortführen wolle, sogleich die Flucht ergriff. Er wollte sich anfangs nach Savoyen retten; als er aber vernahm, daß der Weg dahin verlegt sei, sah er sich genöthigt, nach Brüssel zu fliehen, obgleich seine argwöhnische Seele dem Herzoge von Burgund nicht ganz traute. Dieser konnte ihm seine Gastfreundschaft und seinen Schutz nicht versagen, entschuldigte sich aber sogleich in einem Briefe bei dem König Karl darüber, daß er seinem rebellischen Sohne einen Aufenthalt bei sich gewähre. (Je ne m'en donnois point de garde, j'en ai été bien emerveillé et vous en avertis comme raison est. Vous savez, mon très redouté seigneur, que pour honneur de vous, de lui et de votre noble maison raison veut, que je lui fasse tout honneur, révérence et plaisir, que je pourrai bonnement.) Philipp selbst befand sich übrigens, als der Dauphin nach Belgien kam, nicht dort, sondern in Holland, wo er den Utrechtern seinen natürlichen Sohn David mit gewaffneter Hand als Bischof aufdrang. Ludwig traf daher in Brüssel nur die Herzogin, Philipp's dritte Gemahlin, und diese, eine portugiesische Prinzessin, empfing ihn auf orientalische Weise; denn der burgundische Hof war damals lange vorher, ehe die spanische Etikette durch Heirath nach Belgien kam, wegen seines Pompes und Luxus berühmt und glänzender, als irgend ein königlicher Hof jener Zeit. Ludwig gerieth durch die Art, wie er in Brüssel

aufgenommen wurde, in doppelte Verlegenheit, weil er nichts weniger als prachtliebend, eitel und an Formen gewöhnt, sondern vielmehr stets nur um das materiellste Wesen der Dinge besorgt war, und überdies wegen seiner bösartigen, treulosen und ängstlich argwöhnischen Natur hinter einem solchen Empfange geheime Absichten versteckt glaubte. Wir wollen in Betreff der Art, wie Ludwig in Brüssel empfangen ward, einige Einzelheiten angeben, um theils die Entstehung des spanischen Ceremoniels', welches schon den beiden Kaisern Karl IV. und Sigmund mehr am Herzen lag, als die Förderung deutscher Nationalität und Einheit, anschaulich zu machen, theils aber auch um den Rang zu bezeichnen, welchen Frankreich seit der Besiegung England's erhalten hatte. Nach dem Berichte St. Palaye's, welcher diesen Dingen, wie alle dem, was Ritter und Ritterzeiten angeht, einen unsäglichen Fleiß gewidmet hat, gingen die Herzogin und ihre Schwiegertochter, die Gräfin von Charolais, an der Spitze der Damen, Herren und Ritter dem Dauphin bis an den im Hofe des Palastes befindlichen Schlagbaum entgegen, und knieten, als Ludwig vom Pferde sprang, auf den platten Boden nieder. Ludwig küßte Beide und umarmte auch die anderen Damen. Als sie sich hierauf in den Palast begaben, wollte die Herzogin durchaus nicht gestatten, daß der Dauphin zur Linken gehe. (Monsieur, sagte sie, il me semble, que vous avez désir, qu'on se moque de moi, car vous voulez me faire ce qui ne m'appartient pas.) Der Prinz erwiderte aber, er müsse ihr nothwendig Ehre erweisen, denn er sei der ärmste Mensch in Frankreich, und wisse nicht, wo er Zuflucht suchen solle, außer bei seinem Oheim und bei ihr. Endlich ließen sich die Herzogin und die Gräfin auch, so oft sie mit dem Dauphin speisten, nicht wie sonst bedienen (on ne les servoit pas à couvert), und wenn sie mit ihm gingen, trugen sie ihre Schleppen selbst. Auch der Herzog erwies, als er aus Holland zurückkehrte und vom Dauphin im Hofe des Palastes empfangen wurde, ihm dieselbe Ehrenbezeugung, wie vorher seine Gemahlin: er ließ sich durchaus nicht abhalten, ihn mit drei Kniebeugungen zu begrüßen.

Der Dauphin nahm seine Wohnung in dem einige Stunden von Brüssel entlegenen Orte Gueneppe, und Philipp der Gute wies ihm monatlich sechstausend Livres für seine Hofhaltung an.

Seinem Sohne, Karl dem Kühnen, trug Philipp auf, für die Unterhaltung des Dauphin zu sorgen, obgleich Karl fast zehn Jahre jünger war, als dieser. Beide Prinzen waren von ganz verschiedenem Charakter, und der Verkehr derselben mit einander erzeugte deshalb eine tödtliche Feindschaft zwischen ihnen. Der burgundische Prinz Karl, dem man später den Beinamen des Kühnen gegeben hat, statt daß man ihn den Tollkühnen hätte nennen sollen, war ritterlich, stolz, heftig, und dachte nur an Krieg und Eroberungen; der Dauphin Ludwig dagegen war grausam, schmutzig, gemein und bösartig, aber mäßig, verständig, volksfreundlich, jeder Verstellung fähig, diplomatisch und politisch schlau, sowie feigherzig, obgleich es ihm nicht an physischem Muthe fehlte. Trotz des tödtlichen Hasses Beider gegen einander wählte Karl bei der Geburt seiner Tochter Maria, der nachherigen Gemahlin des Kaisers Maximilian I., den Dauphin zum Taufpathen derselben. Der Dauphin dagegen, welcher überall Feindschaft zu stiften wußte, machte, wie ihm wenigstens vorgeworfen wird, einen aus geringfügigem Anlaß entstandenen Zwist zwischen dem Herzoge und seinem Sohne unversöhnlich. Jener Anlaß war der Umstand, daß zwei Kammerherren des Herzogs, Anton Robin und Philipp von Croy, der Sohn des Herrn von Chimay, als einst die beiden ersten Kammerherren verhindert waren, den Dienst zu verrichten, sich darüber stritten, wer von ihnen berechtigt sei, die Stelle derselben zu versehen. Der Herzog und der Dauphin nahmen Robin's Partie, der Graf von Charolais die des Herrn von Croy, woraus denn, und zwar, wie es hieß, durch die Schuld des Dauphin, ein heftiger Zwist zwischen Vater und Sohn entstand, so daß der Letztere, welcher seit dem einen unversöhnlichen Haß gegen die Familie Croy hegte, sich in seine Statthalterschaft Holland begab und lange Zeit in derselben blieb.

Karl VII. hatte, sobald der Dauphin aus dem Lande geflohen war, die Dauphiné besetzt und ihr zwei Statthalter gegeben. Ludwig erkannte diese zwar nie an, sondern setzte ihnen den Bastard von Armagnac entgegen, welchem er in dem Patent das Zeugniß gab, daß derselbe ihm Alles aufgeopfert habe (qui a quitté biens, parens et amis, et m'a toujours fidélement servi); allein der König behauptete nichts desto weniger sein Ansehen in der Dauphiné

deren Einwohner später sehr bereuten, daß sie nicht fester an dem Dauphin gehalten hatten. Philipp von Burgund ward um des Dauphin's willen von Karl bedroht und hart behandelt, und im Jahre 1458 entspann sich sogar bei Gelegenheit eines gegen den Herzog von Alençon eingeleiteten Processes ein ernster Zwist zwischen ihm und dem Könige. Den Herzog von Alençon, einen Prinzen von Geblüt, unterdrückte Karl VII. zum Schrecken der Großen, welche noch an eine neue Praguerie denken mochten; denn Karl bahnte nicht blos in Rücksicht der Dauphiné und der ehemals souverainen Fürsten von Armagnac, Foix, Cominges (s. S. 126 f.), sondern auch in anderen Beziehungen seinem Sohne Ludwig den Weg zu der souverainen königlichen Macht, zu welcher die französischen Könige seit Ludwig's Zeit und durch ihn gelangt sind. Karl ließ den Herzog von Alençon 1456 durch den Grafen Dünois verhaften, indem er ihn beschuldigte, mit den Engländern über einen neuen Angriff auf das französische Reich unterhandelt zu haben. Er behielt ihn zwei Jahre lang in Haft, machte während dieser Zeit allerlei Versuche, ihn unter einem Scheine des Rechtes verurtheilen zu lassen, und stellte ihn dann trotz der dringenden Fürbitten der beiden ersten Pairs des Reichs, des Herzogs von Burgund und des Herzogs der Bretagne, vor ein Blutgericht. Karl beorderte nämlich im August 1458 das Parlament nach Montargis, wo dasselbe ganz unter seinem Einflusse stand, berief auch die weltlichen und geistlichen Pairs dahin, und ließ durch dieses Gericht das Todesurtheil über den Herzog von Alençon aussprechen. Er vollzog zwar nachher das Urtheil nicht, ließ aber den Herzog in einen Kerker werfen. Erst nach Karl's Tode ward der Herzog auf Ludwig's Befehl wieder freigelassen, und dieser, welcher glaubte, daß derselbe um seinetwillen so hart behandelt worden wäre, gab ihm auch seine eingezogenen Güter und Besitzungen zurück. Den Herzog von Burgund hatte Karl zuerst auf sehr gebieterische Weise zu dem Gerichte über Alençon entbieten lassen; als Philipp aber in Begleitung seiner Ritterschaft erscheinen wollte, erhielt er den Befehl, nicht selbst zu kommen, sondern nur Bevollmächtigte (des officiers) zu schicken. Philipp nahm hierauf eine kriegerische Stellung an, der König dagegen sammelte in der Picardie so viele Truppen, daß man den Ausbruch eines Krieges besorgte. Auch mit dem

Grafen von Charolais conſpirirte der König gegen deſſen Vater und gegen ſeinen eigenen Sohn, er konnte aber mit ihm nicht einig werden, weil der burgundiſche Prinz den Herrn von Croy verderben, der König von Frankreich dagegen denſelben nicht aufopfern wollte. (Pour deux royaumes comme le mien, ſagte er, je ne consentirois un vilain fait.)

2. Frankreich und Burgund von Ludwig's XI. Thronbeſteigung an bis zum Tode Philipp's des Guten.

Im Juli 1461 ward Ludwig der XI. durch den Tod ſeines Vaters König von Frankreich. Jedermann hatte geglaubt, er würde, ſobald er den Thron beſteige, den Herzog Philipp von Burgund, der ihn viele Jahre hindurch beſchützt und ernährt, und um ſeinetwillen ſich ſogar mit Karl VII. ganz entzweit hatte, vorzugsweiſe begünſtigen; Ludwig war aber zu ſehr Politiker und Diplomat, um die Schwäche der Dankbarkeit zu kennen. Gleich im erſten Augenblick bewies er ſeinem bisherigen Schützer, daß er weit mehr von Argwohn, als von dem Gefühle der Dankbarkeit geleitet werde. Er nahm nämlich Philipps Anerbieten, ihn an der Spitze einer zahlreichen Ritterſchaft nach Frankreich zu geleiten, nicht an, ſondern reiſte mit nur wenigen Hofbedienten aus Belgien ab. Am 18. Auguſt ließ er ſich zu Rheims ſalben und krönen. Bei dieſer Feierlichkeit machte der alte, gute und ehrwürdige Herzog von Burgund, welcher gleich den übrigen weltlichen und geiſtlichen Pairs zugegen war, auf alle Anweſenden einen tiefen Eindruck, als er vor dem Könige niederkniete und ihn bat, allen denen, die ihn bei Lebzeiten ſeines Vaters beleidigt hätten, zu verzeihen. Der König konnte ſich freilich nicht durchaus weigern, eine Amneſtie zuzuſagen, von welcher er nur den Kanzler Juvenal des Urſins, den Grafen von Dammartin (Chabannes) und fünf andere Männer ausſchloß; ſein grauſames und rachgieriges Gemüth erlaubte ihm aber nicht, zu halten, was er verſprochen hatte. Er rächte ſich bald nachher durch Abſetzungen und Verfolgungen an allen Dienern ſeines Vaters, und begünſtigte dagegen diejenigen, welche ihm wider ſeinen Vater beigeſtanden hatten, ſo daß der Herzog von Burgund, als er ſeinen wohlgemeinten Rath verſchmäht ſah, den Widerſtand der beleidigten Ariſtokratie

des Adels und der Beamten vorausſagte. Übrigens bewies Ludwig dem Herzoge von Burgund und dem Grafen von Charolais, aus Politik und um Beide zu täuſchen, anfangs viele Freundſchaft, und ertheilte dem Letzteren ſogar das Herzogthum Normandie mit einem Jahrgelde von ſechsunddreißigtauſend Livres; gleich nachher aber ſuchte er auf jede Weiſe den übermächtigen Vaſallen zu ſchwächen. Karl der Kühne trat deshalb auch, während ſein Vater ſich ruhig verhielt, alsbald in nähere Verbindung mit dem Herzoge von Bretagne, welcher ebenſo wie er Urſache hatte, den Verſuchen Ludwig's, die großen Vaſallen des Reiches zu demüthigen, entgegen zu wirken.

Schon unter Ludwig's Vater war die Bretagne dem früheren Vaſallen-Verhältniß zu Frankreich wieder näher gebracht worden. Einige Jahre nach dem Tode des Herzogs Franz I. (ſ. S. 132 f.) war nämlich deſſen Nachfolger, Peter II., geſtorben (1457) und das Herzogthum an ſeinen Oheim, den bekannten Connetable Grafen von Richemont, gekommen. Dieſer, welcher als Herzog der Bretagne Arthur III. heißt, hatte nicht nur die Connetable-Würde beibehalten, ſondern es auch ganz unbeſtimmt gelaſſen, ob die dem Könige geleiſtete Huldigung eine ihn verpflichtende (ein ſogenannter hommage lige) ſei oder nicht, obgleich ſeine Stände auf der Erklärung beſtanden hatten, daß die Bretagne eine Art Königreich ſei, und daß deshalb die Huldigung des Herzogs nur als eine bloße Form, nicht aber als eine Anerkennung des Souverains angeſehen werden müſſe. Arthur war ſchon 1458 geſtorben, und hatte ſeinen Neffen, Franz II., zum Nachfolger erhalten. Von dieſem verlangte Ludwig ſtatt der Ehren-Huldigung ein förmliches Vaſallen-Gelöbniß (einen hommage lige); Franz weigerte ſich deſſen jedoch, und ſchloß, um dem befürchteten Andringen widerſtehen zu können, mit dem Grafen von Charolais einen geheimen Vertrag. Der neue König gerieth dadurch allerdings in Beſorgniß, wagte aber weder dem Herzoge von Burgund, noch dem Grafen von Charolais öffentlich entgegenzutreten. Er erwies ſich vielmehr in den beiden erſten Jahren ſeiner Regierung dem alten Herzoge ſogar auf jede Weiſe gefällig. Den Sohn desſelben ſuchte er dagegen nach ſeiner heimtückiſchen Art durch angezettelte Conſpirationen und durch die Begünſtigung ſeiner Feinde zu kränken, und er that dies in ſo auffallender Weiſe, daß ſchon damals die heftige perſönliche

Feindschaft, welche zwischen dem neuen Könige von Frankreich und dem künftigen Herzoge von Burgund bestand, für jedermann sichtbar wurde. Er machte unter Andern einen Todfeind Karl's, den Herrn von Croy, dessen er sich schon früher gegen den heftigen und trotzigen Grafen angenommen hatte, zu seinem Hofmarschall, schenkte demselben die Stadt Guines und ihr Gebiet, und ließ diese Gunstbezeugung, blos um den Grafen von Charolais zu ärgern, in Paris unter Trompetenschall bekannt machen. Der alte Herzog that alles Mögliche, um die Heftigkeit seines Sohnes zu mäßigen, gerieth aber bald selbst mit dem Könige in Zwist. Dieser muthete ihm nämlich ebenso, wie dem Herzoge der Bretagne, zu, daß er die geleistete Huldigung als eine verpflichtende betrachte, und als Philipp sich dessen weigerte, trat der hinterlistige Ludwig zwar, wie immer, wenn er ernsten Widerstand erfuhr, behutsam zurück, um auf eine bessere Gelegenheit zu lauern, ärgerte aber den Herzog bald durch eine andere Forderung. Er schickte Gesandte an Philipp, welche unter dem Vorwande, ihn zu Rüstungen gegen eine Landung der Engländer aufzufordern, darauf dringen sollten, daß die französische Salzsteuer auch in Burgund eingeführt werde. Philipp erkannte in dieser Forderung den Versuch, ihn als einen eigentlichen Vasallen zu behandeln, und schickte deshalb einen seiner Großen, den Herrn von Chimay, ab, um gegen die Misdeutung der geleisteten Huldigung zu protestiren. Der König wollte den burgundischen Gesandten nicht vor sich lassen; der Herr von Chimay pflanzte sich aber so nahe an das königliche Gemach auf, daß der König ihn endlich anreden mußte. Ludwig that dies auf eine solche Art, daß er jeden Andern eingeschreckt haben würde. „Was für ein Mann", schrie er, „ist denn der Herzog von Burgund? Ist er ein Anderer oder von anderem Metall, als die übrigen Fürsten und Herren meines Königreichs?" „Ja", erwiderte der Herr von Chimay, „der Herzog von Burgund ist wahrhaftig ein Anderer und von anderem Metall (voirement autre et d'autre metal), als die übrigen Fürsten Ihres Reiches und der umliegenden Länder; denn er hat Sie gegen die Absichten Ihres Vaters Karl, dem Gott seine Sünden vergeben möge, bewacht und beschützt (il vous a gardé, porté et soutenu) und sich dadurch dessen Misfallen zugezogen. Das hatten andere Fürsten weder thun wollen, noch thun

dürfen." Der König entfernte sich bei diesen Worten unwillig, hielt aber doch für klug, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Dagegen machte er eine andere Forderung, welche der alte Herzog nicht wohl verweigern konnte, weil sie in dem Vertrage von Arras begründet war. Er verlangte die dem Herzoge überlassenen Städte an der Somme zurück, welche nach jenem Vertrage gegen eine bestimmte Summe Geld wieder eingelöst werden konnten (s. S. 94), und deren Rückgabe schon Karl VII. vergebens zu bewirken gesucht hatte. Da er aber einsah, daß er dieser Forderung auf geradem Wege kein Gehör verschaffen könne, so bediente er sich seiner gewohnten italiänischen Arglist, welche ihm und der französischen Nation während seiner ganzen Regierung durch Verrath, Lüge und Frevel zu großen Zwecken verhalf. Er täuschte den Grafen von Charolais durch die Vorspiegelung, daß jene Summe ihm zufallen werde, und bestach die vertrauten Diener des alten Herzogs, damit sie diesen beredeten, er könne und dürfe die Städte nicht behalten, wenn ihm das im Vertrage ausbedungene Geld bezahlt werde. Philipp erfüllte wirklich die Forderung Ludwig's, der ihm das Geld in zwei Terminen bezahlte, und diese Wiedereroberung der Grenzstädte im Nordosten ward mit Recht als ein Meisterstück der königlichen Politik und als ein Triumph für die Nation betrachtet, da sie keinen Tropfen Blut gekostet hatte (1463). Der Graf von Charolais, welcher zugleich mit seinem Vater und mit dem Könige entzweit war, hatte freilich zuletzt gemerkt, daß er betrogen sein werde, und die Herren von Imbrecourt und von Contay an Ludwig gesandt, um in seinem und der Provinz Artois Namen gegen die Rückgabe der Städte zu protestiren; er kam aber mit seiner Beschwerde zu spät. Was übrigens die dem Herzoge bezahlte Geldsumme betrifft, so hatte Ludwig, dessen Moral nichts weniger als engherzig war, sie leicht herbeizuschaffen gewußt: er hatte geborgt, er hatte die zum Solde der Kriegsleute und Hofbedienten bestimmten Gelder in Beschlag genommen, er hatte sich der deponirten Summen bemächtigt, und dagegen alle diejenigen, deren Geld er gebrauchte, auf den Ertrag einer außerordentlichen Steuer angewiesen, welche ihm die Stände der einzelnen Provinzen gewährten.

Kaum hatte Ludwig die Städte an der Somme eingelöst, als

er Philipp zu bewegen suchte, ihm auch die einst an den ersten Herzog von Burgund verpfändeten Städte Orchies, Douay und Lille gegen die Pfandsumme zurückzugeben. Dies ward freilich abgelehnt; Ludwig hatte aber durch den wiedererlangten Besitz der zuerst erwähnten Städte die Grenze Frankreich's gegen das burgundische Gebiet hin ausgedehnt, und konnte jetzt in seinen Planen weiter vorschreiten. Zunächst suchte er den Grafen von Charolais unschädlich zu machen und ihm einen Verbündeten zu entziehen, welcher nach dem Tode des alten Herzogs von Burgund für Frankreich sehr gefährlich werden konnte. Dieser Verbündete Karl's des Kühnen war der Herzog Franz II. von Bretagne, welcher längst erkannt hatte, daß Ludwig entschlossen sei, ihn und die anderen Großen zu unterdrücken und dagegen das Volk zu heben. Es entging dem Könige so wenig, als irgend jemandem in seinem Reiche, daß nächstens eine Verschwörung aller Großen zu erwarten wäre, an deren Spitze, sobald Karl Herzog von Burgund geworden sei, die beiden ersten Pairs des Reichs, Burgund und Bretagne, sich stellen würden. Um dies zu hindern, beschloß Ludwig, dem Herzoge der Bretagne zuvorzukommen, indem er zugleich die zwischen Karl und seinem Vater bestehende Zwietracht zu unterhalten und zu vergrößern suchte, was er auch durch die in seinem Solde stehenden Hofleute des Herzogs Philipp, sowie durch den Anhang des Herrn von Croy und des Grafen von Étampes, der Todfeinde Karl's, erreichte. Er zog unvermerkt ein Heer an den Grenzen der Bretagne zusammen, und ließ dann durch seinen Kanzler, Peter von Morvilliers, dem Herzoge erklären, daß der König ihm verbiete, sich fernerhin einen Herzog von Gottes Gnaden zu nennen und Regierungshandlungen zu üben, welche nur einem souverainen Herrn zukämen. Als solche Handlungen wurden bei dieser Gelegenheit bezeichnet: Goldmünzen schlagen zu lassen; von den Unterthanen andere Steuern, als die von Alters hergebrachten, zu erheben; den Vasallen bei der Huldigung die Verpflichtung aufzulegen, daß sie dem Lehensherrn gegen und wider Alle, welche leben und sterben können, dienen wollten; endlich sich von seinen Prälaten huldigen zu lassen, weil diese ümmittelbare Vasallen der Krone wären (de recevoir les sermens de fidélité des prélats, ainsi que leurs aveux et dénombremens, attendu qu'ils relevoient

nyement de la couronne de France). Der Kanzler hatte den Auftrag, dem Herzoge den Krieg zu erklären, wenn derselbe die Forderungen des Königs nicht sogleich zugestehe. Diesmal war jedoch Ludwig der Betrogene; denn er sah sich genöthigt, einen Aufschub von drei Monaten zu gewähren, weil der Herzog ihm vorstellte, daß er zuerst seine Stände versammeln müsse, ohne deren Zustimmung alles, was er bewillige, ungültig sei. Da der König seine Truppen hierauf sogleich in die Picardie schickte, so ist nicht unwahrscheinlich, daß er besorgt habe, der Herzog Philipp oder vielmehr dessen Sohn Karl möchte sich bei dem Unternehmen gegen den Herzog der Bretagne nicht ruhig verhalten. Auch waren in der That mehr oder weniger alle Großen des Reiches, welche während der letzten Regierungen unabhängig geworden waren, ganz besonders aber der Herzog von Burgund, bei dem, was Ludwig von dem Herzoge der Bretagne verlangte, betheiligt. Der König mußte sich nachher gefallen lassen, daß die Streitigkeit mit dem Letzteren in die Länge gezogen wurde. Er hatte wegen dieser Angelegenheit sogar eine Zusammenkunft mit dem Herzoge von Burgund. Er kam mit demselben überein, daß der ganze Streit im September 1464 zu Chinon schiedsrichterlich beendigt werden solle; hier reisten jedoch die Bevollmächtigten des Herzogs von Bretagne im Oktober wieder ab, ohne sich dem Ausspruche des königlichen Commissärs gefügt zu haben.

Die Schuld der Zögerung und Widersetzlichkeit des schwachen Herzogs Franz II. ward dem Grafen von Charolais, der sich immer noch in Holland aufhielt, zugeschrieben, und Ludwig begab sich sogar selbst einmal zum Herzoge von Burgund nach Hedin, um sich über dessen Sohn zu beklagen. Wirklich hatten Karl der Kühne und Franz II. gemeinschaftliche Plane gegen König Ludwig entworfen, und betrieben dieselben aufs angelegentlichste. Ludwig wußte, daß Abgeordnete des Herzogs der Bretagne als Franziskaner verkleidet bei allen Großen des Reiches umherreisten, um sie auf die Absichten des Königs aufmerksam zu machen, und daß Tanneguy dü Chatel, Genlis und Romillé, der Vicekanzler von Bretagne, von Seiten des Herzogs Franz, sowie der Graf von St. Paul und dessen Bruder Jakob von Luxemburg von Seiten des Grafen von Charolais die Seele der beabsichtigten Verbindung gegen ihn

wären. Auch ließen Franz und Karl damals durch die genannten Männer eine Erneuerung ihres längst geschlossenen Bündnisses unterzeichnen, und Romillé reiste nach England, um dort das Nöthige zu verabreden, während Jakob von Luxemburg, des Grafen von Charolais Statthalter zu Rennes, der sich aber bei diesem in Holland aufhielt, seinen Stellvertreter Anton von Lamet fortwährend zwischen Holland und der Bretagne hin und her schickte. Endlich ertheilte König Ludwig, welcher kein Verbrechen scheute, wenn es ihm nützen konnte, einem jener vielen furchtbaren Haudegen und außerehelichen Rittersöhne, dem Bastard von Rübempré, den Auftrag, den bretagnischen Vicekanzler mit seinen Papieren in Gorkum aufzuheben. Rübempré schiffte sich auch wirklich mit einer kleinen Zahl handfester Männer ein, landete an der holländischen Küste, ließ seine Leute auf Walchern zurück, und ging mit zwei Begleitern nach Gorkum, wo er jedoch, weil der Graf von Charolais sich daselbst aufhielt, Verdacht erregte und verhaftet wurde. Durch einen der burgundischen Hofleute, Olivier de la Marche, dessen Denkwürdigkeiten eine Hauptquelle dieser Geschichten sind, ward dann dem alten Herzoge sogleich berichtet, Rübempré habe den Auftrag gehabt, den Grafen von Charolais aufzuheben und zum König Ludwig zu bringen, weil dieser durch Sterndeuter erfahren habe, daß der Herzog nicht mehr lange leben werde. Der Letztere glaubte dies, weil er den Charakter des Königs von der schlimmsten Seite her hatte kennen lernen, und weil Ludwig sich wirklich auf ganz thörichte Weise mit astrologischen Studien beschäftigte. Auch sah alle Welt die Sache so an, und es erschienen die heftigsten Schriften gegen den König, welcher damals sogar von den Kanzeln herab geschmäht wurde. Vergebens bot Ludwig Alles auf, um den Herzog von Burgund zu beruhigen; dieser reiste sogar schnell von Hedin ab, als der König sich bei ihm zum Essen melden ließ. Endlich schickte Ludwig eine glänzende Gesandtschaft, an deren Spitze der französische Kanzler Morvilliers stand; diese wurde aber von dem Herzoge in Gegenwart seines Sohnes abgefertigt. Doch sprach Philipp selbst sich gegen die Gesandten keineswegs so heftig aus, als sein Sohn, dessen Stolz dadurch schwer gekränkt wurde, daß der französische Kanzler eine Äußerung von ihm mit den Worten erwiderte, er sei nicht gekommen, um mit ihm, sondern

um mit seinem Vater zu sprechen (Monseigneur de Charolais, je ne suis pas venu pour parler à vous, mais à Monseigneur votre père). Karl gerieth über diese Antwort in die größte Wuth, und stieß, wie Comines berichtet, gegen den Erzbischof von Narbonne, welcher den zweiten Platz unter den Gesandten hatte, die Drohung aus: der König habe ihm durch seinen Kanzler den Kopf waschen lassen, werde aber, noch ehe ein Jahr verflossen sei, dies bereuen. (Recommandez moi, sagte er, humblement à la bonne grace du roy, et dites lui, qu'il m'a bien fait laver par le chancelier, mais avant qu'il soit un an, il s'en repentira.)

Von dem Augenblicke an, als es zwischen Ludwig und dem Herzoge von Burgund zu einem entschiedenen Bruche gekommen war, machte der gesammte hohe Adel Frankreich's, welcher unter dem Schutze von Bretagne und Burgund seit einem Jahre gegen die demokratischen Umtriebe Ludwig's conspirirt hatte, Anstalten zum Kriege. Man ernannte Bevollmächtigte, die sich durch eine grünseidene Schleife am Gürtel unter einander kenntlich machten (et portoyent, iceux qui avoyent les scelez, secrètement chascun une aiguillete de soye à sa ceinture, à quoy ils congnoissoyent les uns les autres), und diese schlossen (Ende 1464) in Paris einen Bund, welcher den Namen des Bundes für das öffentliche Wohl (ligue du bien public) annahm. Philipp der Gute hielt sich anfangs, seines Sohnes Heftigkeit scheuend, von dem Bündnisse fern, wurde aber bald durch seinen Schwestersohn, den Herzog von Bourbon, in dasselbe hineingezogen. Dieser zürnte dem Könige, weil ihm die durch den Tod des Herzogs Arthur von Bretagne erledigte Connetable-Würde nicht ertheilt worden war, und trat deshalb nicht nur selbst der Verschwörung bei, sondern brachte auch seinem Oheim die Überzeugung bei, daß der unter dem Vorwande einer Vereinigung für das öffentliche Wohl geschlossene Bund der Großen gegen einen demokratischen Despoten durchaus rechtmäßig sei (Anfang 1465). Der Herzog willigte ein, daß ein Heer aufgestellt werde, und rief seine Vasallen zu den Waffen. Er mußte daher auch jetzt zugeben, daß sein rüstiger Sohn ein Commando führe und an der Leitung der Dinge Antheil nehme. Dieser war kaum in die Lage gebracht, selbstständig zu handeln, als er dieselbe unverständige Heftigkeit des Charakters,

die ihm von jeher eigen gewesen war und ihn später unglücklich machte, zu erkennen gab, und durch seine erste Handlung seinen alten, schwachen Vater in die größte Wuth versetzte. Er verjagte nämlich die Herren von Croy, weil sie seines Vaters Rathgeber und vertraute Freunde und dagegen seine persönlichen Feinde waren, eigenmächtig vom Hofe, indem er ihnen gebot, augenblicklich das Land zu verlassen, und sie durch Androhung des Todes so sehr einschreckte, daß sie nicht einmal Abschied vom Herzoge zu nehmen wagten. König Ludwig suchte sich, als der Krieg mit den Großen drohte, zuerst durch treulose Künste aus der Gefahr zu ziehen, und traf dann aufs neue Anstalten zur Errichtung eines stehenden Heeres. In Beziehung auf das Letztere stellte er das Steuergericht, welches er früher abgeschafft hatte, wieder her, hob durch eine oft schmutzige Sparsamkeit und durch strenges Beitreiben der Abgaben seine Finanzen, und machte gleich den Tyrannen Italiens den Söldnerdienst zu dem besten Gewerbe des Mittelstandes und des niederen Adels. Wie einträglich der Soldnerdienst unter ihm ward, geht daraus hervor, daß Ludwig den Reisigen (Gensd'armes) je fünfzehn Livres, den Bogenschützen aber halb soviel monatlich bezahlte, und daß also unter ihm der Sold eines geworbenen Kriegers weit bedeutender wurde, als der Taglohn des geschicktesten und fleißigsten Arbeiters war.

Im März (1465) trat auch Ludwig's Bruder, der Herzog Karl von Berry, welchem der König schon längst nicht getraut hatte, offen zu den Verbündeten über und floh nach der Bretagne. Dies ward dann endlich das Signal zu dem Bürgerkriege, welcher den Namen des Krieges für das öffentliche Wohl (guerre du bien public) erhalten hat. Die Herzöge von Berry, von Bourbon, von der Bretagne und von Alençon, der Graf von Armagnac und Johann von Calabrien, Herzog von Lothringen und Bar, welcher gegen den Willen seines Vaters, des Titularkönigs Renatus von Neapel und Sicilien, dem Bunde beigetreten war, erließen heftige Manifeste gegen den König, in denen sie behaupteten, daß ihr Aufstand keinen anderen Zweck habe, als das Wohl des Volkes zu fördern: wobei allerdings die Dreistigkeit dieser Herren sehr auffallend ist, indem sie kurz vorher zu Tours, wo der König sie versammelt hatte, ihren höchsten Unwillen über die Verbindung von Burgund und

Bretagne kund gegeben hatten. Der Herzog von Bourbon klagt in seinem Briefe an den König, in welchem er seine Weigerung, Truppen zum Heere des Königs zu stellen, ausspricht, ganz in der Manier seiner Standesgenossen, daß der König durchaus nur nach eigenem Willen regiert, das Herkommen nicht beachtet, in seinem Rathe die Prinzen und Großen durch gemeine Leute ersetzt und die Gegenvorstellungen des Adels verachtet habe. Dann fährt er fort: um so vielen Übeln abzuhelfen und aus Mitleid mit dem armen Volke hätten alle Prinzen und Großen sich unter einander enge verbunden, damit sie den König zu einer Änderung seines Systems brächten, Alles zu dessen eigenem Besten und zum Besten seiner Krone. Übrigens gehörten zu den Verbündeten unter Andern auch Dünois, Loheac und Chabannes, Graf von Dammartin. Der König dagegen erhielt an dem Herzog Franz Sforza von Mailand, der ihm seinen Sohn Galeazzo Maria zu Hülfe schickte, einen guten Bundesgenossen. Dieser hatte nämlich ein besonderes Interesse, dem König Ludwig gegen die Verbündeten beizustehen, weil der Herzog Karl von Orleans, welcher kurz vor dem Ausbruche des Krieges (1465) gestorben war und zu den erbitterten Feinden des Königs gehört hatte, eben so wenig, als sein Sohn und sein Neffe den Franz Sforza als rechtmäßigen Beherrscher des Herzogthums Mailand anerkannt, sondern vielmehr dieses Land als Erbe von Karl's Mutter Valentine Visconti für ihr Haus in Anspruch genommen hatten (s. Th. VIII. S. 506).

Im Mai hatte sich fast das ganze Reich, Lyonnois, Dauphiné und Normandie etwa ausgenommen, gegen den König erhoben. Im Juni führte Ludwig seine Truppen gegen den Herzog von Bourbon und bedrohte gerade Bourges, als er die Nachricht erhielt, daß zu gleicher Zeit der Herzog von Bretagne in seinem Rücken erscheine, und daß der alte Herzog von Burgund seinem Sohne ein Heer von sechsundzwanzigtausend Mann zum Zuge gegen Paris anvertraut habe. Auf diese Nachricht ließ Ludwig einen Theil seiner Truppen zurück, um Auvergne und Berry besetzt zu halten, während Galeazzo Maria die Länder la Foreſt und Beaujolais verheerte; mit der Hauptmasse seines Heeres brach er selbst gegen den Grafen von Charolais auf, welcher nach der Somme hin heranzog, während der Herzog von Bretagne an der Loire heraufmarschirte,

um ſich in Isle de France mit jenem zu vereinigen und dann mit der verbundenen Macht Beider Paris zu beſetzen. Der Graf von Charolais ſetzte zwar ungehindert über die Somme und die Seine hinüber, konnte aber nicht in Paris eindringen, weil die Bürger der Stadt ihm mit großer Standhaftigkeit den Eintritt verwehrten, und weil die Herzöge von Bretagne und Berry nicht an dem beſtimmten Punkte zu ihm ſtießen. Sein Heer, in welchem eine große Zahl Baſtarde, unter ihnen auch Baſtarde des Herzogs von Burgund, eine bedeutende Rolle ſpielten, war nach der von Comines gegebenen genauen Schilderung ſchlecht geordnet und noch ſchlechter eingeübt, ſowie des Krieges ungewohnt. Er ſelbſt war ein unvorſichtiger Anführer, und der alte Herzog hatte unnöthiger Weiſe ſeines Sohnes Tollkühnheit noch dadurch vermehrt, daß er beim Abmarſche aus Burgund ihn ermunterte, tüchtig zuzuſchlagen, da, wenn es nöthig ſei, er ſelbſt an der Spitze von hunderttauſend Mann nachkommen werde. Anfangs wollte Karl zwar nach dem vergeblichen Angriff auf Paris wieder umkehren, da Betragne und Berry immer noch ausblieben und dagegen der König mit ſeinem Heere heranzog; er ließ ſich aber dadurch zurückhalten, daß der Kanzler von Bretagne ihm von Zeit zu Zeit Briefe vorzeigte, in welchen die Ankunft des Herzogs als nahe bevorſtehend verkündigt ward. Auch war dieſer nebſt dem Herzoge von Berry ihm wirklich ſchon ſo nahe gekommen, daß Ludwig einige Zeit ungewiß war, ob er zuerſt ſie oder den Grafen von Charolais angreifen ſolle. Die Mehrheit ſeines Kriegsrathes ſtimmte für das Letztere, weil Karl zwar eine zahlreiche und vortreffliche Artillerie, aber ein keineswegs furchtbares Heer hatte (mais ils dirent tous, qu'il vailloit mieux tomber sur les Bourgongnons, parceque l'ancienne haine d'entre les Français et les Bourgongnons éstoit plus grande que contre les Bretons). So kam es denn am 16. Juli 1465 bei Montlhery im Seine-Departement zu einem Treffen zwiſchen Ludwig und dem Grafen von Charolais. In Rückſicht dieſes Treffens würden wir, ſelbſt wenn die Beſchreibung von Schlachten in das vorliegende Werk gehörte, nicht wagen auf das Nähere einzugehen, da man weder durch eine genaue Vergleichung deſſen, was die beiden Berichterſtatter Olivier de la Marche und Comines, welche zugegen waren, erzählen, noch

auch durch die gelehrten Anmerkungen, welche die Franzosen über Beide gegeben haben, in den Stand gesetzt wird, ein richtiges Urtheil zu fällen, was auch Duclos in seiner berühmten Geschichte Ludwig's XI. gefühlt hat. Übrigens kämpfte sowohl der König von Frankreich, als der Erbe von Burgund mit großem persönlichen Muth, der Letztere kam sogar in Gefahr, gefangen genommen zu werden, und wurde nur durch einen rüstigen Reiter, den er dafür auf der Stelle zum Ritter schlug, gerettet. Der Sieg blieb unentschieden. Beide Führer rühmten sich desselben, Ludwig, weil die Burgunder mehr Leute verloren hatten als er, sowie weil er Paris entsetzte und daselbst als Sieger empfangen ward, Karl aber, weil er auf dem Schlachtfelde übernachtete und ganz ungehindert nach Etampes abzog, wo die Herzöge von Berry und Bretagne sich mit ihm vereinigten.

Das verbündete Heer der Ligue, welches Philipp der Gute durch die Zusendung bedeutender Schaaren von Reiterei verstärkte, und dem sich die Herzöge von Bourbon, von Nemours und von Lothringen, sowie der Graf von Armagnac und der Herr von Albret anschlossen, rückte nach der Schlacht bei Montlhery vor Paris. Unter ihren Truppen zeichnete sich besonders ein Corps von fünfhundert Schweizern aus, welches taktische Übung mit Disciplin und Ordnung verband. Es war das erste schweizerische Fußvolk, welches in Frankreich Aufsehen machte. Dasselbe stand im Dienste des Herzogs von Lothringen, Johann von Calabrien, in dessen Heer sich außerdem eine Schaar abgehärteter Reiter befand, welche von Kopf bis zu Fuß mit Eisen bedeckt waren, auf ganz gepanzerten Pferden saßen und dem Hause Anjou Jahre lang in Italien gedient hatten. Die Gesammtzahl der vor Paris vereinigten Truppen der Ligue wird von Comines auf hunderttausend Mann angegeben, sie betrug aber gewiß nur etwa die Hälfte. Jedenfalls litt das Land um Paris herum unsäglich, da die beiderseitigen Heere einander vom Juli bis zum September gegenüber lagen, und sich in kleinen Gefechten bekämpften, und da der König auch noch den in der Normandie aufgebotenen Hinterbann an sich zog. Gleichwohl ward im Ganzen Ordnung und Zucht gehalten, und nur die Truppen des Herzogs von Nemours und des Grafen von Armagnac machten in dieser Hinsicht eine

Ausnahme, da ſie vom Raube leben mußten. Paris wurde von den Truppen des Königs tapfer vertheidigt. Dieſer verlangte damals auch, daß ſich die dortigen Studenten bewaffneten, der Rector der Univerſität, Fichet, widerſetzte ſich aber mit großem Nachdruck, und Ludwig's Forderung blieb unerfüllt. Der in unſerer Zeit oft zum Ideal gemachte König vergaß bei ſeiner bösartigen Natur dies dem Rector nicht; er wartete einige Jahre und jagte ihn dann aus dem Lande. Ludwig vertraute übrigens damals, wie in dem ganzen Kriege mit den Großen, weniger auf ſeine Kriegsmacht, als auf die Künſte der Argliſt, in denen er Meiſter war. Er ſuchte ſeine Gegner zu entzweien, und gab ſcheinbar nach, um dann die Herren einzeln zu Grunde zu richten. Dieſe ſelbſt boten ihm hierzu die Mittel dar. Es beſtand unter ihnen eine ſo große Verſchiedenheit des Charakters, daß eine dauernde Freundſchaft zwiſchen ihnen unmöglich war. Dies hatte ſich z. B. ſchon zu Etampes in Betreff des Herzogs von Berry und des Grafen von Charolais gezeigt. Der Erſtere ſprach ſich dort öffentlich über das Schickſal der unglücklichen Opfer des Bürgerkrieges milde und theilnehmend aus, der Letztere dagegen brutal, hochmüthig und egoiſtiſch, wie Leute ſeiner Kaſte und ſeines Ranges zu thun pflegen, wenn ihr Intereſſe gefährdet iſt. (Avez vous oui parler cet homme? ſagte Karl vom Herzoge von Berry; il se trouve ebahi pour sept à huit cents hommes, qu'il voit par la ville allants blessés, qui ne lui sont rien, ni qu'il ne conoit point, il s'ebahiroit bientôt, si le cas lui touchoit, de quelque chose, et seroit homme pour appointer bien legèrement et nous laisser en la fange; et pour les anciennes guerres, qui ont été entre le roi Charles son père et le duc de Bourgogne mon père, aisément toutes ces deux parties se convertiroient contre nous, par quoi est nécessaire de se pourvoir d'amis.)

Als Ludwig auf den Gedanken kam, zu diplomatiſchen Künſten eine Zuflucht zu nehmen, traf es ſich zufällig, daß der Graf von Charolais zu einer Ausſöhnung geneigt war, weil eine Kränkung, die ihm von den Städten Lüttich und Dinant angethan worden war, in ihm den Wunſch erregt hatte, ſchnell zur Rache gegen dieſe Städte ſchreiten zu können. Die Lütticher hatten nämlich, durch das trügeriſche Verſprechen des Königs ihnen beizuſtehen

verleitet, dem Herzoge von Burgund durch einen Herold Krieg auf Tod und Leben (à feu et à sang) ankündigen lassen, und sogar den Versuch gemacht, Luxemburg zu überfallen. Die Bürger von Dinant aber, einer in jener Zeit sehr bevölkerten Stadt, hatten die Grafschaft Namur verheert und einen Mann von Holz oder Stroh, der den Grafen von Charolais vorstellen sollte, mit einer schimpflichen Inschrift vor den Thoren von Bouchain an den Galgen gehängt. (Vées là, riefen sie in der Inschrift den Burgundern zu, le fils de votre duc, le faux traitre comte de Charolais, que le roi de France a fait ou fera pendre.) Die Unterhandlungen zwischen dem Könige und den Verbündeten wurden in Charenton eröffnet. Ludwig schickte anfangs Bevollmächtigte dahin, erschien aber bald in eigener Person, weil er für gut hielt, zu derselben Zeit, wo mit den Verbündeten über die Befriedigung ihrer Forderungen unterhandelt wurde, den Prinzen und Herren zu schmeicheln, besonders aber sich vor dem Stolze des Grafen von Charolais zu demüthigen. Er kam, ohne vorher Geißeln oder Bürgschaften gefordert zu haben, nach Charenton, und vertraute sich auf diese Weise ganz dem ritterlichen Ehrenworte des Grafen von Charolais an, welcher viel zu romantisch war, um gleich dem Könige weder Wort und Ehre zu achten, wenn es äußere Vortheile galt. Ludwig redete den Grafen vertraulich an, leugnete ohne Bedenken alles ab, was sein Kanzler Morvilliers früher gesagt hatte (s. S. 160), und erklärte, er erkenne jetzt erst klar, daß der Graf von Charolais aus königlich französischem Blute sei. Als ihn Karl nach der Ursache des Letzteren fragte, erwiderte er: der Graf habe, als er zu Lille von Morvilliers mit heftigen Worten angefahren worden sei, eine Drohung ausgestoßen, welche jetzt in Erfüllung gegangen wäre; er habe nämlich damals durch den Erzbischof von Narbonne ihm sagen lassen, er wolle es dahin bringen, daß der König jenes Wort binnen einem Jahre sehr bereue, und dies sei jetzt geschehen. (Vous m'avez tenu promesse, et encore beaucoup plutôt que le bout de l'an; avec telles gens veux je avoir à besogner, qui tiennent ce qu'ils promettent tout de suite.) Die Forderungen der Prinzen und Herren waren so übertrieben, und dienten dabei so offenbar zum Verderben des Reiches, daß der König anfangs großen Anstand nahm, sich auf dieselben

einzulassen. Nicht blos die Prinzen und Herzöge, sondern auch jeder der Herren Tanneguy dü Chatel, Dünois, Albret, Armagnac, Dammartin, Loheac, Büeil und St. Paul forderten Geld, Güter und Vortheile auf Kosten des Königs und des Reiches. Von dem vorgeblichen Gegenstande des Bundes, dem öffentlichen Wohle, war keine Rede, außer daß man die Berufung einer Versammlung zur Reform des Staatswesens verlangte, welche nachher eben so endigte, wie die Reichstage in Deutschland. Ludwig faßte jenen Forderungen gegenüber einen unerwarteten Entschluß, zu welchem ihm auch der Herzog von Mailand und sein Sohn gerathen hatten. Diese Beiden, welche Meister in allen Künsten der italiänischen Treulosigkeit waren, hatten nämlich dem Könige sagen lassen: sie seien überzeugt, das einzige Mittel zur Trennung und Beseitigung des Bündnisses der Großen bestehe darin, daß Ludwig diesen alles, was sie verlangten, gewähre, nachher aber, wenn es darauf ankomme, den Vertrag entweder zu erfüllen oder zu brechen, nur auf die Umstände Rücksicht nehme und blos frage, was ihm selbst am vortheilhaftesten sei. Sie gaben ihm also den Rath, welchen Guido von Montefeltro bei Dante dem Pabste gibt (Lunga promessa, con l'attender corto, ti fera triomfar nell' alto Seggio). Ludwig befolgte nicht allein diesen Rath, sondern er ging sogar noch weiter. Er gewährte den Verbündeten mehr, als sie verlangten; denn er war mit Recht der Meinung, daß, je weiter die Herren jetzt ihre Forderungen trieben, nachher das Volk desto eher sich seine demokratische Dictatur werde gefallen lassen, um der Oligarchie der Großen entledigt zu werden. Übrigens trennte er den Grafen von Charolais, weil derselbe an der Spitze eines förmlichen Reiches stand und eine Macht besaß, die es allenfalls allein mit der königlichen aufnehmen konnte, ganz von den Anderen, indem er am 5. Oktober zu Conflans mit ihm einen besonderen Vertrag schloß. Die Übereinkunft mit den übrigen Mitgliedern des Bundes ward erst am 29. Oktober zu St. Maur unterzeichnet. Die sämmtlichen Herren konnten schon aus der Bereitwilligkeit, mit welcher Ludwig sogar die übertriebensten Forderungen zugestand, sowie aus dem heftigen Widerspruch des Parlaments beim Registriren der Verträge ersehen, daß weder der König, noch das Volk, noch das Parlament ernstlich daran denke, die Monarchie in eine ganz

ſchmähliche Oligarchie umwandeln zu laſſen; ſie wurden aber vom Grafen von Charolais fortgeriſſen, und überdies die Kleineren unter ihnen, ein Dammartin, ein Loheac, ein Dünois u. ſ. w., durch die ihnen gewährten Vortheile von den Größeren getrennt. Wir begnügen uns, einige wenige Punkte aus beiden Verträgen anzuführen, da dieſe nie ausgeführt wurden und Ludwig ſogar ſeinem Bruder das ihm Zuerkannte nie zu Theil werden ließ. Der Graf von Charolais, welchen der König in der Vertragsurkunde ſeinen Bruder und Vetter nennt, ſollte die Städte an der Somme, die Diſtricte (prévôtés) Vimeu, Beauvoiſis und Foullop, die Städte Peronne, Montdidier und Roye und die Grafſchaften Boulogne und Guines erhalten. Dem Bruder des Königs ſollte nicht allein das Herzogthum Berry zurückgegeben werden, ſondern Ludwig verſprach ihm auch noch die Normandie mit der an derſelben klebenden Lehenshoheit über Bretagne und Alençon. Der Herzog von Calabrien ſollte die ihm bequem gelegenen Städte Mouſon, St. Menehould, Vaucouleurs und Epinal erhalten, ſowie außerdem noch fünfhundert Lanzen (zu je fünf Mann) nebſt dem Solde für dieſelben und hunderttauſend Ducaten baar, um das Königreich Neapel wieder erobern zu können. Dem Herzoge von Bretagne wurden nicht nur die Grafſchaften Etampes und Montfort und die Statthalterſchaft in der niederen Normandie zugeſprochen, ſondern der König entſagte auch jedem Anſpruch an irgend ein Regale in der Bretagne. Der Herzog von Bourbon ſollte die Caſtellanei von Uſſon und einen Theil der Auvergne erhalten, der Graf von Armagnac aber die vier Caſtellaneien, welche ihm unter der vorigen Regierung bei ſeiner Vertreibung nach Aragonien (ſ. S. 149 f.) entriſſen worden waren, ſowie außerdem noch das Commando einer königlichen Ordonnanz-Compagnie und ein Jahrgeld. Dem Herzog von Nemours wurde die geforderte Statthalterſchaft von Paris und von ganz Isle de France nebſt einem Jahrgelde gewährt. Den Grafen Dünois und Dammartin ſollten ihre eingezogenen Güter zurückgegeben werden. D'Albret erhielt Güter, die in der Nähe ſeiner Erbgüter lagen, der Graf von St. Paul aber die Connetable-Würde, welche ſeit dem Tode des Herzogs Arthur von Bretagne unbeſetzt geblieben war. Loheac endlich ward Marſchall von Frankreich, ſowie Büeil (le sire de Bueil)

Admiral und Tanneguy dü Chatel Oberſtallmeiſter. Übrigens begnügte ſich der König bei der Abſchließung dieſer Verträge, welche er weder halten konnte noch wollte, nicht mit dem ſtillen Vorbehalt der Jeſuiten (der reservatio mentalis), ſondern er legte im Parlament eine förmliche und juriſtiſche Proteſtation nieder, in welcher er die Verträge für erzwungen und ungültig erklärte (qu'il n'acceptoit, heißt es in derſelben, une paix si desavantageuse, que contre son courage et volonté par force et contrainte et que pour éviter les inconvéniens tant de sa personne que du royaume, qu'il voyoit en disposition d'advenir).

Der Erſte, welcher deſſen, was Ludwig ihm hatte geben müſſen, wieder beraubt wurde, war Ludwig's Bruder Karl von Berry. Der König benutzte einen zwiſchen Karl und dem Herzoge von Bretagne entſtandenen Zwiſt, um die Normandie wieder an ſich zu reißen. Er gab, ehe er in dieſes Land einbrach, dem Herzoge von Bretagne die Verſicherung, daß er es allein auf ſeinen Bruder abgeſehen habe; und da weder der Graf von Charolais, welcher damals mit ſeinem Rachezug gegen Lüttich und Dinant beſchäftigt war, noch einer der anderen Herren dem Herzoge von Berry Hülfe leiſtete, ſo war die Normandie den königlichen Truppen bald unterworfen. Sie ward für den Widerſtand, den die Einwohner mehrere Monate hindurch hier und da geleiſtet hatten, hart beſtraft. Karl von Berry flüchtete ſich zum Herzoge der Bretagne. Von dieſem Augenblick an war Ludwig unabläſſig bedacht, auch den übrigen Vaſallen durch Liſt wieder zu entreißen, was er ihnen in dem Friedensvertrage hatte einräumen müſſen. Burgund ward unterdeſſen immer mächtiger. Die Städte Dinant und Lüttich mußten es ſchwer büßen, daß ſie im Vertrauen auf Ludwig den Grafen von Charolais verhöhnt hatten und in das Burgundiſche eingefallen waren. Karl der Kühne zog nämlich, ſobald er den Vertrag mit Ludwig abgeſchloſſen hatte, gegen die Lütticher und demüthigte ſie. Sie mußten ſich verpflichten, ihm jährlich zweitauſend Gulden und außerdem noch binnen ſechs Jahren ſechsmalhunderttauſend Gulden zu zahlen, die Beherrſcher des burgundiſchen Reiches für immer als ihre Schutzvögte anzuerkennen und ihrem Biſchofe allen Schaden, den ſie ihm zugefügt hatten, zu erſetzen. Trotz dieſer harten Beſtrafung ließen ſich die Lütticher bald nachher auf's neue von

Ludwig aufregen, und auch die Dinanter fielen raubend in Namür und in das Hennegau ein. Karl rüstete daher im Juli 1466 einen neuen furchtbaren Kriegszug, griff dann im August zuerst die Stadt Dinant an, und ließ dieselbe, da sich die Bürger aus Furcht vor seinem Zorne dem burgundischen Heere mit unbeschreiblicher Wuth widersetzten, acht Tage lang mit kolossalen Geschützen so heftig beschießen, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Als die Stadt in seiner Gewalt war, verfuhr er gegen sie gerade so, wie der Tatare Timur zu verfahren pflegte. Er machte sie nicht nur dem Erdboden gleich, sondern ließ auch die Einwohner zusammenhauen und siebenhundert derselben Paarweise an einander binden und in die Maas werfen. Die Lütticher fügten sich hierauf ganz in seinen Willen. Er gewährte ihnen Gnade, gab aber dem Theile seines Heeres, welcher bei der Plünderung von Dinant leer ausgegangen war, die den Lüttichern gehörenden Städte Huy und St. Trojen zur Plünderung preis. Auf diese Weise ward Karl der Kühne noch vor seinem Regierungsantritt für seine Unterthanen und seine schwächeren Nachbarn ein Gegenstand des Schreckens; er erfüllte aber dadurch, daß er selbst sein Reich verwüstete und seine vielen Kriegsleute, die er nicht anders ernähren konnte, im eigenen Lande wie im feindlichen hausen ließ, den König von Frankreich mit Hoffnungen. Im folgenden Jahre (15. Juni 1467) starb Philipp der Gute, welcher schon früher vom Schlage gerührt worden war, und Karl der Kühne ward als einziger ehelicher Sohn desselben Beherrscher des burgundischen Reiches.

3. Karl der Kühne und Ludwig XI. bis zur Einmischung des Ersteren in die deutschen Angelegenheiten.

Die innere Beschaffenheit des burgundischen Staates war beim Tode Philipp's des Guten von der Art, daß ein kriegerischer und dabei übermüthiger und unvorsichtiger Regent, wie Karl der Kühne war, das ganze aus verschiedenartigen Provinzen und Stämmen zusammengesetzte Reich nothwendiger Weise zu Grunde richten mußte. Dies fühlte niemand besser als Ludwig XI., der deshalb auch in allen Städten Burgund's eine Anzahl Wühler unterhielt, um durch die Benutzung der Unzufriedenheit, welche die von Philipp erfundenen neuen Steuern hervorriefen, jeden Augenblick Unruhen

erregen zu können. Dem burgundischen Reiche mangelte eines Theils alle Centralisation, also diejenige Leitung von oben, welche zur glücklichen Führung von Kriegen unentbehrlich ist, anderes Theils hatte dasselbe aber auch keine geregelte Einrichtung der Finanzen, und da man aus diesem Grunde kein stehendes Heer halten konnte, so hatte der Beginn eines jeden Krieges die nothwendige Folge, daß der Beherrscher entweder zu neuen Steuern, welche eigenmächtig erhoben wurden, seine Zuflucht nehmen mußte, oder daß die friedlichen Einwohner durch die nicht bezahlten und vom Raube lebenden Truppen mishandelt wurden. Beides war schon in den letzten Jahren Philipp's der Fall gewesen; denn Karl's Aufgebot hatte ebenso die burgundischen Lande wie die benachbarten Orte geplündert, und Philipp hatte, um die ungeheuere Artillerie, welche das burgundische Heer furchtbar machte, anschaffen zu können, den reichen flandrischen Städten Steuern auferlegt und dadurch eine solche Unzufriedenheit erregt, daß gleich nach seinem Tode in Gent heftige Unruhen ausbrachen. Es verhielt sich mit der Größe des burgundischen Reiches gerade so, wie mit dem Reichthum der Niederlande, in welchen der Sitz dieses Reiches war: sie beruhte auf Frieden, Ordnung, Sparsamkeit und Beobachtung der Verfassung. Darin hatte auch Philipp sie gesucht; seinem Sohne dagegen genügte dies nicht. Johannes von Müller hat in seiner Schweizer-Geschichte den Glanz des burgundischen Reiches, sowie den Charakter Karl's des Kühnen und den Reichthum, die Pracht und den königlichen Luxus desselben nach seiner Weise geschildert, wie er denn auch Ludwig XI. als einen zweiten Karl den Großen gepriesen hat. Uns gefällt diese Manier so wenig, als irgend etwas anderes Manierirtes; wir wollen daher nur einiges Einzelne mittheilen, um anzudeuten, daß in Burgund schon unter Philipp die Ueppigkeit der Ritterschaft und des Hofes eben so groß war, als die Mäßigkeit und der Reichthum der Bürgerschaften. Die Truppen wurden größtentheils von ritterschaftlichen Bastarden (s. S. 141) angeführt, und Philipp hatte seinerseits dieses Corps von außerehelichen Officieren beträchtlich vermehrt; denn er hinterließ gegen dreißig Bastarde. Diese Nebensöhne hatten gleich ihren Müttern versorgt werden müssen, und es ist deshalb doppelt zu verwundern, daß Philipp, obgleich sein

Sohn Karl sogar noch in den beiden letzten Jahren viel Geld auf den Krieg verwendet hatte, einen bedeutenden Privatschatz hatte sammeln können. Philipp hinterließ nämlich außer dem ungemünzten Golde, den Perlen, Edelsteinen und seltenen Prachtstücken, welche aufgehäuft und bei festlichen Gelegenheiten zur Schau ausgestellt worden waren, viermalhunderttausend Dukaten (écus d'or), zweiundzwanzigtausend Mark Silber, sowie zwei Millionen in Kostbarkeiten verschiedener Art.

In der letzten Zeit hatte Philipp die Genter und andere Städte durch die Einführung einer neuen Abgabe (Caillot oder Cueillette), welche besonders für die niedere Bürgerklasse drückend war, sehr erbittert. Nach seinem Tode glaubten die Genter von derselben wieder befreit zu werden, da sie Karl dem Kühnen stets gegen seinen Vater, dessen Residenz Brügge gewesen war, beigestanden hatten; Karl erließ aber, als er nach der Bestattung seines Vaters zur Feier der Huldigung (blyde Inkomst, joyeuse entrée) in Gent eingezogen war, keine Bekanntmachung dieses Inhalts, und rief dadurch einen Aufstand hervor. Die gesammte Bürgerschaft ergriff die Waffen, und der neue Herzog ward gewissermaßen der Gefangene derselben. Er sah sich also genöthigt, den Forderungen des tobenden Pöbels vorerst nachzugeben, wozu ihm auch die Mitglieder der Ritterschaft, welche sein Gefolge bildeten, riethen. Knirschend willigte er ein, daß jene Abgabe aufhören und die Genter von den Beschränkungen und Demüthigungen frei sein sollten, welche Herzog Philipp bei ihrer letzten Empörung ihnen auferlegt hatte. Das Glück der Genter mußte nothwendiger Weise auch in anderen Städten Unruhen hervorrufen, und König Ludwig suchte aus diesem Umstande, wie aus dem ganzen Verfahren und Wesen Karl's für sich Nutzen zu ziehen. Karl der Kühne war der Held und das Ideal der Ritterschaft, er vermehrte die Pracht seines Vaters, hatte aber dessen Sinn für das Sammeln eines Privatschatzes nicht, er wendete außerdem viele Summen auf sein Heer, und wollte mit Gewalt durchsetzen, was Ludwig weit leichter durch List erlangte; es brach daher auch gleich in den ersten Jahren seiner Regierung bald hier bald dort eine Empörung aus. Ludwig dagegen lebte einfach, wie einer aus dem Volke, scheute nicht, des öffentlichen Vortheiles wegen persönliche Kränkungen zu erleiden,

suchte seine Zwecke mehr durch Unterhandlungen, als durch die Waffen zu erreichen, und vertraute auf die Pariser, welche ihm unbeschreiblich gewogen waren, sowie auf das Volk überhaupt, das er überall begünstigte, während er den Adel niederhielt. Er dachte Tag und Nacht nur an Geschäfte, suchte und fand die Leute, welche er brauchte, unterhielt überall Spione und gewann sich überall durch Bestechung Anhänger, wußte Alle, die sich gegen ihn verbündeten, zu überlisten, zürnte nicht, wenn ihm Einer eines größeren Vortheiles wegen nicht Wort hielt, und gründete seine Entwürfe auf die Selbstsucht und Bestechlichkeit der Großen, wodurch er stets weit sicherer zu dem gewünschten Ziele gelangte, als wenn er sich auf die Ehrlichkeit derselben gestützt hätte. Er erneuerte daher auch, als Franz Sforza von Mailand 1466 gestorben war, das zwischen diesem und ihm bestandene enge Bündniß mit dem Sohne desselben, dem ihm geistesverwandten, schrecklichen Galeazzo Maria. Bald nach dem kurz zuvor erwähnten Vorfalle in Gent regte er die Lütticher gegen Karl den Kühnen auf, unterhielt auch nachher fortwährend eine geheime Verbindung mit ihnen, und versprach ihnen seinen Schutz, überließ sie aber, sobald die Sache gefährlich ward, ihrem Schicksale. Die Lütticher zürnten ihrem Herzoge, weil er ihnen im vorhergehenden Jahre die Herrschaft über die Städte St. Trojen und Huy genommen hatte. Sie überfielen diese Städte jetzt, gaben aber glücklicher Weise ihren Bischof und den Herrn von Imbrecourt, welche sie dort gefangen genommen hatten, wieder frei, und der Letztere bewog den Herzog zur Schonung der dreihundert Lütticher Geißeln, welche er hatte niederhauen lassen wollen. Karl sammelte hierauf die Truppen, mit denen er die Stadt aufs neue angreifen wollte, im Gebiete von Löwen, und die Lütticher zogen gegen ihn aus, weil sie erwarteten, Ludwig XI. werde ihnen zu Hülfe kommen. Dies erlaubte jedoch die Politik des Königs nicht, welcher damals zwar bereits den Herzog von Berry der Vortheile des Tractats von St. Maur beraubt und andere ehemalige Mitglieder der Ligue ganz für sich gewonnen hatte, aber noch immer durch den Herzog von Bretagne beunruhigt war, und erst mit diesem fertig sein mußte, ehe er sich mit dem Herzoge von Burgund einlassen durfte. Er gab bei dieser Gelegenheit den Beweis, wie sehr er sich die Politik

ſeines Verbündeten, des Herzogs Galeazzo Maria von Mailand, angeeignet habe; denn er unterhielt einerſeits in Lüttich Agenten, welche das Feuer ſchürten, und ſchickte andererſeits eine drohende Geſandtſchaft an Karl, ließ ihm aber zugleich zu verſtehen geben, daß er ſich nicht ernſtlich um die Lütticher bekümmere. Er ſandte nämlich den Connetable, Grafen von St. Paul, einen ehemaligen Theilnehmer des Fürſtenbundes, welchen er ganz an ſich gezogen hatte, mit der drohenden Botſchaft in Karl's Lager, ließ denſelben aber von dem in ſeine argliſtigen Entwürfe eingeweihten Kardinal de la Balüe und einigen anderen Männern begleiten, welche einen entgegengeſetzten Auftrag hatten. (Toûtefois ils offrirent, heißt es von den Letzteren, s'il vouloit consentir que le roy peust faire la guerre en Bretagne, que le dit seigneur le laisseroit faire avec les Liègeois.) Der Herzog von Burgund zog am 11. November 1467 vor das von Ludwig verlaſſene Lüttich, und demüthigte die trotzigen Wallonen zum dritten Male. Bald nachher regte der König dieſelben von neuem auf.

Wie mit Lüttich, ſo hatte Karl auch mit den Städten und Ständen von Brabant, Hennegau und Flandern viel zu ſchaffen, weil er die Rechte derſelben kränkte und Steuern von ihnen forderte. König Ludwig dagegen brachte es dahin, daß er die Commiſſion, welche er zum Behuf einer Reform des Reiches hatte errichten müſſen, gebrauchen konnte, um gegen die edlen Herren, denen ſonſt nicht beizukommen war, gerichtlich zu verfahren. Von derſelben Commiſſion erwirkte er auch in Betreff der von Karl dem Kühnen in der Picardie beſetzten Städte, beſonders St. Quentin's, einen Spruch, an welchen ſich freilich Karl vorerſt wenig kehrte. Mit ſeinem Bruder, Karl von Berry, ſuchte Ludwig um ſo mehr freundlich übereinzukommen, als ſich die Herzöge von Bretagne und von Burgund ſchon ſeit mehreren Jahren um eine innige Verbindung mit Eduard IV., dem erſten engliſchen Könige aus dem Hauſe York, bemüht hatten. Dieſe Verbindung kam endlich auch, nachdem Ludwig durch diplomatiſche Künſte den Bund der beiden Herzöge unſchädlich zu machen gewußt hatte, gegen das Ende des Jahres 1467 wirklich zu Stande. Damals verlobte ſich nämlich Karl der Kühne, welcher ſeine frühere Gemahlin durch den Tod verloren hatte, mit Eduard's IV. Schweſter, Margaretha von York,

im Februar 1468 ward die Vermählung Beider mit großer Pracht vollzogen, und Eduard IV. verſprach dem Bundesgenoſſen Karl's, dem Herzoge von Bretagne, dreitauſend Bogenſchützen zu einem Einfalle in die Normandie zu ſchicken, wobei er jedoch die Bedingung machte, daß die zu erobernden Plätze den Engländern verbleiben müßten. Ludwig hatte damals ſowohl den Herzog von Bourbon ſchon ganz von deſſen früheren Verbündeten entfernt, als auch ſeinen Bruder Karl von Berry dahin zu bringen geſucht, daß derſelbe ſich für den Beſitz der Normandie durch eine aus der Staatskaſſe zu zahlende jährliche Summe entſchädigen laſſen wollte. Um dies auszuführen, verſammelte Ludwig im April 1468 zu Tours eine ziemlich demokratiſch zuſammengeſetzte Reichsverſammlung, welcher viele Herren, Barone und Biſchöfe, ſowie die Abgeordneten von ſechzig Städten, je ein Geiſtlicher und zwei Weltliche von jeder, beiwohnten, in der aber die erſten Pairs des Reiches fehlten. Dieſe Verſammlung erklärte ſich gegen den Herzog von Berry und deſſen Schützer, Franz II. von Bretagne, weil die Normandie unzertrennlich von der Krone ſei, und beſchloß, daß dem Erſteren zwölftauſend Livres jährlich auf liegende Güter und ſechzigtauſend Livres baar angewieſen werden ſollten. Unmittelbar nachher wagte der König einen Angriff auf Bretagne, ehe noch die engliſchen Hülfstruppen angekommen waren; er zog zugleich alle außerhalb der Bretagne gelegenen Güter des Herzogs Franz ein, ſowie, um dieſen perſönlich zu ärgern, die Herrſchaften der am meiſten begünſtigten Geliebten desſelben, der Antoinette de Maignelais oder, wie ſie genannt wurde, der Dame de Villequier. Während ſeine Truppen in die Normandie und die Bretagne eindrangen, ließ ſich Karl der Kühne, der dem Könige und deſſen Diplomaten nicht gewachſen war, von Zeit zu Zeit bereden, den Waffenſtillſtand mit Ludwig zu verlängern, verſchwendete das zum Kriege nöthige Geld bei verſchiedenen Feſtlichkeiten, und erſchien erſt im September, als es ſchon zu ſpät war, an der Somme. Der Herzog von Bretagne und ſein Schützling, Karl von Berry, hatten nicht nur bereits einen Waffenſtillſtand geſchloſſen, ſondern es war auch durch den Herzog von Calabrien zu Ancennis ein Frieden zu Stande gebracht worden, den der Herzog von Bretagne ratificirte, und zu deſſen Annahme nachher Karl von Berry durch ſeinen Liebling

Odet d'Aidie, Herrn von Lescün, beredet wurde. Dieser Frieden war ein Meisterstück der Politik; denn Ludwig erreichte durch denselben seinen Zweck, Herr im Reiche zu werden, und spielte dem Herzoge von Burgund einen sehr argen Streich. Karl von Berry söhnte sich nämlich in Folge jenes Friedensschlusses mit Ludwig aus, nahm einstweilen die ihm bewilligten Gelder an, und ging auf den Vorschlag ein, daß seine weiteren Forderungen durch eine zwischen dem Herzoge von Calabrien und dem Connetable Grafen von St. Paul zu verabredende Übereinkunft innerhalb eines Jahres geordnet werden sollten. Doch traute Karl von Berry seinem Bruder nicht, und blieb vorerst in der Bretagne zurück.

An den Herzog von Burgund, welcher mit seinen Truppen gegen die Somme heranzog, schickte Franz von Bretagne auf Bitten Ludwig's eine Abschrift des geschlossenen Vertrags; Karl der Kühne sah aber die ganze Sache anfangs als eine bloße Kriegslist an, weil eine der Hauptbedingungen des Vertrages darin bestand, daß die Herzöge von Bretagne und Berry dem Bündnisse mit ihm entsagen sollten. Er hätte sich deshalb auch fast an des Herzogs von Bretagne Wappenherold, der ihm jene Abschrift überbrachte, vergriffen. Indessen erhielt er bald nachher die Beglaubigung der Nachricht*), und nahm dann den Antrag zu Unterhandlungen an. Diese führten zu keinem Ziele, weil die Bevollmächtigten des Königs sich auf den oben erwähnten Ausspruch der Reichs-Reformations-Commission beriefen, von welchen Karl der Kühne nichts wissen wollte. Karl widersetzte sich vielmehr so trotzig, daß er sogar während der Berathungen sein Heer sammeln ließ, und daß auch der Graf von Dammartin, Ludwig's General, die Geduld verlor und ebenfalls seine Truppen in Marsch setzte. König Ludwig dagegen war weniger ungeduldig und weniger reizbar von Seiten der Ehre: er ließ damals dem Herzoge von Burgund nicht nur hundertundzwanzigtausend Dukaten anbieten, sondern lieferte

*) Bien fort esbahi fut le duc de Bourgogne de ces nouvelles veu qu'il ne s'éstoit mis aux champs que pour secourir les dits ducs, et fut en très grand danger le dit heraut; et cuida le dit duc, pourcequ'il (der Herold) éstoit passé par le roy, qu'il eut contrefait les lettres; toute fois il eut de semblables lettres par ailleurs.

sogar, was in der That unerklärlich ist, sich selbst in die Hände seines ärgsten Feindes. In demselben Augenblicke nämlich, als er die Lütticher durch seine Agenten aufforderte, im Rücken Karl's Unruhen zu erregen, ließ er dem Herzoge einen Besuch in Peronne anbieten. Dieser, welcher anfangs durch einen solchen Antrag sehr überrascht war, beantwortete denselben durch einen eigenhändig geschriebenen Geleitsbrief, der dem Könige freundliche Aufnahme und Schutz zusicherte. Ludwig reiste hierauf von nur hundert Personen begleitet nach Peronne, und ward von Karl sehr ehrenvoll empfangen. Man berichtet, daß der treulose Kardinal de la Balüe, welcher dem Könige die gewagte Zusammenkunft mit Karl angerathen hatte, die ganze Sache mit dem Herzog Karl verabredet und folglich den König verrätherischer Weise in eine Falle gelockt habe.

Ludwig erhielt, weil die Burg von Peronne nur enge und schlechte Räume hatte, in der Stadt selbst eine Wohnung, welche sehr anständig war; er fühlte sich aber hier sogleich unbehaglich und unsicher, als er drei Brüder, Philipp von Savoyen, Franz von Savoyen, Bischof von Genf, und Jakob von Savoyen, Grafen von Ramont, sowie einige deutsche Herren und sehr viele andere Männer, die ihn tödtlich haßten, in der Gesellschaft des Herzogs antraf. Er zog daher alsbald auf die Burg. Dies war kaum geschehen, als in Peronne die Nachricht eintraf, daß die Lütticher sich empört hätten, und daß zweitausend von ihnen die Stadt Tongern überfallen, den Bischof, die Domherren und den Herrn von Imbrecourt gefangen mit sich nach Lüttich geschleppt und, wie flüchtige Bürger von Tongern dem Herzoge berichteten, den Archidiakonus Robert de Mormez nicht nur vor den Augen des Bischofs gemordet, sondern auch die Leiche desselben kannibalisch zerrissen hätten. Karl der Kühne und seine Rathgeber waren zu sehr mit dem Charakter und der Politik des Königs und der Leute, welche derselbe hervorzog und gebrauchte, bekannt, um nicht zu vermuthen, daß Ludwig die Lütticher zur Empörung ermuntert habe; auch war überdies zu gleicher Zeit gemeldet worden, daß man unter den tobenden Lüttichern französische Agenten gesehen habe. Der Herzog gerieth bei diesen Nachrichten in wahre Wuth. Er ließ, da er dem Könige die ganze Sache zuschrieb, sogleich die

Thore der Stadt und der Burg schließen, und würde, wie sein Kammerherr, der Geschichtschreiber Philipp von Comines, behauptet, gegen Ludwig aufs heftigste verfahren sein, wenn dieser ihn nicht zurückzuhalten verstanden hätte. Comines erzählt, es sei, als Karl seinen ersten Zorn ausgeschüttet habe, glücklicher Weise niemand als er und zwei Kammerdiener zugegen gewesen, und ihnen sei es gelungen, den Herzog zu besänftigen. (Avec moy n'y avoit à ces paroles que deux valets de chambre, l'un appelé Charles de Visen, natif de Dijon, homme honneste et qui avoit grand credit avec son maistre. Nous n'aigrismes rien, nous adoucismes à notre pouvoir.) Derselbe Comines rieth auch dem Könige, einen sehr harten Vertrag, welchen Karl ihm vorlegen würde, unbedingt anzunehmen, weil der Herzog in einer Wuth sei, die an Raserei grenze. Dieser Vertrag ward dem gefangenen König wirklich vorgelegt, und Ludwig trug kein Bedenken, alles, was man von ihm verlangte, einzugehen, um nur frei zu werden, da ja das Halten bei ihm stand. Am 14. Oktober unterschrieb er die Bedingungen, welche der übermüthige Herzog durch Drohungen erzwungen hatte. Er bestätigte nicht nur die Verträge von Arras und Conflans (s. S. 93 f. und S. 168 f.), sondern gestand auch zu, daß Karl's Abhängigkeit von Frankreich in den leeren Schein der Lehensverbindlichkeit einzelner Provinzen verwandelt, und alle Gerichtsbarkeit in Flandern den französischen Parlamenten entzogen werde. Wir sind in Betreff der Art, wie Ludwig die damals eingegangenen Verpflichtungen ansah, anderer Meinung, als sein Biograph Düclos; denn wir halten dafür, daß ein auf solche Weise zu Stande gebrachter Vertrag ebensowenig bindend sein könne, als ein von Räubern auf der Heerstraße abgezwungenes Versprechen. Nur zwei Umstände werfen einen Schatten auf das Verfahren des Königs und auf seinen Charakter. Er gab nämlich erstens die Lütticher, welche er doch durch seine Gesandten zum Aufstande gereizt hatte, nicht blos in dem Vertrage ganz auf, sondern er ließ sich auch zwingen, den Herzog auf seinem Rachezug gegen Lüttich zu begleiten, obgleich man dort französische Fahnen aufgepflanzt hatte. Zweitens muß selbst Comines, welcher in Peronne, ohne den Herzog zu beleidigen oder gegen sich zu reizen, fortwährend den König aus der Falle zu ziehen suchte und die

Politik desselben auch sonst billigt, das Eingeständniß machen: Ludwig habe angeboten, Geißeln für die Ausführung des Vertrages zu stellen, würde dieselben aber, wenn sie gestellt worden wären, höchstwahrscheinlich ohne Bedenken im Stiche gelassen haben (ceux qu'il nomma s'offrirent hautement, je ne sçais s'ils disoient ainsi à part, je me doute, que non; et la verité je crois, qu'il les y eust laissez). Acht Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages von Peronne (22. Oktober) stand der Herzog in Begleitung des Königs vor Lüttich, und der Letztere mußte am 30. Oktober der Erstürmung und Plünderung dieser Stadt beiwohnen und alle die Gräuel mitansehen, welche durch die von allen Seiten her zusammengerafften Schaaren des Herzogs in Lüttich begangen wurden. Erst am 2. November athmete Ludwig wieder frei; denn an diesem Tage durfte er in sein Reich zurückkehren.

Nach seiner Heimkehr hielt Ludwig zunächst für vortheilhaft, den Vertrag von Peronne zu erfüllen und vor allem Anderen seinen Bruder, Karl von Berry, sowie die übrigen Verbündeten des Herzogs von Burgund zu befriedigen. Er ließ daher jenen Vertrag in das Protokoll des Pariser Parlaments eintragen, beschenkte die Gesandten, welche Karl der Kühne an ihn schickte, mit freigebiger Hand, hob die Urtheile der französischen Reichsgerichte, welche gegen den Herzog von Bretagne und dessen Unterthanen erlassen worden waren, wieder auf, gab alle eingezogenen Besitzungen zurück, und wies dem Herzoge von Bourbon, dem Herrn von Croy und dem Connetable St. Paul liegende Güter und Jahrgelder an. Während Ludwig auf solche Weise mit Schlauheit den Umständen diente und seinen Vortheil verfolgte, bereitete sich der unruhige, heftige, nur auf Krieg und Eroberung bedachte Herzog von Burgund neue Händel und Verlegenheiten, indem er mit dem damals zu ihm in die Niederlande gekommenen Erzherzog Siegmund von Tyrol Unterhandlungen anknüpfte, welche später sein Verderben herbeiführten, statt ihn, wie er gemeint hatte, zum mächtigen Könige zu machen. Mit dem Herzoge von Berry konnte sich Ludwig nicht eher, als im Herbst 1469, verständigen. Daran war Ludwig's vertrautester Minister, der Kardinal de la Balüe, schuld, welcher bis dahin die völlige Aussöhnung zwischen beiden Brüdern gehindert und in Verbindung mit dem Bischof von Verdün auch

dem Herzoge von Burgund die Geheimnisse des Königs verrathen hatte, im Herbste 1469 aber ertappt und nebst jenem Bischof sehr strenge bestraft wurde: der König ließ beide Prälaten in eiserne Käfige einsperren, in welchen sie zehn Jahre lang blieben. Ludwig hatte den Grundsatz, in seinen Geschäften sich nur solcher Leute zu bedienen, welche er als schlau und gewandt erprobt hatte, und die sich in keiner Sache durch Gewissenhaftigkeit aufhalten oder bedenklich machen ließen. Er blieb übrigens dabei stets sein eigener Meister und betrachtete seine Diener sowie seine ganze Umgebung nur als Werkzeuge, die er ohne Bedenken wegwarf, wenn sie nicht in seine Gedanken eingingen. Zu jenen Leuten hatte früher der berüchtigte Schatzmeister seines Vaters, Jacques Coeur, gehört, der seine Verbindung mit Ludwig oder vielmehr seinen königlichen Reichthum zu Karl's VII. Zeit schwer büßen mußte (s. S. 131); zu ihnen gehörten auch de la Balüe und viele Andere, welche Ludwig später mit unmenschlichen Martern quälen ließ. Zur Aussöhnung mit seinem Bruder bediente sich Ludwig eines Mannes, welcher bisher stets sein Gegner gewesen war, nämlich des bereits früher erwähnten Odet d'Aidie, Herrn von Lescün. Dieser bewog den Herzog von Berry zu einem Vertrage, welcher demselben das Herzogthum Guyenne als Entschädigung für die Normandie gewährte. Übrigens mußte der neue Herzog von Guyenne sich zugleich durch Eid und Siegelbriefe verpflichten, daß er nie Karl's Erbtochter heirathen und dem Könige nicht einmal von einer solchen Verbindung reden wolle: ein Beweis, wie sehr der Letztere den Herzog von Burgund scheute. Übrigens blieb Ludwig's Bruder, auch nachdem er jenen Vertrag geschlossen hatte, mit Karl dem Kühnen in Verbindung; er schickte ihm z. B. nicht lange nachher ein geheimes Billet, in welchem er ihn ermahnte, durch die niederländischen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit nicht von Frankreich ablenken zu lassen (mettez peine de contenter vos sujets et ne vous souciez; car vous ne manquerez d'amis). Um jene Zeit ließ Ludwig einen anderen von den Frevlern, welche er, wenn sie ihm brauchbar schienen, zu seinen Busenfreunden machte, dafür bestrafen, daß er sich der von ihm gegründeten neuen Ordnung nicht fügen wollte. Dies war jener Graf von Armagnac, der unter Karl VII. aus Frankreich vertrieben worden war (s. S. 149 f.).

Ludwig hatte ihm seine gottlose Heirath mit der leiblichen Schwester verziehen und nicht nur die Erlaubniß zur Rückkehr aus Aragonien ertheilt, sondern auch seine eingezogenen Güter zurückgegeben; der Graf spielte aber nach seiner Heimkehr den Bandenführer, unterhielt fünfzehnhundert Gensd'armes, mit denen er im südlichen Frankreich sein Wesen trieb, und soll dieselben sogar dem Könige von England zu einem Angriffe auf Guyenne angeboten haben. Der König, welcher nur dann, wenn List oder Geld nicht ausreichte, zu den Waffen seine Zuflucht zu nehmen pflegte, bewog den Grafen durch zehntausend Livres, seine Gensd'armes zu entlassen. Da aber der Graf nichts desto weniger seine Räubereien und Gewaltthätigkeiten fortsetzte, so klagte ihn Ludwig, seinem System getreu, beim Parlament von Toulouse an, und beauftragte, als Armagnac sich dem Urtheile desselben nicht fügen wollte, den Grafen von Dammartin mit der Execution. Dieser führte ein furchtbares Heer gegen den Widerspenstigen, welcher sogleich aus dem Reiche entfloh. Das Parlament erklärte hierauf den Grafen von Armagnac als Hochverräther des Lebens und der Güter verlustig, und Ludwig vertheilte die Letzteren an Dammartin und andere seiner Dienstleute. Dammartin marschirte nach der Flucht des Grafen gegen den Herzog von Nemours, welcher mit diesem in enger Verbindung gestanden hatte und vom Könige für einen Majestäts-Verbrecher erklärt worden war, jetzt aber auf Dammartin's Verwenden Verzeihung erhielt, wiewohl nur unter demüthigenden Bedingungen.

Im Anfange des Jahres 1470 schien Ludwig zuerst den Herzog von Bretagne und dann den Herzog von Burgund angreifen zu wollen; als aber beide Herzöge mit ihren Heeren im Felde erschienen, ließ er sich wieder vom Kriege abschrecken, und schloß zu Angers mit Beiden einen Vergleich, in welchem der Tractat von Ancennis bestätigt wurde. Das Jahr 1470 war übrigens den Planen Ludwig's gegen Burgund sehr günstig; denn in England drohte die Partei Lancaster, welche von Ludwig durch Kabalen und Geld unterstützt wurde, den König Eduard IV., Karl's des Kühnen Schwager, vom Throne zu stoßen, und dadurch wurde Karl's Aufmerksamkeit von Frankreich hinweg nach England gerichtet. Als im Herbst Eduard wirklich den Thron verlor und nach den Niederlanden floh, rüstete Karl ein bedeutendes Heer, um ihn

im Anfange des folgenden Jahres wieder in sein Reich zurückzuführen. Im Jahre 1470 schnitt Ludwig dem Herzoge auch die Verbindung mit den Schweizern ab, indem er zuerst im Mai eine Gesandtschaft der Eidgenossenschaft sehr gnädig empfing, dann seinerseits zwei Gesandten an die Eidgenossenschaft schickte, und mit ihr einen Vertrag schließen ließ, in welchem beide Theile sich verpflichteten, dem Herzoge von Burgund keine Hülfe zu leisten. Dieser vörerst unbedeutende Vertrag ward der Anfang eines für die Schweiz und Frankreich gleich wichtigen Zusammenhanges der beiden Staaten. In demselben Jahre 1470 trat Ludwig, dessen Heer damals unter der Führung des Connetable in der Picardie stand, endlich auch gegen den ihm abgezwungenen Vertrag von Peronne auf. Er hatte seither über denselben geschwiegen, jetzt ließ er ihn aber zuerst in Schriften angreifen, in welchen die Behauptung aufgestellt ward, jener Vertrag sei eine Folge der Treulosigkeit des Kardinals de la Balüe und des Herzogs von Burgund. Dann gab Ludwig dem Pariser Parlament einen Wink. Dieses hatte sich lange geweigert, den Vertrag von Peronne zu registriren, weil derselbe mit den Grundgesetzen des Reiches im Widerspruch stehe und deshalb ungültig sei; jetzt aber fing das Parlament ohne Weiteres an, die Gerichtsbarkeit wieder zu üben, welche ihm durch den Vertrag von Peronne entzogen worden war. Es nahm wieder Appellationen von den flandrischen Gerichten an, und ließ durch einen seiner Gerichtsboten mehrere Fläminger vor das Pariser Parlament laden. Karl gerieth darüber in einen solchen Zorn, daß er jene Gerichtsboten ins Gefängniß werfen ließ. Als hierauf die Präsidenten geschickt wurden, um über diese Verhaftung ein gerichtliches Protokoll aufzunehmen, ließ Karl auch sie ergreifen und so lange in Haft halten, bis sie von ihrem Auftrage abstanden. Mit seinen Flämingern, welche entweder an das Parlament appellirt oder Miene gemacht hatten, der Vorladung desselben Folge zu leisten, verfuhr er noch weit ärger: er ließ sie in den Kerker werfen, durch ein von ihm ernanntes Gericht zum Tode verurtheilen und dann öffentlich hinrichten. Diesen despotischen Handlungen des Herzogs setzte der König gerichtliche entgegen; denn er erlaubte dem Parlamente, die Drosteien Vimeu, Foulloy und Beauvoisis, für welche Karl vertragsgemäß hätte Huldigung leisten sollen, für heimgefallene Lehen zu erklären. Karl

schrieb wegen dieses Schrittes, der ihn sehr erbitterte, an das Parlament und an den König, erhielt aber von Beiden sehr unbefriedigende Antworten. Er verlangte daher von den Herzögen von Lothringen und Bretagne, die sich für die Haltung des Vertrags von Peronne verbürgt hatten, die übernommene Gewährleistung. Da sich nun auch Ludwig an diese und andere Herren wandte, so begann ein neues Kabaliren unter den Großen, welchem endlich der Connetable dadurch ein Ende machte, daß er den König bereredete, den Streit mit den Waffen zu entscheiden. Ludwig nahm bei dieser Gelegenheit wieder den Schein an, als wenn er auch da, wo er seine Wünsche mit Gewalt zu erreichen suchte, nur den gesetzlichen Weg gehe: er berief, wie er schon einmal gethan hatte, eine bestimmte Anzahl Personen aus verschiedenen Ständen und Theilen des Reiches nach Tours, und legte dieser Versammlung, welche als Reichsversammlung gelten sollte und auch häufig so genannt worden ist, die Frage über die Gültigkeit des Vertrages von Peronne vor (November 1470). Die Versammlung verordnete nicht blos alles, was der König wollte, sondern sie erklärte auch auf Grund einer ganzen Reihe von Beschuldigungen den Herzog von Burgund für einen Majestäts-Verbrecher. Hierauf ward dann das Parlament von Paris bevollmächtigt, den Proceß gegen den Herzog einzuleiten. Das Parlament schickte auch wirklich einen Gerichtsboten nach Gent, um Karl persönlich vorzuladen. Dieser war aber vor Wuth außer sich, gab dem Gerichtsboten keine Antwort, sondern blickte ihn wüthend an, ließ ihn in Fesseln legen, und schickte ihn einige Tage nachher zurück, ohne ihn eines einzigen Wortes gewürdigt zu haben.

Karl wäre damals unerwartet angegriffen worden, wenn ihm nicht der Herzog von Bourbon heimlich hätte melden lassen, daß ein königliches Heer gegen ihn gerüstet sei. Er erhielt zugleich die Anzeige von einem gegen ihn beabsichtigten Versuch der Vergiftung. Der König blieb sich auch bei dieser Gelegenheit gleich: er begann, als beide Anschläge auf den Herzog gescheitert waren, keineswegs sogleich den Krieg, sondern überließ es dem Führer seiner Truppen, Dammartin, welcher ein persönlicher Feind Karl's war, demselben einstweilen zu schaden, wie er könnte. Der königliche Befehlshaber suchte mit Hülfe der Urtheile des Parlaments theils unter den Bürgern der Städte

sich eine Partei zu bilden, theils die burgundischen Vasallen, welche die Städte schützen sollten, zu gewinnen, und diese dann mit den in der Picardie gesammelten Truppen zu überfallen. Sein Plan gelang ihm mit St. Quentin, Montdidier und Roye. Bei dem gleichen Versuche gegen Abbeville wurde zwar in demselben Augenblick, als die französische Partei ihm die Stadt überliefern wollte, die Sache dadurch vereitelt, daß eine burgundische Truppenschaar sich plötzlich in die Stadt warf; dagegen weckte aber dieser Überfall die anderen Städte, und machte sie um ihre Municipalfreiheit besorgt. Unmittelbar darauf knüpfte Amiens mit dem königlichen Befehlshaber Verbindungen an, und schickte auf den tückischen Rath desselben zugleich Gesandte an Karl den Kühnen, welche diesen durch erheuchelte Treue und durch Unterhandlungen so lange täuschen mußten, bis Dammartin die zweitausend Mann beisammen hatte, deren er bedurfte, um nicht etwa in der Stadt eingeschlossen zu werden. Amiens ward hierauf von ihm besetzt. Karl schrieb in seiner Wuth darüber dem General Dammartin einen unerhört groben Brief, dieser antwortete ihm aber in gleichem Stile, und suchte sogar durch die Aufschrift seines Briefes den stolzesten unter den Herrschern jener Zeit zu kränken (Antoine de Chabannes, comte de Dammartin, grandmaitre de l'hôtel de France et lieutenant pour le roi en sa ville de Beauvais à Monsieur de Bourgogne). Der Herzog zog damals seine Truppen nach Arras zurück, weil er den Krieg nicht eher förmlich beginnen wollte, als bis er seinem Schwager Eduard IV. die zur Wiedereroberung des englischen Thrones nöthige Hülfe geleistet, und ihm bei der Überfahrt nach England selbst das Geleit gegeben hätte. Sobald dies geschehen war, sammelte er ein Heer von einer in jener Zeit ganz unerhörten Stärke; denn die Zeitgenossen schätzten dasselbe auf achtzigtausend Mann. Der ängstliche und bei jedem Schritte sehr behutsame König Ludwig war daher anfangs auch mit seinem Connetable höchst unzufrieden, als derselbe den Burgundern über die Somme entgegen ging, und drei Tage lang keine Nachricht vom französischen Heere am Hofe einlief. Diese Angst sprach Ludwig auf eine für seinen Charakter und seine Manier sehr bezeichnende Weise in einem Schreiben an den Admiral von Bourbon aus, welcher mit einem Heere in der Nähe

ſtand*). Ludwig faßte übrigens wieder Muth, als Dammartin ihm ſagte, wenn auch das burgundiſche Heer das ſeinige an Zahl übertreffe, ſo ſei doch nicht alles, was glänze, darum auch Gold.

Als nachher der König ſelbſt an die Spitze des Heeres getreten war, ſuchte er vor allen Dingen die burgundiſchen Städte zum Abfall von ihrem Herzoge zu bewegen. Er verſprach ihnen in dieſer Abſicht ſo übermäßige Privilegien, daß die Parlamente kräftige Vorſtellungen dagegen machten, weil ſie glaubten, der König ſei geſonnen, ſein Verſprechen zu halten. Die Vaſallen, welche den König begleiteten, beſonders ſein Bruder, der Herzog von Guyenne, wußten recht gut, wie wenig Ludwig daran denke. Sie gaben dem kühnen Herzoge von Burgund Winke, welche ihn ermuthigten, raſch vorwärts zu gehen. Karl überfiel hierauf die Stadt Pequigny, ſetzte über die dortige Somme-Brücke, und gab das ganze Land in ſeinem Rücken dem Feinde preis. Er begann ſogar tollkühner Weiſe die Belagerung von Amiens, während der Connetable von der einen, Dammartin von der anderen Seite ſein Land ausplünderten, ſo daß er vor ſich eine volkreiche Stadt mit ſtarker Beſatzung, hinter ſich das königliche Heer hatte, welches ihn unaufhörlich beunruhigte, aber jede entſcheidende Schlacht vermied. Zu gleicher Zeit litten die Burgunder auch in den Grafſchaften Charolais und Macon von den Franzoſen. Es kam daher dem Herzoge ſehr zu Statten, daß gerade damals ſein Schwager Eduard IV. in ſeinem Verſuche, das engliſche Reich wieder zu erobern, vom Glücke begünſtigt ward. Er benutzte dieſen Umſtand, um Unterhandlungen über einen Waffenſtillſtand anzuknüpfen. Andererſeits war auch Ludwig bereit, die gewonnene Ausſicht auf Vernichtung des Herzogs aufzugeben und einen neuen Vertrag mit ihm zu ſchließen, weil er fürchtete, Karl der Kühne möchte von England aus bedeutende Hülfe erhalten, und weil dieſer ihm urkundlich bewies,

*) Mon fils, ſchrieb Ludwig, je ne vis onc si haute follie que celle, qu'a faite Dammartin en faisant passer la rivière aux gens, qu'il a, ou mieux courir au grand déshonneur ou grand dommage. Je vous prie, envoyez y quelques gens pour sçavoir, comment il s'y gouverne, et m'en faites sçavoir des nouvelles deux ou trois fois le jour; car je suis en grande malaise, doutant que le grand maître n'ait fait du hardi Merdoux, et si dieu ne le sauve et Notre Dame et sa compagnie, qu'ils ne se perdent par leur défaut.

daß weder ſein Bruder, der Herzog von Guyenne, noch der Herzog von Bretagne es aufrichtig mit ihm meine. So wurde denn ſchon am 4. April 1471 zu Amiens ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, während deſſen über den Frieden unterhandelt werden ſollte. Der Termin desſelben ward auf drei Monate beſtimmt, nach Verlauf dieſer Zeit aber bis zum 1. Mai 1472 verlängert. Auch die Verbündeten und Vaſallen beider Theile wurden in dieſen Waffenſtillſtand mit eingeſchloſſen, jedoch nur diejenigen, welche der König und der Herzog innerhalb acht Tagen als einbegriffen nennen würden. Zu Bürgen (conservateurs) des Waffenſtillſtands-Vertrages wurden nicht, wie man ſonſt zu thun pflegt, fremde Herren, ſondern Vaſallen des Königs und des Herzogs beſtellt, von Seiten des Erſteren nämlich Dammartin, Mouy, dü Chatel und Chatillac, von Seiten des Letzteren aber Raveſtein, des Querdes, d'Imbrecourt und Rothelin. Der König ward wegen dieſes Waffenſtillſtandes von ſeinen eigenen Vaſallen und Unterthanen, welche ſeine wahren Beweggründe nicht kannten, verſpottet. Der Herzog von Bretagne ſchalt ihn ſogar einen Feigling (le roi couard), und wie man früher, als Ludwig ſich in Peronne hatte fangen laſſen, bei ſeiner Rückkehr von Lüttich Hohn- und Spottlieder gegen ihn gemacht und Papagaien und Elſtern abgerichtet hatte, ihm das Wort Peronne zuzurufen, ſo empfingen ihn jetzt auch die Pariſer mit Gaſſenhauern über den Waffenſtillſtand. Ludwig war jedoch ein zu guter Diplomat, um ſich an ſolche Dinge zu kehren. Ihm lag Alles daran, ſich die Freundſchaft des Volkes, beſonders die der Pariſer, zu erhalten; er ließ daher die Letzteren ſingen, begab ſich bei ſeiner Rückkehr nach Paris auf das dortige Stadthaus, beſuchte viele angeſehene Bürger in ihren Wohnungen, zündete den Pariſern beim Johannis-Feſte das übliche Freudenfeuer eigenhändig an, und gewann ſo die Bürger wieder für ſich, trotz aller Beſtrebungen des Adels, ihn verhaßt zu machen.

Der Herzog von Burgund blieb dem Vertrage von Amiens getreu, obgleich in den drei Monaten, für welche derſelbe anfänglich geſchloſſen worden war, die Umſtände ſich ganz änderten. Karl's Schwager, Eduard IV., ſtieß nämlich den Bundesgenoſſen Ludwig's, Heinrich VI., vom engliſchen Thron, und ſtatt daß Ludwig vorher auf die zehntauſend Bogenſchützen, die ihm der Letztere

versprochen hatte, rechnen durfte, hatte Karl jetzt England's Macht für sich. Ludwig bewies sich auch damals als einen Meister der neueren Staatskunst, und leistete mehr, als unsere Diplomaten, welche nur sophistisiren können, zu leisten pflegen. Er übersah Kleinigkeiten, um Größeres zu erlangen: er gab dem Herzoge von Burgund, als derselbe auf die Einräumung einiger Plätze drang, sogleich nach, weil es unter den damaligen Umständen nicht rathsam war, den Krieg wieder zu beginnen. Beide Theile standen sich übrigens fortwährend beobachtend gegenüber, und bekriegten einander im Kabinet mit allen Künsten und Tücken italiänischer Kabalen. Der König war besonders aufmerksam auf seinen Bruder, den Herzog von Guyenne, welcher noch immer insgeheim mit Karl dem Kühnen conspirirte und in offener Verbindung mit dem Herzoge der Bretagne blieb. Um den immer wieder erneuerten Plan einer Vermählung desselben mit Maria von Burgund zu vereiteln, war Ludwig auf den Gedanken gekommen, seinem Bruder eine castilianische Prinzessin zur Gemahlin zu verschaffen; er hatte deshalb auch Unterhandlungen mit Castilien angeknüpft, die Sache scheiterte aber an verschiedenen Schwierigkeiten. Der Herzog von Guyenne setzte seine Bewerbung um die Erbin von Burgund ohne Unterlaß im Stillen fort. Da er nun von königlichen Kundschaftern umgeben und in ein Netz von Intriguen verstrickt war, so folgte er dem Rathe des oben erwähnten Herrn von Lescün, und suchte seine geheime Verbindung mit Burgund hinter das seinerseits durchaus nicht ernst gemeinte Project einer anderen Vermählung zu verstecken, von welcher er im voraus wußte, daß sie dem Könige eben so wenig angenehm sein werde, als die mit Maria von Burgund. Er stellte sich nämlich, als wenn er eine jüngere Tochter des Grafen von Foix heirathen wolle. Dadurch brachte er den König in große Verlegenheit; denn jener Graf besaß nicht nur Foix, Bigorre und Bearn, sondern seine Kinder mußten auch Navarra erben, er hatte überdies eine seiner Töchter an den Herzog von Bretagne verheirathet, und wenn nun noch der Herzog von Guyenne mit ihm in nahe Verbindung kam, so entstand für den König die Gefahr, daß sich im Südwesten des Reiches ein Dreiherren-Bund bildete. Dies konnte Ludwig, dessen einziges Streben es war, eine Einheit der Regierung und des

Nationalgefühls in Frankreich herzustellen, unmöglich zugeben. Andererseits konnte er sich aber auch nicht geradezu widersetzen. Hier bedurfte er also der ganzen Feinheit seiner aus Italien stammenden Politik und aller treulosen Künste der Männer, welche seine Creaturen und Werkzeuge waren. Unter diesen nahm dü Bouchage, der die Unterhandlungen mit Karl von Guyenne leitete, einen ausgezeichneten Platz ein. Ihm schrieb daher Ludwig, er möge jene Heirathsangelegenheit zu vereiteln suchen, sich dabei aber immer stellen, als wenn der König nichts gegen dieselbe einzuwenden habe. (Mettez y, schreibt er, tous vos cinq sens de nature — — — si vous venez à bout de ce point, vous me mettrez en paradis.) Ludwig ward jedoch damals, während er die Anderen zu täuschen glaubte, selbst getäuscht; denn sein Bruder blieb wegen der Maria von Burgund in Unterhandlung, obgleich ihm Ludwig sogar seine eigene Tochter Anna, welche schon mit Nikolaus von Lothringen versprochen war, angeboten hatte. Bald nachher ward der Herzog von Guyenne gefährlich krank, und Ludwig trug jetzt in seiner Verlegenheit kein Bedenken, sich gegen seinen Bruder eines Giftmischers zu bedienen oder doch wenigstens mit einem abscheulichen Mönch, welcher seines Bruders Zutrauen misbrauchte, in Correspondenz zu treten, und zugleich Karl dem Kühnen die vortheilhaftesten Anerbietungen zu machen, wenn er die Herzöge von Bretagne und Guyenne ihrem Schicksale überlassen wolle. Seine Freude über den Zustand seines Bruders spricht er in einem Briefe an Dammartin aus. (J'ai eu nouvelles, que Mr. de Guyenne se meurt, et qu'il n'y a point de remède en son fait, et me le fait sçavoir un de ses plus privés, qu'il ait avec lui, par homme exprès, et ne croit pas, ainsi qu'il dit, qu'il soit vife à quinze jours d'ici — — celui qui me mande cela c'est le moine, qui dit ses heures avec Mr. de Guyenne.) Da der Herzog von Burgund zu nachdrücklich darauf drang, daß der Waffenstillstand in einen Frieden verwandelt werde, so schloß Ludwig am 3. Oktober 1471 zu Crotoy einen Frieden, in welchem er Amiens, St. Quentin, Roye und Montdidier zurückzugeben und den Connetable St. Paul nebst dem Herzoge von Nevers der Rache Karl's des Kühnen zu überlassen versprach. Die Ratification dieses Friedens verzögerte er aber so lange, bis zu seiner großen

Freude ſein Bruder, der Herzog von Guyenne, ſtarb (24. Mai 1472), und nun war nicht mehr an dieſelbe zu denken.

Der Herzog von Burgund kannte den König zu gut, um ihm zu trauen; er hatte daher, obgleich der Waffenſtillſtand bis zum 15. Juni 1472 verlängert worden war, ſich ſchon vor dem Tode des Herzogs von Guyenne für den Wiederbeginn des Krieges gerüſtet. Er hatte während des Waffenſtillſtandes den durch den Einfall der Franzoſen im Jahre 1471 erregten Schrecken benutzt, um die reichen Niederländer dahin zu bringen, daß ſie ihm zur Beſchützung der Grenzen, ſtatt der ſeither nur nach den jedesmaligen Umſtänden und für beſtimmte Zeit gewährten Steuer, eine beſtändige Abgabe bewilligten. Dieſe Einnahme diente ihm zur Aufſtellung eines Heeres, welches ſeine abenteuerlichen Vergrößerungs-Pläne ausführen ſollte, und er wußte ſie ſo zu vergrößern, daß er jährlich eine halbe Million Dukaten auf ſeine Truppen verwenden konnte. Freilich rief er dadurch nicht blos in Holland und Seeland öftere gefährliche Unruhen, ſondern auch in Flandern Unzufriedenheit und ängſtliche Beſorgniß hervor. Sein Heer, welches er ſeit 1472 fortwährend vermehrte, beſtand im Jahre 1475 aus zweitauſendzweihundert Speeren oder Berittenen, von welchen jeder einen Knappen, einen Waffenträger und acht ſchwer bewaffnete Fußgänger hatte, aus viertauſend Schützen, ſechshundert Musketieren und ſechshundert Artilleriſten oder zuſammen aus zwanzigtauſend Mann. Zu dieſen kamen noch die Bürger-Milizen der Städte, ſowie engliſche und italiäniſche Miethtruppen. Er hatte außerdem dreihundert Kanonen und zweitauſend Pulverwagen. König Ludwig ließ unmittelbar nach ſeines Bruders Tode das Herzogthum Guyenne mit einem Heere beſetzen, welches er längſt bereit gehalten hatte, um ſogleich vorzurücken, wenn ſein Bruder die Augen geſchloſſen habe. Er ernannte für das Herzogthum Guyenne, das er unmittelbar an die Krone zog, einen Statthalter, und war eben im Begriff, mit fünfzigtauſend Mann in die Bretagne einzurücken, als der Herzog von Burgund, ohne den Ablauf des Waffenſtillſtandes abzuwarten, in die Picardie und Normandie einbrach. Karl hatte jedoch auf ſeinem Zuge gleich anfangs ſchlechten Erfolg, und hätte ſich ſchon aus dem Grunde abhalten laſſen ſollen, auf die Stärke ſeines Heeres zu vertrauen, weil er nicht einmal zu

einer Zeit, wo Ludwig dem Herzoge von Bretagne gegenüber stand, etwas auszurichten vermochte. Die Stadt Beauvais ward von den Burgundern vergebens angegriffen, und Rouen, vor dessen Mauern Karl sich endlich mit achtzigtausend Mann lagerte, konnte nicht einmal ernstlich bedroht werden. Die Burgunder richteten übrigens gräßliche Verwüstungen an, sie zogen sengend und brennend durch das Land, zerstörten die offenen Plätze und verbreiteten solches Entsetzen, daß man deshalb dem Herzoge den Beinamen des Gräßlichen gab. Karl ward übrigens damals seinen eigenen Unterthanen eben so verderblich und eben so verhaßt, als den Franzosen: denn während er die Picardie und Normandie verheerte, streiften nicht nur die französischen Besatzungen von Amiens und St. Quentin bis tief in die Niederlande, sondern auch im eigentlichen Burgund wurden durch den Grafen Roussi, den ältesten Sohn des Connetable, die Städte und Dörfer bis in die Nähe von Tonnère, Joigny, Troyes und Langres niedergebrannt, und der Dauphin von Auvergne verheerte auf Befehl des Königs die Franche Comté. Die lauten Klagen seiner Unterthanen, der Mangel an Lebensmitteln, das in Folge davon eintretende Hinschwinden seines allzu großen Heeres und der Wunsch, sich an dem Connetable wegen der Verwüstung seines Landes zu rächen, bewogen den Herzog Karl schon im September zur Rückkehr.

Karl's Zug hatte wenigstens die eine Wirkung, daß er dem Herzoge von Bretagne nützlich ward; denn der König hielt, als er von dem Einfall der Burgunder in die Normandie benachrichtigt ward und zugleich erfuhr, daß der König von England mit dem Herzoge von Bretagne ein Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniß geschlossen habe, nach seiner ängstlichen Behutsamkeit für rathsam, dem Letzteren einen Waffenstillstand auf ein Jahr zu gewähren. Auch Karl schloß am 3. November 1472 einen Waffenstillstand auf fünf Monate, vermöge dessen vorerst Alles beim Alten blieb. Daß Ludwig, schlau, schleichend und herablassend, seinen stolzen, heftigen, aller Vorsicht und Politik ermangelnden Nebenbuhler stürzen werde, ahnte damals schon jedermann, mehr als alle Anderen aber der vortreffliche Geschichtschreiber dieser Zeiten, Philipp von Comines. Dieser hatte schon seit dem Vertrage von Peronne mit Ludwig in Verbindung gestanden; denn er zeigte

sich stets als einen schlauen Politiker und Diplomaten, der nicht gerade rechtlich zu sein braucht, und Ludwig wußte dergleichen Leute durch jedes Mittel an sich zu ziehen, statt daß Karl sie beleidigte und sie von sich abstieß. Philipp von Comines trat jetzt ganz in des Königs Dienste, weil er voraus sah, daß Karl sich bald selbst muthwillig zu Grunde richten werde. Weit aussehende Pläne verrieth Karl, als er gleich nach dem Abschluß des Waffenstillstandes nicht blos Geldern besetzte und sich bis nach Aachen und Metz ausbreitete, sondern auch die Errichtung eines burgundischen Königreiches betrieb. Hierzu sollte ihm der gelehrte, aber zum Handeln unfähige deutsche Kaiser Friedrich III. behülflich sein. Wir müssen daher unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die deutschen Angelegenheiten jener Zeit richten, wobei wir uns aber auf die Particulargeschichte der zahllosen kleinen Staaten, in welche das deutsche Reich seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sich aufgelöst hatte, nicht weiter einlassen werden, als zur Kenntniß des Zusammenhanges der allgemeinen Geschichte durchaus nöthig scheint.

4. Innerer Zustand des deutschen Reiches unter Friedrich III.

Der Zustand des deutschen Reiches zu der Zeit, als Friedrich III. das Interesse der Nation und der Religion dem Pabste opferte, und dafür zuerst die geweihte Rose und dann die Kaiserkrone erhielt (s. Th. IX. S. 280—283), war nicht ganz so schlimm, als er dem Äußern nach scheinen könnte, weil gerade damals die Städte und ihre Gewerbe, die Künste, der Handel und die Handwerke den höchsten Grad der Blüthe erreichten, und Deutschland den Norden wie den Osten Europa's bis ins Innere von Rußland hinein mit seinen Producten und Fabrikaten versorgte. Fürsten, Ritter und Herren oder mit anderen Worten diejenigen in der Nation, welche stets bewaffnet waren und zu Pferde kämpften, betrachteten freilich noch immer, wie die Araber, Turkmannen, Kurden und afrikanischen Völker von jeher thaten, jeden Unbewaffneten oder vielmehr alle die, denen sie überlegen waren oder auf der Heerstraße begegneten, als ihre Beute, raubten ihnen das Ihrige oder nöthigten sie, das Geleite zu bezahlen.

Allein die Bürgerschaften der Städte waren hinter ihren Mauern und, wenn sie gute Führer hatten, auch im Felde der unbeholfenen ritterlichen Mannschaft völlig gewachsen; denn sie besaßen Geschütz, und ihre Milizen hatten den Vortheil der Beweglichkeit, während es den Rittern an Geschützen oder doch wenigstens an Leuten, welche es zu bedienen verstanden, sowie an aller Taktik und Strategie mangelte. Außerdem waren die Städte unter sich und mit einzelnen Fürsten und Herren in Bündnissen vereinigt. Übrigens hatten sie mit den Fürsten und Rittern unaufhörliche Händel, und die Versuche, Polizei und gerichtliches Verfahren im Reiche geltend zu machen oder die Ausführung der von den Reichsgerichten gefällten Urtheile durchzusetzen, gelangen nur hier und da. Was man in Hinsicht auf das Letztere aus einem vorgeblichen Edict Friedrich's III. über Reichs-Justiz herleitet, hat ebensowenig historischen Boden, als das, was man in Betracht des rechtlichen Zustandes unserer Zeit etwa aus den Frankfurter Grundrechten von 1849 herleiten würde. Friedrich habe, heißt es, beschlossen, eine kaiserliche Gerichtskammer, sechzehn Provinzialgerichte und vierundsechzig Vehmgerichte einzurichten. Außerdem sollte auch das römische Recht von den Gerichten gänzlich ausgeschlossen werden, woraus wenigstens das Eine hervorgeht, daß dieses fremde Recht mit einem in fremder Sprache geschriebenen Gesetzbuche, welches bis auf den heutigen Tag unsere Rechtsgelehrten durch seinen gelehrten Inhalt erdrückt, das gute deutsche Herkommen verdrängt hatte und allen deutschen Seelen verhaßt war. Der Mangel an Einheit in Deutschland und die Erbärmlichkeit des Kaisers, welcher gesetzlich berechtigt war, Ordnung und Frieden zu erhalten, machen es unmöglich, die deutsche Geschichte dieser Zeit ausführlich zu erzählen, ohne in ein Labyrinth zu gerathen. Wir wollen daher zunächst den Zustand des Reiches dadurch anschaulich zu machen suchen, daß wir des Beispiels wegen die vier bedeutendsten deutschen Fürsten jener Zeit hervorheben, und bei Gelegenheit ihrer Geschichte sowohl Einiges über den Misbrauch des Faustrechtes anführen, als auch den Unfug jener vielen kleinen Fürsten, Grafen, Herren und Ritter darstellen, von denen jeder in seinem Dorfe oder in seiner Burg souverän war. Nachher aber wollen wir von den Verhältnissen des Kaisers und von seiner Ohnmacht

reden. Jene vier Fürſten waren: der Kurfürſt von der Pfalz, Friedrich I. der Siegreiche, der Markgraf Albrecht von Brandenburg mit dem Beinamen Achilles oder auch Ulyſſes, Herzog Ludwig der Bärtige von Baiern-Ingolſtadt und Herzog Ludwig der Reiche von Baiern-Landshut, deſſen Geſchichte wir jedoch erſt ſpäter erzählen werden.

Die Pfalz war nach dem Tode des Kaiſers Ruprecht zwar unter mehrere Prinzen, welche beſondere Linien bildeten, getheilt worden (ſ. Th. IX. S. 135); aber das Kurland ward doch ungetheilt von Ludwig III. und deſſen Sohne, Ludwig IV., beherrſcht. Unter den Nebenlinien beſaßen die nicht ſogleich wieder erlöſchenden und hiſtoriſch merkwürdigen von Zweibrücken, Simmern und Veldenz großen Stolz und große Anſprüche bei kleinen Mitteln. Ludwig IV. hinterließ (1449) einen erſt elf Monate alten Sohn, Philipp; er hatte deshalb, was auch den Beſtimmungen der goldenen Bulle entſprach, vor ſeinem Tode verfügt, daß ſein älteſter Bruder, Friedrich I., die Regierung der Rheinpfalz und die Vormundſchaft des Kindes übernehmen ſolle. Die größeren Vaſallen und die Nachbarn ſuchten aus der Minderjährigkeit des Erben der Pfalz Vortheil zu ziehen. Namentlich erhoben ſich die Grafen von Lützelſtein, welche bereits 1447 von Ludwig IV. gedemüthigt worden waren. Dieſer hatte ihr Schloß Lützelſtein erobert, die von ihnen vertriebenen Grafen von Bitſch wieder eingeſetzt und ſie ſelbſt zu pfälziſchen Vaſallen gemacht. Sie hatten hierauf, ſchon vor Ludwig's Tode, in Verbindung mit anderen kleinen Grafen, Reichsbaronen und Rittern das Ihrige wieder zu erobern verſucht, und glaubten jetzt dem Vormunde ſeines Sohnes völlig gewachſen zu ſein. Friedrich war daher kaum vormundſchaftlicher Regent der Pfalz geworden, als er in die ſogenannte Lützelſteiniſche Fehde verwickelt ward, weil er ſich auch in den Streit miſchte, den die Lützelſteiner als Verbündete der Herren von Lichtenberg mit den Grafen von Leiningen führten. Zweimal, in Heidelberg und in Weißenburg, verſuchte Friedrich den Streit in ſeiner Eigenſchaft als Pfalzgraf oder Reichsrichter zu ſchlichten; als dies ihm nicht gelang, griff er (Herbſt 1450) zu den Waffen. Von dieſem Augenblick an war er beſtändig mit ſeinen Nachbarn in Krieg, weshalb er nachher von den Pfälzern, welche ſtolz auf ihn

waren, der Siegreiche, von denen aber, die er durch Morden, Sengen und Brennen zur Ruhe zwang, der böse Fritz genannt wurde. Die Lichtenberger siegten im Juni 1451 bei Reichshofen über die Grafen von Leiningen; dies ermuthigte die mit ihnen verbündeten Lützelsteiner, mehrere Dörfer Friedrich's niederzubrennen und ihm einen Fehdebrief zu schicken. Dabei verließen sie sich nicht blos auf die kleinen Herren, welche jede Gelegenheit ergriffen, um durch Raub ihre Dienstleute ernähren zu können, sondern auch auf größere Herren, welche Friedrich's Nachbarn und Verwandte waren. In der That nahm auch Friedrich's Vetter, Ludwig der Schwarze von Veldenz, sowie der Kurfürst Dietrich von Mainz und der Markgraf Jakob von Baden Partei für die Lützelsteiner. Die Sache wurde dadurch für Friedrich so gefährlich, daß er den Kampf nicht anders unternehmen wollte, als wenn er auch persönlich den Lohn des Sieges ernten könne: was offenbar zugleich der Vortheil der Pfalz war, weil diese bei einer langen Minderjährigkeit ihres Fürsten nicht glücklich sein konnte, sondern den Arm eines rüstigen Ritters brauchte. Friedrich half sich auf die nämliche Weise, wie nachher in ähnlichen Verhältnissen Ludwig XI. sich zweimal geholfen hat (s. S. 176 und 184). Dieser berief, da ihm die Stände Frankreich's für seinen Zweck nicht dienen konnten, Notablen und nannte sie Stände; in der Pfalz aber gab es, wie der neueste Geschichtschreiber derselben, Häusser, beweist, keine Stände, Friedrich berief also, nachdem zwei Versuche, die Sache anders zu ordnen, gescheitert waren, Verwandte, Ritter und Geistliche als erbliche Repräsentanten des Volkes, und nannte sie ebenfalls Stände. Er versammelte im September 1451 zu Heidelberg die Bischöfe von Worms und Speier, den Deutschmeister, den Domprobst, seinen eigenen Erzieher Ernst Landschade von Steinach, die Grafen von Werthheim, Katzenelnbogen, Hanau, Isenburg und Nassau, den Rheingrafen, sowie die ersten Glieder des pfälzischen Adels, die Gemmingen, Sickingen, Dalberg u. A., nebst den angesehensten Beamten, und diese sogenannten Stände genehmigten, daß Friedrich fortan als Kurfürst und Regent die Regierung führe, seinen Neffen an Kindesstatt annehme, keine Heirath mit einer Ebenbürtigen, die ihm rechtmäßige Erben geben könne, eingehe, und mehrere Punkte beschwöre, welche den Vasallen gewisse Rechte sicherten. Friedrich's Neffe willigte zwar

ebenfalls ein, dieſer war aber erſt vier Jahre alt, und ſeine Zuſtimmung verlieh folglich jenem Beſchluſſe keine größere Gültigkeit, als derſelbe an und für ſich hatte. Nur die kaiſerliche Zuſtimmung konnte Friedrich zum Kurfürſten machen; dieſe wurde ihm jedoch lange verſagt. Gleichwohl ließ ſich Friedrich im Januar 1452 zu Heidelberg die Huldigung leiſten. Er verſchaffte ſich nachher für ſein gutes Geld auch die ganz unnöthige Zuſtimmung des Pabſtes, und bewirkte nach und nach, daß die anderen Kurfürſten ihn anerkannten. Der Kaiſer dagegen beharrte auf ſeinem Sinn, und auf dieſen vertrauten die gegen Friedrich kämpfenden Fürſten.

Friedrich erhielt an den Städten Speier, Wimpfen, Ulm, Reutlingen, Weil, Kempten, Giengen, Aalen, Nürnberg, Nördlingen, Rothenburg, Dinkelsbühl, Windsheim und Weißenburg, welche von denſelben raubenden Rittern, die ihn beunruhigten, bedroht wurden, Bundesgenoſſen gegen ſeine Feinde. Auch verbanden ſich die Biſchöfe von Würzburg und Speier, ſowie die Herzöge Ludwig und Albrecht von Baiern, mit ihm. Er beendigte zuerſt (im Herbſt 1452) die Lützelſteiner Fehde, indem er mit einem Heere von ſechstauſend Mann gegen die Herren von Lützelſtein auszog, ſie aus dem Lande trieb und ihre Grafſchaft, ohne Rückſicht auf die Reichsgeſetze, auf den Kaiſer und auf das Recht, mit der Pfalz vereinigte. Es war dies eine Zeit, in welcher immer der Stärkſte Recht behielt; das erfuhren jetzt die Lützelſteiner ebenſo vom Kurfürſten Friedrich, wie ſie ſelbſt es vorher den Leiningen fühlbar gemacht hatten. Im folgenden Jahre gebrauchte Friedrich einen der Leiningen, um die Oberpfälzer, beſonders die Stadt Amberg, zu nöthigen, ſich dem zu fügen, was die Unterpfälzer beſchloſſen hatten. Dieſe Sache wurde 1454 militäriſch beendigt; Amberg ward gebrandſchatzt, mehrere Bürger öffentlich hingerichtet und eine Beſatzung in die Burg der Stadt gelegt, um die Andern in Schrecken zu halten. Die Energie, welche Friedrich auf ſolche Weiſe von ſeinem vierundzwanzigſten Lebensjahre an bewieſen, oder vielmehr das Glück, welches ihn begleitet hatte, bewirkte, daß am Ende des Jahres 1454 die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen ihn als Collegen anerkannten, nachdem dies von Trier und Köln ſchon im März 1453 geſchehen war. Auch ſeinen Vetter, Ludwig den Schwarzen von Veldenz, welcher ſeine Lehenshoheit nicht an-

erkennen wollte, zwang Friedrich mit Gewalt dazu. Schauderhaft ist für unsere Zeiten und Sitten die Art, wie er, um diese leere Form zu erzwingen, das Paradies von Deutschland zur Wüste machte. Er brannte nämlich, als er gegen Bergzabern, die Hauptfestung des Landes, zog, über dreißig Dörfer nieder; sein Vetter Ludwig wandte sich hierauf an Philipp den Guten von Burgund um Hülfe, und dieser schickte ihm viertausend Picarden, die sich noch besser, als Friedrich's Deutsche, auf das Verwüsten verstanden. Friedrich's Raubschaaren wütheten nachher noch einmal auf türkische Weise im Zweibrücker und Veldenzer Gebiet, und Ludwig äscherte zur Rache dafür mehr als zwanzig kurpfälzische Dörfer ein. Das Ende der grausigen Fehde war, daß Ludwig von Philipp dem Guten und von seinem anderen Bundesgenossen, dem Markgrafen von Baden, aufgegeben wurde und hierauf die Lehensverbindlichkeit anerkennen mußte. Um diese Zeit entsagte ein anderer Feind des Pfalzgrafen, Dietrich von Mainz, seinem Groll auf Friedrich, weil die deutschen Kurfürsten damals fast auf denselben Gedanken gekommen waren, den die französischen Prinzen und Großen hatten, als sie den Bund der Praguerie und den Bund für das öffentliche Wohl schlossen, um die Monarchie in eine Unzahl Particularherrschaften zu verwandeln (s. S. 118 ff. und 161). Sie hatten eine Verbindung gegen den Kaiser und gegen die Vehmgerichte geschlossen, und um für dieselbe einen rüstigen Streiter zu gewinnen, söhnte Dietrich sich mit Friedrich dem Siegreichen aus. Er erkannte ihn als Kurfürsten an, zog ihn in die Verbindung, und nahm überdies mit seiner Hülfe das furchtbare Raubnest Montfort bei Kreuznach, welches den Mainzer Unterthanen ebenso verderblich gewesen war, als den pfälzischen (Oktober 1456).

Der Plan gegen den Kaiser ward durch den zweiten der oben genannten Fürsten vereitelt, deren Leben und Wirken uns vom Zustande des unglücklichen deutschen Reiches eine Vorstellung geben kann. Albrecht Achilles oder Ulysses von Brandenburg war der Bruder des Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, und hatte, da man damals, statt Apanagen auszusetzen, die Länder wie Privatgut theilte, nach seines Vaters Tode (1440) die fränkisch-brandenburgischen Besitzungen unterhalb des Gebirges

erhalten. Später (1469) ward er, weil sein Bruder keine Söhne hinterließ, auch Kurfürst von Brandenburg. Er war wie sein Bruder, welchen man den Eisernen oder den Kurfürsten mit den eisernen Zähnen nennt, von schönem und riesenhaftem Körperbau, und zeichnete sich schon zu Lebzeiten seines Vaters in Kriegszügen so sehr aus, daß man ihn mit demselben Rechte, wie später den Herzog von Guise, den Benarbten (le balafré) hatte nennen können. Er diente dem Kaiser Albrecht II. wider die Böhmen und Polen, wurde von den Breslauern zum Feldherrn gegen die Polen gewählt, ward dann Statthalter in Schlesien, und leitete als solcher die Vermittelung zwischen dem Kaiser, dem Baseler Concilium, den Böhmen und den Polen. Gleich nach seines Vaters Tode ward ihm die Ausführung eines Urtheils, welches der Kaiser in einem Streit der Würzburger Stifts-Unterthanen mit ihrem Bischofe erlassen hatte, übertragen, und er vollzog den ihm gewordenen Auftrag vollständig. Von diesem Augenblick an war er die einzige Stütze des kaiserlichen Ansehens in Deutschland, welches Friedrich III. selbst nicht behaupten konnte. Man machte dem Markgrafen Albrecht sogar den in Deutschland und bei deutschen Fürsten unerhörten Vorwurf, er habe mehr für Kaiser und Reich gethan, als seinem eigenen Hause zuträglich gewesen sei. Er selbst handelte für das Reich mit dem Schwerte; sein Rath aber, der durch Klugheit und Geschicklichkeit ausgezeichnete Peter Knorrens, leistete im Kabinet dasselbe, was Albrecht im Felde vollbrachte. Nachdem er mit den Würzburgern fertig war, ward er in die Händel verwickelt, welche Ludwig der Bärtige von Ingolstadt sein ganzes Leben hindurch mit seinen Verwandten, mit dem Kaiser, mit der Kirche, mit dem Concilium, ja mit aller Welt hatte.

Herzog Ludwig der Bärtige von Baiern-Ingolstadt, dessen bereits früher (Th. IX. S. 208) gedacht worden ist, hatte 1413 die zerstreuten, von den Ländern der beiden Häuser Baiern-München und Baiern-Landshut vielfach durchschnittenen Besitzungen der ältesten baierischen Herzogslinie geerbt. Er war als junger Mensch lange in Frankreich gewesen; dort hatte er auf nicht gerade rechtliche Weise die für jene Zeit ungeheure Summe von fünf Millionen zusammengebracht und, wie Ebram von Wilten-

berg in ſeiner Chronik ſagt, die Gottloſigkeit gelernt. Gleich vom erſten Augenblick ſeiner Regierung an zeigte er ſeine ſtreitſüchtige Natur, und gab dadurch dem Kaiſer Siegmund, der die Strafgelder der Fürſten als Quelle für ſeine Schatulle benutzte, die erwünſchte Gelegenheit, von Zeit zu Zeit recht ſchöne Summen von ihm zu erheben. Im Jahre 1419 ward ihm, weil er den Kurfürſten Friedrich I. von Brandenburg ungerechter Weiſe befehdet hatte, von Siegmund eine Geldbuße von zweimalhunderttauſend Mark auferlegt; die Erhebung derſelben aber überließ Siegmund weislich dem Kurfürſten Friedrich ſelbſt. Ludwig zahlte nicht, weil er den Kurfürſten in Pommern beſchäftigt wußte; er ſchrieb vielmehr dieſem ſehr grobe Briefe, und ließ durch ſeinen Sohn, Ludwig den Buckeligen, mit Hülfe des raubſüchtigen Adels Franken verheeren und die Burg zu Nürnberg verbrennen. Friedrich erlangte nur durch Vermittelung Siegmund's einen Waffenſtillſtand (1421). Kaum waren die Händel in Franken beigelegt, als Ludwig gegen ſeinen Vetter Heinrich den Reichen von Baiern-Landshut einen Verwüſtungskrieg begann, in welchem der Ritter Kaspar Torringer den raubenden Landadel für ihn aufregte. Dieſer Krieg endigte jedoch ganz zu Ludwig's Nachtheil: die Stadt Donauwerth fiel von ihm ab und ſuchte reichsſtädtiſche Privilegien vom Kaiſer zu erhalten, und es würde ihm noch ſchlechter ergangen ſein, wenn nicht auch diesmal der Kaiſer Frieden geſtiftet hätte (1422). Gleich nachher gerieth Ludwig beim Ausſterben der Straubingiſchen Linie mit ſeinen Vettern über die Vertheilung der Erbſchaft in Fehde, und als Kaiſer Siegmund 1431 aus Italien nach Baſel kam, war Ludwig bereits wieder von ſeinen Vettern und von der Geiſtlichkeit beim Concilium angeklagt. Ludwig hatte es damals allerdings ſehr arg getrieben *); er hatte unter Andern Hunde, Falken und Jäger in die Klöſter einquartiert, und dieſe auch ihrer Güter beraubt. Er war deswegen von ſechs Klöſtern in den Bann gethan worden, ſo daß in Eichſtädt oder Straubing, ſo oft er dahin kam, aller Gottesdienſt ſtill ſtand. Dies

*) Der Fürſt, heißt es von ihm in einer Chronik, überlegt die chlöſter und all geiſtlich gueter gar ſchwärlich mit jägern und valknern nach den franzöſiſchen ſitten, das die Prälaten nicht erleiden mochten; und namen den Fürſten für den geiſtlichen gericht und brachten in (ihn) in den Pann, darin er ſein lebtag beleib.

hatte ihn jedoch nicht im geringsten angefochten und die Klöster waren daher mit den von ihm beraubten und mißhandelten Fürsten zusammengetreten, um ihn beim Kaiser und beim Concilium zu verklagen. Seine Ankläger waren: der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Landshut, die Grafen von Oettingen, die Bischöfe von Passau, Regensburg und Eichstädt, sowie mehrere Reichsstädte und Klöster. Das Concilium ließ ihn durch den Abt von Creilsheim vor sich laden; er erschien aber nicht, sondern schickte nur seinen buckeligen Sohn Ludwig, welcher ein eben so böser Mann war als er. Dieser suchte die Anklage gegen seinen Vater dadurch zu entkräften, daß er erklärte, die weltlichen Kläger seien seines Vaters Feinde, die geistlichen aber nicht seines Gleichen. Das Concilium nahm jedoch diese Ausflucht nicht an, sondern sprach den Bann gegen Herzog Ludwig aus. Die Reichsacht folgte bald nach. Ludwig widersetzte sich damals nicht, weil ihm der Bann gleichgültig war, und weil er in Betreff der Acht wohl wußte, daß Kaiser Siegmund für Geld feil sei. Er trat durch seinen Sohn mit dem Kaiser in Unterhandlung, und verschaffte sich wirklich die Lösung von der kaiserlichen Acht. Wie viel er für dieselbe bezahlen mußte, sagen die Chroniken nicht; nur berichtet Eberhard von Windeck, daß dem Kaiser aus diesem Handel *etwas Dickes* geworden sei. Gewiß ist, daß eine Summe von 23,000 Ducaten, welche Siegmund dem Herzog Ludwig schon seit langer Zeit schuldig war, von diesem nicht zurückgezahlt wurde, daß Ludwig den Verkauf der Reichsfreiheit an die Stadt Donauwerth, welcher dem Kaiser 13,000 Gulden einbrachte, zugeben mußte, und daß Siegmund außerdem noch andere 13,000 Gulden erhielt. Der Kaiser hatte zwar damals auch die Rückgabe der von Ludwig eingezogenen geistlichen Güter geboten; als er aber sein Geld hatte, bekümmerte er sich nicht weiter darum, ob die Geistlichen wieder in den Besitz ihres Eigenthums kamen oder nicht. Ludwig behielt die Güter, um derentwillen er nachher bis an sein Ende im Bann blieb, und sie gingen bei seinem Tode sogar auf seinen Erben, den Herzog Heinrich von Baiern-Landshut, über.

Durch das erlittene Mißgeschick war der raub- und streitsüchtige Herzog, welcher zugleich ein Haupt und ein Muster der baierischen Raubritter war, zwar geschreckt; er fuhr aber nichtsdesto-

weniger fort, seinen Vetter, Heinrich von Landshut, auf jede Weise zu necken, und übernahm in dieser Beziehung die Rolle des Ritters Kaspar Torringer, welcher bis dahin an der Spitze der Ritterschaft gestanden hatte, wenn dieselbe Raubzüge durch Heinrich's Land machte. Kaspar Torringer selbst hatte den Herzog Heinrich als Zerstörer seines Stammschlosses bei dem westphälischen Vehmgerichte verklagt (s. Th. IX. S. 208), dadurch aber nur sein eigenes Verderben herbeigeführt. Er war nämlich am Tage der Entscheidung nicht vor der Vehme erschienen, weil er wußte, daß Heinrich's Freund, der Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg, als Mitwisser oder Mitrichter des geheimen Gerichtes gegen ihn sprechen werde; er ward deshalb der falschen Anklage schuldig erkannt und fiel als Opfer der verborgenen Mord-Justiz. Diese verlor übrigens einige Zeit nachher das Recht, für das Land Baiern zu gelten und auf dasselbe einwirken zu dürfen. Kaspar Torringer's Rolle in Baiern übernahm Herzog Ludwig der Bärtige. Dieser machte zugleich mit den kleinen Herren, von welchen keiner auf das freie Geleit des Anderen Rücksicht nahm, alle Heerstraßen und Flüsse des Landes unsicher, war mit den baierischen Herzögen zu München und Landshut in ewigem Streit, und gerieth endlich auch mit seinem eigenen Sohne, Ludwig dem Buckeligen, in Krieg. Der Sohn beschwerte sich über die kostspieligen Bauten und andere Verschwendungen des Vaters, sowie darüber, daß derselbe eine Geliebte und deren Söhne allzusehr begünstige. Außerdem warf er ihm seine verschwenderischen Schenkungen an geistliche Stifter vor, und klagte zugleich, was neben diesem Vorwurf auffallend ist, darüber, daß sein Vater noch immer im Kirchenbann bleibe. Im Jahre 1438 verband sich der Sohn sogar mit dem ärgsten Feinde seines Vaters, indem er gegen den Willen desselben die Tochter des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg zur Gemahlin nahm, und nun entstand der heftigste Streit zwischen Beiden.

Dieser Krieg zwischen Vater und Sohn, in welchem Markgraf Albrecht Achilles zuerst die Rolle erhielt, die eigentlich dem Kaiser gebührt hätte, begann 1439 damit, daß Ludwig der Buckelige seinen Vater für kindisch geworden erklärte, und mit Hülfe seines Schwagers, Albrecht Achilles, die Burg Friedberg eroberte. Da

unmittelbar darauf die Bürger von Ingolſtadt den alten Herzog aufgaben, ſo gelangte der Sohn auch ſogleich in den Beſitz dieſer Stadt, und bemächtigte ſich des väterlichen Schatzes, Archivs und Siegels. Nachher bedrängte er ſeinen Vater in Neuburg an der Donau, wo ſich derſelbe eingeſchloſſen hatte und mit einer Schaar Miethlinge von 1440 bis 1443 aufs hartnäckigſte vertheidigte. Im letzteren Jahre wurde endlich Neuburg, nachdem es in aller Form belagert und von Oſtern bis in den September hinein beſchoſſen worden war, von Ludwig dem Buckeligen und ſeinem Schwager erobert, und Ludwig der Bärtige gerieth in die Gefangenſchaft ſeines Sohnes und des Markgrafen Albrecht. Die Bürger von Neuburg mußten, weil ſie ihrem alten Herzoge treu geblieben waren, fünfzehntauſend Gulden zahlen. Ueber das Schickſal des gefangenen Herzogs ſind die ſehr mangelhaften Chroniken der Zeit nicht einig. Wahrſcheinlich wurde er bis zu dem 1445 erfolgten Tode ſeines Sohnes in Neuburg gefangen gehalten, und dann als Gefangener des Markgrafen Albrecht von dieſem nach Ansbach geführt. Aus der Antwort, welche die Chroniken dem eiſenharten und eigenſinnigen Manne in den Mund legen, läßt ſich ſchließen, daß Albrecht unedel genug war, ſeinem Gefangenen mit dem Dolche oder Schwerte zu drohen. „Steche nur zu!“ ſoll Ludwig geſagt haben; „du bekommſt doch nichts, denn du haſt mich nicht in redlicher Fehde gefangen.“ Albrecht trieb, um das auf den Krieg verwendete Geld zurück zu erhalten und dabei noch Einiges mehr zu gewinnen, förmlich Handel mit ſeinem Gefangenen. Er trat zu gleicher Zeit mit den Landſtänden von Baiern-Landshut und mit ihrem Herzoge, Heinrich dem Reichen, welcher als das Haupt der nächſt-älteſten Linie ſeit Ludwig's des Buckeligen Tode der künftige Erbe von Baiern-Ingolſtadt war, in Unterhandlung. Die Erſteren konnten mit Albrecht nicht einig werden, und als man ſich deshalb an Kaiſer Friedrich III. wandte, benahm ſich dieſer ebenſo, wie bei jeder anderen Gelegenheit: er handelte nicht, gab keine Entſcheidung, und machte noch weniger das, was er etwa wollte, mit Kraft und Nachdruck geltend; er ſchickte vielmehr Räthe, welche ſo lange rathſchlagten, bis im Juli 1446 Herzog Heinrich und Markgraf Albrecht mit ihrem längſt geſchloſſenen Vertrage hervortraten. Nach demſelben wurde Ludwig der Bärtige

für zweiunddreißigtausend Gulden an Heinrich verkauft. Von diesem ward er dann nach Burghausen gebracht, wo er bis zu seinem ein Jahr später (1447) erfolgten Tode in Haft blieb. Sein Land kam an die in Baiern-Landshut herrschende Linie. Diese erhielt später auch das ganze übrige Baiern mit alleiniger Ausnahme von Baiern-München, und endlich ward auch noch das Letztere mit Baiern-Landshut vereinigt. Übrigens erbte Herzog Heinrich nicht blos Ludwig's des Bärtigen Land, sondern auch den reichen Schatz desselben. Doch ward aus diesem an Albrecht Achilles die Summe bezahlt, für welche derselbe den Herzog Ludwig an Heinrich verkauft hatte, und auch die, nicht gerade keusche, Schwester Albrecht's, Margaretha, die Wittwe von Ludwig dem Buckeligen, erhielt einen Antheil an den von Ludwig dem Bärtigen hinterlassenen Schätzen und Mobilien. Diese Schätze, über welche man das Nähere in Ludwig's des Bärtigen Geschichte von Lang aufsuchen muß, waren so groß, daß sowohl Heinrich, als sein Sohn und sein Enkel denselben den Beinamen des Reichen verdanken. Heinrich ging mit dem ererbten Reichthum sehr sparsam um, sowie er denn überhaupt das Geld sehr zu Rathe zu halten wußte. Dies wagte er sogar gegen den Pabst zu beweisen; denn als derselbe einst ein Jubiläum ausschrieb, verbot Heinrich seinen Unterthanen die Reise nach Rom, damit, wie er hinzusetzte, das Geld nicht aus dem Lande gehe.

5. Friedrich's III. Verhältniß zu Östreich, Böhmen und Ungarn.

Die Verwirrung in Deutschland, welche unter Friedrich III. immer größer ward, machte dort endlich allgemein das Bedürfniß eines Kaisers fühlbar, welcher nicht wie Friedrich seine Familie und deren Vortheil dem deutschen Reiche und der Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung in demselben vorziehe. Wir müssen daher zunächst angeben, wie es sich mit Friedrich's Hausmacht verhielt; denn die Macht im deutschen Reiche war unter ihm den Kurfürsten und Herzögen überlassen. Friedrich hatte zwar, wie bereits (Th. IX. S. 245 ff. und S. 260 f.) berichtet worden ist, sein Recht der Vormundschaft über Kaiser Albrecht's II. nachgeborenen Sohn Ladislaus geltend gemacht; aber sowohl in Böh-

men, als in Ungarn und sogar in dem östreichischen Erbtheile seines Mündels hatten die Herren, welche unter den Ständen am meisten vermochten oder durch ihre Vasallen und Besitzungen mächtig waren, die Regierung an sich gerissen. In Böhmen, wo die Zahl der Utraquisten oder gemäßigten Hussiten weit stärker war, als die der Rechtgläubigen, genoß Georg Podiebrad des Zutrauens der Nation und führte die Regierung, obgleich die Böhmen unaufhörlich ihren jungen König Ladislaus von dem Kaiser Friedrich zurückverlangten, welcher denselben unter Vormundschaft hielt und mit Vorurtheilen gegen die Hussiten erfüllte. Podiebrad stellte die Ordnung in Böhmen wieder her, machte den Namen der Czechen auch in Sachsen furchtbar, und war so sehr der Abgott seiner Landsleute, das sie ihn schon 1451 zum Könige erwählt haben würden, wenn sie nicht durch die Beredsamkeit des Aeneas Sylvius bewogen worden wären, ihrem jungen Könige, welcher damals mit Friedrich die Reise nach Italien machen sollte, treu zu bleiben. In Ungarn war Johann von Hunyad eben so angesehen, als Georg Podiebrad in Böhmen. Er regierte gleich diesem mit königlichem Ansehen, obwohl auch die Madscharen den Sprößling ihres Königs-Stammes vom deutschen Kaiser zurückforderten. Sogar in dem von Ladislaus ererbten Theile des Erzherzogthums Östreich wollte man sich, als Ladislaus heranwuchs, die Verwaltung Friedrich's nicht länger gefallen lassen. Dort stritten um die Regierung der mütterliche Großoheim des jungen Fürsten, Ulrich von Cilley, der von jeher ein Bösewicht gewesen war, und der Ritter Ulrich Eyzinger, welcher, obgleich kein geborener Östreicher, stets der Anstifter innerer Unruhen war.

Wenn wir alle die Händel, Unterhandlungen und Unruhen, welche in Folge dieser Verhältnisse den Kaiser Friedrich von 1440 bis 1456 in Anspruch nahmen, darstellen wollten, so würde man begreifen, warum er sich fast gar nicht um Deutschland bekümmerte, sondern nur höchstens dann und wann einmal Räthe oder Commissäre in das Reich schickte. Im Jahre 1451 machte er, da er auf Titel, Pomp und äußere Ehrenbezeugungen großen Werth legte, eine zweite Krönungsreise nach Rom, und nahm gegen den Willen der Ungarn, Böhmen und Östreicher den jungen Ladis-

laus mit. Diese Reise ihres Königs und Herzogs hatten die Böhmen und die Östreicher durch Drohungen hindern wollen; sie hatten aber, obgleich sie die Männer, welche die ständische Opposition gegen Friedrich's Eigensinn und Fanatismus leiteten, an den Kaiser sandten, ihren Zweck nicht erreichen können. Jene Häupter waren: in Böhmen Heinrich von Rosenberg, das Haupt der dortigen Katholiken, welche den jungen König dem Georg Podiebrad und seinen Hussiten entgegen setzen wollten, sowie Gessek Swoganowsky und Wenzel Giczinsky, in Östreich Ulrich von Cilley und Ulrich Eyzinger. Die Deputirten beider Völker erneuerten ihre dringenden Forderungen, als Friedrich 1452 nach Neustadt zurückgekehrt war, mit größerem Ernst, und wurden dabei auch von den Ungarn unterstützt. Er weigerte sich jedoch wiederum, weil er sich auf Georg Podiebrad verließ, der von ihm als Statthalter von Böhmen anerkannt worden war und deshalb seinerseits den Kaiser als vormundschaftlichen Regenten gelten ließ. Nun sammelten Eyzinger und Rosenberg ein Heer von vielen tausend Mann, schlugen die Truppen, welche der Kaiser ihnen entgegen schickte, und schlossen ihn selbst nebst dem jungen Ladislaus in Neustadt enge ein. Hier wurde er bald auf das Äußerste gebracht, und die Stadt wäre genommen und der Kaiser gefangen worden, wenn nicht ein Steiermärker, Andreas Baumkircher, ihn gerettet hätte. Dieser Mann, welcher mit der Gestalt eines Riesen ungeheuere Stärke verband, hielt mit einigen Leuten von gleicher Kraft die gegen ein Thor andringenden Feinde so lange auf, bis dasselbe geschlossen war. Der Kaiser konnte also doch wenigstens capituliren. Podiebrad war ihm zwar mit einem Heere zu Hülfe geeilt, hatte aber unterwegs erfahren, daß es zu spät sei, weil sich der Kaiser dem Willen der Anführer der Unzufriedenen bereits gefügt habe. Das Resultat der am 4. September geschlossenen Übereinkunft war für den Kaiser und für das Reich beschämend; denn Ladislaus wurde den Böhmen und Ungarn als ihr künftiger König übergeben, und statt daß derselbe bisher der Mündel seines Oheims gewesen war, regierten jetzt als seine Vormünder Georg Podiebrad in Böhmen und Johann Hunyad in Ungarn. In Östreich zerfielen Ulrich von Cilley und Ulrich Eyzinger bald mit einander, weil jeder von Beiden unter

dem Namen des Prinzen herrschen und sich mit Gütern bereichern wollte.

Die Anschauung der Verhältnisse, in welchen Kaiser Friedrich sich von diesem Augenblick an befand, läßt sich am besten an die Geschichte des Grafen Ulrich von Cilley und des jungen Königs Ladislaus knüpfen. Cilley führte den König Ladislaus auf sein Schloß Bertholdsdorf und von da nach Wien. Dann begab er sich mit ihm nicht nach Böhmen, wo er selbst gar nichts galt, sondern nach Ungarn, wo er und sein noch lebender Vater Friedrich großen Anhang hatten. Hier hatte Johann Hunyad, dessen älterer Sohn, Ladislaus, mit der gerade damals gestorbenen Tochter Ulrich's von Cilley, Elisabeth, verlobt gewesen war, alle Ursache, sich vor dem als Bösewicht bekannten Grafen zu fürchten. Er entzog sich also unter dem Vorwande großer Rüstungen gegen die Türken den etwaigen Anschlägen desselben. Graf Ulrich verweilte mit dem jungen Könige, in dessen Namen er Befehle erließ, ein halbes Jahr lang (bis zum September 1453) in Ungarn, dann kehrte er mit ihm wieder nach Östreich zurück. Dem Verlangen der Böhmen, Ladislaus auch zu ihnen zur Krönung zu bringen, war er durch die Erklärung ausgewichen, das er die Kosten der Reise nicht aufzubringen vermöge. Als jedoch die Forderung der Böhmen zu dringend wurde, schrieb er zum Behufe von Geldbewilligungen einen östreichischen Landtag nach Krems aus. Ehe dieser eröffnet wurde, begab er sich nach Wien. Hier wartete seiner eine große Gefahr. Sein Nebenbuhler Eyzinger nämlich, welcher gleich den anderen Mitgliedern der östreichischen Stände in sehr zahlreicher Begleitung nach Wien gekommen war, hatte bereits alle Welt gegen den Grafen Ulrich zu erbittern gewußt, weil derselbe es darauf abgesehen zu haben schien, die Gesundheit und die Sitten des jungen Königs durch Essen, Trinken und ermüdende Lustbarkeiten zu Grunde zu richten. Außerdem war zwischen Eyzinger, dem Bürgermeister und den angesehensten Bürgern von Wien ein Überfall des Grafen Ulrich verabredet worden. Dieser Anschlag würde, da Ulrich seine Wohnung nicht in der Burg, sondern in der Stadt nahm, auch ausgeführt worden sein, wenn Ulrich nicht durch seinen Freund, den Grafen Michael von Waidburg, gewarnt worden wäre. Nur mit genauer Noth rettete

sich Ulrich, welchem bei dieser Gelegenheit der Herzog Albrecht von Östreich wesentliche Dienste leistete, aus den Händen der tobenden Wiener und der erbitterten Östreicher auf sein Schloß Bertholdsdorf. Nach der Vertreibung Ulrich's von Cilley verständigte sich Eyzinger mit den in Wien zusammengekommenen Ständen von Östreich, ließ Johann Hunyad noch einmal zum Ober-Kapitain des ungarischen Reiches ernennen, führte dann den jungen König nach Prag, wo derselbe im Oktober zum böhmischen König gekrönt wurde, und hielt hierauf im November den Landtag zu Krems. Auf diesem wurde das, was bereits in Wien ausgemacht worden war, bestätigt; Ladislaus sollte bis zu seinem zwanzigsten Jahre als minderjährig betrachtet und das Land von zwölf durch die Stände zu erwählenden Herren regiert werden. Vergebens hatte Ulrich von Cilley von Krummau aus beim Wiener Landtage Beschwerden gegen Eyzinger geführt; die erwähnte Anordnung wurde beschlossen und durchgeführt, und Eyzinger, welcher an die Spitze der neuen Administratoren kam, leitete fortan Alles. Er ließ in Ungarn, wo Johann Hunyad durch ihn wieder Regent geworden war, auf einem außerordentlichen Reichstage (Januar 1455) den Beschluß fassen, daß der Ober-Kapitain des Reiches einen entscheidenden Kriegszug gegen die Türken unternehmen solle. Er schloß sich in Prag, wohin er hierauf mit Ladislaus reiste, an Georg Podiebrad enge an, um auch in Böhmen unter dem Namen des Königs eine Rolle zu spielen. Daß dies nicht umsonst geschah, beweist das aus fünftausend Dukaten, sowie aus massiv silbernen und vergoldeten Geräthschaften, nämlich vier Becken und zweiundzwanzig Bechern und Schüsseln, bestehende Geschenk, welches die Republik Ragusa ihm im April 1454 aus Anlaß der Bestätigung ihrer vom Reiche Ungarn erhaltenen Privilegien durch drei Gesandte zu Prag überreichen ließ. Von Böhmen begab sich Eyzinger nach Polen, um auch dort als Regent und Vormund des jungen Königs zu prunken. Damals vermählte sich nämlich die Schwester seines Mündels, Elisabeth, mit dem polnischen König Kasimir II. Eyzinger reiste, um der Hochzeit beizuwohnen, mit Ladislaus nach Polen, nachdem er Östreich ebenso unter die Verwaltung des Landeshauptmannes Wolfgang von Waldsee gestellt hatte, wie Ungarn unter Hunyad und Böhmen unter Georg Po-

diebrad stand. Die Vermählung der Elisabeth, ward auf polnische oder vielmehr auf litthauische Weise gefeiert. Eyzinger wohnte nach derselben auch der in Breslau gehaltenen Krönungsfeier Kasimir's, sowie noch einem anderen Feste in der Lausitz bei. Erst im Februar 1455 kehrte er mit Ladislaus nach Östreich zurück. Hier hatten sich indessen die Dinge zu seinem Nachtheile geändert. Die Östreicher waren wegen seines Umherreisens mit dem Könige, sowie wegen der willkürlichen Verfügungen Wolfgang's von Waldsee, welche sie dem Eyzinger zuschrieben, sehr unzufrieden, und es hatte sich gegen diesen eine mächtige Partei gebildet, deren Haupt, Pankraz von Blankenstein, sich jetzt an Ulrich von Cilley wandte. Der Letztere, dessen Vater Friedrich um diese Zeit starb, hatte in der Zwischenzeit eine gehässige Rolle gegen Eyzinger's Freund, Johann von Hunyad, gespielt; er hatte den glänzenden Unternehmungen desselben gegen die Türken nicht allein seine Unterstützung versagt, sondern war auch mehrmals feindlich in Kroatien eingefallen. Er ging mit Freuden auf das Gesuch der Wiener ein, welche jetzt denselben Mann, den sie früher mit dem Untergange bedroht hatten, zurückwünschten, ihm, als er nach Wien kam, freundlich entgegenzogen, und von Eyzinger verlangten, daß er sein Ansehen mit Ulrich theilen sollte. Eyzinger verschmähte dies und zog sich auf seine Güter zurück. Ulrich von Cilley trat daher ganz an seine Stelle (April 1455).

Ulrich von Cilley, dessen dargebotene Dienste vorher sowohl Kaiser Friedrich, als die Venetianer verschmäht hatten, war von diesem Augenblick an mächtiger, als er früher gewesen war, und herrschte in des jungen Ladislaus Namen sowohl über Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz, als auch über die ungarischen Länder und über denjenigen Theil von Östreich, welchen Kaiser Albrecht II. besessen hatte. Auf welche Weise der junge König unter seiner Leitung lebte, und welche Gewohnheiten derselbe damals annahm, darüber könnten wir, wenn es für unseren Zweck nicht unwichtig wäre, Einzelnes aus des Aeneas Sylvius Bericht anführen. Ulrich von Cilley hatte seit der Verdrängung Eyzinger's zweierlei Absichten, welche er bis zu seinem Tode unausgesetzt verfolgte: er suchte den Kaiser Friedrich in Angst zu setzen und seinen Feind, Johann von Hunyad, sowie die beiden Söhne desselben zu

vernichten. Den Kaiſer ängſtigte er dadurch, daß er mit deſſen nächſten Verwandten, welche zugleich die heftigſten Gegner Friedrich's waren, ein Bündniß ſchloß. Dieſe Verbündeten Ulrich's waren: Friedrich's Bruder, Albrecht der Verſchwender, der in Deutſchland die Abſetzung des Kaiſers betreiben half, damit er an deſſen Stelle erwählt werde, und Friedrich's Vetter, Siegmund der Blödſinnige von Tyrol. Den Regenten der Ungarn, Johann Hunyad, ließ Ulrich von Cilley, um ihn zu verderben, durch den König Ladislaus auf ganz freundliche Weiſe nach Wien einladen. Hier ſuchte Ulrich zuerſt den ihm ertheilten Sicherheitsbrief in ſeine Hände zu bringen, und dann Hunyad in einen Hinterhalt zu locken. Damit dieſer bewogen werde, ſich von den Seinigen zu entfernen, reiſte Ulrich ſelbſt mit vierzig Reitern ihm entgegen; Hunyad merkte aber Ulrich's Abſicht und entzog ſich ſeinen Anſchlägen. Doch nahm der ungariſche Held keine Rache, und ſeine Landsleute legen ihm bei der Zuſammenkunft mit Cilley die edeln Worte in den Mund: „Du willſt mich verderben; aber jetzt biſt du in deiner eigenen Schlinge gefangen. Ich könnte dich tödten, wenn mich die Achtung für den König nicht zurückhielte; dem Könige, nicht dir ſchenke ich dein Leben.“ Mit dem Könige ſöhnte ſich Johann von Hunyad aus, und er gab ihm ſeinen Sohn Matthias als Geißel ſeiner Treue. Ladislaus ging hierauf (1456) nach Ungarn; Ulrich von Cilley wagte aber nicht, ihn daſelbſt zu laſſen, und entführte ihn bald wieder nach Wien. Hunyad verewigte unmittelbar nachher das letzte Jahr ſeines Lebens durch eine Heldenthat, welche von der ganzen Chriſtenheit geprieſen und verherrlicht worden iſt. Sultan Mohammed II. hatte nach der Einnahme von Conſtantinopel ſein ganzes Heer gegen Belgrad geführt und dieſe Stadt ſo bedrängt, daß man an ihrer Rettung verzweifelte; da erſchien Hunyad an der Spitze der madſchariſchen Reichsmacht, entſetzte Belgrad und ſchlug bei einem wüthenden Ausfalle die Türken, welche von Mohammed ſelbſt angeführt wurden. Wenige Tage nachher ſtarb er in Belgrad (11. Auguſt 1456).

Sobald Ulrich vom Tode des Helden Nachricht erhalten hatte, ſchiffte er ſich in Begleitung des Königs auf der Donau ein, um nach Belgrad zu fahren; allein Hunyad's Söhne, Ladislaus

und Matthias Corvinus, ließen ihn hier nicht ein, weil sie aus einem aufgefangenen Briefe Ulrich's an seinen Schwiegervater, den Despoten oder Regenten von Servien, erkannt hatten, daß Ulrich es auf ihr Leben abgesehen habe. Sie luden ihn dagegen zu einer persönlichen Unterhaltung ein. Bei derselben ward ihm dann jener Brief vorgehalten, und es entspann sich ein heftiger Streit, welcher damit endigte, daß Ulrich einem Waffenträger das Schwert entriß, Ladislaus von Hunyad aber den wahrscheinlich hierzu bereit gehaltenen Trabanten das verabredete Signal gab, worauf diese hereinstürzten und Ulrich trotz seiner tapferen Gegenwehr und des unter seinen Kleidern versteckten Panzers erschlugen (December 1456). Auf diese Weise starb Ulrich von Cilley, und mit ihm erlosch sein Stamm. Der junge König Ladislaus war so sehr zur Verstellung erzogen worden, daß er nicht allein im Augenblick der Ermordung Ulrich's heuchlerisch die blutige That billigte, sondern auch nachher Hunyad's Söhne auf jede Weise, sogar durch den gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls, über seine Gesinnungen und Absichten beruhigte. Diese begaben sich zu ihm nach Ofen, wurden aber, sobald Ladislaus stark genug zu sein glaubte, auf Betreiben der Feinde ihres Vaters verhaftet und der Eine, Ladislaus, in Ofen öffentlich enthauptet, der Andere, Matthias Corvinus, gefangen mit nach Wien geführt (1457). Ladislaus gerieth unmittelbar nachher wegen der Cilley'schen Erbschaft mit Kaiser Friedrich in einen förmlichen Krieg. Die Sache ward jedoch durch die Vermittelung Georg Podiebrad's und des Ritters Ulrich Eyzinger, welcher nach Cilley's Tode wieder die Leitung der östreichischen Angelegenheiten erhalten hatte, bald beigelegt. Zwischen den Anhängern der Familie Hunyad und ihren Feinden suchte Ladislaus eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Er setzte zu diesem Zwecke alle ungarischen Großen, welche nach der Hinrichtung des Ladislaus von Hunyad verhaftet worden waren, in Freiheit. Auch Matthias Corvinus, den er auf der Feste Guttenstein in freier Haft hielt, sollte aus derselben entlassen werden; dies wurde aber durch Umstände, welche anzuführen nicht nöthig scheint, verzögert, und Ladislaus ließ, als er nach Prag reiste, Matthias ebenfalls dahin bringen. An demselben Tage, an welchem der Letztere nach Prag gebracht wurde, starb Ladislaus daselbst in

seinem achtzehnten Lebensjahre (23. November 1457). Sein Tod änderte auf einmal alle Verhältnisse; denn die Ungarn und Böhmen erhielten jetzt eigene, aus ihrer Mitte gewählte Könige, und zwar solche, welche die Krone nicht dem bloßen Zufall der Geburt oder dem Vorurtheile des Volkes, sondern ihrer Tapferkeit, ihrer Bildung und ihren Verdiensten verdankten.

Auf die Nachricht von Ladislaus Tode traten in Ungarn die Gegner des Hauses Hunyad, der Erzbischof Dionysius von Gran, die Bischöfe von Raab und Agram, der Palatinus Ladislaus von Gara und der Woiwode von Siebenbürgen, Niklas von Ujlak, zusammen und schrieben auf den ersten Januar 1458 eine Königswahl nach Ofen aus. Die Anhänger der Familie Hunyad schickten hierauf einen der Ihrigen, Johann Vitez, mit bedeutenden Geldsummen nach Prag, um bei Georg Podiebrad, welcher seit des Königs Tode den Matthias Corvinus als seinen Gefangenen betrachtete, die Freilassung desselben zu erwirken. Podiebrad forderte jedoch ein allzugroßes Lösegeld. Matthias saß daher noch gefangen in Prag, als am 24. Januar zu Ofen die Königswahl gehalten wurde. Bei dieser wurden die Wählenden eines Theils durch die Masse des Volkes, welches viele Tausende stark zusammengeströmt war und sogar auf dem Eise der Donau stand, in Schrecken gesetzt, und anderes Theils hatte des Matthias Corvinus Oheim, Szilagüi, nicht nur unter dem Vorwande die Wahlhandlung zu schützen drohende Truppenschaaren aufgestellt, sondern sogar einen Galgen am Ufer des Stroms errichten lassen. Die Wahl fiel daher auf Matthias Corvinus. Diesem überbrachte zuerst Georg Podiebrad die Nachricht von seiner Erwählung. Podiebrad benahm sich überhaupt von dem Augenblick an, als er die Erhebung seines Gefangenen auf den ungarischen Thron erfuhr, sehr freundlich gegen ihn. Er verlobte ihn am 9. Februar mit seiner Tochter Kunigunde, und geleitete ihn, nachdem er ein Lösegeld von sechzigtausend Dukaten und zugleich das Versprechen, daß Matthias ihm zur Erlangung und Behauptung der böhmischen Krone seine Hülfe gewähren wolle, erhalten hatte, bis an die Grenze von Ungarn. Unter der langen Regierung des Matthias Corvinus (1458—1490) waren nachher die Madscharen nicht blos durch die Tapferkeit desselben den furchtbaren Türken und dem schwachen deutschen

Reiche gewachsen, sondern ihr König wetteiferte auch durch den Schutz, welchen er den freien Künsten und der wiederauflebenden klassischen Literatur angedeihen ließ, mit den glänzendsten Fürsten Italiens.

Nicht lange nach der Erwählung des Matthias Corvinus stellten auch die Böhmen einen Mann ihres Stammes als König an die Spitze ihres Reiches. Ihr Statthalter, Georg Podiebrad, hatte gleich nach dem Tode des Ladislaus erklärt, daß die Wahl eines neuen Königs erst nach Pfingsten vorgenommen werden könne, weil bis dahin ihm die Statthalterschaft von Ladislaus übertragen worden sei. Die Stände hatten in dieses Begehren eingewilligt, und die dadurch gewonnene Zeit war von Podiebrad benutzt worden, um seine Freunde für sich arbeiten zu lassen. Mitbewerber um den Thron waren mehrere Fürsten, namentlich auch König Karl VII. von Frankreich. Dieser ward von dem Haupte der orthodoxen Partei, Zdenko von Sternberg, vorgeschlagen, und ließ am Wahltage sehr prahlerische Versprechungen machen; allein der Führer der Heterodoxen, der Erzbischof Rokyczana, wußte seine Czechen zu Gunsten Podiebrad's patriotisch zu begeistern, indem er ihnen von den Großthaten der Hussiten redete und Podiebrad einem Zizka und Procopius an die Seite stellte. Georg Podiebrad wurde zum Könige gewählt. Die Nebenländer Mähren, Schlesien und Lausitz sträubten sich zwar anfangs, den neuen König anzuerkennen, sie wurden aber durch Gewalt zur Unterwerfung gezwungen. Podiebrad entsprach als König den Erwartungen seiner Landsleute; er herrschte (1458—1471) ruhmvoll über ihr Reich, und begann, wie wir später sehen werden, bald auch in Deutschland eine bedeutende Rolle zu spielen.

Kaiser Friedrich war in dem Augenblick, als die Verbindung von Östreich mit Ungarn und Böhmen ganz aufhörte, in einer sehr bedrängten Lage, weil es schien, als wenn auch der bisher von Ladislaus beherrschte Theil von Östreich sich von ihm abwenden werde. Sein Bruder, Albrecht der Verschwender, und sein Vetter, Siegmund der Blödsinnige von Tyrol, machten dieses Land ihm streitig, und auch die östreichischen Stände, welche bis dahin bald unter Cilley's, bald unter Eyzinger's Führung das Land oligarchisch regiert hatten, schienen sehr geneigt, das Regi-

ment noch ferner in den Händen zu behalten. Die Stände erklärten, daß sie bis zur Ausgleichung des Streites keinem der drei Prätendenten gehorchen würden, und ernannten eine Regentschaft. Selbst die Hofburg zu Wien ward von den Bürgern besetzt; doch gestatteten diese zuletzt den drei Fürsten, drei abgesonderte Wohnungen in der Burg zu beziehen. Friedrich war zwar nicht besser als seine Mitbewerber, er behielt aber ruhige Haltung und war den anderen an Klugheit weit überlegen. Er wußte sich daher, gerade als diese im Begriff waren Krieg anzufangen, mit ihnen abzufinden, Siegmund erhielt Geld, Albrecht das Land ob der Ens, Friedrich das unter der Ens. Nachher bewog der Kaiser seinen Bruder, ihm gegen eine Geldsumme auch die Stadt Wien zu überlassen. Eyzinger ward in den Kerker geworfen. Seine Brüder und Verwandte ergriffen hierauf zwar die Waffen und riefen Georg Podiebrad herbei; dieser zeigte sich aber dem Kaiser sehr gefällig und höflich, während er sich gegen dessen Bruder sehr heftig erklärte, und versprach ihm seine Hülfe zur Eroberung von Ungarn. Er ward dafür mit Böhmen belehnt und erhielt Geld. Er war von Anfang an nicht im geringsten willens, jenes Versprechen zu erfüllen. Als daher Friedrich im Vertrauen auf die sehr starke Partei der Gegner von Hunyad's Familie, eines Ladislaus von Gara, eines Niklas von Ujlak und Anderer, das Anerbieten des Königs Matthias Corvinus, die heilige Krone der Ungarn von ihm einzulösen, zurückwies und einen Krieg begann, erreichte er seinen Zweck keineswegs. Er wurde, nachdem er eine erste Schlacht gewonnen hatte, in der zweiten geschlagen, und mußte einen Vertrag schließen, kraft dessen er die ungarische Krone für sechzigtausend Gulden herausgab, Matthias Corvinus an Sohnes Statt annahm, und für seinen eigenen Sohn das Recht der Nachfolge in Ungarn erlangte, falls Matthias ohne Erben sterben würde.

Auch mit seinen Östreichern kam Friedrich, der sich fortwährend mit Wissenschaft und Kunst beschäftigte und immer um Geld verlegen war, in sehr gefährliche Händel. Ganz Östreich klagte über das Elend, welches durch seine und seines Bruders Schuld über das Land kam: das Faustrecht herrschte in Östreich, die Landstraßen waren unsicher, unschuldiger Leute Güter wurden eingezogen,

Friedrich und Albrecht drückten einer wie der Andere das Land durch Steuern, und die Münze wurde von ihnen auf eine solche Weise verschlechtert, daß aller Verkehr stockte; Beide schlugen z. B. Pfennige, welche man, weil sie um wenigstens elf Zwölftel ihres Nennwerthes zu gering waren, Schinderlinge nannte. Dabei waren Friedrich und Albrecht stets in Zwist mit einander und befehdeten sich gegenseitig. Endlich ging den Östreichern die Geduld aus, und es bildete sich in Wien eine demokratische Partei, welche dem phlegmatischen und grübelnden Kaiser um so mehr verderblich zu werden drohte, als Albrecht sich derselben gegen ihn zu bedienen suchte. Im Juli 1462 brach in Wien eine förmliche Revolution aus. Es sollte nämlich damals dort ein Landtag abgehalten werden, welchem beide Brüder die Entscheidung ihres Zwistes zu überlassen versprochen hatten; noch ehe derselbe aber eröffnet war, erhob sich Albrecht's Partei unter der Führung des Arztes und Rathsherrn Kirchheimer, um Friedrich's Anhänger gewaltsam aus dem Magistrat zu vertreiben. Kirchheimer erschien plötzlich gerüstet und von sechzig Bewaffneten begleitet auf dem Rathhause, sprengte die Thüren desselben, nahm den Bürgermeister, welcher den Demagogen feindlich war, sowie alle dem Kaiser getreuen Rathsherren gefangen, und setzte das Haupt der Revolutionäre, den Hebmeister oder Stadtkämmerer Wolfgang Holzer, im Namen des Volkes als eine Art von Dictator ein. Holzer war eines sehr reichen Viehhändlers Sohn, welcher von Eyzinger in die Geschäfte eingeführt, nachher von Ulrich Cilley grausam mishandelt, nach dessen Tode aber durch Eyzinger wieder zu seinem früheren Ansehen in Wien gebracht worden war. Der Kaiser befand sich zu jener Zeit nicht in Wien, wo seine Gemahlin und sein Sohn bereits angekommen waren. Er eilte auf die Nachricht von dem Geschehenen schnell dahin, mußte aber drei Tage lang vor den Thoren warten, bis man ihn einließ, und auch dann geschah es erst nach einer schmählichen Capitulation mit Holzer und seinen Genossen. Seine Gemahlin, eine portugiesische Prinzessin von heißem Blut und königlichem Sinn, gerieth, als sie dies hörte, in einen solchen Unwillen, daß sie, erbittert über Friedrich's Phlegma und deutsche Kälte, ihren Sohn, den nachherigen Kaiser Maximilian I., laut beschworen haben soll, er möge doch einst, wenn er

Kaiser sei, männlich handeln und nicht gleich seinem Vater Schande über sie bringen. In Wien, wo Friedrich die Burg bezog, war er ganz von den Bürgern der Stadt abhängig. Er mußte sich in alles, was man verlangte, fügen, und ward sogar einst, als er einen ihm ergebenen Mann zum Bürgermeister hatte wählen lassen, durch das Toben und Schreien des Volkes gezwungen, eine neue Wahl zu gestatten und sich gefallen zu lassen, daß Holzer gewählt wurde. Eine solche Art von Aussöhnung mit den Empörern konnte natürlich nicht dauerhaft sein, zumal da Friedrich's Söldner, welche nicht bezahlt wurden, von der Burg aus die Bürger neckten und großen Unfug verübten. Es kam daher bald so weit, daß das Volk den Kaiser in der Burg belagerte und diese mit Kanonen beschoß. Friedrich hatte nur etwa zweihundert Ritter und getreue Bürger bei sich, und entbehrte der nöthigen Lebensmittel für dieselben. Die Gefahr, in der er sich befand, ward noch größer, als die Bürger seinen bösen Bruder Albrecht zum Oberfeldherrn ernannten, und dieser nicht nur ihre Einladung annahm, sondern auch die Belagerung und Beschießung der Burg mit einer wahren Wuth betrieb. Der Kaiser des heiligen römischen Reiches, welches, wie man prahlte, von der Nordsee bis an die Tiber reichte, würde daher damals die Beute des Wiener Viehhändlers Wolfgang Holzer geworden sein, wenn nicht König Georg Podiebrad von Böhmen das Hülfegesuch Friedrich's erhört hätte und zur günstigen Stunde erschienen wäre, um ihn zu retten. Er eilte, indem er seinen Sohn Victorin vorausschickte, mit einem Heere herbei, und zwang den Oberfeldherrn der Wiener, die Belagerung der Burg sogleich aufzuheben. Doch blieb Podiebrad auch diesmal seiner gewöhnlichen Politik treu: er rettete Friedrich, ohne es mit Albrecht oder mit den Östreichern ganz zu verderben, und verfuhr so, daß Albrecht, nicht Friedrich den Vortheil der böhmischen Hülfe hatte. Anstatt nämlich den Kaiser kräftig zu unterstützen, vermittelte Podiebrad einen Vertrag, kraft dessen Albrecht Wien und das ganze Land unter der Ens auf acht Jahre erhielt, und dafür dem Kaiser jährlich viertausend Goldgulden zahlte und die Schlösser, die er ihm vorher entrissen hatte, zurückgab. Diesen Frieden verkündigte Albrecht selbst dem Volke von der Kanzel der Stephans-Kirche herab.

Die Wiener, sowie die Östreicher überhaupt, erkannten bald, daß sie sehr übel gethan hätten, einen bösen und verschwenderischen Herrn für einen zähen und phlegmatischen Feigling einzutauschen. Albrecht mishandelte sie auf eine entsetzliche Weise, so daß endlich Holzer in Verbindung mit dem Probst Georg von Preßburg, welcher ihm dafür im Namen des Kaisers sechstausend Gulden versprach, den Plan entwarf, sich des Herzogs zu bemächtigen und ihn an Friedrich auszuliefern. Der Hauptmann Augustin Tristam, welcher mit vierhundert Reitern in der Nähe der Stadt lag, sollte eingelassen werden, um Albrecht unerwartet zu überfallen. Dies geschah auch, ein Zufall vereitelte aber die unmittelbare Ausführung, und Albrecht entkam in die Burg. Hier fand er sich jedoch ebenso, wie vorher sein Bruder, aus Mangel an Lebensmitteln in einer verzweifelten Lage, und er wäre verloren gewesen, wenn er nicht die Wiener gegen ihren Bürgermeister aufzureizen verstanden hätte. Holzer war diesen bereits dadurch verdächtig geworden, daß er so viele rohe Söldner in Dienst genommen hatte, und Albrecht wußte, ohne daß wir sagen können wie, von der Burg aus die Bürger zu dem Glauben zu bringen, daß derselbe auch sie an Friedrich verrathen wollte. Das Volk nahm also plötzlich Partei für Albrecht, und erhob sich gegen seinen eigenen Bürgermeister. Dieser unterlag im Kampfe mit den Bürgern, und suchte sich dann durch die Flucht zu retten. Er wurde jedoch eingeholt, von denselben Wienern, die ihn früher angebetet hatten, schmählich verhöhnt, auf Albrecht's Befehl grausam gefoltert und, obgleich er nichts bekannte, doch auf empörende Weise geviertheilt. Auch über alle diejenigen, welche auf irgend eine Weise verdächtig waren, ließ Albrecht mit Behagen unerhörte Strafen verhängen, weil er am Quälen Vergnügen fand. Mit seinem Bruder war er bald aufs neue im Kriege. Viele mächtige östreichische Herren fielen, durch sein wüstes Wesen beleidigt, von ihm ab, und des Kaisers Schaaren umschwärmten die Stadt Wien. Nachher bemühten sich zwar Friedrich's Gemahlin und die Schwester der beiden Brüder, Frieden zu stiften; allein als Alles fertig war, machte der Kaiser wieder Einwendungen. Ebenso ging es, als Albrecht seine Zustimmung dazu gab, daß ein östreichischer Landtag den Streit zwischen ihm und seinem Bruder beilegen solle; Friedrich verbot seinen Unterthanen, sich auf diesen

Landtag zu begeben. Endlich machte Albrecht's plötzlicher Tod (2. December 1463), welcher einer Vergiftung zugeschrieben wurde, dem Zwiste ein Ende, und verschaffte den Östreichern den ersehnten Frieden.

6. Friedrich's III. Verhältniß zum deutschen Reiche.

Aus dem Vorhergehenden wird man zur Genüge erkannt haben, warum Kaiser Friedrich III., welcher nicht einmal in seinen Erblanden sein Ansehen aufrecht erhalten konnte, die deutsche Nation ganz ihrem Schicksale überlassen mußte, und warum die größeren Fürsten auf den Gedanken kamen, sich und dem Reiche ohne den Kaiser zu helfen. Kaum hatten sich nämlich Kurfürst Dietrich von Mainz und Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, welcher schon 1454 mit Albrecht von Östreich einen Vertrag für den Fall der Absetzung Friedrich's geschlossen hatte, mit einander ausgesöhnt, als ein Theil der deutschen Kurfürsten öffentlich gegen den Kaiser auftrat, und der im Reiche herrschenden Anarchie auch ohne ihn und wider seinen Willen zu steuern suchten. Die Kurfürsten schrieben zur großen Unzufriedenheit des Kaisers einen im November 1456 zu haltenden Reichstag nach Nürnberg aus, und forderten gewissermaßen drohend den Kaiser auf, persönlich auf demselben zu erscheinen. Sie konnten sich bei dem damaligen Zustande von Deutschland, wie ihn eine Stelle in der von ihnen nachher zu Nürnberg erlassenen Erklärung der Wahrheit gemäß schildert, allerdings zum Äußersten berechtigt halten. Jene Stelle, welche wir übrigens nicht selbst bemerkt, sondern von einem Collegen entlehnt haben, mag zur Erbauung der Freunde des Fortschreitens unserer, von vielen unheilbaren Übeln unzertrennlichen modernen Civilisation, sowie zum Trost aller derer, welche trauern, daß es jetzt so elend mit dem heiligen römischen Reiche steht, hier ihren Platz finden. „Wir auch zu Herzen nehmen," sagen die Fürsten, „wie gar swerlichen, hertlichen und manichfeldigen beide geistlich und weltlich Staat und Wesen in dem heiligen römischen Reiche, vorab in deutschen Landen, lange Zeit bisher angefochten und beschedigt, auch mancherley Unrad, gewaldigliche und andere unziemlich und verlich Zugriff beschen sint und leider noch täglich beschen

mit Raub, Mord und Brand, davon dann das heilige Reich gar schedlich gemindert wird und viel des Reichs Undertanen Verderbnis, groß Mord und Beschedigung teglich lyden, und deshalb Deutschland von ihm selbst so gar verirret ist, daß die Deutschen ihre große Kraft und Macht, die sie haben, manch zit bisher nicht in Redlichkeit gebrauchen mögen, dodurch denn das heilige Reich und deutsche Zunge von allen andern Nationen gräßlich angefochten, verachtet und klein gehalten wird, deshalb werden wir inbrünstiglich bewegt u. s. w." Es ging auch damals, wie es gewöhnlich in Deutschland geht: es war des Geschreies viel und der Wolle wenig. Auf dem Nürnberger Reichstag fanden sich die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, sowie der Kurfürst von der Pfalz, welcher die Hauptstütze der gegen den Kaiser verbundenen Reichsstände war, persönlich ein, Andere schickten Gesandte, es erschien eine beträchtliche Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, und es ward die kräftige Erklärung erlassen, aus welcher die angeführte Stelle genommen ist; dies aber war auch Alles. Obgleich nämlich die Kurfürsten eine drohende Miene gegen den Kaiser annahmen, und auf den Mai des nächsten Jahres eine neue Versammlung nach Frankfurt ausschrieben, zu welcher sie den Kaiser entboten, so hatten sie dabei doch keineswegs Lust, dem Reiche zu dienen, sondern sie dachten allein an sich. Der Kurfürst von Brandenburg stand zuerst ab, Köln und Trier hatten an der Sache gar keinen Theil genommen, Dietrich von Mainz und der böse Fritz schlossen im März 1457 einen Vertrag über Münzrechte, Zölle und Privilegien, die sie zum Verderben des Reiches dem Kaiser abpressen wollten, der Markgraf Albrecht Achilles endlich, welcher dem Kaiser schon in den östreichisch-baierischen Streitigkeiten nützlich gewesen war, handelte aus Patriotismus für den Kaiser und half den Sturm von dessen Haupt abwenden. Auf diese Weise ging der auf den Mai 1457 angesetzte Reformations-Tag in Frankfurt ebenso aus, wie jeder andere auch.

Die Einigkeit der Herren, welche sich auf Kosten des Reiches und des Kaisers bereichert hatten, dauerte nicht lange. Schon im folgende Jahre entzweite sich der böse Fritz sowohl mit Dietrich von Mainz als auch mit dem Markgrafen Albrecht Achilles und dieser wieder zugleich mit Herzog Ludwig dem Reichen von Baiern-

Landshut, und es kam zwischen diesen Fürsten aufs neue zum Kriege. Obgleich der Kurfürst von der Pfalz seine Hauptkämpfe am Rhein führte, so war doch zwischen seinen Fehden und denen, welche der Markgraf Albrecht Achilles mit dem Herzog Ludwig von Baiern bestand, einiger Zusammenhang, theils weil er Herr der Oberpfalz war, theils weil Ludwig sich mit ihm verband. Uebrigens waren Friedrich von der Pfalz und Albrecht Achilles gleich gute Haudegen, und erweiterten Beide ihr Gebiet auf Unkosten der Schwächeren nah und fern, Albrecht Achilles wurde aber dabei vom Kaiser Friedrich unterstützt, und stand dafür diesem wieder bei jeder Gelegenheit zu Diensten, weshalb der Kaiser ihn auch 1455 zu seinem Oberhofmeister ernannt hatte, der Kurfürst von der Pfalz dagegen machte seine Eroberungen nicht nur ohne den Kaiser, sondern bot demselben sogar öffentlich Trotz und Hohn. Nach dem oben (S. 201 f.) erwähnten Kriege mit Ludwig dem Bärtigen gerieth Albrecht Achilles, welcher in Franken viele Güter und Herrschaften ankaufte, mit der mächtigen Stadt Nürnberg in einen Streit, weil er die Rechte seines Burggrafenthums weiter ausdehnte, als die Stadt zugeben wollte. Da nun in Deutschland der Kaiser und die Gerichte so gut als nicht vorhanden waren, oder mit anderen Worten da beide zwar Urtheile fällten, aber niemand dieselben vollstrecken konnte oder wollte, so brach zwischen Albrecht und den Nürnbergern ein förmlicher Krieg aus (1449). In diesem wurden die Nürnberger von anderen Städten und von den Eidgenossen der Schweiz unterstützt, Albrecht dagegen schloß mit siebenzehn weltlichen Fürsten, fünfzehn Bischöfen, vielen Grafen und der ganzen fränkischen Ritterschaft ein Bündniß. Obgleich nun der Letztere der berühmteste General und Streiter seiner Zeit war, und noch dazu an der Spitze eines mächtigen Bundes stand, so müssen wir doch in diesem Kriege weit mehr die Stadt Nürnberg und ihre Patricier, als den Markgrafen von Brandenburg bewundern. Albrecht siegte, wie es heißt, in acht Schlachten, nichtsdestoweniger unterlag er nachher in der neunten (bei Pillersdorf), obwohl er durch dieselbe nicht viel verlor. Das arme fränkische Land mußte den Ruhm des brandenburgischen Achilles eben so theuer bezahlen, als einst das trojanische Reich den des griechischen; denn über zweihundert Dörfer wurden während dieses

Krieges, welcher ein Jahr lang geführt ward, niedergebrannt. Das Ende des verheerenden Kampfes war, daß beide Theile, um mit Ehren aus der Sache zu kommen, die Vermittelung kaiserlicher Commissäre annahmen. Als sie sich miteinander ausgesöhnt hatten, hielt Friedrich ein glänzendes Turnier in Nürnberg.

In den zunächst folgenden Jahren war Albrecht Achilles für den Kaiser thätig; nachher gerieth er aber in den kurz zuvor erwähnten Krieg mit Herzog Ludwig dem Reichen von Baiern-Landshut, dem Sohne des aus Ludwig's dem Bärtigen Geschichte bekannten Herzogs Heinrich (s. S. 200 f.). Dieser Krieg war für Baiern, Franken und die Gegend am Oberrhein, welche Länder damals der Tummelplatz der Ritterschaft wurden, so verheerend, daß der Abt von Tritheim es der Mühe werth gehalten hat, eine eigene Geschichte desselben zu schreiben. Veranlaßt wurde der Krieg durch Ludwig's Angriff auf die Stadt Donauwerth, die er wieder zu einer baierischen Stadt machen wollte, obgleich die Reichsfreiheit derselben nicht blos vom Kaiser ausgesprochen, sondern auch von Ludwig dem Bärtigen, welchem Donauwerth früher gehört hatte, anerkannt worden war (s. S. 200). Ludwig der Reiche wurde dabei anfangs sowohl von dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, als auch von dem Markgrafen Albrecht Achilles unterstützt und die von drei Seiten her bedrohte Stadt hielt deshalb, obgleich die Augsburger ihr Hülfe geschickt hatten, für klug, die weiße Fahne aufzustecken und die Baiern einziehen zu lassen (Oktober 1458). Bald nachher gerieth jedoch Albrecht Achilles sowohl mit Friedrich von der Pfalz, als auch mit Herzog Ludwig dem Reichen in Streit, und dieser doppelte Zwist verhalf der Stadt Donauwerth wieder zur Freiheit. Mit Friedrich zerfiel Albrecht wegen des Raubritters von Horneck, welchen er gegen ihn in Schutz nahm; mit Ludwig aber kam er darüber in Streit, daß er als Burggraf von Nürnberg das kaiserliche Landgericht in Kadolzburg auch im baierischen Nordgau geltend machen wollte, weil der Kaiser alle diesem entgegenstehenden Privilegien cassirt hätte. Aus dem Haupteinwande, welchen Ludwig gegen die zu Gunsten des Burggrafen jenem Landgerichte ertheilten Privilegien machte, kann man gelegentlich erkennen, was für Mittel damals gebraucht wurden, um die Fürsten auf Unkosten des Volkes und des Reiches zu

gewinnen. Ludwig erhob nämlich den ganz vernünftigen Einwand, daß jene kaiserliche Bevollmächtigung mit dem ersten Rechte des Deutschen, nur von seinem natürlichen Richter gerichtet zu werden, im Widerspruch stehe und deßhalb nicht gelten könne. Im Februar 1459 ward die Donauwerther Angelegenheit auf einem zu Eßlingen gehaltenen Reichstage zum Nachtheile Ludwig's entschieden, sowohl weil dieser mit Albrecht Achilles in Zwist gerathen war, als auch weil der Kaiser im vorgehenden Jahre den Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht's Bruder, für sich gewonnen hatte. Das Letztere war dadurch bewirkt worden, daß Kaiser Friedrich dem Kurfürsten von Brandenburg das unerhörte Vorrecht ertheilte, die alten bestehenden Zölle nach Belieben zu erhöhen und überall, wo er wollte, neue einzuführen. Der Eßlinger Reichstag sprach die Acht gegen Ludwig den Reichen aus, und gab demselben Albrecht, welcher im vorigen Jahre mit Ludwig gegen Donauwerth gezogen war, den Auftrag, an der Spitze eines Reichsheeres die Achtserklärung zu vollstrecken und die Stadt Donauwerth dem Herzoge von Baiern zu entreißen. Die Sache wurde zwar einige Monate nachher auf einem Fürstentage zu Nürnberg vermittelt; auf demselben Fürstentage brach aber ein neuer verderblicher Streit aus. Es sollte nämlich in Nürnberg eines Theils Albrecht die Urkunde vorzeigen, durch welche ihm als Burggrafen von Nürnberg das Amt eines Reichsschultheißen übertragen worden war, und anderes Theils sollte zugleich ein Streit, in welchen Friedrich von der Pfalz mit seinen Nachbarn gerathen war, ausgeglichen werden. Als jedoch das Erstere geschah, ward Ludwig durch den bloßen Anblick der Urkunde so erzürnt, daß er sie vor Aller Augen in Stücke zerriß. Natürlich erbitterte er dadurch den Kaiser aufs äußerste; er hatte aber eine Stütze an Friedrich von der Pfalz, und konnte mit seinen großen Schätzen Leute genug zum Kampfe gegen den Kaiser und dessen Freunde anwerben.

In dem Kriege, welcher jetzt ausbrach und drei Jahre dauerte, verwüstete Ludwig das fränkische Land, Albrecht Achilles aber als Reichsfeldherr Baiern. Der Letztere ward von dem Herzog Georg von Sachsen, von dem Bischof von Eichstädt und von vielen anderen Fürsten, Herren und Bischöfen unterstützt, so daß er im ersten Jahre nicht weniger als vierundzwanzigtausend Mann bei-

sammen hatte, dessen ungeachtet war Ludwig ihm überlegen, weil er nicht, wie Albrecht, geliehene und gezwungen dienende Truppen, sondern geworbene Soldaten hatte. Diese bestanden nicht blos aus Schweizern, sondern auch aus Deutschen, besonders Böhmen und Östreichern; denn es war damals in Deutschland ebenso, wie in Italien und in Frankreich, Sitte geworden, daß Viele sich bald diesem, bald jenem Herrn, welcher einen Krieg führen oder aus seinem Erbschlosse ein Raubnest machen wollte, als Söldner in Dienst gaben. Die ritterlichen Thaten, kannibalischen Grausamkeiten und abwechselnden Siege und Niederlagen des von 1460 bis 1463 in Baiern, Franken, am Rhein und in einem Theile von Schwaben wüthenden Krieges einzeln darzustellen, gehört nicht zu unserer Aufgabe. Es genügt, zwei Hauptpunkte hervorzuheben und in Betreff des Ganges, den der Krieg nahm, nur so viel zu berichten, als zum Verständniß derselben nöthig scheint. Zuerst ist bemerkenswerth, daß Georg Podiebrad, damals schon König von Böhmen, mit einer Politik, welche darauf berechnet war, die deutschen Fürsten in sein Interesse zu ziehen, sich beiden Parteien gefällig machte, ohne eine von ihnen zu beleidigen oder ausschließend zu begünstigen. Podiebrad hatte nämlich nicht übel Lust, das Haus Habsburg um die Kaiserwürde zu bringen. Der zweite Punkt betrifft die deutschen Reichsanstalten. Diese erscheinen damals in demselben Lichte, wie bei jeder anderen Gelegenheit: die Reichsstände und unter ihnen sogar jeder kleine Herr und jede winzige Reichsstadt sorgen nur für sich oder für den militärischen Ruhm irgend eines Fürsten, Land und Leute aber gehen zu Grunde. Der Markgraf Albrecht erleidet, ungeachtet seines zahlreichen Heeres, gleich im ersten Jahre des Krieges bei Roth in Franken eine Niederlage, und nun ziehen Herzog Georg und die Anderen ohne Weiteres nach Hause, und bekümmern sich nicht mehr um die Sache. Die Folge davon ist, daß Eichstädt niedergedrückt und das ganze Burggrafenthum überschwemmt wird, und daß die Städte dem Baiern-Herzoge ihre Thore öffnen. Im darauffolgenden Winter ändert sich wiederum Alles. Die Baiern werden aus dem Burggrafenthum vertrieben, die Städte, mit Ausnahme von Roth, wieder besetzt und dann Unterhandlungen eingeleitet, welche, wie gewöhnlich, zu keinem Ziele führen. Man wollte Georg Podiebrad zum Schiedsrichter

annehmen, der Kaiser witterte aber Verrath, und der Krieg beginnt wieder. Jetzt erneuert der Kaiser die Acht gegen den Herzog Ludwig, und bietet alle seine Freunde nebst den sehr zahlreichen Feinden Ludwig's und seines Verbündeten, des bösen Fritz, gegen ihn auf, so daß endlich Albrecht als Reichsfeldherr wieder an der Spitze eines ansehnlichen Heeres erscheint und in Baiern ebenso hausen kann, wie die Baiern während des vorhergehenden Jahres in Franken gehaust hatten. Nun wird Ludwig aber zuerst durch den bösen Fritz von der Oberpfalz aus unterstützt, und dann durch geworbene Böhmen und durch Zuzug aus Östreich verstärkt, Albrecht's Reichsheer dagegen schwindet zusammen, weil die Contingente wieder nach Hause eilen. Nachher wird Albrecht nach Schwaben gedrängt, und als er sich dort bei Giengen in eine Wagenburg einschließt, wird er von Ludwig geschlagen, welcher bei dieser Gelegenheit auch das Reichspanier, das Kaiser Friedrich dem Markgrafen bei seiner Ernennung zum Reichsfeldherrn geschenkt hatte, erbeutete (19. Juli 1462). Gleich nachher ward ein Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen, während dessen über einen Frieden unterhandelt werden sollte. Der Kurfürst von der Pfalz vertraute aber, obgleich er den Waffenstillstand auch seinerseits annahm, ebenso wie die um ihn vereinigten Raubritter auch fernerhin mehr auf die Lanze und das Schwert, als auf das Recht, und der Krieg dauerte daher am Rhein fort. In Baiern dagegen war man der Zerstörung und Verwüstung müde. Es waren dort, wie die Chroniken, wenn auch vielleicht übertreibend, doch im Allgemeinen wahr, berichten, mehr als sechshundert Schlösser, Städte, Flecken und Dörfer eingeäschert worden. Man sieht hieraus, wie theuer das arme Volk die in Gesängen und Chroniken gepriesenen Razzia's und Mordthaten seiner Ritterschaft, sowie die Kriege, durch welche seine Fürsten auf Unkosten der Schwächeren ihr Gebiet vergrößerten und sich den Beinamen eines Achilles oder eines Siegreichen erkämpften, bezahlen mußte. Beide Parteien gewannen durch solche Zerstörungen wenig. Dies beweisen die Bestimmungen des Friedens, welcher im August 1463 unter Podiebrad's Vermittelung zu Prag geschlossen ward. Die Gefangenen wurden beiderseits freigegeben, jeder erhielt das Seinige wieder, in Betreff des kaiserlichen Landgerichts war schon vorher ausgemacht

worden, daß der Kläger dem Gerichtsstande des Beklagten folgen müsse, von der Acht Ludwig's war keine Rede mehr, Donauwerth endlich ward, wiewohl mit Vorbehalt, wieder eine Reichsstadt.

In der Pfalz und am Rhein war schon in den Jahren 1458 und 1459 von achtzehn Herzögen, Markgrafen und Grafen, die sich mit einander gegen den Kurfürsten Friedrich verbunden hatten, geraubt, gebrannt und gemordet worden, und Friedrich hatte Gleiches mit Gleichem vergolten. Als aber im März 1460 auch noch der Kurfürst Dietrich von Mainz seinen bösen Nachbarn den Krieg erklärte, da waltete vom Elsaß an bis nach Bacharach Mord und Brand. Bischöfe und Fürsten nahmen bald für Kaiser und Reich, bald wieder für den bösen Fritz Partei, der den Kaiser dadurch verhöhnte, daß er einer Warte, die er auf einem südlich von Heidelberg gelegenen Berg erbaut hatte, den Namen des Trutzkaisers gab; und wie in Baiern und Franken damals böhmische und östreichische Söldner, so dienten am Rhein Schweizer und Wallonen der einen oder der anderen Partei. Die Einzelnheiten dieses Krieges können hier nur in so weit erwähnt werden, als sie uns zeigen, auf welche Weise in jenen Zeiten die Starken Gewalt übten und die Schwachen bedrückten. Das wichtigste Ereigniß ist das am 4. Juli 1460 gelieferte Treffen bei Pfeddersheim, weil der Ausgang desselben den Frieden in der Pfalz vorerst wieder herstellte, und dem Kurfürsten Friedrich außer dem Ruhme auch sehr großen Vortheil brachte. Friedrich traf, nachdem er sich mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen vereinigt hatte, bei Pfeddersheim mit dem Kurfürsten von Mainz, dem Landgrafen von Pfalz-Zweibrücken und anderen Fürsten und Herren, welche ein Heer von achttausend Mann vereinigt hatten, zusammen, und erfocht einen glänzenden Sieg, obgleich sein Heer nur halb so stark war als das feindliche. Vier Grafen, Johann von Nassau, Otto von Henneberg, Philipp von Leiningen und Dietrich von Runkel, sowie hundertundfünfzig Ritter wurden von ihm gefangen genommen. Die unmittelbare Folge seines Sieges war, daß schon am 18. Juli durch Vermittelung Karl's von Baden zwischen Mainz und Pfalz ein Frieden, wie Friedrich ihn verlangte, geschlossen wurde. Auch Ulrich von Würtemberg stand gleich darauf von seinen bisherigen

Forderungen ab. Obgleich nun Ludwig von Veldenz und der Graf von Leiningen sich selbst überlassen waren, so dauerte doch das Morden, Sengen und Brennen in der Pfalz noch ein ganzes Jahr lang fort, bis endlich der Markgraf von Baden auch die genannten beiden Feinde des Kurfürsten beredete, sich in den Willen desselben zu fügen, ihm Geld zu zahlen, die ihm gelegenen Orte abzutreten und seine Oberhoheit förmlich anzuerkennen. Dieser Frieden ward am 30. Juni 1461 zu Baden bestätigt. Ruhen konnte aber Friedrich nicht, sobald er eine Gelegenheit fand, sich auf Unkosten eines Nachbarn zu bereichern; er nahm sich deßhalb noch in demselben Jahre der Angelegenheit des Erzbischofs Dietrich von Mainz an und veranlaßte dadurch einen zweiten furchtbaren Krieg am Rhein, in welchem er, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Rechte der deutschen Kirche und des deutschen Reiches, seine Gegner aber die unerhörten Anmaßungen des Pabstes verfochten.

Der Kurfürst Dietrich aus dem Hause Isenburg war durch eine streitige Wahl Erzbischof von Mainz geworden, und hatte deshalb der päbstlichen Anerkennung, welche alle Bischöfe einholen mußten, noch mehr als jeder andere bedurft. Er hatte sie dadurch erhalten, daß er alles, was der Pabst verlangte, versprach. Pabst war damals Pius II., derselbe Mann, welcher unter dem Namen Aeneas Sylvius in des Kaisers Diensten gewesen war, und die Deutschen um die Vortheile des Concordats gebracht hatte (s. Th. IX. S. 263 ff. und 275 ff.). Dieser mit allen Fürsten des Reiches und mit dem Wesen und Leben der Deutschen vertraute Pabst benutzte 1459 die Verlegenheit Dietrich's, um sich für seine Anerkennung Dinge von ihm versprechen zu lassen, welche kein Anderer zugestanden haben würde, weil sie den Rechten der deutschen Kirche und der Ehre der Nation nachtheilig waren. Dietrich versprach zuerst, daß er sich auf der Versammlung einfinden wolle, welche wegen eines von Pius II. betriebenen Kreuzzuges gegen die Türken zu Mantua gehalten wurde; er ging ferner die Verpflichtung ein, innerhalb eines Jahres nach Rom zu kommen, um sich von dem Pabste über die Führung seines Amtes belehren zu lassen; er sagte endlich die Bezahlung der dem Pabste zu entrichtenden Abgabe der sogenannten Annaten (s. Th. IX. S. 237) zu, welche wegen ihrer Statt gehabten willkürlichen Erhöh-

ung überall in eine runde Summe gebracht worden war und für Mainz zehntausend Gulden betrug. Auch bevollmächtigte er sogleich einen römischen Bankier zur Auszahlung der genannten Summe. Bei diesem erhob der Pabst nachher mit Zustimmung von Dietrich's Agenten das Doppelte, Dietrich weigerte sich aber, dem Bankier seine Ausgabe zu ersetzen. Als hierauf der Letztere beim geistlichen Untergerichte in Rom klagte, sprach dieses, wie es in gewöhnlichen Fällen zu thun pflegte, den Kirchenbann gegen Dietrich aus. Dadurch wurde denn Dietrich zu den feindlichsten Schritten gegen den Pabst getrieben. Er äußerte sich nicht nur sehr heftig über ihn, sondern appellirte auch an ein Concilium, und brachte die Sache vor den deutschen Reichstag. Der Kardinal Raynaldus meint freilich, Dietrich habe dadurch unnöthiger Weise ein böses Beispiel gegeben, weil es mit jenem Richterspruche nicht viel auf sich gehabt habe; Dietrich hätte sich nur an den Pabst wenden dürfen, welcher dann das Gericht in seine Schranken gewiesen haben würde; statt dessen habe er vorgezogen, rechten Lärm über die Sache zu machen. Nach des Raynaldus Berichte schimpfte Dietrich, als man sich weigerte, den Ertrag des Zehnten, welcher unter dem Vorwande des Türken-Krieges im Mainzischen erhoben wurde, mit ihm zu theilen, vor dem päbstlichen Legaten in starken Ausdrücken über Pius II. Er soll namentlich gesagt haben, dem Pabste liege nicht das Seelenheil der Deutschen am Herzen, sondern er gehe auf Raub aus und suche Beute zu machen. Daß Dietrich sich so äußerte, ist unzweifelhaft, weil es der Fortsetzer des Baronius sagt, dessen Zweck die Rechtfertigung des Pabstes gegen jeden Vorwurf ist. Übrigens stellte Dietrich jedenfalls auf dem Reichstage zu Nürnberg die ganze Sache einseitig dar. Dieser Reichstag wurde von deutschen Fürsten im Februar und März 1461 gehalten, und war die Fortsetzung einer anderen Versammlung derselben, welche kurz vorher in Eger Statt gefunden hatte, und auf welcher der Plan, Friedrich III. abzusetzen und Georg Podiebrad von Böhmen zum Kaiser zu wählen, besprochen worden war. In Nürnberg fanden sich zwar die Kurfürsten von Mainz, Pfalz und Brandenburg, sowie die Gesandten der Kurfürsten von Trier, Sachsen und Böhmen und vieler Fürsten und Städte ein; allein niemand wollte Wort haben, daß er mit Georg Podiebrad gegen

den Kaiser Friedrich conspirire. Doch erließ die Versammlung ein drohendes Schreiben an Friedrich, in welchem ihm ganz offen Pflichtvergessenheit vorgeworfen und mit Wenzel's Schicksal gedroht wurde. Zum Glück für den Kaiser brachte auf demselben Convent Dietrich von Mainz seine Beschwerden über die römischen Bedrückungen und seine Appellation an ein Concilium von dem gegen ihn ausgesprochenen Bann vor; denn jetzt machten Pabst und Kaiser gemeine Sache, und verhinderten eine neue Versammlung, welche die Fürsten gegen den Letzteren nach Frankfurt ausgeschrieben hatten. Dagegen ward im Juni (1461) zu Mainz ein Convent gehalten, und hier wiederholte Dietrich nicht allein seine Appellation, sondern er bewies auch den Fürsten, daß die Annaten vom Baseler Concilium aufgehoben seien. Seine Rede, welche er deutsch hielt, weil er, wie Raynaldus höhnisch sagt, nicht lateinisch sprechen konnte, schloß mit den Worten: „Die Zehnten, welche die hier anwesenden Legaten fordern, die Indulgenzen, welche sie bringen, indem sie sagen, man müsse Krieg mit den Türken führen, Alles, glaubt nur, ist Prellerei. Wenn Ihr mir folgt, wird ihnen ihr Lug und Trug nichts nützen. Ich habe an eine Kirchenversammlung appellirt, nicht sowohl weil ich zu Rom unschuldiger Weise in den Bann gethan worden bin, als vielmehr damit meine armen Unterthanen nicht die Last eines Türken-Zehnten zu tragen haben. Dieses einzige Mittel gegen die Tyrannei der Päbste ist uns übrig geblieben; laßt daher auch Euch durch mein Beispiel bewegen, Euch und Eueren Unterthanen zu rechter Zeit zu helfen!" Dietrich's Vorstellungen fruchteten nichts; denn der Pabst hatte zwei Legaten, einen deutschen Dechanten aus Worms und einen spanischen aus Toledo, nach Mainz geschickt, und diese machten, wie man aus den Reden sieht, welche Pius II. selbst in seinem unter Gobelin's Namen erschienenen Werke (s. Th. IX. S. 475) uns aufbehalten hat, den guten frommen Deutschen die Hölle im allereigentlichsten Sinne so heiß, daß die Mitglieder des Convents zurückschauderten. Hierauf bot Dietrich selbst, da er sich von Allen verlassen sah, den päbstlichen Legaten an, daß er alles, was er gesagt und gethan habe, zurücknehmen wolle. Kaum hatte Pius II. dies durch seine Legaten erfahren, als er vermittelst des Baseler Dechanten nachforschte, ob nicht einer der Mainzer Domherren

Anhang und Verbindungen genug habe, um sich gegen Dietrich gebrauchen zu lassen. Der päbstliche Gesandte fand wirklich einen Mann, den Grafen Adolf von Nassau, bereit, sich dazu herzugeben. Der Pabst setzte also jetzt Dietrich ab, und ernannte Adolf vermittelst der sogenannten Provision zum Erzbischof von Mainz. Diesen erkannte nicht nur der Kaiser sogleich als Kurfürsten an, sondern auch die meisten deutschen Fürsten folgten dem Beispiele desselben. Sie unterstützten sogar Adolf mit Truppen, um ihn mit Gewalt in den Besitz des ihm verliehenen Erzbisthums zu setzen. Jetzt blieb dem abgesetzten Kurfürsten nichts Anderes übrig, als sich an seinen bisherigen Feind, Friedrich von der Pfalz, zu wenden, welcher damals gerade in der Oberpfalz war, um dem Herzog Ludwig dem Reichen gegen Albrecht Achilles Hülfe zu leisten. Friedrich eilte, als er Dietrich's Botschaft erhielt, schnell in die Unterpfalz, und schloß am 19. November mit dem abgesetzten Kurfürsten von Mainz einen Bund. Er versprach ihm seine Hülfe gegen Adolf, und erhielt dafür die 1232 an Mainz gekommene Bergstraße zurück. Dietrich verpfändete nämlich an Friedrich alle Städte und Orte von Heidelberg an bis nach Dieburg für hunderttausend Gulden, welche Friedrich durch Raub und Brandschatzung leicht zusammenbrachte.

Adolf hatte unterdessen eine Anzahl Fürsten und Herren für sich gewonnen, und im December brachte es der Kaiser dahin, daß auch Ulrich von Würtemberg und Albrecht von Brandenburg gegen Dietrich und seinen Verbündeten zu den Waffen griffen. Im Anfang des folgenden Jahres (1462) ward nicht nur der Bann gegen Friedrich von der Pfalz ausgesprochen, sondern auch Ludwig von Hessen verließ ihn und nahm für Adolf Partei, so daß Friedrich auf die Kräfte seines eigenen Landes beschränkt war. Zu seinem Glücke faßten die gegen ihn verbündeten Fürsten im Vertrauen auf ihre große Zahl den Entschluß, ihn mit ihrer ganzen Macht in Heidelberg anzugreifen, wohin er sich, wie wenn er die Menge der Feinde fürchte, zurückgezogen hatte. Sein ganzes Heer betrug keine dreitausend Mann, zu welchen nachher noch im letzten Augenblicke Dietrich mit dreihundert auserlesenen Rittern stieß; er ersetzte aber das, was ihm an äußerer Macht abging, durch ein Feldherrn-Talent, welches selbst in unseren Zeiten anerkannt werden würde,

weil es Überlegenheit des Geistes verrieth. Er überfiel am 30. Juni 1462 die Verbündeten ganz unerwartet bei Seckenheim, versteckte dabei einen Theil seiner Ritter im Walde, und drängte den Feind in die Ecke zwischen Rhein und Neckar, so daß sich derselbe nur durch einen verzweifelten Kampf retten konnte. In diesem erfocht jedoch Friedrich nicht nur einen vollständigen Sieg, sondern er machte auch den Grafen Ulrich von Würtemberg, den Markgrafen Karl von Baden, den Bischof Georg von Metz, einen badischen Prinzen, und andere Herren zu Gefangenen. Diese legte er insgesammt gleich groben Verbrechern in Ketten und Banden, und sperrte sie in grausige Kerker, um sie dadurch zur Bezahlung von übermäßig großen Lösegeldern zu zwingen. Sie sträubten sich anfangs dagegen, waren aber schon im April 1463 soweit gebeugt, daß sie sich die harten Bedingungen, welche ihnen der böse Fritz vorschrieb, gefallen ließen. Länger dauerte es, bis Adolf von Nassau, welcher nicht in Ketten und Banden lag, mit Dietrich einig wurde. Adolf ließ nach Friedrich's Siege bei Seckenheim seinem Gegner Dietrich, welcher im Besitze von Mainz war, eine Zusammenkunft und Besprechung in dieser Stadt vorschlagen; er hatte dabei aber, wie wir vermuthen, nur die Absicht, Dietrich sicher zu machen. Er war nämlich insgeheim mit den Bürgermeistern von Mainz in Verbindung getreten, und diese hatten, wie es scheint, den Plan, Dietrich und den Kurfürsten von der Pfalz, welcher an jener Zusammenkunft Antheil nehmen sollte, in die Gewalt Adolf's zu liefern. Friedrich wurde glücklicher Weise gehindert, sich in Mainz einzufinden; Dietrich aber und der Graf Philipp von Katzenelnbogen waren in der Stadt, als die Bürgermeister dem Grafen Adolf und seinen Truppen ein Thor öffneten. Sie entgingen der Gefangennehmung nur mit genauer Noth, indem sie sich vermittelst eines Seiles an der Mauer herabließen und nach Oppenheim retteten (Oktober 1462). Eine Übereinkunft hintertrieb nachher der böse Fritz, bis er die bei Seckenheim gefangenen Herren durch Kerker und Bande zu einem drückenden Frieden gezwungen hatte, und bis sein Bruder Ruprecht, der sich um das erledigte Erzbisthum und Kurfürstenthum Köln bewarb, dieses unter der Bedingung erhalten hatte, daß er den Zwist wegen des Bisthums Mainz vermitteln wolle. In Folge davon trat im

April 1463 eine Waffenruhe ein. Beim Beginn derselben fügten sich endlich auch die Gefangenen Friedrich's in dessen Willen. Der Bischof Georg von Metz erkaufte seine Freilassung mit fünfundvierzigtausend Gulden und mit drei lothringischen Schlössern, welche er zuerst an Friedrich überlassen und dann wieder, um dessen Vasall zu werden, als Lehen zurücknehmen mußte. Markgraf Karl von Baden sollte sogar hunderttausend Gulden Lösegeld zahlen; er entsagte aber statt dessen seinem Antheile an der Grafschaft Sponheim, trat einstweilen Besigheim und Bonheim ab, und nahm Pforzheim von Friedrich zu Lehen. Ulrich von Würtemberg mußte Marbach für ein pfälzisches Lehen erklären, vierzigtausend Gulden baar bezahlen und für andere zwanzigtausend Gulden eine in seinen Händen befindliche Schuldverschreibung Adolf's geben. Auch der Bischof von Speier demüthigte sich vor Friedrich. Im Oktober 1463 kam zwischen Dietrich und Adolf ein Vertrag zu Stande, durch welchen sie sich auf Unkosten des Stiftes Mainz mit einander aussöhnten. Dietrich entsagte dem Besitze der Kurwürde, und erhielt dafür von Adolf die Orte Höchst, Steinheim und Dieburg mit der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit auf Lebenszeit, sowie das Versprechen, daß Adolf seine Schulden übernehmen und auf seine eigenen Kosten ihm die Lösung vom Bann erwirken wolle. Friedrich von der Pfalz ging auch bei dieser Gelegenheit nicht leer aus; denn Adolf mußte ihm, um vor seinen Raubzügen sicher zu sein, im November ebenso große Vortheile gewähren, als er im Oktober dem Dietrich gewährt hatte. Adolf versprach, auch ihm die Absolution des Pabstes zu verschaffen, und stellte in seinem und des Dom-Kapitels Namen eine Urkunde aus, nach welcher die Bergstraße so lange bei der Pfalz bleiben solle, bis die an Dietrich geleistete Pfandsumme von hunderttausend Gulden zurückgezahlt sei.

Nach der Beendigung des Kampfes um das Bisthum Mainz entstanden in dem Bisthum Köln Streitigkeiten, in welche Karl der Kühne von Burgund verwickelt wurde. Zu derselben Zeit ward die nach Karl's Tode eintretende Verbindung Burgund's mit dem deutschen Reiche eingeleitet; denn damals wurde der Plan entworfen, Friedrich's III. Sohn, Maximilian I., mit Karl's Tochter und Erbin, Maria, zu vermählen. Für diesen Sohn und Nachfolger des Kaisers Friedrich eröffnete sich überhaupt um jene Zeit

eine weite Aussicht, weil er als Erbe von Ungarn anerkannt war und dort viele Anhänger hatte, und weil damals nicht nur in Östreich sein Vater alleiniger Herr ward, sondern auch Tyrol, dessen Beherrscher, Siegmund der Blödsinnige, weder Kinder noch Brüder hatte, voraussichtlich demnächst an Friedrich oder seinen Sohn fallen mußte.

7. Deutschland und Kaiser Friedrich III. zur Zeit der Kölnischen Fehde.

Die Geschichte des Streites, welchen Dietrich und Adolf wegen des Bisthums Mainz führten, hat uns gezeigt, wie zwei Mainzer Erzbischöfe in jener wegen ihrer Frömmigkeit gerühmten Zeit mit der Moral, mit dem Leben und Gut der ihrer geistlichen Fürsorge anvertrauten Christen und mit dem Eigenthum ihrer Kirchen umgingen. Wir wollen nun auch von dem unmittelbar nachher entstandenen Streite in dem Bisthum Köln etwas ausführlicher reden, weil es Zweck dieses Werkes ist, die Zustände und die Charaktere der Menschen vermittelst unbestrittener Thatsachen darzustellen. Schon unter den letzten hohenstaufischen Kaisern, welche an den Bischöfen von Köln tüchtige und rüstige Freunde im Krieg und im Frieden hatten, war das Erzstift Köln sehr vergrößert und bereichert worden. Nachher, zu Siegmund's Zeit, war der Erzbischof Friedrich von Saarwerden sein ganzes Leben hindurch bemüht gewesen, die Besitzungen des Erzstiftes zu vermehren. Er hatte bedeutende Schätze gesammelt und mit denselben nicht nur Herrschaften und Güter zusammengekauft, sondern auch einen Schatz gebildet, welcher bei seinem Tode die für jene Zeit ungemein große Summe von drittehalb Millionen betrug. Unglücklicher Weise hatte er aber nicht dafür gesorgt, daß sein Neffe, Dietrich von Moers, welcher nachher, wie Friedrich gehofft hatte, ihm als Erzbischof folgte, durch seine Erziehung befähigt werde, das Erworbene zu erhalten oder doch wenigstens nützlich zu gebrauchen. Dietrich ward zum Fürsten und Ritter, nicht zum Geistlichen erzogen, und machte sich nachher als Kurfürst von Köln durch seine unaufhörlichen Kriege, sowie durch seine ganz abenteuerliche Pracht und Verschwendung berühmt. Gleich anfangs gerieth er mit seinem Mitbewerber, Wilhelm von Ravensberg, und dessen Oheim,

dem Herzog Adolf von Berg, in einen heftigen Kampf um den Besitz des Erzstiftes, dann hatte er einen Krieg mit der Stadt Köln, und später spielte er in den böhmischen Kriegen eine große Rolle. In diesen zeichnete er sich vor allen anderen Fürsten durch königlichen Glanz und Aufwand aus: in einem Kriege, welchen Adolf von Cleve mit der Stadt Soest führte, soll er sogar hunderttausend Mann ins Feld geführt haben. Kein deutscher Fürst hatte eine so glänzende Hofhaltung, keiner beschenkte seine Umgebung und seine Dienerschaft so freigebig, als er. Bei Friedrich's III. Erwählung und Krönung überglänzte er den damals blutarmen habsburgischen Vierfürsten. Dietrich war es gewesen, welcher diesen Fürsten zum Kaiser gemacht hatte, oder mit anderen Worten welcher bewirkt hatte, daß die Deutschen in Friedrich III. einen Schattenkaiser (roi fainéant) oder eigentlich noch etwas Schlimmeres erhielten. Bei den Festlichkeiten, welche die Wahl desselben begleiteten, war Dietrich von fünfundzwanzig Doctoren und vielen Grafen, Baronen, Rittern und anderen Vasallen umgeben; diese zeichneten sich insgesammt durch prächtige Anzüge aus, für welche Dietrich die Kosten bestritten hatte, und bei dem Mahle wurden sie insgesammt, zum großen Staunen der ärmlichen Herren aus Oberdeutschland und des armen Kaisers, auf Silber bedient. Eine so grenzenlose, Jahre lang fortgesetzte Verschwendung mußte natürlich die Finanzen des Stiftes Köln bald erschöpfen und den Erzbischof in Schulden stürzen, obgleich Dietrich's geiziger Vorgänger einen unermeßlichen Schatz erspart hatte, und obgleich man damals sagte, die tägliche Einnahme eines Erzbischofs von Köln belaufe sich auf tausend Gulden. Als Dietrich 1463 starb, war nicht nur jener Schatz verschwunden, sondern auch alle erzbischöflichen Güter waren bis auf eine einzige Herrschaft verpfändet, und alle Zölle befanden sich in den Händen der Wucherer, welche dem Erzbischof in seiner großen Noth Geld geliehen hatten.

Die Domherren erwählten zu Dietrich's Nachfolger den Bruder des bösen Fritz von der Pfalz, **Ruprecht**, einen wüsten Trinker und Jäger, welcher blos aus dem Grunde Geistlicher geworden war, damit er auf ein Erzbisthum speculiren könne. Sie sahen sich jedoch ebenso, wie Ruprecht selbst, bald sehr getäuscht. Der Letztere erhielt statt eines reichen Bisthums, auf

welches er gehofft hatte, ein völlig verarmtes, und sollte sich mit der allein übrig gebliebenen jährlichen Einnahme von zweitausend Gulden begnügen; die Domherren aber, welche den pfälzischen Prinzen in der Hoffnung gewählt hatten, daß unter ihm das lustige Leben fortdauern werde, fanden in ihm einen rücksichtslosen Gebieter. Da nun überdies unter den Domherren, die sich zugleich mit Ruprecht um die erzbischöfliche Würde beworben hatten, nicht nur Prinzen von Nassau, Würtemberg und Hessen waren, sondern auch der Bruder jenes Ludwig des Schwarzen von Veldenz und Zweibrücken, der mit Ruprecht's Bruder viele Streitigkeiten gehabt hatte, als Domprobst an ihrer Spitze stand, so entspann sich gleich von Anfang an ein heftiger Zwist zwischen Ruprecht und dem Dom-Kapitel. Ruprecht suchte durch die Stände des Bisthums durchzusetzen, daß er den Städten und Herren, an welche die erzbischöflichen Güter verpfändet waren, diese wieder entreißen dürfe, weil der Judenzins, den sein Vorgänger hatte zugestehen müssen, es ihm unmöglich mache, sie einzulösen. Er stieß jedoch auf einen so heftigen Widerstand, daß er die Sache wieder fallen lassen mußte. Er wandte sich daher an seinen Bruder Friedrich, und dieser schickte ihm eine Hülfsschaar unter der Führung seiner zwei tüchtigen Feldhauptleute Rauschenbach und Buck und seines Neffen Philipp, welcher, als er mündig geworden war, ihn noch einmal als Kurfürsten und Regenten auf Lebenszeit anerkannt hatte. Die pfälzischen Truppen sollten dem Bruder ihres Herrn wenigstens zu einigen der Güter verhelfen, welche dessen Vorgänger für schnödes Geld verpfändet hatte, und in der That verschafften sie ihm auch vorerst dasjenige wieder, was vor seiner Erwählung durch das Dom-Kapitel verschleudert worden war. Im Anfang des folgenden Jahres (1469) erschien Friedrich selbst, und verhalf seinem Bruder auch zu dem Übrigen. Er begann nach seiner gewohnten Art den Proceß über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Verpfändungen und Zinsen mit der Execution: er besetzte nämlich Bonn, Ruys, Brühl, Kaiserswerth, Kempen, Andernach und andere verpfändete Orte für seinen Bruder, und bot erst dann den Gläubigern eine Entschädigung an, welche dieselben gezwungen annehmen mußten. Für sich selbst forderte er fünfunddreißigtausend Gulden als Ersatz für seine Kosten, und behielt

einstweilen Kaiserswerth und die Zollgefälle als Unterpfand. Friedrich sah übrigens recht wohl ein, daß mit seinem Bruder nicht auszukommen sei; denn er gab dem Dom-Kapitel, als dasselbe ihm seine Beschwerden über Ruprecht vortrug, die Antwort: er würde ihnen nie gerathen haben, seinen Bruder, welcher sehr wenig Geistliches an sich habe, zu ihrem Bischof zu erwählen; da sie es aber einmal gethan hätten, so müßten sie ihn auch behalten. Friedrich ließ, als er heimkehrte, seinem Bruder einige seiner verständigen Räthe zurück; diese blieben aber mit Ausnahme von Rauschenbach und Buck nicht lange in Ruprecht's Diensten, weil derselbe ihnen kein Gehör gab.

Unmittelbar nachher benutzte Friedrich von der Pfalz die Abwesenheit des Kaisers, welcher damals auf einer Pilgerreise nach Rom begriffen war, um auch nach dem Elsaß hin seine Macht auszubreiten. Der Kaiser hatte ihn nicht nur nicht als Kurfürsten anerkannt, sondern auch in die Acht erklärt; Friedrich kehrte sich aber an Beides so wenig, daß er sogar das Reichs-Vicariat, welches nach der goldenen Bulle im Osten dem Kurfürsten von Sachsen, im Westen dem von der Pfalz gebührte, mit den Waffen geltend zu machen beschloß, um von demselben für sich Vortheil zu ziehen. Die Veranlassung dazu gab die Abtei Weißenburg im Elsaß. Diese diente ebenso im Elsaß, in Lothringen und in der überrheinischen Pfalz, wie die anderen reichen Stifter im übrigen Reiche, mit ihren Domherren-Stühlen zur Versorgung junger Leute vom höchsten Adel, welche dann als Domherren die ihnen zufließenden bedeutenden Einnahmen keineswegs nach der Regel des heiligen Benedict, auf die sie verpflichtet waren, verwendeten. Die Welt und selbst der damalige Abt von Weißenburg nahmen großes Ärgerniß an dem wüsten Leben der brutalen Ritter, und der böse Fritz fand in der Abwesenheit des Kaisers für gut, aus vorgeblichem Eifer für das Haus Gottes die Stadt und Abtei Weißenburg ebenso unter seine Gewalt zu bringen, wie es kurz vorher mit dem Stifte Köln geschehen war. Er ließ als kaiserlicher Landvogt im Februar 1469 durch eine nach Weißenburg gesandte Commission statt der schwelgenden Ritterssöhne fromme Mönche einsetzen. Der Abt und der Probst des Stiftes erboten sich hierauf zum Rechtsgange, und riefen ebenso wie die Stadt,

welche Friedrich aufs härteste drückte, die Hülfe des Pabstes an; dieser erklärte sich zu Gunsten der früheren und gegen die vom Kurfürsten eingesetzten Domherren, und auch der Kaiser war kaum aus Italien zurückgekommen, als er die Ersteren wieder einzusetzen befahl. Auf Pabst und Kaiser gestützt widersetzten sich dann nicht blos die ritterlichen Familien, deren Rechte der Kurfürst umgestoßen hatte, dem vorgeblichen Beschützer der Religion, sondern auch die Stadt Weißenburg suchte den eisernen Arm Friedrich's von sich abzuwenden. Dieser zog darauf nach seiner Art sengend und brennend gegen die Weißenburger zu Felde, verwüstete in Verbindung mit den Bürgern von Wimpfen und Heilbronn sowie mit dem schrecklichen Grafen Eberhard von Würtemberg die Umgegend von Weißenburg auf gräßliche Weise, und ließ die Stadt, wiewohl ohne Erfolg, heftig beschießen. Die Verheerung des Landes und die Belagerung der Stadt dauerten unaufhörlich fort, bis endlich nach drei Monaten die elsässischen Städte einen Frieden vermittelten, dessen Bedingungen beweisen, daß beide Theile des Krieges müde waren (Februar 1470). Die Sache des Stiftes sollte nämlich durch Schiedsrichter festgesetzt werden, dem Kurfürsten aber wurde, was für ihn die Hauptsache war, die angemaßte Ausdehnung der Rechte eines Landvogts im Elsaß zugestanden.

Das Letztere wollte der Kaiser durchaus nicht zugeben; er beschloß vielmehr, diese Gelegenheit zu ergreifen, um seinem alten Gegner Friedrich zu schaden. Er hatte schon im Januar den Todfeind desselben, Ludwig den Schwarzen von Veldenz, zum Reichshauptmann ernannt, erneuerte jetzt die Acht gegen Friedrich und ließ alle Gegner desselben ins Feld rufen. Die Folge davon war ein Krieg, welcher über die schönen Rhein-Gegenden in der Pfalz und im Elsaß wilde Verwüstung brachte, das kaiserliche Ansehen den Deutschen ganz verächtlich machte, und dagegen dem vom Kaiser verfolgten Kurfürsten in einer Zeit, wo nur Gewalt Recht war, den höchsten Ruhm und die Bewunderung der ganzen Ritter- und Fürstenwelt verschaffte. Dieser Krieg gehört der allgemeinen Geschichte nicht an; er verdient hier hauptsächlich nur deshalb eine Erwähnung, weil er uns zeigt, warum Friedrich von der Pfalz nicht kräftig in die Kölnischen Angelegenheiten eingreifen konnte, welche gleich nachher durch die Einmischung Karl's des Kühnen

eine große Wichtigkeit erhielten. Übrigens schadete der Kaiser durch sein Verfahren am meisten seinem eigenen Feldhauptmanne, Ludwig von Veldenz, dem er doch durch seine Decrete und Diplome hatte nützen wollen. Er hatte auf einem Reichstage dem Kurfürsten Friedrich das nicht diesem persönlich, sondern dem Hause desselben eigenthümliche Recht der Landvogtei im Elsaß genommen und an Ludwig von Veldenz übertragen; der Letztere mußte aber sammt seinen unglücklichen Unterthanen für die Gunst des Kaisers hart büßen. Kurfürst Friedrich zwang ihn nicht nur, der vom Kaiser verliehenen Landvogtei wieder zu entsagen, sondern Ludwig mußte ihm auch in dem zu Heidelberg geschlossenen Frieden zwölf Städte und Schlösser an der Bergstraße und auf dem linken Rheinufer überlassen. Der Kaiser selbst setzte seinen Krieg gegen den Kurfürsten mit Worten und Pergamenten fort, ohne zu fühlen, daß er dadurch sich und das kaiserliche Ansehen lächerlich mache. Der Kurfürst kümmerte sich gar nicht um ihn; nichts destoweniger erklärte der Kaiser im Mai 1474 auf dem Augsburger Reichstag, auf welchem er einen drei Jahre früher befohlenen, aber nicht durchgesetzten Landfrieden bestätigte, seinen alten Feind zum dritten Male in die Reichsacht, weil derselbe, wie die Worte lauten, die Kurwürde eigenmächtig und widerrechtlich an sich gerissen und aller kaiserlichen Abmahnungen ungeachtet dem rechtmäßigen Erben vorenthalten, auch zwölf ehrliche Personen des Raths zu Amberg, die ihm nicht huldigen wollen, mit dem Tode bestraft habe. Der Kurfürst blieb bis zu seinem Tode in seinen Ehren und Würden. Als er im December 1476 starb, folgte ihm sein Neffe Philipp.

Die Geschichte Friedrich's von der Pfalz kann allein schon uns zeigen, wie traurig es im deutschen Reiche mit der Nationaleinheit und mit dem Nachdruck der nur dem Namen nach monarchischen Regierung aussah, und zwar zu derselben Zeit, als in Burgund Karl der Kühne eine neue europäische Monarchie mit militärischen Mitteln zu gründen suchte, und in Frankreich König Ludwig XI., obgleich er ein grausamer Tyrann war, sich bei seinem Volke dadurch unsterblichen Ruhm erwarb, daß er die Franzosen in ein Ganzes vereinigte und die hohe Aristokratie oder, wie man es in Deutschland nannte, die Fürstenfreiheit und Fürstengewalt unterdrückte.

Wir sind jetzt bei den Begebenheiten, welche Karl den Kühnen an den Rhein führten, und folglich bei dem Zeitpunkte angekommen, wo die deutsche Geschichte wieder mit der von ganz Europa innig verbunden ward. Ehe wir jedoch jene Begebenheiten darstellen, müssen wir einige anscheinend weniger bedeutende Umstände und Ereignisse der deutschen Geschichte flüchtig erwähnen, weil dieselben theils für die Sittengeschichte wichtig sind, theils den Beweis geben, daß die Staatskirche die Ceremonien als Hauptsache, das Haupt-Element des Christenthums aber, die Moral, als Nebensache betrachtete und deshalb unhaltbar geworden war. Man wird zugleich aus dieser Darstellung ebenso, wie aus der Literatur des Zeitraumes, erkennen, daß dasjenige, was Luther im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ausführte, bereits im fünfzehnten ganz reif geworden war. Es wird sich also auch zeigen, daß die Reformation nicht, wie die Obscuranten bei jeder durchgreifenden Verbesserung sagen, das Werk eines einzigen unruhigen Mannes und vieler mit ihm verbundenen Wühler, sondern ein Bedürfniß der Zeit war, welches nur aus dem Grunde zu einer Revolution führte, weil die starrsinnigen Freunde des Alten sich auch den leisesten Verbesserungen dessen, was veraltet war, widersetzten.

Gerade als Friedrich von der Pfalz das Ansehen seines Säbels bis zur niederländischen Grenze hin geltend machte und bereits von ganz Süd- und Westdeutschland gefürchtet wurde, verschwendete Kaiser Friedrich III. seine Armuth, um einem Gelübde gemäß nach Rom zu pilgern und sich dort vor dem Pabste zu demüthigen. Er ließ sich von dieser Pilgerfahrt nicht einmal durch die Gefahren, welche sein Erbland bedrohten, abhalten. Er war nämlich damals nicht nur mit Georg Podiebrad in einen bedenklichen Krieg verwickelt, sondern es fielen auch die Türken zweimal nach einander in die Länder Istrien und Krain ein, richteten in denselben furchtbare Verwüstungen an, und schleppten Tausende von Menschen als Sklaven mit sich fort. Friedrich vertraute, als er seine Pilgerreise unternahm, auf den Umstand, daß er in Verbindung mit dem Pabste den ungarischen König Matthias Corvinus gegen Georg Podiebrad aufzuhetzen gewußt hatte, und daß diese beiden Könige, die einzigen tüchtigen Regenten in Europa, die es damals neben Ludwig XI. gab, gegenseitig ihre Reiche verheerten, anstatt ihre

Kräfte zum Kampfe gegen die Türken zu vereinigen. Im November 1468 reiste der Kaiser mit einer Bedeckung von nur fünfhundert Mann nach Rom ab. Er kam dort gerade in der Christnacht an und eilte sogleich in die Kirche. Hier kniete er schon von ferne zweimal vor dem Pabste, Paul II., nieder, und als er sich ihm genähert hatte, fiel er zum dritten Male auf die Knie, küßte Paul's Hände und Füße, und bestieg dann den für ihn errichteten Thron, welcher um so viel niedriger als der päbstliche war, daß des Kaisers Haupt gerade bis an die Füße des Pabstes reichte. Dann sang Friedrich als Diakonus gekleidet einem bekannten kaiserlichen Vorrechte gemäß das Evangelium (s. S. 134). Er blieb siebenzehn Tage in Rom, wohnte während dieser Zeit der Heiligsprechung eines Markgrafen Leopold aus dem Hause Babenberg bei, erlangte die Errichtung zweier neuen östreichischen Bisthümer (zu Wien und zu Neustadt), und verschaffte sich die Erlaubniß, die dreihundert geistlichen Pfründen, welche er gestiftet hatte, nach Belieben vergeben zu dürfen. Auch spendete ihm der Pabst ein Christgeschenk von Ablaßbriefen, Reliquien, Perlen und Edelsteinen; der ganze Plunder war aber, selbst nach dem Zeugnisse der Leute, welche großes Aufheben davon machen, nur zweitausend Dukaten werth. Erst im Juli 1469 kam Friedrich nach Östreich zurück, obgleich er in Rom selbst sich nur kurze Zeit aufgehalten hatte. Seine Abwesenheit war, wie wir bereits wissen, von dem Kurfürsten der Pfalz, welcher bei weitem nicht so gelehrt, aber dagegen viel praktischer und mehr den Zeiten und Umständen gewachsen war, als Friedrich, vortrefflich benutzt worden, um das kaiserliche Ansehen im Reiche zu verhöhnen. Außerdem war in Steiermark eine gefährliche Empörung ausgebrochen. Sie wurde nach der Rückkehr des Kaisers nur dadurch unterdrückt, daß Friedrich die beiden mächtigen Vasallen Baumkircher und Greiffenegger nach Graetz lockte und dort ohne Gericht und Urtheil enthaupten ließ. Dieser Mord war um so entsetzlicher, als Baumkircher einst dem Kaiser das Leben oder doch die Freiheit gerettet hatte (s. S. 205), und überdies nicht allein in den Kriegen mit Albrecht dem Verschwender sein Vorkämpfer, sondern auch in anderen Gefahren eine mächtige Stütze für ihn gewesen war. Auch hatte ja Baumkircher nicht mehr verbrochen, als was viele Andere ungestraft

übten: er hatte, als der Kaiser mitten in der von den Türken und Böhmen drohenden Gefahr einer Pilgerfahrt wegen Land und Leute verließ, sein vermeintliches Recht mit dem Schwerte verfolgt. Seine Hinrichtung wurde deshalb dem Kaiser als feige Undankbarkeit angerechnet.

Auch in Bezug auf Böhmen und Ungarn spielte Friedrich III. eine sehr traurige Rolle. Als Georg Podiebrad im März 1471 starb, suchte der Kaiser durch jede mögliche List zu verhindern, daß der ungarische König Matthias Corvinus nicht auch Beherrscher von Böhmen werde, und dennoch stellte er sich, als wenn er sehnlichst wünsche, daß der rechtgläubige Matthias Corvinus den ketzerischen Georg Podiebrad ersetze. Die Böhmen gaben ihre Krone dem polnischen Prinzen Ladislaus, einem Sohne Kasimir's II. Dieser nahm auch sogleich Besitz vom böhmischen Reiche; Matthias Corvinus machte ihm aber denselben streitig, und der Kaiser begünstigte, während Beide sich um Böhmen stritten, öffentlich den Einen und insgeheim den Anderen. In der nächsten Zeit verdarb Friedrich es auch mit der ganzen übrigen Welt, sogar mit dem Pabste und seinen Kardinälen. Er ließ 1473 die Türken in Steiermark und Kärnthen wüthen, ohne die geringsten Anstalten gegen sie zu treffen. Er gab ferner zu, daß Siegmund der Blödsinnige von Tyrol, welcher des Kaisers Sohn und Erben Maximilian an Kindesstatt annahm, die reichsvogteilichen Rechte des Hauses Habsburg im Elsaß, im Breisgau, im Sundgau und über die Waldstädte, sowie alle dortigen Güter, selbst die Grafschaft Pfirt (Ferrette), an den hochmüthigen und für Deutschland sehr gefährlichen Herzog von Burgund gegen die elende Summe von achtzigtausend Dukaten verpfändete. Dies that übrigens Siegmund nicht sowohl weil er Geld brauchte, als vielmehr weil er seine Rechte gegen die nach Freiheit strebenden Einwohner nicht geltend machen konnte, und lieber seine deutschen Landsleute der Tyrannei eines Franzosen preisgeben, als ihre Freiheit dulden wollte. Den Pabst und die Kardinäle erbitterte Friedrich durch die Saumseligkeit, welche er den Türken gegenüber zeigte, in so hohem Grade, daß die Kardinäle, selbst als es ihm endlich mit dem Türken-Kriege ernst zu sein schien, ihren Unwillen in starken Worten äußerten. Als nämlich Friedrich im Frühjahr 1473 einen

Reichstag nach Augsburg ausschrieb, um einen Zug gegen die Türken zu Stande zu bringen, und Pabst Sixtus IV., der Nachfolger Paul's II., auf sein dringendes Bitten diesen Reichstag durch eine glänzende Gesandtschaft beschicken wollte, brach der Kardinal Franz von Siena einer lateinischen Chronik zufolge in die Worte aus: „Es sind schon zehn Reichstage gehalten worden, zu welchen alle Welt eingeladen war, und aus allen ist nichts geworden. Die Fürsten und Herren belasten wegen der Reise zu diesen Versammlungen ihre Unterthanen mit unerschwinglichen Steuern; die Sache selbst aber wollen sie nicht, und der Haß des Volkes fällt jetzt auf die Kirche, weil es heißt, nur auf ihr Gebot und zu ihrem Vortheile werde die Türken-Steuer erhoben." In der That war auch jener Reichstag ebenso fruchtlos, wie jeder andere. Es ward auf allen diesen Versammlungen viel geredet, viel gezankt und Vieles, womit man unsere Geschichtsbücher zu füllen pflegt, geschrieben; aber durchgeführt wurde nicht das Geringste. Friedrich selbst kam, wenn eine solche Versammlung gehalten wurde, meistens nicht einmal in das Reich, obgleich er, wie Campanus in seinen Briefen bitterlich klagt, zuweilen innerhalb dreier Tage zu kommen versprach (Cum Caesar, sagt Campanus, eheu quam non Caesar! ad triduum se venturum promiserit, et jam centiduum est).

8. Karl der Kühne und das deutsche Reich.

Ebenso, wie Kaiser Friedrich in Bezug auf die Böhmen, die Ungarn und den Pabst sich selbst Misverhältnisse bereitete, erregte er auch den Argwohn der deutschen Fürsten, indem er 1473 zu Trier eine Zusammenkunft mit Karl dem Kühnen von Burgund hielt. Karl der Kühne hatte sich im Elsaß und in Schwaben verhaßt gemacht, und die deutschen Fürsten waren durch den burgundischen Hochmuth schon mehrmals, besonders aber auf dem 1471 zu Regensburg gehaltenen Reichstage, empfindlich beleidigt worden. Auf diesem Reichstage waren, weil eine Art Kreuzzug gegen die Türken beschlossen werden sollte, nicht nur viele Kurfürsten, sondern auch Gesandte des Herzogs von Burgund und anderer ausländischer Fürsten erschienen. Man hatte den burgundischen Gesandten den nächsten Platz nach den Kurfürsten angewiesen; sie hatten aber vor denselben zu sitzen verlangt, und deshalb nicht allein protestirt,

sondern auch gar nicht mehr erscheinen wollen, und man hatte ihnen endlich, um sie zufrieden zu stellen, unter den anwesenden königlichen Gesandten einen Sitz gewähren müssen. Das, was den langsamen, pedantischen und ängstlichen Kaiser mit dem raschen, heftigen und tollkühnen Karl von Burgund zusammenführte, waren die weit aussehenden Pläne beider Männer. Karl und Friedrich wurden einer wie der Andere von Hochmuth und leerer Eitelkeit getrieben, und gaben, um gleich dem Hunde der Fabel einem Schatten nachzurennen, die vor ihnen liegende erreichbare Größe auf, welche ein Friedrich von der Pfalz und ein Ludwig XI. erlangt haben, obgleich diese weit entfernt waren Regenten-Muster zu sein. Der Kaiser wünschte seinen Sohn Maximilian, einen schönen, stattlichen und ritterlichen, leider! aber selbst für jene Zeiten allzu romantischen Prinzen, mit Karl's Erbtochter Maria oder vielmehr mit dem reichen und mächtigen Herzogthum Burgund zu vermählen; Karl aber wollte durch Friedrich's Hülfe König werden, weil er, wenn er die Freundschaft Friedrich's hatte, auch der Gunst des Pabstes sicher war, der sich damals einen Antheil am Königmachen anmaßte, und dessen Creatur Friedrich war. Beide Fürsten waren jedoch in ihrem Wesen und Charakter zu sehr von einander verschieden, und die Deutschen, welche den Kaiser umgaben, waren gegen die Franzosen in Karl's Gefolge zu sehr eingenommen, als daß die persönliche Zusammenkunft des Kaisers mit dem Herzoge eine Freundschaft hätte begründen können. Wenn dessen ungeachtet nachher die beabsichtigte Heirath Maximilian's zu Stande kam, so war dies nicht das Ergebniß eines politischen oder diplomatischen Kunststückes, sondern die Wirkung weiblicher Leidenschaft. Maria von Burgund bewunderte Maximilian's Heldengestalt und Heldenunruhe, sowie sein romantisches Wesen und seinen ritterlichen Sinn, und wurde durch diese Vorzüge des Prinzen hingerissen, ihm Alles zu opfern. Dieselben inneren Eigenschaften aber, welche die Tochter Karl's des Kühnen für Maximilian begeisterten, sind nachher dem deutschen Reiche und den Erbstaaten Maximilian's verderblich geworden, weil ein geistreicher, ein genialer, ein nach Ruhm strebender Regent stets ein Unglück für sein Land ist.

Die Zusammenkunft des Kaisers Friedrich mit dem Herzoge

von Burgund begann Ende September (1473), und dauerte zwei Monate hindurch, während welcher Zeit Festlichkeiten und Unterhandlungen mit einander abwechselten. Des Kaisers Sohn Maximilian, damals noch ein erst vierzehn Jahre alter Knabe mit blühendem Antlitz und lang herabhängenden Locken, ritt beim Einzuge in Trier, in schwarzen Sammt gekleidet, auf einem stolzen braunen Hengst neben seinem Vater, und nahm alle Anwesenden für sich ein. Besonders aber gewann er das Herz der Maria von Burgund, so daß diese nachher nicht zu bewegen war, einem anderen Manne ihre Hand zu geben. Karl der Kühne entfaltete in Trier die größte Pracht, und ließ um seinen allerdings erstaunlichen Reichthum zu zeigen, eine Menge goldener und silberner Tafelgeräthe und anderer Möbeln und Zierrathen auskramen, deren Verzeichniß für die Kunst des Mittelalters, sowie für das Talent der Silber- und Goldarbeiter und der Verfertiger der kostbaren und soliden Luxus-Artikel jener Zeit sehr wichtig ist. Alle Schriften der Zeitgenossen sind mit Berichten über Karl's Pracht angefüllt, da die Menschen damals ebenso, wie die Höfe und vornehmen Häuser unserer Zeit, auf den theatralischen Tand der Erscheinung mehr Werth legten, als auf das Wesen der Dinge. Wir unseres Theils müssen den Liebhaber von Festen und Prunk auf jene Schriften verweisen, weil unser Zweck uns nicht erlaubt, auf dergleichen Gegenstände einzugehen. Gelegentlich bemerken wir, daß sich die Menschen und diejenigen Schriftsteller, welche in den Salons gelesen sein wollen, stets völlig gleich bleiben. Bekanntlich haben die Feste, Bälle, Schmausereien und Liebschaften jener großen Herren, welche 1814 und 1815 in Wien so lange tanzten, scherzten und schwelgten, bis Napoleon sie aufschreckte, zwei geistreiche Darsteller und Lobredner gefunden, die in besonderen Büchern, der Eine Deutsch, der Andere französisch, dieses Treiben beschrieben haben. Dasselbe Glück hat Karl der Kühne gehabt; denn Olivier de la Marche, einer der burgundischen Hofleute, hat in einem eigenen Buche, dessen Inhalt auch in das Lateinische übertragen worden ist, Karl's Festlichkeiten und seinen prahlenden Prunk ausführlich beschrieben. Der Herzog verschwendete damals, in die tollen Träume eines Königreiches Burgund-Lothringen und eines Reichs-Vicariats auf dem linken Rhein-Ufer versunken, die

von seinem Vater erworbenen Reichthümer, und zog diesen Träumen zu Liebe mit großen Kosten venetianische und mailändische Hauptleute von Söldnern an sich, welche ihn nachher, gleich den in seinem Dienste stehenden Franzosen, im Augenblick der Gefahr verriethen. Er wollte den Kaiser Friedrich als den Schattenbeherrscher des weströmischen Reiches gebrauchen, um alle seine, einander ganz ungleichen und mit sehr verschiedenen Freiheiten und Rechten begabten Besitzungen in ein Königthum von Gottes Gnaden vereinigen und unter Justinian's Gesetzbuch und despotische Novellen (s. Th. V. S. 11 f.) beugen zu können. Dieses neue deutsche Königreich (denn die französischen Länder Karl's konnten als Lehen der Krone Frankreich's dabei nicht in Betracht kommen) sollte aus allen Provinzen und Städten der Niederlande, aus den Herzogthümern Lothringen und Geldern und den Bisthümern Utrecht, Dole und Lüttich, aus den östreichischen Besitzungen und Rechten im Elsaß und in Schwaben, welche Siegmund von Tyrol an Karl abgetreten hatte, und aus dem, was dieser in der deutschen Schweiz besaß, bestehen. Das Letztere setzen wir hinzu, das Erstere wird in einem Briefe des damaligen Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht Achilles, an den Herzog Wilhelm von Sachsen als das von Karl beabsichtigte souveraine Königreich genannt. Als Karl dem Herkommen gemäß die Wappen der ihm zu übertragenden Provinzen aushing, steckte er auch die Habsburgischen Wappen des Breisgaues und Sundgaues, sowie der Landvogtei des Elsasses auf, obgleich Siegmund diese Gegenden und Rechte ihm nur verpfändet und sich die Rückgabe derselben gegen die Pfandsumme vorbehalten hatte.

Die Unterhandlungen zu Trier zogen sich sehr in die Länge. Friedrich versprach zwar Alles, zögerte aber von Tag zu Tag mehr. Er fand sich durch Karl's anmaßenden Ton im Gespräche, durch den ihn selbst ganz verdunkelnden Glanz desselben (fastu plus quam Persico), durch des Herzogs hochmüthige Geberden und durch dessen Forderung beleidigt, daß in den zwischen ihm und Friedrich zu schließenden Bund auch Friedrich's Feind, Matthias Corvinus von Ungarn, aufgenommen werden sollte. Nach dem Berichte Philipp's von Comines verachtete und verhöhnte Karl die Armuth der Deutschen und die Ohnmacht ihres Kaisers, der

sich den Schein des Weltbeherrschers gab und doch, wie Comines richtig bemerkt, nichts unternehmen oder auch nur befehlen konnte, ohne vorher Andere gefragt zu haben. Karl war ein militärischer Despot geworden, und schien es darauf abgesehen zu haben, den Kaiser zu verdunkeln und die ihn begleitenden Deutschen zu beleidigen. Auch meinte er es nicht aufrichtiger mit Friedrich, als dieser mit ihm. Er versprach mündlich und selbst schriftlich, daß Maximilian sein Schwiegersohn werden solle, er redete mit diesem darüber, er erlaubte, daß er Maria oft sehen und ihr schreiben, ja sogar, daß diese ihm antworten durfte, und doch ließ er auch wieder seine Absicht merken, die Vermählung Beider noch mehrere Jahre hinauszuschieben. Ob Karl außer der Hoffnung, ganz unsichere neue Erwerbungen zu machen, auch das künftige Kaiserthum im Auge gehabt habe, lassen wir unentschieden; gewiß ist, daß Ludwig XI. von Frankreich dies dem Kaiser Friedrich schrieb und ihn vor dem Herzoge warnte. Ludwig war über Karl's tolles Treiben und über die Verblendung, mit welcher derselbe sich in Verlegenheiten stürzte, aus denen es keinen Ausweg gab, höchst erfreut. Er benutzte das Jahr 1473 vortrefflich, um Karl und seine übrigen mächtigen Feinde durch Waffenstillstände einige Zeit ruhig zu erhalten und mittlerweile die weniger mächtigen zu verderben. Er scheute zu diesem Zwecke weder Verrath noch Meuchelmord, und entledigte sich im Jahre 1473 namentlich des Herzogs von Alençon und des Grafen Johann von Armagnac. Der Letztere mußte damals seine lange Laufbahn voll Verbrechen und Lastern (s. S. 149 f. und 181 f.) auf eine gräßliche Weise endigen, weil er in Ludwig einen noch größeren Frevler, als er selbst war, gegen sich hatte. Er ward grausam gemordet und seine ganze Familie, besonders der weibliche Theil derselben, auf empörende Weise behandelt; Ludwig aber bezeigte sein Wohlgefallen über die Tödtung Johann's dadurch, daß er den Mörder desselben zum archer de la garde machte oder mit anderen Worten in seine Leibgarde aufnahm. Um dieselbe Zeit besetzte Ludwig auch die Grafschaft Roussillon. Alle, welche der arglistige, grausame König damals vernichtete, hatten früher zum Bunde für das öffentliche Wohl (s. S. 161) gehört, dessen Mitglieder Ludwig mit unversöhnlichem Hasse verfolgte, obgleich ihnen so lange, als er sie zu fürchten hatte, sehr freundlich

begegnet war. Vor Karl dem Kühnen warnte Ludwig einen Jeden; er arbeitete ihm überall entgegen, und scheute weder Kosten noch Mühen, um alle Welt zu Karl's Feinden zu machen. Er trat deshalb auch mit dem Kaiser Friedrich in Verbindung, und suchte dessen ängstlichen und kleinlichen Sinn zu wecken. Wir glauben jedoch, daß man Unrecht hat, wenn man den üblen Ausgang der Verhandlungen, welche zwischen Friedrich und Karl Statt fanden, den Briefen und Kabalen Ludwig's zuschreibt. Es bedurfte der Intriguen des französischen Königs nicht; denn Friedrich mußte schon von selbst Verdacht schöpfen, als Karl nicht blos König werden wollte, sondern auch das Verlangen aussprach, daß er zum Generalstatthalter (legatus) des Kaisers und zum Reichs-Vicar ernannt werde. Der Kaiser brach ganz plötzlich die Unterhandlungen ab.

Er hatte den trotzigen Herzog lange hingehalten und ihn immer an die deutschen Fürsten gewiesen, welchen Comines, während er gegen ihren erbärmlichen Kaiser die größte Verachtung ausspricht, Kraft und Nationalgefühl genug zutraut, um einen hochmüthigen Fremden von sich abzuhalten (car les princes de l'empire encore que l'empereur fut homme de peu de vertu y donneront ordre). Friedrich hatte lange Zeit Alles versprochen; auf einmal aber sah sich der stolze Herzog durch ihn betrogen. Karl hatte für das zu haltende prächtige Krönungsfest seine majestätische Gemahlin und seine Tochter Maria nach Trier kommen, Krone, Scepter und alles, was zum königlichen Ornat gehörte, auskramen, einen Mantel von Perlen und Edelsteinen, deren Werth eine Chronik auf zweimalhunderttausend Dukaten angibt, verfertigen, einen Thron erbauen und die zur Krönung bestimmte Kirche mit den nöthigen Sitzen versehen lassen, als zwei Tage vor dem festgesetzten Termin der Kaiser ganz plötzlich von Trier abreiste, ohne von Karl Abschied genommen oder ihn auch nur von seiner Abreise in Kenntniß gesetzt zu haben. Karl der Kühne suchte hierauf das neue Königreich, welches er zu gründen hoffte, auf Unkosten des Erzbisthums Köln zu vergrößern.

Der Herzog von Burgund hatte übrigens schon früher durch den Streit des Herzogs Arnold von Geldern mit seinem Sohne Anlaß und Gelegenheit erhalten, sich am Niederrhein festzusetzen

und den Gedanken an ein dortiges Reichs-Vicariat zu fassen. Er war zugleich vom Kaiser selbst und vom Pabst aufgefordert worden, sich in diesen Streit einzumischen. Arnold von Geldern hatte in seinen alten Tagen sich noch einmal verheirathet und eine junge Frau zur Gemahlin genommen. Diese war des schwachen alten Mannes bald überdrüßig, und suchte sich desselben zu entledigen. Sie verband sich zu diesem Zwecke mit ihrem Stiefsohn Adolf, und der leibliche Sohn und Erbe des alten Herzogs verübte 1470 eine schauderhafte That an seinem Vater. Er überfiel Nachts den kranken alten Mann in seinem Bette, schleppte ihn baarfuß und im bloßen Hemde zehn Stunden weit über das Eis, und warf ihn, nachdem er ihn so über die deutsche Grenze hinaus nach Grave gebracht hatte, in ein schreckliches Burgverließ. (Adolf avoit pris son père prisonnier à un soir, comme il se vouloit aller coucher, et mené à cinq lieues d'Allemagne à pied, sans chausses par un temps très-froid, et le mit au fonds d'une tour, où il n'y avoit nulle clarté que par une petite lucarne, et là le tint près de six mois.) Diese Gräuelthat verbreitete allgemeines Entsetzen, und der Herzog von Cleve, ein Schwager des Gefangenen, erklärte dem jungen Herzog von Geldern sogleich den Krieg. Vergebens schrieb Pabst Paul II. im September 1470 einen rührenden Brief an Adolf von Geldern, vergebens verwendete sich auch der Kaiser für den unglücklichen Greis, Adolf entließ seinen Vater nicht aus dem Kerker. Kaiser und Pabst forderten daher Karl den Kühnen von Burgund auf, den Herzog Arnold zu befreien. Karl, welcher mit dem Letzteren nahe verwandt war, entbot hierauf unter dem Scheine, als wenn er Vater und Sohn mit einander aussöhnen wolle, den jungen Herzog zu sich. Er gab demselben Geleitsbriefe und alle möglichen Versicherungen in Betreff seiner Person, forderte aber zugleich, daß Adolf, wenn er zu ihm komme, auch seinen Vater mitbringen solle. Adolf mußte diesem Begehren Folge leisten, da er, zugleich vom Pabst, Kaiser und Reich bedrängt und vom Herzoge von Cleve befehdet, einen so mächtigen Nachbarn, wie Karl der Kühne war, nicht beleidigen durfte. Dieser bemühte sich hierauf, wie Comines versichert, ernstlich, Vater und Sohn auszusöhnen, obgleich der Alte aufs höchste gegen seinen Sohn

erbittert war*) Es war jedoch keine Aussöhnung zwischen Beiden möglich. Karl ließ also dem Sohne durch Comines den Vorschlag machen, daß derselbe sich bis zum Tode seines Vaters mit einem Striche Landes, einem standesmäßigen Einkommen und dem Herzogstitel begnügen möchte. Die ganz rohe Antwort Adolf's auf dieses Anerbieten kann zeigen, wie tief damals die Ritterschaft in Folge ihres wilden Lebens gesunken war, und wie traurig es mit der Religion der höheren Klassen der Gesellschaft aussah. Sein Vater, sagte Adolf, wäre lang genug Herzog gewesen, da derselbe es bereits 44 Jahre sei, und er wünsche lieber seinen Vater und sich selbst ersäuft zu haben, als daß er einen solchen Vergleich eingehe (qu'il aimeroit mieux avoir jetté son père tête devant dans un puits et de s'estre jetté après, que d'avoir fait cet appointement, et qu'il y avoit quarante et quatre ans que son père estoit duc, et qu'il estoit bien temps qu'il le fût, et autres paroles assez mal sages). Karl mußte gerade damals plötzlich aufbrechen, weil die Nachricht ankam, daß die Franzosen Amiens besetzt hätten und gegen ihn heranrückten (s. S. 185). Er nahm den Herzog Adolf mit sich. Dieser fand unterwegs Gelegenheit zu entwischen, wurde aber, als er verkleidet mit zwei Gefährten in sein Herzogthum zurückkehren wollte, wieder gefangen. Man erkannte ihn, wie einst den unglücklichen Konradin und seinen Freund Friedrich von Baden (s. Th. VII. S. 324), daran, daß er die Überfahrt über einen Fluß mit einem Dukaten bezahlte. Er wurde eingesperrt und blieb bis zu Karl's Tod in burgundischer Gefangenschaft. Sein Vater Arnold, der ihn mit Recht unversöhnlich haßte, verkaufte im September das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen um ein Spottgeld an Karl den Kühnen; er erhielt neunzigtausend Dukaten und eine jährliche Rente. Karl nahm das auf solche Weise erworbene Land mit Gewalt der Waffen in Besitz, benutzte aber doch auch die Gleichgültigkeit der Deutschen in Betreff der Größe und des Glanzes ihres Reiches, um sich die Rechtstitel über den Besitz eines so schnöde gekauften Reichslandes zu verschaffen.

*) Je les vis, sagt Comines, tous deux en la chambre du dit duc par plusieurs fois et en grande assemblée du conseil, où ils plaidoient leurs causes, et vis le bon homme vieil présenter le gage de bataille à son fils.

Er bewog zuerst den Herzog Gerhard von Jülich und Berg, dem Anspruch an Geldern und Zütphen für sich und seine Nachkommen förmlich zu entsagen; dann ließ er in Trier sich von Kaiser Friedrich mit beiden Ländern belehnen und sein Recht an dieselben durch ein mit einem großen Siegel versehenes Patent beurkunden, für welches er dem Reichskanzler elfhundert Dukaten bezahlte.

Hierauf benutzte Karl der Kühne die Verhältnisse des Erzbisthums Köln, um seinen Plan eines Reichs-Vicariats am Rhein zu verwirklichen oder doch sich auf irgend eine Weise dort festzusetzen. Der Kurfürst Ruprecht von Köln besaß keine jener männlichen Eigenschaften, welche für einen Regenten der Ritterzeit erforderlich waren; denn diese verstattete zwar, daß ein Fürst grausam und tyrannisch, nicht aber, daß er schwach und verschwenderisch sei. Ruprecht gerieth daher zu derselben Zeit, als sein Bruder Friedrich in die oben (S. 234 ff.) erwähnten elsässischen Streitigkeiten verwickelt war, mit seinen Städten, Ständen und Domherren in einen noch ärgeren Zwist, als der frühere gewesen war. Bei der Entscheidung über die Verpfändungen und Forderungen an das Erzstift Köln, welche von Friedrich dem Siegreichen auf militärische Art gemacht worden war, hatten die Städte Bonn, Nuys und Köln, besonders die beiden Letzteren, am meisten verloren. Sie waren daher sehr erbittert, und haßten namentlich die Pfälzer Hauptleute Buck und Rauschenbach, weil dieselben bei der willkürlichen Wegnahme der Pfandstücke vorzugsweise thätig gewesen waren. Gerade diese beiden Männer waren aber in Köln geblieben, als die anderen verständigen Pfälzer, welche Friedrich bei seinem Bruder zurückgelassen hatte, aus Unwillen über des Erzbischofs Wesen und Treiben wieder nach Hause gereist waren. Die Stadt Nuys hatte schon bei Gelegenheit des im Herzogthum Geldern ausgebrochenen Kampfes den Erzbischof schwer beleidigt; denn sie hatte die Truppen, welche dieser dem Herzog von Cleve gegen Adolf von Geldern zu Hülfe sandte, nicht durchziehen lassen wollen. Die Feindschaft zwischen dem Erzbischof und der Stadt Nuys dauerte nachher fort, bis endlich ein förmlicher Aufstand und Krieg ausbrach. Ruprecht schickte nämlich den tapferen und wackeren Buck nebst einem anderen seiner Vertrauten nach Nuys, hier aber glaubte man, daß dies nur deshalb geschehen sei, um zwischen den

Bürgern und ihrem Magistrat Feindschaft zu stiften, und Buck wurde, ungeachtet der dringenden Fürbitten des Erzbischofs, auf offenem Markte hingerichtet. Dies war das Signal zum Kriege. Die Städte Nuys, Köln und Bonn kündigten dem Erzbischof den Gehorsam auf, und das Dom-Kapitel in Köln schritt zur Wahl eines Administrators für das Erzbisthum (1472). Gewählt wurde der Landgraf Hermann von Hessen, Probst zu Fritzlar und Aachen und Domherr zu Köln, welcher, um sich den geistlichen Studien ganz zu widmen, das Land Hessen seinem Bruder und seinem Neffen überlassen hatte, und schon einmal zum Bischof von Hildesheim ernannt gewesen war. Er ließ sich sogleich in Bonn und in anderen Orten huldigen, und gerieth dadurch natürlich in einen Krieg mit Ruprecht. Er ward in demselben von seinem Bruder Heinrich mit den Waffen unterstützt; Ruprecht dagegen wandte sich an Karl den Kühnen um Hülfe. Dieser mischte sich hierauf wirklich in den Streit, unterhandelte aber anfangs zugleich mit Ruprecht und mit dessen Feinden. Er schickte den Herrn von Arberg nach Köln, wo Ruprecht's Feldhauptmann Rauschenbach bei einem wüthenden Angriffe auf die Stadt zurückgeschlagen und selbst getödtet worden war. Karl ließ der Stadt Köln und ihren Verbündeten durch Arberg die freundlichsten Anerbietungen von Beistand machen; diese wurden aber abgelehnt, und zwar aus einem Grunde, den wir aus dem naiven Küchenlatein eines Zeitgenossen wörtlich übersetzt mittheilen wollen. „Man fürchte, hieß es, aus jener französischen Kanone des Truges beschossen zu werden, aus welcher goldene Kugeln geschossen würden, und durch die schon viele sonst nicht zu erobernde Städte zum Fall gebracht worden wären."

Unterdessen hatte die bekannte Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Friedrich und dem Herzoge von Burgund Statt gefunden, und der Erstere war von Trier nach Köln gegangen, wo er sich des Dom-Kapitels, der Stände und des erwählten Administrators gegen den Erzbischof Ruprecht annahm, weil er diesen um seines Bruders, des bösen Fritz, willen ebenso unversöhnlich haßte, als Ludwig XI. von Frankreich den Herzog Karl. Der Letztere dagegen rüstete ein furchtbares Heer, um in das Kölnische einzufallen, und erschien 1474 vor Nuys, während der Kaiser Reichstage halten

ließ und seine Erbstaaten besuchte. Die Stadt Nuys wurde von dem Administrator Hermann vertheidigt, der sich mit einem in Hessen geworbenen Heere von tausend Mann zu Fuß und fünfhundert Reitern in dieselbe geworfen hatte. Von beiden Seiten wurden alle möglichen Anstrengungen für den bevorstehenden Kampf gemacht; der Erfolg entsprach aber, wie dies auch in unseren Zeiten zu geschehen pflegt, bei weitem nicht den Opfern und Mühseligkeiten, welche Land und Leute tragen mußten, oder den Anstalten, welche getroffen, und den Bündnissen, welche geschlossen wurden. Karl der Kühne, der schon in Trier außer seiner prächtig gekleideten Leibwache achttausend Reiter und viertausend Mann zu Fuß bei sich gehabt hatte, ließ noch seine ganze kolossale Artillerie gegen Nuys ziehen, und nahm außerdem Tausende von Söldnern verschiedener Länder, besonders aber viele italiänische Condottieren, in Dienst. Um diese alle bezahlen zu können, mußte der reichste Fürst in Europa ein Anlehen bei der Bank von Venedig machen. Auf Seiten der Gegner hatten die Kölner die nöthigen Summen hergegeben, um gediente Leute anzuwerben, welche man damals für Geld überall haben konnte. Es war daher nicht nur ein ansehnliches Heer für den Administrator angeschafft worden, sondern die Stadt Köln schloß auch mit dessen Bruder, Heinrich von Hessen, einen Vertrag, in welchem dieser sich verpflichtete, mit zwölftausend Mann zu Fuß und achthundert Reitern zum Entsatze von Nuys herbeizueilen. Die Sache kostete den Kölnern viel Geld; denn der Kaiser hatte zwar zu aller Welt Erstaunen versprochen, das Commando des gegen Karl den Kühnen aufgebotenen Reichsheeres zu übernehmen, blieb aber acht Monate lang aus, und Landgraf Heinrich, der schon im August 1474 mit fünfzehntausend Mann zum Entsatze seines Bruders im Anzuge war, mußte jedem seiner Reiter acht und jedem Fußgänger sechs Gulden monatlich geben. Das gegen Karl den Kühnen aufgebotene deutsche Heer wird bald auf achtzigtausend, bald auf fünfzigtausend Mann angegeben; es dauerte jedoch ein volles Jahr, bis dasselbe im Feld erscheinen konnte. Zum Glück überließ dann der Kaiser das Commando dem Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg; denn der Administrator Hermann würde schwerlich gewagt haben, es mit dem Herzoge von Burgund aufzunehmen, wenn nicht der träge, geizige Kaiser

und das uneinige Reich diesmal einen tüchtigen Vorfechter erhalten hätten. Die Deutschen oder vielmehr ihr Kaiser schlossen zwar außerdem einen Vertrag mit dem französischen König Ludwig XI., der sich verpflichtete, den Herzog von Burgund mit dreißigtausend Mann anzugreifen, und auch die Schweizer versprachen, mit einem Heere zu erscheinen; allein Ludwig hütete sich wohl, sein Wort zu halten, und die Eidgenossen fielen nur in den ihnen benachbarten Theil des burgundischen Reiches ein, plünderten und raubten in demselben, und vereinigten Städte und Dörfer mit ihrem Bunde. Die eigentliche Hülfe kam also den Kölnern weder vom deutschen Reiche, dessen Heer zu der Zeit, als Nuys von Karl eingeschlossen wurde, noch nicht einmal auf den Beinen war, noch von Frankreich oder der Schweiz, sondern blos von den beiden hessischen Landgrafen Hermann und Heinrich.

Die Belagerung von Nuys ist eine der merkwürdigsten des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts, da diese Stadt damals für den am besten befestigten Platz galt, und die beiden Landgrafen von Hessen durch die Vertheidigung derselben gegen die ungeheuere Macht des tollkühnen Herzogs von Burgund unsterblichen Ruhm erwarben, dieser aber bei der Belagerung sich selbst zu Grunde richtete. Hierüber sind Philipp de Comines und Olivier de la Marche mit den deutschen und niederländischen Schriftstellern ganz einig. Die Belagerung dauerte, weil das Reichsheer so langsam heranzog, vom 29. Juli 1474 bis zum 28. Juni 1475. Karl lag während derselben auf dem linken Rheinufer, Heinrich von Hessen dagegen weiter oben auf dem rechten. Karl war während der ganzen Zeit der Belagerung unaufhörlich und an allen Stellen thätig; die Chroniken erzählen sogar, er sei — was wir dahin gestellt sein lassen — Tag und Nacht nicht aus den Kleidern gekommen. Er richtete aber ungeachtet aller seiner Anstrengungen, welche Olivier de la Marche uns ausführlich schildert, und ungeachtet des glänzenden Heeres, das zur Belagerung aufgeboten worden war, gegen die fünfzehnhundert Hessen in Nuys nichts aus. Man wird sich hierüber nicht verwundern, wenn man hört, daß Karl's Heer theils aus seinen höchst unzufriedenen und von Ludwig XI. bearbeiteten französischen Lehensleuten, theils aus unwilligen Niederländern und gezwungen dienenden Lüttichern und Geldernländern, theils end-

lich aus geworbenen Engländern und Italiänern bestand. Die Belagerten geriethen zuletzt in die äußerste Noth; denn sie zehrten nicht nur alle ihre Lebensmittel, über deren großen Vorrath der neueste Geschichtschreiber von Hessen (Rommel) sehr anziehende Mittheilungen macht, gänzlich auf, sondern mußten endlich auch die Pferde der Besatzung und der Bürger schlachten, während das burgundische Lager einem Markte voll Überfluß glich und der Herzog glänzende Tafel hielt, an welcher täglich fremde Gesandte als Gäste bewirthet wurden. Schon hatte Karl siebenzehn Thürme und dreihundert Häuser der Stadt mit seinem Geschütze zerstört, einen Arm des Rheines abgedämmt, den kleineren Flüssen einen anderen Lauf gegeben und eine Insel, auf deren Besitz Alles anzukommen schien, erobert, als er bei der Nachricht vom nahen Anzug des Reichsheeres muthwilliger Weise gegen die Werke der Stadt Sturm laufen ließ und mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde.

Das Reichsheer war endlich auf die Beine gebracht worden. Der Kaiser hatte den Kriegszug, dessen Führung er selbst übernehmen wollte, erst im Juli 1474 auf einem Reichstage zu Augsburg ausschreiben lassen. Hier hatten die Kölner und andere Städte die Zeche des Kaisers bezahlt, damit derselbe flott werde; wie langsam es aber mit dem Heere und seinem Auszuge zuging, kann man aus dem Umstande ermessen, daß nach dem Augsburger Reichstage noch ein halbes Schock anderer gehalten und viel geschrieben und getrunken ward. Der Kaiser selbst spielte im Vergleich mit dem Herzoge von Burgund eine sehr ärmliche Rolle. Auf einer Fürstenversammlung, welche bald nach dem Augsburger Reichstage in Würzburg gehalten wurde, nahmen die von ihm nicht bezahlten Handwerker seinen Wagen in Beschlag; als er 1473 auf der Reise nach Trier begriffen war, spannte man in Schwäbisch-Hall Ochsen vor seinen Wagen, und in Reutlingen gab man ihm, weil wegen des schlechten Pflasters seine Pferde ganz einsanken, zur Entschädigung zwei Ochsen und sechzehn Gulden. Doch muß es mit den Letzteren eine eigene Bewandtniß gehabt haben, wiewohl Kaiser Friedrich auch sonst, wenn es nicht anders ging, mit Kleinem vorlieb nahm. Im Mai 1475 war endlich das Reichsheer unter Albrecht Achilles von Brandenburg und dem Herzog Albrecht von Sachsen, welcher die Stelle seines

Bruders, des Kurfürsten Ernst, vertrat, zum Abzuge nach Nuys gerüstet. Karl hatte damals in den sechsundfünfzig Stürmen, die er tollkühn unternehmen ließ, bereits den Kern seines Heeres verloren. Dessen ungeachtet ließ er sich nicht bewegen, die Belagerung aufzuheben, bis endlich der Landgraf Heinrich von Hessen durch den Vortrab des Reichsheeres unter dem Bischof von Münster und dem Grafen von Schwarzburg eine solche Verstärkung erhalten hatte, daß er zum Angriff schreiten konnte. Auch Albrecht Achilles verlangte eine Schlacht, und wenn man auf seinen Rath eingegangen wäre, so hätten wahrscheinlich die Deutschen den Ruhm der Vernichtung der burgundischen Macht erworben, welchen späterhin die Schweizer ernteten; dies widerstritt aber der von Friedrich befolgten östreichischen Heirathspolitik (Felix Austria, nube!), eine Politik, die sich immer gleich geblieben ist, die das Wasser trübt und dann fischt. Der Kaiser knüpfte, statt sich in einen entscheidenden Kampf einzulassen, Friedensunterhandlungen an, bei welchen ein päbstlicher Kardinallegat, der Bischof von Friaul, ihm als Vermittler diente, der Herzog von Burgund aber durch den Bischof von Utrecht und zwei andere angesehene Männer vertreten wurde. Karl der Kühne ließ, von seiner Tochter Maria gedrängt, den Vorschlag einer Vermählung derselben mit Friedrich's Sohn Maximilian erneuen, und zu aller Welt Erstaunen ward schon am 17. Juli ein Frieden zwischen ihm und dem Kaiser geschlossen. Beide Theile handelten dabei auf Unkosten derer, welchen sie ihren Schutz versprochen hatten: Karl opferte den Kurfürsten Ruprecht auf und willigte ein, daß Landgraf Hermann als Erzbischof und Kurfürst von Köln anerkannt werde; Friedrich dagegen versprach, bei dem Angriffe, welchen Karl gegen den Herzog von Lothringen und die Schweizer beschlossen hatte, neutral zu bleiben. In einer geheimen Unterredung Karl's mit Friedrich war wahrscheinlich auch von Maximilian's Vermählung mit Maria die Rede, bekannt wurde jedoch über diese vorerst nichts. Der Abschluß des Friedens zog den Herzog von Burgund, welcher sein Heer alsbald nach Hause zurückführte, mit Ehren aus dem Spiele; der tollkühne Mann stürzte sich aber gleich nachher in eine noch größere Gefahr und kam in derselben um.

9. Karl's des Kühnen letzte Zeit.

Nachdem der Frieden zwischen Karl dem Kühnen und Kaiser Friedrich geschlossen war, griff der Erstere sogleich das Herzogthum Lothringen an. Dieses Land war, wie wir oben (S. 140—143) gesehen haben, durch Gewalt der Waffen dem alten Renatus entzogen und an die Familie Vaudemont (die Wurzel der Guisen) gebracht worden; nachher hatte Renatus zwar mit Hülfe des französischen Königs Karl VII. den Besitz von Lothringen wieder erlangt, durch eine besondere Fügung der Umstände aber war das Land doch wieder an die Vaudemonts gekommen. Renatus hatte nämlich das Herzogthum Lothringen seinem Sohn Johann abgetreten, welcher von uns oft unter dem Namen Herzog von Calabrien erwähnt worden ist, und als dieser gestorben war, hatte dessen Sohn Nikolaus dasselbe erhalten. Diesem jungen und schönen Herzog Nikolaus hatte Karl der Kühne früher nicht nur versprochen, daß er seine Erbtochter Maria zur Gemahlin erhalten solle, sondern ihm auch sogar erlaubt, an Maria zu schreiben, und diese hatte, obgleich sie noch ein Kind war, ihm geantwortet; Karl hatte aber, sobald er mit dem Kaiser Friedrich in Unterhandlung trat, sein Wort wieder zurückgenommen. Nikolaus starb 1473, und zwar so plötzlich, daß man, was damals in solchen Fällen fast immer geschah, ihn für vergiftet hielt und seinen Tod dem König Ludwig XI. schuld gab, welchem überhaupt alles ersinnliche Böse zugeschrieben wurde. Damals lebte der alte Renatus noch; da er jedoch allzu bejahrt war, um die Regierung des Herzogthums führen zu können, so übergab man dasselbe seiner Tochter Jolantha, durch deren Vermählung mit Friedrich von Vaudemont Renatus sechsunddreißig Jahre früher sich aus der Gefangenschaft losgekauft hatte (s. S. 142). Jolantha trat ihre Rechte an ihren jungen Sohn Renatus II. ab, und so gelangte das Haus Vaudemont wieder in den Besitz von Lothringen. Dies geschah zu derselben Zeit, als Karl der Kühne die Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich betrieb. Da er nun die ganz französische Linie der Vaudemonts fürchtete und die Sache der Deutschen auch in Lothringen aufrecht erhalten wollte, so ließ er den jungen Herzog in dessen eigenem Lande aufheben. Er fand zwar bald für gut, ihn

wieder frei zu geben, weil König Ludwig XI. das Vergeltungsrecht übte und einen deutschen Herrn, welcher durch Frankreich reiste, in Haft nahm; allein er preßte doch vorher dem Herzog Renatus einen harten Vertrag ab. Renatus mußte nämlich vor seiner Entlassung einen ewigen Bund mit Burgund schließen, dessen Bedingungen Lothringen völlig abhängig von den burgundischen Herzögen machten. Sobald daher Kaiser Friedrich 1474 mit Karl dem Kühnen in Krieg gerieth, gab Renatus jenen Bund wieder auf, schloß sich, wie Ludwig XI., aber enger als dieser, an Karl's Feind, die Schweizer an, schickte dem Herzoge von Burgund eine trotzige Herausforderung in das Lager vor Nuys, und fiel raubend in Luxemburg ein, während die Schweizer in die Grafschaft Burgund eindrangen.

Karl rächte sich dadurch, daß er, sobald er mit dem Kaiser über einen Friedensvertrag übereingekommen war, gegen den Herzog von Lothringen zu Felde zog. Um aber bei diesem Unternehmen kein Hinderniß zu erleiden, schloß er vorher in Solothurn einen neunjährigen Waffenstillstand mit Ludwig XI. Jeder der beiden Theile gab dabei seinen Schützling der Rache des anderen preis: Ludwig versprach, sich des Herzogs von Lothringen nicht anzunehmen, Karl dagegen verpflichtete sich, den Connetable Jakob von Luxemburg, Grafen von St. Paul, welchen Ludwig ohne allen Grund verfolgte, nicht nur nicht zu schützen, sondern ihn sogar, wenn er in seine Hände falle, auszuliefern. Beide hielten einander Wort. Auf welche Weise der Connetable, Jakob von Luxemburg (aus derselben Familie wie das Haus Luxemburg, das dem deutschen Reiche mehrere Kaiser gegeben hat), dem Könige von Frankreich geopfert und von diesem getödtet wurde, werden wir später berichten. Ebenso, wie dieser unglückliche Mann, mußte auch Renatus von Lothringen bald die Wirkung des zwischen Ludwig und Karl geschlossenen Vertrages empfinden. Es erschien nämlich auf einmal an den Grenzen seines Landes eine so große burgundische Kriegsmacht, daß er sich nach fremder Hülfe umsehen mußte. Er reiste also selbst zum König Ludwig, um den Beistand desselben zu erbitten; dieser täuschte und betrog ihn aber auf eine unerhörte Weise. Die Art, wie Ludwig sich gegen den unglücklichen Renatus benahm, würde allein schon sein Andenken beschimpfen, wenn auch

nicht die ganze Regierung dieſes Königs, obgleich ſie ſeine Politik und ſeine Fürſorge für den Staat und die Nation im glänzendſten Lichte zeigt, ihn als einen treuloſen, grauſamen Mann ohne Grundſätze und ohne Erbarmen erkennen ließe. Er ſtellte ſich dem Herzog Renatus gegenüber, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, redete ihm ſeine Furcht aus, und betheuerte, daß er, wenn die Sache ſich ſo, wie Renatus ſage, verhielte, augenblicklich ſelbſt zu ſeiner Rettung erſcheinen würde (par la Pâque-Dieu, si je croyois ce que vous me dites, j'irois en personne défendre la Lorraine); nichts deſto weniger war ſchon Ende September ganz Lothringen beſetzt und der einzige haltbare Ort desſelben, die Hauptſtadt Nancy, enge eingeſchloſſen. Ludwig betrog damals ſeinen Schützling doppelt, denn er ließ, um ſeines Drängens entledigt zu werden, den Admiral, welcher die franzöſiſchen Truppen befehligte, endlich marſchiren, befahl ihm aber, an der lothringiſchen Grenze Halt zu machen. Da weder Ludwig noch die Schweizer dem Herzoge von Lothringen Wort hielten, ſo öffnete die Stadt Nancy, die ſich bis aufs Äußerſte vertheidigt hatte, am letzten November ihre Thore den Burgundern. Karl rief alsbald die Stände von Lothringen zuſammen, und gab ihnen die Verſicherung, daß er nicht geſonnen ſei, das Land als ein erobertes zu behandeln, daß er vielmehr ſelbſt in Nancy reſidiren und zur Verbürgung ſeines Verſprechens ſeinen Vetter, den Herrn von Bièvres, deſſen Klugheit, Gerechtigkeit und Mäßigung jedermann kenne, als Statthalter zurücklaſſen wolle. Auf dieſe Weiſe ſchien alſo das Herzogthum Lothringen dem großen burgundiſchen Reiche völlig einverleibt zu ſein.

Unglücklicher Weiſe glaubte Karl der Kühne gleich darauf mit den Schweizern ebenſo leicht fertig werden zu können, als mit dem Herzoge von Lothringen, bereitete aber dadurch ſich ſelbſt den Untergang, während er zugleich den Schweizern einen Kriegsruhm verſchaffte, den ſie nachher ökonomiſch auszubeuten verſtanden. Karl hatte es übrigens, als er gegen die Schweizer auszog, nicht blos mit dieſen zu thun, ſondern auch mit den deutſchen Städten im Elſaß und in den oberſchwäbiſchen Landſchaften, welche Siegmund von Tyrol ihm verpfändet hatte. Wir wollen daher, ehe wir den Sturz des großen burgundiſchen Reiches darſtellen, das Verhältniß der Schweizer und jener Städte zu demſelben angeben

und dabei zugleich einige früher nur im Vorbeigehen berührte Umstände darlegen.

Die Hauptursache des Grolles der Schweizer war der Übermuth und der Raub, welchen die von Karl dem Kühnen begünstigte Ritterschaft und sein Landvogt im Elsaß, Peter von Hagenbach, sich gegen sie erlaubten. Jene Ritter durften zwar, seitdem Siegmund dem Herzoge von Burgund die Grafschaft Pfirt, den Elsaß und Oberschwaben verpfändet hatte (s. S. 239), ihr Gewerbe des Straßenraubes und der Bedrückung der Bürgerschaften nicht mehr auf eigene Rechnung treiben, weil Hagenbach mit unerbittlicher Grausamkeit strafte; sie trieben dasselbe aber dagegen im Dienste dieses Vogtes auf unerhörte Weise. Durch die Schweiz ging damals der Handel mit Tuch und Seidenzeugen, welcher zwischen Italien und Frankfurt geführt wurde; dieser Handel war in Folge jenes Raubwesens ganz gestört, und Hagenbach spielte im Namen seines Herrn zugleich den Statthalter und Schützer, den Räuber, den brutalen Rittersmann und den glänzenden Fürsten. Da man in neuerer Zeit auch die berüchtigten Vögte des Kaisers Albrecht I. (s. Th. VIII. S. 100 f.) gerechtfertigt hat, so wollen wir nicht behaupten, daß Hagenbach wirklich so schwarz war, wie die Chroniken ihn malen; gewiß ist aber, daß er uns als ein zweiter Geßler dargestellt wird. Er soll zuletzt sogar auch die Edeln im Lande gedrückt und die Stadt Mühlhausen, welche den Schweizern früher (sowie nachher bis zum Jahre 1798) gewissermaßen einverleibt war, beinahe um ihre Freiheit gebracht haben. Auch Basel schloß im Gedränge zwischen Karl und seinem Vogt einen engen Bund mit der Eidgenossenschaft, nahm achthundert Mann von ihr an, und erhielt das Versprechen, daß die Schweizer im Nothfall mit ihrer ganzen Macht erscheinen wollten. Karl selbst kränkte auf einem Zuge, den er vor seinem Angriffe auf Nuys in den Elsaß unternahm, nicht blos die Bürger der ihm verpfändeten Städte, sondern er behandelte auch die an ihn gesendeten Berner Abgeordneten, welche ihm im Namen der Schweiz Vorstellungen machten, sowie den sehr zahlreichen deutschen Adel des Landes auf eine hochmüthige und brutale Weise. Dies Alles benutzte der arglistige König Ludwig XI. zu seinem Zwecke. Er hatte seither, während er stets freundlich gegen Karl war, ihn

überall umstrickt, vernichtete alle Freunde desselben in Frankreich, täuschte den Herzog der Bretagne, riß bis über Roussillon hinaus ein Gebiet nach dem anderen an sich, und vernichtete durch Gift und Dolch seine inneren Feinde. Jetzt suchte er die Schweizer für sich zu gewinnen und zugleich mit dem habsburgischen Hause auszusöhnen. Die Umstände erleichterten ihm sein Bemühen; denn eines Theiles waren Karl und der Kaiser damals auf einige Zeit mit einander entzweit, und anderes Theiles hatten Hagenbach's Despotie und Karl's Stolz den zahlreichen und sehr streitbaren Adel des oberen Landes und die ebenfalls gerüsteten Patricier der Städte weit heftiger gereizt, als die niederen Bürger und die Landleute, welche der burgundische Vogt nicht drückte. In der That brachte Ludwig sowohl für sich als für das Haus Habsburg eine Verbindung mit jenem Volke zu Stande, welches gleich den Engländern viel von Freiheit und Demokratie redete, aber aristokratisch handelte und selbst in den ganz eigentlich demokratischen Kanto en sehr aristokratisch regiert wurde.

Die Feindschaft, welche zwischen dem Hause Habsburg und der Schweiz bestand, schien bis dahin eine unversöhnliche zu sein. Die Habsburger hatten zuerst nach den Schlachten bei Morgarten, Sempach und Näfels ihre alten Rechte und vieles Gebiet den Schweizern überlassen müssen. Hierauf hatten diese die Gewinnsucht des Kaisers Siegmund und die Erbitterung des Constanzer Concils über den Herzog von Tyrol, Friedrich mit der leeren Tasche, auf eine schmähliche Weise benutzt, um dem Letzteren die schönsten Besitzungen seines Hauses zu entreißen (s. Th. IX. S. 162 ff.). Nachher hatten die Schweizer in dem sogenannten Züricher, dem Thurgauer und dem Waldshuter Kriege noch andere Erwerbungen gemacht. Endlich war ihnen derselbe Pabst Pius II., welcher vorher als Aeneas Sylvius in Verbindung mit Kaiser Friedrich die deutsche Kirche um ihre Rechte gebracht hatte, behülflich gewesen, um dem unglücklichen Sohne jenes Herzogs von Tyrol, Siegmund dem Blödsinnigen, auch noch dasjenige zu rauben, was dessen Vater in der Schweiz übrig behalten oder später, als er durch die in Tyrol entdeckten Bergwerke reich geworden war, wieder erlangt hatte. Den Anlaß dazu gab der bekannte Kardinal Nicolaus Cusanus, dessen große Verdienste um die Literatur jener

Zeit wir an einem anderen Orte (Th. IX. S. 430 ff.) gepriesen haben. Dieser war durch den Pabst Nikolaus V. auf ganz unrechtem Wege Bischof von Brixen geworden, und misbrauchte als solcher seine Gelehrsamkeit, um dem armen Siegmund weltliche Rechte streitig zu machen, welche von allen Vorgängern des Bischofs anerkannt worden waren. Er hetzte endlich sogar die fanatischen Tyroler zu Gewaltthätigkeiten gegen ihren Fürsten auf, und erbitterte dadurch den Letzteren so sehr, daß derselbe den trotzigen Kardinal-Bischof in die Feste Bruneck bringen ließ. Dafür belegte Pius II. den Erzherzog Siegmund mit dem Banne (August 1460). Dieser blieb zwar anfangs ohne Wirkung; als aber Pius das früher vom Constanzer Concil gegebene Beispiel befolgte und den Schweizern alles, was sie dem Herzoge von Tyrol abnehmen könnten, im voraus schenkte, griffen dieselben zu den Waffen, und bedienten sich der Briefe des Pabstes ebenso, wie sie vorher des Kaisers Diplome gebraucht hatten, um den unrechtmäßigen Besitz in einen rechtmäßigen zu verwandeln. Sie nahmen Rapperswyl in Besitz, Unterwalden, Zug, Lucern und Schaffhausen sagten sich von den Habsburgern ganz los, Thurgau wurde nicht etwa ein freier Kanton, sondern eine Provinz der Eidgenossenschaft, und der im Juni 1461 auf fünfzehn Jahre geschlossene Stillstand ließ die Schweizer im Besitze ihres Raubes.

Dies Alles ward jetzt, wo Karl der Kühne zugleich den Kaiser und die Schweiz bedrohte und Beide Ludwig's XI. Freundschaft und Hülfe suchten, vergessen, und des Letzteren Künste brachten zwischen Siegmund und der Eidgenossenschaft die sogenannte ewige Richtung zu Stande, welche im April 1474 zu Constanz verabredet und im Juni desselben Jahres mit den von Ludwig gemachten Veränderungen zu Senlis abgeschlossen wurde. Dieser Vertrag, welcher von zehn zu zehn Jahren erneut werden sollte, erkannte den Eidgenossen das, was in ihrem Besitze war, zu, und enthielt außerdem folgende Bestimmungen: „In allen anderen Landen und in uneingelöseten Pfandschaften bleiben dem Fürsten seine herrschaftlichen und Lehen-Rechte. Die Bischöfe und die deutschen Städte Constanz und Basel sind insoweit souverain, daß sie über Kriegsforderungen, Rechtlosigkeiten und Staatsfragen ohne Appellation selbst richten. Kein Theil gibt den Feinden des anderen Theiles

Aufenthalt oder Durchpaß. Handel und Wandel ist frei, und die Zölle dürfen nicht erhöht werden. Dies gilt (wie ausdrücklich hinzugesetzt wird) vom Schwarzwald und von den Waldstädten Laufenburg, Waldshut, Seckingen und Rheinfelden." In Folge der ewigen Richtung und der Zureden des Königs von Frankreich schlossen auch die deutschen Städte von Basel bis nach Straßburg, welche wenige Tage vorher dem Schweizer Bunde beigetreten waren und seit dem die Städte der niederen Vereinigung hießen, eine Richtung. Diese Städte verpflichteten sich, die Pfandsumme zu zahlen, für welche Siegmund die Grafschaft Pfirt und die von Hagenbach tyrannisirten Städte an Karl den Kühnen überlassen hatte. Das Geld war in kurzer Zeit zusammengebracht, da Straßburg allein die Hälfte desselben zahlte; es ward in Basel niedergelegt, und Siegmund, welcher dieser Sache wegen selbst aus Tyrol nach Zürich gekommen war, ließ Karl den Kühnen durch eine in das Lager vor Nuys geschickte Botschaft ersuchen, die Summe in Empfang zu nehmen und dagegen die verpfändeten Orte zu räumen. Karl antwortete auf diese Ankündigung: nicht gesucht habe er die verpfändeten Städte und Länder, sondern Siegmund habe ihm dieselben zu einer Zeit anvertraut, als er sie gegen die Schweizer nicht mehr habe schützen können; die Einlösung sei nicht auf die erforderliche Weise und nach gewohnten Formen in Besançon verkündigt worden; und Siegmund solle bedenken, daß, wenn er die Städte gewaltsam nehmen würde, er mehr ihn als die Schweizer zu fürchten habe. Bei dieser Ausflucht hatte es sein Bewenden, bis nachher der Krieg den Ausschlag gab.

Ehe jene Verträge und Verbindungen gegen Karl den Kühnen geschlossen worden waren, hatte Ludwig XI. sich im Januar 1474 durch einen besonderen Traktat mit den Schweizern verbunden; er war deshalb auch schon seit Januar im Stande, den Herzog von Burgund ganz in den Schlingen seiner treulosen Politik zu bestricken und den deutschen Kaiser zu betrügen, ohne sich selbst der geringsten Gefahr auszusetzen. Sein Vertrag mit der Eidgenossenschaft oder die sogenannte ewige Allianz wurde durch den Berner Gesandten, Niklas von Diesbach, im Namen aller der acht Kantone, aus welchen damals die Eidgenossenschaft bestand,

abgeschlossen, weil Bern von denselben bevollmächtigt war. Dieser merkwürdige Tractat, welcher nachher bis zur französischen Revolution allen zwischen Frankreich und der Schweiz geschlossenen Verträgen zur Grundlage diente, sicherte dem König Ludwig und denjenigen seiner Nachfolger, welche keine stehenden Truppen hatten, ein allzeit schlagfertiges Heer, sowie andererseits den Schweizern, die sich arme Lüt nannten, Subsidien, ihren Proletariern einträglichen Kriegsdienst und ihren Patriciern Officiers-Stellen und Pensionen. König Ludwig verpflichtet sich in demselben, den Schweizern, so lange er lebe, jährlich zwanzigtausend Franken (welche nach dem jetzigen Gelde zu drei Franken und vierzig Centimes zu berechnen sind) in vierteljährigen Beträgen zu bezahlen, und zwar, wie der jetzt Barmherzigkeit bedeutende Ausdruck lautet, aus Wohlwollen (par charité). Dagegen versprechen die Schweizer, ihm, wenn er es verlangt, auf seine Kosten so viele ausgerüstete Soldaten zu stellen, als ihnen schicklich scheint (qu'il leur semblera honnête). Jeder Soldat soll eine monatliche Löhnung von fünfthalb rheinischen Gulden erhalten. Die erste monatliche Zahlung läßt der König, sobald er die Soldaten verlangt, zu Bern, Zürich oder Lucern im voraus berichtigen, die anderen zu Genf. Ferner wird er, wenn die Eidgenossen seiner Hülfe gegen den Herzog von Burgund bedürfen und er nicht etwa selbst durch einen Krieg gehindert ist, ihnen während der Dauer ihres Kampfes mit Burgund außer jenen jährlichen zwanzigtausend Franken alle Vierteljahre zwanzigtausend Gulden rheinisch als Subsidien in Lyon auszahlen lassen. Endlich enthält der Vertrag noch die Bestimmung, daß die Schweizer ohne Ludwig weder Waffenstillstand noch Frieden schließen dürfen, wogegen auch er verspricht, sie in jeden Tractat aufzunehmen. Seit dieser ewigen Allianz zahlte Frankreich der Eidgenossenschaft unter einem schicklichen Namen einen jährlichen Tribut, und die europäischen Staaten überboten sich unter einander, um die als sehr tapfer, aber auch als sehr gierig bekannten Schweizer im Dienste zu haben. Der Krieg war also, so lange das Fußvolk in jeder Schlacht die Entscheidung gab, und das der Schweizer für das einzige brauchbare in Europa galt, für die Patricier und Proletarier derselben das einträglichste Gewerbe.

In Folge der geſchloſſenen Verträge wurden die Eidgenoſſen und die Städte dreiſter. Beſonders wagte Bern, als alle Anderen die burgundiſchen Geſandten mit Demuth und Unterwürfigkeit empfingen, ſich laut und kühn gegen Karl's Statthalter Hagenbach zu erklären. Dieſer hatte den Stadtbürgern öffentlich ſeine Verachtung zu erkennen gegeben und die freien Berner Leibeigene geſcholten. (Ha! Ha! hatte er geſagt, êtes-vous ici par l'encontre de Monsieur de Bourgogne? Par la char Dieu, vilains, vous passerez par là!) Dadurch ward die Erbitterung über ſeine Tyrannei noch mehr geſteigert. Gegen die Folgen des Bundes, welchen die Schweizer mit den deutſchen Städten geſchloſſen hatten, ſuchte Hagenbach ſich durch die grauſame Beſtrafung aller politiſchen Umtriebe im Elſaß, ſowie durch die Beſetzung feſter Orte zu ſichern. Er wüthete aus dieſem Grunde in Tann zuerſt mit Hinrichtungen, ließ dieſe Stadt dann befeſtigen, und legte achthundert Lombarden nach Breiſach. Auch die Enſisheimer wollte er auf gleiche Weiſe bändigen; allein gerade als er dies verſuchte, brach der lange zurückgehaltene Sturm gegen ihn los. Agenten, welche Erzherzog Siegmund geſchickt hatte, erregten in den Gegenden der öſtreichiſchen Pfandſchaft einen allgemeinen Aufſtand, und in Breiſach wurden die in den Häuſern zerſtreuten Lombarden Hagenbach's eingeſchloſſen und er ſelbſt gefangen in das Stadtgefängniß geführt. Von ſeinen Miethlingen, denen man freien Abzug geſtattete, verrathen, blieb der Landvogt ganz in der Gewalt der gegen ihn erbitterten Deutſchen und Schweizer. Nun kam Siegmund nach Baſel, und auf ſein Geheiß wurde Hagenbach vor das Landgericht geſtellt, um wegen ſeines Betragens zur Rechenſchaft gezogen zu werden; dies war aber leere Form: der Landvogt ſollte als ein Opfer revolutionärer Volks-Juſtiz fallen. Nachdem man den Unglücklichen in Breiſach vier Wochen in ſehr harter Haft gehalten hatte, wurden die nahen und fernen Feinde desſelben, beſonders die grimmigen und unverſöhnlichen Schweizer, durch Siegmund's Räthe zu dem, was man das Landgericht nannte, nach Breiſach aufgeboten. Johannes von Müller, der Lobredner der Schweizer Patricier, berichtet aus ſeinen Quellen, es ſeien auf die in Siegmund's Namen erlaſſene Mahnung mehrere Tage hinter einander die Boten aller anſehnlichen Gemeinden von dem Sundgau

und Breisgau, von den Städten des Ober-Elsaß, sowie von Solothurn, Basel, Bern und Lucern erschienen, begleitet von einer in die Tausende gehenden, durch Haß und Neugierde getriebenen Volksmenge. Das Gericht wurde auf offenem Markte gehalten, den Vorsitz führten der Landvogt von Eptingen und der Schultheiß des von Hagenbach grausam behandelten Ensisheim. Vierundzwanzig Richter, unter welchen sechzehn Ritter waren, hörten die Anklage und Vertheidigung an, beobachteten alle Formen und Gerichts-Gebräuche, ließen drei Vertheidiger des Beschuldigten reden, und waren doch längst vorher entschlossen, ihren Feind zu verurtheilen. Dies thaten sie noch am Abend desselben Tages, und der Stellvertreter des mächtigsten und reichsten Herrn, den es damals in allen deutschen und französischen Landen von der Grenze Savoyen's an bis zur Nordsee gab, wurde hierauf in Breisach öffentlich enthauptet.

Diese Gewaltthat erbitterte den Herzog von Burgund aufs äußerste und trieb ihn an, unerzüglich einen tollen Zug gegen die Schweiz zu unternehmen, bei welchem er im glücklichsten Falle nichts gewinnen konnte. Sein Heer war freilich groß, aber in der Schweiz durchaus unbrauchbar; die einzelnen Theile desselben paßten weder zusammen, noch waren sie gewohnt, irgend eine strategetische oder taktische Bewegung vereinigt vorzunehmen, noch hatten sie einen Anführer, welcher große Massen zu leiten verstand. Daher triumphirte auch König Ludwig XI., als Karl den Krieg mit der Schweiz begann. Er hatte in den nächstvorhergehenden Jahren das Gebiet des ermordeten Herzogs von Alençon, die Grafschaft Armagnac, das Land Roussillon und die Güter des hingerichteten Connetable St. Paul an sich gerissen; er hoffte jetzt, daß Karl und die Schweizer sich gegenseitig aufreiben, und daß dann die Ernte ihm zufallen würde. Die Schweizer verlangten allerdings die ihnen in der ewigen Allianz kurz vorher zugesagten Vortheile; Ludwig war aber nie um Ausflüchte verlegen und schämte sich sogar der elendesten nicht. Er erklärte den Schweizern, er wolle ihnen recht gern helfen, müsse aber zuvor bei seiner Geistlichkeit anfragen, ob es nicht eine Sünde gegen Gott sei, wenn er bei dem zwischen ihm und Karl bestehenden Waffenstillstand den Feinden des Herzogs beistehe. Die Antwort, welche die Casuisten ihm auf diese Frage ertheilten, war gleich einem

Orakel auf Schrauben geſtellt; ſie ſieht ganz wie eine vorher verabredete aus, und ſollte dem Könige nur einen Vorwand geben, die verſprochene Nothhülfe nicht zu leiſten. Ludwig dürfe, hieß es, wegen des erſt neulich mit Karl geſchloſſenen Waffenſtillſtandes dieſen nicht bekriegen; allein Karl habe ſich ſoviel gegen ihn zu Schulden kommen laſſen, daß Ludwig den Feinden desſelben ohne Bedenken erklären dürfe, er werde ſie nicht hindern, Karl anzugreifen, und habe nichts dagegen, daß dies geſchehe.

Da wir im Begriffe ſind, von dem Untergang und der Zerſplitterung des mächtigſten und reichſten europäiſchen Staates zu reden, durch deſſen Fall die Verhältniſſe des ganzen Südens und Weſtens von Europa verändert wurden, ſo glauben wir zunächſt einen Blick auf Karl's des Kühnen Heer werfen zu müſſen. Man wird erkennen, daß nicht einmal ein ſo ſcharfes und geübtes Auge, wie das des Königs Ludwig XI., erforderlich war, um einzuſehen, daß dieſer ſich keiner Gefahr auszuſetzen brauchte, um den tollkühnen Herzog in ſeinen Eroberungsplänen zu ſtören, ſondern daß Ludwig mit Sicherheit erwarten konnte, Karl werde ſcheitern, ehe er irgend einen Hafen erreicht habe. Das burgundiſche Heer war ein Feudalheer und ganz verſchieden von der in ewigen Kriegen geübten Volksbewaffnung der Schweizer und der deutſchen Städte, ſowie von der mit ihnen verbundenen Ritterſchaft. Dieſe Gegner Karl's ſtellten ſtets ein und dasſelbe mit dem Kampfe vertraute und an militäriſche Ordnung gewöhnte Aufgebot ins Feld, ſtatt daß Karl ſeine Truppen jedes Mal von neuem werben oder ſammeln und von neuem ordnen mußte. Er hatte beim Abzuge von Nuys, wie die Feudalordnung es forderte, ſeine Truppen entlaſſen, er hatte unmittelbar darauf zum Kampfe mit Lothringen ein neues Heer geſammelt, und mußte dies noch einmal thun, als er die Schweizer anzugreifen beſchloß. Seine aus allen Nationen und Waffengattungen zuſammengeſetzte Truppenſchaar war, trotz ſeines Prahlens und der von ihm entfalteten Pracht, ſchon im Kölniſchen Kriege nicht einmal den Heſſen, den Bürgern von Nuys und den dieſen zu Hülfe geſendeten Kölnern und Bonnern gewachſen geweſen. Beim Kriege mit der Schweiz ſagten alle verſtändigen Männer jener Zeit, unter ihnen Ludwig XI., Eduard IV. von England und Philipp von Comines, voraus, daß, wenn Karl ſich mit einem

Heere, welches jeder Einheit und jeder taktischen Übung im Großen ermangle, an die Nationalmacht eines ganzen Volkes wage, und noch dazu in thörichter Üppigkeit alle seine Schätze mit ins Feld schleppe, er nur seine armen Feinde reich machen werde. Seine Truppen waren nicht blos aus den verschiedenen niederländischen, flämischen und wallonischen Unterthanen und aus den Franzosen seiner französischen Provinzen gemischt, sondern auch aus Lombarden, Engländern und Picarden. Die Ersteren waren wenigstens nicht feindselig gegen einander gesinnt, wenn sie auch einander nicht verstanden; die Übrigen aber, welche um Lohn und Raub dienten, waren aller Welt verhaßt. Besonders war dies mit den Lombarden der Fall. Ihnen gab man, wie die große belgische Chronik erzählt, vor Nuys Laster Schuld, welche wir nicht einmal nennen dürfen, und sogar die Picarden baten als Gefangene in Nuys dringend, daß man sie doch nicht mit jenen Bösewichtern in Einen Raum einsperren möge. Die verhaßten Lombarden wurden damals in ein so tiefes Gefängniß geworfen, daß man sie mit Stricken hinablassen mußte. Auch die Führer der Lombarden waren nach dem Ausdrucke der belgischen Chronik von Freund und Feind verabscheut (amicis et inimicis detestandi), und jedermann warnte den Herzog von Burgund vor denselben. Nichtsdestoweniger schenkte er gerade ihnen sein Vertrauen. Er hatte sich, nachdem er anfangs nur die mit Renatus nach Frankreich gekommenen Schaaren angenommen hatte, zweier Neapolitaner, des Jacques Galiot und des Grafen von Campobasso, bedient, um andere Banditen in Italien werben zu lassen. Von diesen beiden Männern scheint der Erstere ihm stets treu geblieben zu sein; Campobasso aber war und blieb ein Verräther, und gerade ihm ertheilte Karl, als er aus Lothringen nach Hochburgund ziehen wollte, den Auftrag, noch einige Compagnieen von Condottieren zu werben, zu welchem Zweck er ihm vierzigtausend Dukaten mitgab. Schon auf der Reise nach Italien machte Campobasso, wie Comines berichtet, dem König Ludwig XI. durch dessen Statthalter in Lyon und durch den französischen Gesandten in Piemont das Anerbieten, gegen gewisse Bedingungen zu veranstalten, daß Ludwig sich des Herzogs von Burgund bemächtigen könne. Auf der Rückreise soll er dem Könige noch einmal einen Wink gegeben haben, wie er

den Herzog, welcher öfters ohne Bedeckung ausreite, gefangen nehmen oder aus der Welt ſchaffen laſſen könne. Ja, Comines erzählt, daß Campobaſſo dem Könige zuletzt noch angeboten habe, er wolle den Herzog, wenn die Franzoſen ihn angriffen, auf dem Schlachtfelde verlaſſen. Wenn wir jenem Berichterſtatter Glauben ſchenken, ſo wäre Ludwig bei dieſen Anerbietungen ſehr großmüthig geweſen; denn Comines behauptet, der König habe den Herzog warnen laſſen, Karl habe aber nicht darauf geachtet, weil er nach dem bekannten Charakter Ludwig's geglaubt habe, derſelbe wolle ihm ſeine Generale verdächtig machen. Ganz klar iſt die Sache nicht, da Ludwig den Grafen Campobaſſo jedenfalls einige Male aufgefordert hatte, den Herzog zu verlaſſen; Comines behauptet aber, Ludwig habe an Mord und Verrath nicht gedacht, ſondern einen offenen Übertritt des Grafen verlangt. Übrigens waren die Soldaten oder nach heutiger Bezeichnungsweiſe die Freiſchärler, welche Campobaſſo und ſeines Gleichen dem Herzoge von Burgund zuſammenwarben, ein ſonderbares Gemiſch von Menſchen. Dies erſehen wir ſchon daraus, daß die belgiſche Chronik unter den bei Nuys gefangenen burgundiſchen Kriegsleuten auch eines ſtattlichen Mohren erwähnt, welcher in der Gefangenſchaft von den Heſſen mit beſonderer Auszeichnung behandelt wurde.

Das Heer, welches Karl im Januar 1476 gegen die Schweiz in Marſch ſetzte, beſtand nach Johann von Müller's Berechnung aus dreißigtauſend Mann. Dasſelbe ward jedoch auf dem Zuge durch die oberen Gegenden und durch die Jura-Päſſe, beſonders aber in der Freigrafſchaft Burgund, noch bedeutend vermehrt. Am 22. Januar, als das Heer bei Beſançon anlangte, ſtieß noch Friedrich von Tarent, des neapolitaniſchen Königs Ferdinand Sohn, welchen Karl durch die Ausſicht auf die Vermählung mit ſeiner Erbtochter herbeigelockt hatte, mit fünfzehntauſend Mann dazu; dieſe Zahl möchten wir jedoch ebenſowenig verbürgen, als irgend eine andere. Die Schriftſteller pflegten Karl's Heer ein auserleſenes zu nennen; dies war dasſelbe aber nur in Hinſicht auf das äußere Ausſehen und das leere ritterliche Gepränge. Im Kampfe mußte der eine Theil der Truppen dem anderen im Wege ſein, und die Officiere verſtanden nicht einmal einer des anderen Sprache. Außerdem war die berühmte burgundiſche Artillerie unvernünftig

ſchwer und unbehülflich und im Gebirge gar nicht zu bewegen oder zu gebrauchen. Welch ein Troß aber dem an ſich ſchon durch Knechte, Diener und unbrauchbare Leute beſchwerten Heere folgen mochte, kann man aus dem doppelten Umſtande ſchließen, daß die zweitauſend Dirnen, welche nach der belgiſchen Chronik im Kölniſchen Kriege bei Karl's Armee waren, dieſelbe auch in die Schweiz begleiteten, und daß das ganze Gepränge, welches der Herzog vor Nuys entfaltet hatte, auch im Schweizer Kriege wieder erſcheint. Karl nahm, um vor fremden Geſandten zu prahlen, alle Koſtbarkeiten ſeines Hofes, alles Silbergeſchirr und alle Seltenheiten ſeines Schatzes mit; er ahnte nicht, daß dies Alles nur dazu dienen würde, die armen Schweizer durch ſeinen Reichthum wohlhabend zu machen*).

Nach der Ermordung Hagenbach's hatten die deutſchen Städte im Elſaß und am Oberrhein ſich von Karl losgeriſſen, und die Berner hatten ſogar einen Herold in das Lager vor Nuys geſchickt, um dem Herzoge die Fehde anzukündigen. Unmittelbar nachher hatten die Eidgenoſſen das Gebiet der burgundiſchen Vaſallen und der Grafſchaft Pfirt geplündert. Von jenen Vaſallen waren die beiden mächtigſten der Graf von Romont, dem ein großer Theil des Waadtlandes, ſowie Yverdün am Neufchateller See gehörte, und Ludwig von Chalons oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, der Herr vor Chateau Güyon, ein Sohn des Prinzen von Oranien. Die Schweizer und die mit ihnen verbündeten Deutſchen hatten, während Karl zuerſt vor Nuys lag und dann Lothringen eroberte, Zeit genug gehabt, das Waadtland zum Theil zu beſetzen und die öſtlich vom Jura gelegenen Städte zu erobern; eine Beſatzung hatten die Berner jedoch nur in Granſon und Yverdün gelaſſen. Als Karl endlich nach der Schweiz zog, rüſteten die Eidgenoſſen ihre ganze Macht gegen den drohenden Sturm. Sie hatten vor ihrem Feinde den dreifachen Vortheil voraus, daß ſie für die Erhaltung ihrer Freiheit, für Haus und Heimath ſtritten, daß ſie, weil ſie ſchon damals um Geld überall

*) Son artillerie, ſagt Comines, estoit très-grande et bonne, et estoit en grande pompe en cet ost, pour se montrer à ces ambassadeurs, qui venoient d'Italie et d'Allemagne; et avoit toutes ses meilleures bagues et de sa vaisselle beaucoup et largement autres paremens; et avoit de grosses fantasies en sa teste.

dienten insgesammt geübt waren, und daß sie sämmtlich ausziehen konnten, da sie alle zum Kampfplatze nicht weit hatten. Sie versäumten jedoch die Pässe zu besetzen, und der Graf von Romont, welchen Karl mittlerweile zum Marschall von Burgund ernannt hatte, vertrieb mit Hülfe seiner Unterthanen die Berner Truppen aus den von ihnen besetzten Orten.

Das ganze Waadtland war theils von den Italiänern Karl's theils von seinen Burgundern besetzt, als er selbst im Anfange des März 1476 sich mit seinem Heere am Fuße der Höhen von Granson lagerte und diese Stadt, in welcher achthundert Berner lagen, mit Sturm, die Burg derselben aber mit List einnahm. Unweit Granson vereinigte sich das Heer der Schweizer. Jedermann, den der Herzog um Rath fragte, rieth ihm ab, dieses anzugreifen. Die Schweizer wären, sagte man ihm, zu arm, um lange beisammen bleiben zu können, sie würden folglich ihn angreifen müssen, dabei aber im Nachtheile sein, weil er auf der einen Seite durch den Neufchateller See, auf der andern durch sein Geschütz gedeckt sei (—— clos de son artillerie et partie d'un lac, et n'y avoit nulle apparence, qu'ils lui eussent sçeu porter dommage). Sein Stolz erlaubte ihm nicht, irgend einer Vorstellung Gehör zu geben, er entschied sich für den Angriff. So kam es denn am 3. März 1476 bei Granson zur ersten Schlacht mit den Schweizern. Sie verlief für Karl höchst unglücklich. Dieser Ausgang des Kampfes war jedoch mehr komisch als tragisch; denn Karl verlor nur einige wenige Mann, sein Heer beschimpfte aber ihn und sich selbst auf eine solche Weise, daß es nachher eine Tollheit schien, als er dasselbe noch einmal gegen die Schweizer ins Feld führte. Diese, welche Comines mit Recht die Deutschen (les Allemans, mit Recht Allemannen) nennt, waren in Rücksicht auf die Beschaffenheit und den Geist der beiden Heere jedenfalls den burgundischen Truppen weit überlegen, wenn auch die gewöhnliche Angabe, nach welcher die Letzteren an Zahl dreimal stärker gewesen wären, wahr sein sollte. Wir wollen den Beginn und das Ende der Schlacht mit den Worten Philipp's de Comines angeben. Karl schickte hundert Bogenschützen (unter dem Herrn von Philomez, Georg von Rosimbo, einem Kandidaten der Ritterschaft) ab, um einen Durchgang am Berge zu besetzen. Diese trafen auf die gerade heranziehenden Schweizer,

während die Hauptmasse des burgundischen Heeres noch in der Ebene stand. Als nun Karl hierauf zu Rosimbo's Bogenschützen eilte, versuchten die ersten Reihen der von ihm geführten Leute umzukehren, um sich an das übrige Heer anzuschließen. Dies veranlaßte eine allgemeine Verwirrung im burgundischen Heere. Die hinten folgenden Leute vom Troß (les menues gens) meinten nämlich, jene Reihen wären auf der Flucht begriffen, sie flohen daher ebenfalls, und nun zog sich das ganze Heer nach dem Lager hin zurück (faisans aucuns, setzt Comines hinzu, très-bien leur devoir). Am Ende (fin de compte) suchten aber die burgundischen Truppen, als sie in ihrem Lager angekommen waren, nicht einmal sich zu vertheidigen, sondern alle wendeten sich zur Flucht. Die Deutschen nahmen hierauf nicht etwa blos das Lager des Herzogs, sondern auch sein Geschütz, seine ungeheueren Wohnzelte und die sehr zahlreichen kleineren Zelte seiner Leute, sowie andere Beute in unendlicher Menge. Die Burgunder retteten nichts als ihre Personen. Alle großen Kostbarkeiten (bagues) des Herzogs fielen in die Hände der Schweizer, welche weder den Werth der Perlen noch den der Diamanten kannten; Leute verlor jedoch Karl diesmal nicht, da ihm nur sieben Mann getödtet wurden. Was die Geschichte der von den Schweizern erbeuteten Kleinodien angeht, so hat Johann von Müller das, was Comines über dieselben berichtet, so vollständig erweitert und erklärt, daß wir sie hier auch dann übergehen würden, wenn wir es passend fänden, von ihnen in einer allgemeinen Geschichte zu reden. Wir folgen vielmehr rasch dem Herzoge in seinem weiteren tollkühnen Laufe.

Gleich nach der Schlacht bei Granson gaben der alte Renatus und der Herzog Galeazzo Maria von Mailand, mit welchem Karl der Kühne kurz zuvor ebenfalls angeknüpft hatte, sowie insgeheim auch die Herzogin von Savoyen die burgundische Sache auf und schlossen sich an König Ludwig XI. an. Dieser, welcher seinen Waffenstillstand mit Karl stets von Zeit zu Zeit verlängert hatte, freute sich nach Comines sehr über Karl's Niederlage (en eut très-grande joye, et ne lui déplaisoit que du petit nombre de gens qui avoient esté perdus) Die Schweizer aber, sagt Comines, seien durch die Schlacht bei Granson plötzlich zu Ansehen gelangt,

nachdem man sie vorher gar nicht geachtet habe*). Sie verfolgten übrigens weislich ihren Sieg nicht. Sie besetzten zwar die nach Burgund führenden Pässe, ließen aber die waadtländischen offen. Karl rückte daher in das Waadtland ein, um über Lausanne aufs neue gegen Bern zu ziehen, und blieb lange mit seinem ganzen Heere bei der ersteren Stadt gelagert. In dieser Zeit war es, wo der alte Renatus sich durch Ludwig von Karl abziehen ließ, und Ludwig zugleich die Unterhandlungen einleitete, welche später zur Vereinigung der Provence mit Frankreich führten. Renatus, der noch immer eine Schattenherrschaft in der Provence besaß, hatte sich früher mit Karl eingelassen und ihm für den abenteuerlichen Plan, den derselbe zur Eroberung Italiens ausgeheckt hatte, die Abtretung der Provence versprochen. Nach der Schlacht bei Granson ließ deshalb Ludwig durch das Parlament einen Hochverraths-Proceß wider Renatus eröffnen und furchtbare Urtheile gegen ihn aussprechen. Es war jedoch dem französischen Könige keineswegs ernst damit, sondern er wollte den alten Mann nur einschüchtern, um auf diese Weise seine auf die Provence gerichteten Absichten zu erreichen. Wirklich verstand sich Renatus auch dazu, daß seine Tochter Margaretha, welche in England gefangen gehalten wurde, ihr Erbrecht an die Provence dem kinderlosen Sohne ihres Vatersbruders, Karl von Maine, abtrete, bei dessen Tode später (1481) die Provence durch Vermächtniß dem Könige von Frankreich zufiel. Dagegen zahlte dieser die für Margaretha's Freilassung verlangte bedeutende Summe, und gab ihrem Vater das ihm vorher entzogene Herzogthum Bar, sowie seine Güter in der Champagne zurück. Auch des Renatus Enkel, Renatus II. von Lothringen, wurde zu Ludwig gerufen, der sich damals, um in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu sein, nach Lyon begeben hatte. Gegen ihn benahm sich Ludwig nicht etwa blos vorsichtig, sondern treulos

*) Pour lors les Suisses n'estoient point estimés comme ils sont pour cette heure; et n'estoit rien plus pauvre; et ay oui dire à un chevalier des leurs, qui avoit esté des premiers ambassadeurs qu'ils avoient envoyés devers ledit duc, qu'il avoit dit en faisant leurs remonstrances pour le démouvoir de cette guerre, que contr'eux ne pouvoit rien gagner; car leur pays estoit très-sterile et pauvre, et qu'ils n'avoient nuls bons prisonniers.

ängstlich; denn dem schlau bedächtigen Könige, welcher stets gern recht sicher ging und so wenig als möglich auf das Spiel setzte, schien auch nach der Flucht des burgundischen Heeres bei Granson Karl's Macht noch immer viel zu furchtbar, als daß er dieselbe auf sich hätte ziehen sollen. Er hütete sich, öffentlich etwas für den verlassenen Herzog von Lothringen zu thun, einen förmlichen Bund mit demselben zu schließen, ihm Subsidien zu zahlen oder gar ihm Truppen zu leihen. Er gab ihm zwar, als der Herzog von Lyon über Straßburg zum Heere der Eidgenossen reiste, eine Summe Geldes mit, aber nur heimlich und unter dem Vorwande rückständiger Jahrgelder. Auch ließ er ihn durch französische Reisige (Gensd'armes) nach Straßburg geleiten, und empfahl denselben sehr dringend, nie da, wo sie mit Burgundern zusammentreffen könnten, ein Quartier zu nehmen. Unter diesen Reisigen befanden sich sehr angesehene Herren mit ihren Vasallen. Man nennt uns unter vielen anderen deutschen Herren, welche in Straßburg sich bei Renatus einfanden, Grafen von Nassau, von Bitsch, von Fenestrelles und von Richebourg. Die Schweizer nahmen den Herzog von Lothringen alsbald bei sich auf und ehrten ihn so, als wenn er ihr Führer wäre.

Das Heer Karl's des Kühnen war bald so angewachsen, daß er einen neuen Angriff auf die Schweizer machen zu können glaubte. Er brach daher von Lausanne auf und zog über Peterlingen nach der Stadt Murten, welche Hadrian von Bubenberg so lange zu vertheidigen übernommen hatte, bis das im Anzuge begriffene Heer der Eidgenossen Entsatz brächte. Mit zweitausend Mann behauptete Bubenberg vierzehn Tage lang Murten gegen die ganze burgundische Macht ebenso tapfer, als Hermann von Hessen die Stadt Nuys vertheidigt hatte; Karl aber prangte auch vor Murten gleich einem Xerres, und ließ ebenso dort, wie früher vor Nuys, bei Granson und überall, wohin er kam, einen königlich ausgeschmückten hölzernen Feld-Palast errichten. Es dauerte lange, ehe alle zögernden Kantone ihr Contingent schickten; endlich, am 21. Juni, erschienen dreißigtausend Mann zu Fuß und viertausend Reiter, und schon am folgenden Tage wurde die entscheidende Schlacht bei Murten geliefert. In dieser soll Karl eine, wie es heißt, an Zahl dreimal überlegene Macht den Schweizern entgegengeführt haben. Wenn man

indessen bedenkt, daß das Heer, welches er vom März bis zum Juni bei Lausanne gesammelt hatte, noch bunter war und noch mehr Italiäner und zusammengelaufenes Volk enthielt, als dasjenige, welches bei Granson in die Flucht gejagt worden war, so wird man zugeben, daß dasselbe im Kampfe mit den Schweizern, von denen jeder Einzelne seinen Nebenmann kannte und für Haus und Hof, sowie für die Ehre seines Kantons und seiner selbst stritt, unmöglich siegen konnte. Diesmal waren die Schweizer der angreifende Theil; allein Karl ließ sich durch seinen Übermuth und seine Tollkühnheit verleiten, den Vortheil der günstigen Stellung aus der Hand zu geben und dem Feinde entgegenzugehen, anstatt ihn zu erwarten. Er wurde geschlagen, und der Ausgang des Kampfes war für sein Heer verderblicher, als das Treffen bei Granson. Die Gesammtzahl der gefallenen Burgunder gibt man, jedoch wahrscheinlich übertrieben, auf sechszehn bis achtzehntausend Mann an; Andere zählen mit mehr Zuverlässigkeit nur achttausend. Karl's Ritterschaft hatte den Verlust der Häupter der vornehmsten Familien zu beklagen. Er selbst entfloh mit dreitausend Mann vom Schlachtfelde. Übrigens hatten seine Truppen anfangs muthig gekämpft; besonders hatten sich die Engländer und ihr Anführer Sommerset ausgezeichnet, sowie die auserwählten, prächtig herausgeputzten Burgunder, welche man Karl's Garde nennt. Auf Seiten der Feinde hatte auch Herzog Renatus II. von Lothringen, welcher nach dem Siege in Karl's Feld-Palast übernachtete, mit großer Tapferkeit gestritten. Nach der Schlacht zogen zwölftausend Mann Schweizer in das Waadtland, nicht um die Bewohner desselben von der Herrschaft Romont's und seiner Familie zu befreien und in die Eidgenossenschaft aufzunehmen, sondern um sie den Berner Patriciern zu unterwerfen. Später zogen Tausende der siegreichen Schweizer und der Deutschen aus den Städten von Straßburg an bis nach Basel und nach Schaffhausen mit dem Herzoge von Lothringen, um ihm für Geld die Burgunder aus seinem Lande vertreiben zu helfen.

König Ludwig XI. wußte aus Karl's Niederlage für seine Zwecke Vortheil zu ziehen. Während Karl seit seinem letzten, öfters verlängerten Waffenstillstand mit Frankreich luftige Plane der Eitelkeit verfolgte, und unaufhörlich darauf bedacht war, seine

Regierung verhaßt zu machen, seine Unterthanen im Kriegsdienste zu quälen und seine schwächeren Nachbarn zu unterdrücken, hatte Ludwig stets bürgerliche Sitten, Grundsätze und Manieren gezeigt, sparsam und plebejisch mit Bürgern und Bauern gelebt und sich nur gegen die hohe Aristokratie grausam, falsch und treulos erwiesen. Er hatte, wie wir bereits (S. 244) berichtet haben, nach und nach alle souverainen Herren seines Reiches außer dem Herzoge von Bretagne gedemüthigt, und das königliche Ansehen auf eine sehr schlaue, zuweilen sehr grausame und gewissenlose, aber für sein Reich und für die Franzosen als Nation sehr vortheilhafte Weise bis nach Perpignan und Toulon geltend gemacht. Was sein Verhältniß zu Karl dem Kühnen betrifft, so hatte er alles, wodurch dessen Feindschaft von Anderen hinweg auf ihn hätte gezogen werden können, sorgfältig vermieden, und doch arglistiger Weise die Lütticher, die Kölner, den Kaiser Friedrich und das Reich, Siegmund von Tyrol und dessen Sundgauer, Breisgauer und Elsässer in der Stille gegen Burgund aufzuregen gewußt, sowie große Summen auf diese seine Politik verwendet. Auch die Eidgenossen hatte er durch Schenkungen und Bündnisse dreist gemacht; er hatte sich aber wohl gehütet, irgend etwas zu thun, was den Burgunder reizen könnte, ehe das Glück gegen denselben entschieden habe. Erst nach dem Siege der Schweizer bei Murten wurde er in seinen Schritten etwas kühner; er nahm sich jedoch noch immer in Acht, dem Herzog Karl Anlaß zu geben, daß derselbe den Weg verlasse, der ihn ins Verderben führen mußte. Von Lyon aus, wo er sich während des Krieges der Schweizer mit Karl dem Kühnen aufhielt, machte er vor seiner Abreise noch sein Ansehen zu Gunsten des von Pfaffen und Adel unterdrückten Volkes, ebenso gegen die römischen Anmaßungen geltend, wie er dies sein ganzes Leben hindurch gegen die Großen des Reiches that, welche im Mittelalter die königlichen Rechte an sich gerissen hatten. Der Kardinal von Rovere (Cardinalis S. Petri a Vinculis), welcher von Pabst Sixtus IV., seinem Oheim, als Legat nach Avignon geschickt worden war, hatte sich angemaßt, auch im Erzbisthum Lyon das päbstliche Recht zu üben oder Namens des Pabstes in den französischen Kirchensachen zu schalten. Dies wollte Ludwig nicht dulden. Er begann, wie überall, leise und mild,

fuhr dann aber mit Gewalt darein, und bewies der staunenden Welt, daß trotz des allgemein herrschenden Aberglaubens ein weltlicher Regent, welcher consequent handle, auch mit dem römischen Stuhle fertig werden könne. Ludwig ernannte zuerst eine Commission, welche die im Namen des Pabstes erlassenen Breven, Bullen u. dgl. m. untersuchen und in denselben alles, was den Rechten der gallikanischen Kirche zuwider lief, ausstreichen mußte. Als nachher der Kardinal, auf den Pabst gestützt, seine Anmaßungen noch nicht einstellte, forderte der König den Pabst auf, dem durch das Constanzer Concil gegebenen Gebote nachzukommen, nach welchem in bestimmten Fristen eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten werden sollte (s. Th. IX. S. 177). Er fügte zugleich die Drohung bei, daß er, wenn der Pabst dies nicht thue, ein National-Concilium berufen werde. Auch erließ er, als man römischer Seits immer noch nicht nachgab, wirklich Ausschreiben (lettres patentes) zu einer solchen Versammlung. Außerdem verbot er allen seinen Unterthanen, besonders den Bettelmönchen oder mit anderen Worten den Soldaten der päbstlichen Armee, das Reich ohne seine Erlaubniß zu verlassen. Alles dies würde freilich nur langsam gewirkt haben; Ludwig schritt aber auch zur That: er befahl dem Admiral Ludwig von Bourbon, welcher sein Heer im Süden commandirte, in die päbstliche Grafschaft Venaissin einzurücken. Dies half; denn der Kardinal demüthigte sich unmittelbar nachher. Derselbe rieth damals auch dem Könige, sich seiner beim Pabst zu bedienen, damit dieser sein Oheim Ludwig's Herrscherzwecke in Frankreich fördere, und er wußte den König so sehr für sich und seinen Rath einzunehmen, daß derselbe ihn nicht nur zu seinem Geschäftsträger in Rom ernannte, sondern auch verordnete, es sollten blos solche Bullen, welche durch des Kardinals Hände gegangen wären, in Frankreich angenommen werden.

Von Lyon kehrte Ludwig auf sein Schloß Plessis du Tours zurück. Von hier aus bedrängte er alle diejenigen, deren enge Verbindung mit Karl dem Kühnen er bis dahin übersehen hatte, auf dieselbe Weise, wie er Karl's Niederlage bei Murten benutzt hatte, um gegen den Pabst zu wirken. Zuerst nöthigte er Karl's ältesten und treuesten Verbündeten, den Herzog von Bretagne, sich gefallen zu lassen, daß dem mit ihm geschlossenen Waffenstillstands-

Vertrage ein Artikel hinzugefügt werde, welcher auf die Zukunft berechnet war und je nach den eintretenden Umständen Alles oder auch nichts bedeuten konnte (que le duc jurât, de garder au roi les droits et jouissances, qui lui appartiennent en Bretagne, et de les maintenir en toute leur étendue). Dann wußte Ludwig aus dem Misgeschicke seiner Schwester Jolantha, der Wittwe des Herzogs Amadäus IX. von Savoyen und Piemont, den Nutzen zu ziehen, daß er in ihren Landen Statthalter einsetzen konnte, welche er selbst ausgesucht hatte. Jolantha leitete nach dem Tode ihres Gemahles die Regierung von Savoyen und Piemont im Namen ihrer minderjährigen Söhne Karl und Philibert. Als der Herzog von Burgund mit dem Plane umging, einen Eroberungszug nach Italien zu machen, ließ sich Jolantha bewegen, einen Bund mit diesem zu schließen. Der Herzog wandte damals, um sie zu gewinnen, dasselbe Mittel an, dessen er sich außerdem bereits schon dreimal bei Anderen zu seinen Zwecken bedient hatte. Er schämte sich nämlich nicht, die Hand seiner Tochter Maria zum vierten Male als Köder zu gebrauchen, obgleich er eben so wenig damals, als früher, Willens war, Maria zu verheirathen. Er hatte seine Tochter zuerst dem Herzoge Nikolaus von Lothringen versprochen (s. S. 254), welchem er nachher die ertheilte schriftliche Zusage durch eine unwürdige Hinterlist wieder entzog. Dann hatte er den Kaiser Friedrich und dessen Sohn Maximilian theils in eigener Person, theils durch mündliche und schriftliche Versprechungen seiner Tochter getäuscht. Nachher hatte er auf gleiche Weise den Prinzen Friedrich von Neapel in seinen Bund gelockt (s. S. 266). Endlich zog er, als er sein Auge auf Italien geworfen hatte, auch noch die Herzogin Jolantha von Savoyen durch die Aussicht, daß einer ihrer Söhne seine Tochter heirathen könne, an sich. Da bereits der alte Renatus dem Herzoge von Burgund seine Hülfe für dessen Zug nach Italien zugesagt hatte, so hielt Jolantha für klug, sich ebenfalls mit Karl zu verbünden und auf die Sache einzugehen. Sie versprach, daß sie dem Herzoge nicht allein die Pässe ihres Landes öffnen, sondern ihn auch auf seinem Zuge unterstützen wolle. Die nächste Folge ihres Bundes mit Karl war ein verheerender Einfall, welchen die Schweizer in das savoyische Gebiet machten. Doch schickte Karl ihr damals Hülfe. Als Jolantha später bei einem Besuche, wel-

chen ſie mit ihrer ganzen Familie dem Herzoge bei Lauſanne machte, die bedenkliche Lage desſelben erkannte, knüpfte ſie wieder mit ihrem Bruder, Ludwig XI., an und ſandte ihren Vertrauten, Montigny, an denſelben, um die Unterhandlungen zu leiten. Dies wurde jedoch dem Herzoge von Burgund bekannt, und er gab deshalb, als er nach der Schlacht bei Murten nach Gex flüchtete, dem Olivier de la Marche den Befehl, ſie aufzuheben. Olivier bemächtigte ſich wirklich, nahe beim Thore von Genf, der Herzogin, ſowie ihres jüngeren Sohnes und zweier Töchter, nahm die Erſtere hinter ſich aufs Pferd und brachte ſie nebſt ihren drei Kindern über den Berg zu Karl; der ältere Sohn aber ward von getreuen Savoyarden nach Genf gerettet *). Karl empfing ſeinen Diener ſehr übel, weil unter den geraubten Perſonen gerade diejenige fehlte, um welche es ihm zu thun geweſen war, und Olivier, der ſeinen knechtiſchen Sinn überall ganz offen ausſpricht, verhehlt dieſes in ſeinen Denkwürdigkeiten keineswegs **). Ludwig gab ſogleich dem Admiral von Bourbon und dem Statthalter der Dauphiné Befehl, dafür zu ſorgen, daß das Herzogthum und der junge Herzog nicht unter burgundiſchen Einfluß kämen. Dieſe beriefen die Stände des Landes, welche dann den Biſchof von Genf und den Grafen von Breſſe an Ludwig ſchickten, um deſſen Befehle einzuholen. Hierauf ernannte der König, welcher den Haupt-Grundſatz der egoiſtiſchen Politik (divide et impera!) nie vergaß, den Biſchof von Genf zum Statthalter von Savoyen und den Grafen von Breſſe zum Statthalter von Piemont; die Perſon des Herzogs aber vertraute er keinem von beiden Herren an, ſondern er übertrug die Sorge für deſſen Pflege dem Rhodiſer-Ritter Philibert von Grolée. Die Befreiung der Herzogin Jolantha und ihrer Kinder, mit welchen Karl der Kühne ſehr unartig verfuhr,

*) Par le moyen d'aucuns de nostre compaignie, ſagt Olivier in ſeinen Denkwürdigkeiten, qui estoient sujets du duc de Savoye, et certes ils ne firent que leur devoir; et ce que j'en fi, je le fi pour sauver ma vie, car le duc mon maître estoit tel, qu'il vouloit que l'on fit ce qu'il commandoit sur peine de perdre la vie.

**) Et devez sçavoir, ſagt er, que le duc fit très-mauvaise chère à toute la compaignie et principalement à moy, et fus en danger de ma vie, pour que je n'avoye point le duc de Savoye.

bewirkte Ludwig nicht durch Gewalt, sondern durch List. Er gab dem an der Grenze stehenden Führer seiner Truppen, Chaumont d'Amboise, einen Wink, dieser erschien unerwartet vor der Burg Rouvre bei Dijon, in welcher Jolantha gefangen gehalten wurde, befreite sie und geleitete sie nach Plessis bü Tours. Ludwig empfing seine Schwester mit einem spöttischen Gruße (Madame la Bourguignonne, vous soyez la très-bien venue!), sah aber bald, daß sie gar nicht burgundisch gesinnt sei, und schickte sie in ihre Staaten zurück. Gegen Karl den Kühnen verhielt sich Ludwig, während dessen übrige Feinde offen handelten, ganz ruhig; er arbeitete aber insgeheim an seinem Sturze, ließ Geld auszahlen und suchte sogar seine eigenen Verbündeten zu übervortheilen, wie er denn seinen Neffen, den jungen Herzog von Savoyen, welchen er scheinbar in Schutz nahm, um ein ihm gelegenes Stück Land zu bringen wußte.

Mit Karl dem Kühnen sah es damals auch in Rücksicht auf sein persönliches Befinden sehr traurig aus. Er hatte sich schon nach der Schlacht bei Granson in einem Zustande befunden, welcher zwischen Wahnsinn und Vernünftigkeit die Mitte bildete; nach seiner Niederlage bei Murten aber war er Wochen lang in eine so tiefe Melancholie versunken, daß seine Züge oft denen eines Rasenden glichen. Er ließ sich Bart und Nägel wachsen, er wechselte die Kleidung nicht, seine Hofleute und Diener konnten sich ihm, wie man schon aus den zuvor angeführten Worten Olivier's ersieht, nur mit Furcht und Zittern nähern, und keiner wagte ihm über sein offenbar ganz verderbliches Benehmen Vorstellungen zu machen. Die Ärzte behandelten ihn als einen Kranken, wiewohl die von denselben angewandten Mittel, wie uns scheint, eher geeignet waren, seine Aufregung zu steigern, als zu vermindern. Während Karl seiner selbst nicht mächtig und außer Stande war, ruhig und besonnen die nöthigen Anstalten zu treffen, hielten seine offenen Feinde einen großen Kongreß zu Freiburg im Uechtlande. Drei Wochen lang rathschlagten dort die Schweizer und die Häupter der niederen Vereinigung mit einer großen Zahl anderer Feinde Karl's. Die bedeutenderen von diesen waren: Renatus II. von Lothringen, welcher im Begriffe war, einen Zug zur Wiedereroberung seines Herzogthums zu unternehmen, die Freunde des-

selben, die Grafen von Leiningen und von Bitsch, ferner die Räthe Siegmund's von Tyrol, die Gesandten der Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz, die Bischöfe von Straßburg, Basel, Genf, Grenoble und Wallis, die Bevollmächtigten der Stände Savoyen's und Piemont's und der Graf von Greyerz. König Ludwig, welcher jetzt offener und dreister auftrat, hatte den oft genannten Admiral Ludwig, den Nebensohn des Herzogs von Bourbon und Gemahl seiner eigenen unehelichen Tochter, nach Freiburg geschickt. Der Kongreß endigte, soviel wir sehen, ebenso wie ein deutscher Reichstag, nur daß man auf demselben nicht viel schrieb, oder mit anderen Worten, es wurde viel hin und her geredet, viel versprochen und mancher Plan gemacht, am Ende aber gar nichts beschlossen. Der Herzog Renatus II. von Lothringen sah sich am meisten in seinen Erwartungen getäuscht; denn die stets auf den unmittelbaren Nutzen, auf Geld und Beute bedachten Schweizer waren ebenso praktisch und politisch, als König Ludwig. Sie gaben dem armen Herzoge die schönsten Worte, thaten aber nichts für ihn. Er suchte sich also selbst zu helfen, trat mit dem Grafen von Campobasso in Verbindung, bewog denselben durch Geld zu dem Versprechen, den Herzog von Burgund zu verrathen, und lockte nachher auch die Lombarden und Franzosen Karl's in seinen Dienst. Karl schenkte dem Verräther Campobasso noch immer sein ganzes Vertrauen, und misachtete sogar dann noch, als derselbe bereits von Renatus gewonnen war, alle Warnungen vor ihm.

Zunächst warb Renatus viele Schweizer und Deutsche an, und mit diesem etwas unzuverlässigen Heere fiel er dann in sein von den Burgundern besetztes Herzogthum ein. Er rechnete dabei auf die Anhänglichkeit seiner Unterthanen, und täuschte sich in dieser Hoffnung nicht; denn die Lothringer fielen sogleich über alle feindlichen Besatzungen her, und die Burgunder wurden in das befestigte Nancy gedrängt. Diese Stadt, in welcher Johann von Rübempré, Herr von Bièvres, commandirte, wurde hierauf von Renatus eingeschlossen. Renatus erschien zwar nur mit geringer Mannschaft vor Nancy; allein Rübempré war nicht gehörig mit Lebensmitteln versehen, weil Karl der Kühne die Sorge für die Seinigen vernachlässigte. Der burgundische Commandant mußte daher, als die englischen Bogenschützen, deren er vorzugsweise zur Vertheidigung

bedurfte, den Mangel nicht länger ertragen wollten, die Stadt dem Herzog Renatus übergeben (Oktober 1476). Karl gerieth bei der Nachricht davon in die größte Wuth, und beschloß noch im Winter Lothringen wiederzuerobern, obgleich die Fläminger insgesammt ihm trotz seines Ersuchens Geld und Truppen zu ferneren Eroberungskriegen rund abgeschlagen hatten*). Als er heranrückte, zog Renatus ihm zwar entgegen, nahm sich aber sehr in Acht, ein ernstliches Treffen einzugehen. Er beobachtete die Burgunder blos und umschwärmte sie, um sie an passenden Stellen aufzuhalten und ihr Voranschreiten so lange zu verzögern, bis Nancy und andere feste Plätze hinreichend mit Vorräthen versehen wären. Sobald dies geschehen war, vertheilte er seine Miethtruppen (andere hatte er nicht) in die festen Orte, ließ sich von ihnen feierlich versprechen, daß sie sich zwei Monate lang vertheidigen wollten, und reiste dann von nur zwölf Reitern begleitet während einer ganz ungewöhnlichen Kälte über das mit Schnee bedeckte Gebirge, um in der Schweiz Hülfstruppen zu kaufen. Das Geld dazu erhielt er theils von König Ludwig, theils von seiner Großmutter, theils endlich sollte das ganze Silbergeräthe der Letzteren eingeschmolzen werden. Auch liehen ihm die Straßburger zehntausend Gulden, und wenn wir mit Johann von Müller dem Berichte des Philipp von Comines Glauben schenken könnten, so hätten sogar auch die Schweizer ihm Opfer an Geld gebracht; dies bezweifeln wir jedoch. Die ganze Eidgenossenschaft gewährte dem Herzoge ihren Beistand, es stellten sich, wie es heißt, achttausend Mann Schweizer ein, und auch die niedere Vereinigung schickte Hülfe; allein die gesammte Schweiz streckte dabei auch die Hand aus. Jeder von jenen Achttausend erhielt ein Goldstück als Handgeld; ja, Renatus mußte ihnen überdies nachher noch auf dem Marsche nicht nur zwölfhundert Gulden zahlen und, um diese

*) Si le duc, hatten sie geschrieben, se sent aucunement pressé par les Allemands ou les Suisses et qu'il n'ait pas assez de gens avec lui pour s'en retourner franchement en ces pays, qu'il le nous fasse sçavoir, et nous exposerons nos corps et nos biens pour l'aller guérir et le ramener sûrement en ses dits pays; mais pour faire plus de guerre pour lui, nous ne sommes point délibérés de le plus aider de gens et d'argent.

zu erhalten, den Darleihern des Geldes zwei Grafen als Geißeln überlassen, sondern er gab auch noch einmal jedem Fähndrich ein Goldstück.

Zu Zürich erhielt Renatus im December die Botschaft, daß seine Besatzungen aufs Äußerste gebracht und alle Vorräthe nebst den Pferden aufgezehrt wären. Er vereinigte daher schleunig sein Heer, zog nach Basel und von dort am Weihnachtstage über Kolmar und Schlettstadt nach Lothringen. Karl der Kühne war unterdessen mit einem Aufgebot von schnell zusammengerafften Leuten zu den Truppen geeilt, welche unter dem Verräther Campobasso Nancy belagerten. Von der undisciplinirten Masse, welche Karl mit sich brachte, waren keine dreitausend Mann im ordentlichen Kampfe zu gebrauchen; dagegen zog Renatus mit den einzigen regelmäßigen und disciplinirten Truppen, die es damals in Europa gab, gegen Nancy heran. Jedermann rieth daher dem Herzoge von Burgund, sich einstweilen zurückzuziehen, bis nach wenigen Wochen, wenn seines Gegners Geld erschöpft sei, die Schweizer wieder nach Hause kehren würden; Karl aber beschloß gegen Rath und Vernunft, die Belagerung von Nancy fortzusetzen, und ließ in dem Augenblick, als Renatus bereits in der Nähe war, einen wüthenden Sturm auf die Stadt unternehmen. Als dieser Sturm abgeschlagen worden war, bot ihm Renatus eine Schlacht an, und der tollkühne Herzog von Burgund nahm dieselbe an. Diese am 5. Januar 1477 bei Nancy gelieferte Schlacht konnte, wie alle Schriftsteller bezeugen, von Karl unmöglich gewonnen werden, auch wenn Campobasso in derselben seinen schändlichen Verrath nicht ausgeführt hätte. Campobasso sollte mit den ihm untergebenen zweihundert Lanzen, auf welche Karl ganz besonderes Vertrauen setzte, und die nach der damaligen Art die Truppen einzutheilen und die Theile zu benennen sieben bis achthundert Mann ausmachen mochten, den rechten Flügel des burgundischen Heeres decken; er ging aber vor der Eröffnung des Kampfes zu Renatus über. Da die Schweizer und Deutschen ihn und seine treulosen Lombarden nicht neben sich dulden wollten, so besetzte er die Brücke bei Bourière, den einzigen Durchweg, welcher dem Herzoge von Burgund übrig blieb, wenn er beim unglücklichen Ausgang der Schlacht nach Luxemburg entfliehen wollte. Karl's Besonnenheit und Tapferkeit im Kampfe, sowie der Muth und die Treue Rübempré's, Galiot's, Contay's, des Grafen

von Nassau, des Marquis von Neufchatel und einiger anderen Führer des burgundischen Heeres werden allgemein gepriesen, sie konnten aber den Sieg nicht erringen. Als Rübempré gefallen war, gab Karl selbst den Befehl sich nach Luxemburg hin zurückzuziehen. Allein Campobasso's Schaar versperrte den Burgundern den Weg, und da überdies die tapfersten Vasallen Karl's erschlagen waren, so zerstreute sich sein Heer nach allen Seiten hin. Überall erhob sich jetzt das Landvolk, und Tage lang war ganz Lothringen der Schauplatz eines grausamen Mordens und Plünderns. Karl selbst kam, als er einige hundert Schritte von Nancy über einen zugefrorenen Bach setzen wollte und dabei im Eise einbrach, unter sein Pferd und ward unerkannt erschlagen. Wie viele von seinem Heere das Leben verloren haben, wagen wir nicht anzugeben, weil uns alle bestimmten Zahlen verdächtig sind, sobald dieselben bei den verschiedenen Berichterstattern so sehr von einander abweichen, wie in diesem Falle. Die höchste Zahl, welche überliefert wird, beträgt achttausend, die niedrigste sechshundert; die sechs Angaben der schweizerischen Berichterstatter schwanken zwischen viertausend und achttausend.

Renatus II. gelangte durch die Schlacht bei Nancy wieder in den Besitz seines Reiches. König Ludwig XI. überließ sich bei der Nachricht vom Tode eines Feindes, welchen offen anzugreifen er nicht gewagt hatte, einer unanständigen lauten Freude; alle seine Hofleute aber aus dem Herren- und Ritterstande geriethen in Angst und Schrecken, weil der einzige Mann, welchen Ludwig scheute, gefallen war. Ludwig's Höfling Comines berichtet uns, der König habe, als er die Nachricht von der Schlacht bei Nancy erhalten, seinem Hofe ein Freudenmahl gegeben, Alle hätten aber die Eßlust verloren; denn sie hätten sich der Angst nicht erwehren können, daß Ludwig von jetzt an, wo er keinen Menschen mehr zu fürchten habe, ein entsetzlich grausamer und tyrannischer Despot werden würde, weil ungeachtet aller erheuchelten Popularität die innerste Natur desselben bösartig gewesen sei. Übrigens hatte Ludwig demjenigen, welcher ihm die erste Nachricht vom Ausgange der Schlacht überbringen würde, einen hohen Preis ausgesetzt, sowie er auch früher an Comines und du Bouchage zweihundert Mark Silber hatte zahlen lassen, weil sie ihm Karl's Niederlage bei Murten zuerst gemeldet hatten.

10. König Ludwig XI. und Erzherzog Maximilian.

Ludwig XI. ließ unmittelbar nach dem Tode Karl's des Kühnen ſeine Abſichten öffentlich kund werden. Er zeigte allen Städten ſeines Reiches und dem Herzoge von Bretagne durch Boten Karl's Tod an, ſowie ſeinen Entſchluß, das Herzogthum Burgund nebſt allen anderen Beſitzungen Karl's, welche franzöſiſches Lehen wären, wieder an ſich zu bringen. Auch auf die Freigrafſchaft Burgund (die Franche Comté) ſchien er Abſichten zu haben; denn er ließ den Ständen derſelben verkündigen, daß er Karl's Tochter Maria, welche ihm nahe verwandt und ſeine Pathin ſei, unter ſeinen vormundſchaftlichen Schutz nehme und dem Dauphin zu vermählen gedenke. Die Eidgenoſſen und ihre Verbündeten in Deutſchland wollte Ludwig ebenſo gebrauchen, wie die Erſteren von Kaiſer Siegmund, von den Päbſten und vom Conſtanzer Concilium gebraucht worden waren; die Schweizer benutzten aber ihn ebenſo, wie ſie den Pabſt benutzt hatten, um mit allem Anſchein von Biederkeit und Rechtlichkeit fremdes Gut an ihre Patricier zu bringen. Ludwig ſah recht gut ein, daß ſeine Plane ohne ein tüchtiges Heer und ohne geübte Führer desſelben nicht ausgeführt werden könnten; er ſelbſt hatte aber durch Alter und lange Abgewöhnung den Muth, der ihm in der Jugend gelegentlich nicht gefehlt hatte, gänzlich verloren. Er machte deßhalb damals eine neue Anordnung in Betreff der Bezahlung des von ihm zuerſt eingerichteten Grundſtammes (cadre) eines beſoldeten ſtehenden Heeres. Seine Schatzmeiſter ſollten, gebot er, ſich eidlich verbindlich machen, daß ſie dieſen Stamm des ſtehenden Heeres (les gensd'armes et les archers d'ordonnance) regelmäßig bezahlen würden; ſie ſollten das hierzu beſtimmte Geld nie, unter welchem Vorwande es auch ſein möge, für einen anderen Zweck angreifen, und ſich in den Städten, wo jene Truppen lägen, unterrichten, ob dieſelben nicht etwas für ihren und ihrer Pferde Unterhalt ſchuldig wären. Wenn dies der Fall ſei, ſo ſollten ſie dergleichen Schulden alsbald bezahlen, dagegen aber den Sold derjenigen, welche den Dienſt verlaſſen hätten oder ohne Erlaubniß abweſend wären, dem Könige genau in Rechnung bringen. Sie ſollten ferner die Truppen in baarem Gelde bezahlen, ohne ihnen irgend etwas unter dem Namen eines gelei-

ſteten Vorſchuſſes anzurechnen und abzuziehen. Sie ſollten endlich weder Pferde noch Waaren an Zahlung geben und nicht geſtatten, daß der Reiſige den Bogenſchützen beraube; falls ſie dies aber nicht verhindern könnten, ſollten ſie alsbald entweder den Kriegs-Commiſſär oder den König ſelbſt davon unterrichten.

Die Umſtände waren dem Könige ſehr günſtig; denn Maria von Burgund war erſt zwanzig Jahre alt, von allen Seiten her bedroht und aller der Freunde beraubt, welche ihren Vater auf dem letzten Zuge begleitet und ſogar dann nicht verlaſſen hatten, als er ſich muthwillig ins Verderben ſtürzte. Dieſe Männer waren theils bei Nancy gefallen, theils gefangen genommen worden. Unter den Letzteren befand ſich Anton oder, wie er gewöhnlich heißt, der große Baſtard von Burgund, ein Mann von glänzenden Eigenſchaften, der als ein Sprößling des burgundiſchen Hauſes anerkannt worden war und den Glanz desſelben hätte erhalten können, wenn er der Prinzeſſin Maria zur Seite geſtanden hätte. Dies wußte Ludwig, er beſtürmte daher Renatus II., deſſen Vaſall, Johann Vidots, den Baſtard gefangen genommen hatte, daß er dieſen ihm überlaſſe. Anton dagegen bat den Herzog von Lothringen dringend, ihn zu behalten, und bot demſelben zweimalhunderttauſend Livres; Renatus konnte jedoch des Königs nicht entbehren, und reiſte ſelbſt mit Anton nach Pleſſis du Tours zu Ludwig, welcher dann jenem lothringiſchen Vaſallen zehntauſend Livres bezahlte, damit er den Gefangenen in ſeine Hände liefere. Jetzt erfolgte das, was Anton dem Renatus vorausgeſagt hatte, weil er Ludwig's ſchändlichen Charakter beſſer kannte, als dieſer: der König, welcher wußte, wie vortheilhaft er ſich Anton's bedienen könne, überhäufte denſelben mit Gunſtbezeugungen aller Art, und erwies ſich dagegen dem armen Renatus, den er jetzt nicht mehr brauchte oder zu fürchten hatte, ſo unfreundlich, daß dieſer ſich heimlich entfernte, um nicht feſtgehalten zu werden. Nachdem Ludwig ſich des Sprößlings der burgundiſchen Dynaſtie verſichert hatte, ſuchte er auch den mächtigſten Vaſallen derſelben in der Freigrafſchaft Burgund zu gewinnen. Dieſer Vaſall war Johann II. von Oranien. Der Vater desſelben, Wilhelm, war ein getreuer Freund Karl's des Kühnen geweſen; Ludwig hatte ihn aber, als Wilhelm einſt durch die Dauphiné zu Karl reiſte, durch

einen Raubritter gefangen nehmen lassen und diesem Ritter dafür die damals ganz ungeheuere Summe von vierzigtausend Thaler gegeben. Um diese Summe ersetzen zu können, war Wilhelm genöthigt gewesen, seiner Unabhängigkeit zu entsagen und sein Fürstenthum Oranien von Ludwig zu Lehen zu nehmen. Sein Sohn, Johann II., war mit Karl zerfallen, weil dieser alle Güter, die derselbe in der Freigrafschaft besaß, ihm genommen und dem Bruder Wilhelm's überlassen hatte. Ludwig versprach jetzt dem Prinzen von Oranien nicht blos die Rückgabe dieser Familiengüter, sondern er ernannte ihn auch zu seinem Generalstatthalter in dem Herzogthum und in der Freigrafschaft Burgund. Johann ließ sich dadurch ganz für den König gewinnen, und begab sich nach Burgund, begleitet von den beiden Generalen Ludwig's, Georg de la Tremouille, Herrn von Craon, und Karl d'Amboise, Herrn von Chaumont, welche an der Spitze von siebenhundert Lanzen (zu je fünf bis sechs Mann) standen, sowie von dem Bischof von Langres, Ludwig d'Amboise, und mehreren Parlamentsräthen, welche die Vollmacht hatten, im Namen des Königs Besitz von Burgund zu nehmen. Diese Commissäre richteten sogleich an die Stände des Herzogthums, welche gerade zu Dijon versammelt waren, die Aufforderung, spätestens innerhalb zwölf Tagen dem Könige zu huldigen. Die Stände machten jedoch Schwierigkeiten, indem sie vorgaben, sie glaubten nicht an Karl's des Kühnen Tod, obgleich seine Leiche sechs Tage lang in Nancy zur Schau ausgestellt gewesen war. Sie wandten sich an Karl's Tochter Maria und an die getreuen Räthe, von welchen diese umgeben war; Maria befand sich aber in noch größerer Verlegenheit, als die Burgunder.

Maria hatte in den Niederlanden einen sehr übeln Stand, da die einzelnen Provinzen nicht nur verschiedene Vorrechte und Privilegien besaßen, sondern auch insgesammt sich mehr oder weniger durch die militärisch-autokratische Regierung Karl's beeinträchtigt gefühlt hatten, und deßhalb den Ministern desselben, einem Ravestein, Hügonet, d'Imbrecourt und Anderen, heftig zürnten. Auch war in den meisten Provinzen der reiche und fleißige Bürgerstand gegen die von Karl begünstigte höhere Ritterschaft erbittert, welche den Kern von Karl's Militärmacht gebildet und ihm überall treu beigestanden hatte. Schon als Renatus die Leiche Karl's zur Be-

erdigung nach Flandern hatte ausliefern lassen, gaben die Genter ihren Haß gegen den Verstorbenen durch tumultuarischen Lärm zu erkennen, und gleich nachher widersetzten sich die Bürger von Brügge, Brüssel und Antwerpen den herzoglichen Steuer-Einnehmern thätlich. Die junge Herzogin, an deren Seite sich ihre Stiefmutter befand, gebrauchte in ihren Geschäften den Herrn d'Imbrecourt und den Kanzler Hügonet; als Beistand nahm sie den Herrn von Naveštein, Adolf von Cleve, den sie zum Generalstatthalter (Stedehouder general) der niederländisch-burgundischen Herrschaften ernannte. Schon im Februar ward ein allgemeiner Ständetag der niederländischen Provinzen nach Gent ausgeschrieben. Auf diesem forderten alle Anwesenden, ehe sie die neue Regierung mit Geld unterstützten, von Maria das Versprechen, daß ihre Privilegien bestätigt und die Misbräuche der vorigen Regierung abgeschafft werden sollten, und die Herzogin mußte sich fügen. Namentlich ertheilte sie damals (am 14. März) den Holländern und Seeländern das sogenannte große Privilegium, vermöge dessen alle Souveränitäts-Rechte an die Stände übergingen. Maria sagte nämlich in demselben zu, daß sie ohne die Einwilligung der Stände weder Abgaben erheben, noch eine Heirath schließen wolle; daß die Stände, auch ohne von ihr berufen zu sein, Landtage halten dürften, wo und wann sie wollten; daß die Herzogin ohne Erlaubniß der Stände durchaus keinen Krieg, nicht einmal einen Vertheidigungskrieg führen dürfe; daß das Münzrecht den Ständen überlassen bleibe; daß endlich die Magistrate von den Ständen ernannt werden und die Herzogin blos die Auswahl aus den ihr Vorgeschlagenen haben sollte. Maria mußte damals, weil sie auch das Versprechen gegeben hatte, daß in jeder Provinz nur ein in derselben Geborener ein Amt bekleiden sollte, in Holland statt des bereits von ihr ernannten Lodewyk van Gruithuisen den Wolfaert von Borselen als Statthalter annehmen. Der von den Ständen Burgund's gesendeten Botschaft antworteten Maria und ihre Räthe: Ludwig nehme allerdings mit Unrecht das Herzogthum Burgund in Anspruch, weil es sich mit diesem anders verhalte, als mit den übrigen an französische Prinzen als Besitzthum verliehenen Lehen (apanages); wenn aber der König durchaus darauf bestehe, das Herzogthum Burgund mit der Krone wieder zu vereinigen, so gebe es doch in demselben viele

Herrſchaften, an welche er keinen Anſpruch machen könne: beſonders gelte dies von den Grafſchaften Charolais, Macon und Auxerre. Die Stände fanden indeſſen nicht für gut, ſich Ludwig's Zorn zuzuziehen, ſondern huldigten demſelben ſchon am 19. Januar. Sie benutzten aber dabei ebenſo, wie die Niederländer der Maria gegenüber thaten, die Gelegenheit, um ſich eine ſehr bedeutende Zahl von Privilegien, Vortheilen und Ausnahmegeſetzen zuſichern zu laſſen, und Ludwig geſtand ihnen ohne Bedenken Alles zu, weil er dachte, mit der Zeit werde ſchon Rath kommen. Der König gewährte übrigens nicht blos der Provinz Burgund und ihren Städten und Ständen große Vortheile, ſondern auch einzelne angeſehene Herren wurden damals von ihm durch Gaben gewonnen: ſo erhielten z. B. Philipp Bouton, Hugo von Toiſi und Jakob von Damas einträgliche Stellen oder große Landgüter. Dieſer ruhige Ausgang der Sache war den Anführern von Ludwig's Truppen, la Tremouille und Chaumont, ſehr ärgerlich; denn ſie hatten auf Widerſtand und folglich auch auf Krieg und Beute gerechnet. Sie waren jetzt keck genug, dem Könige zu ſchreiben, er möchte doch wenigſtens die von ihnen zu Dijon in der Burg des Herzogs von Burgund vorgefundenen Geldſummen, Vorräthe und Munition mit ihnen theilen. Auch dieſe Bitte ging der ſchlimme Monarch zum Theil ein; die Antwort aber, die er den Herren gab, war ſo fein und liſtig eingerichtet, daß dieſelbe uns allein ſchon die Manier zeigen könnte, welche Ludwig überall anwandte, um Leute, die er brauchte, bei guter Laune zu halten.*)

Schon zwei Tage früher, als die Burgunder huldigten, hatte Ludwig den Admiral von Bourbon und Philipp von Comines

---

*) Messieurs les comtes, je vous remercie de l'honneur que vous me voulez faire de me mettre à butin avec vous. Je veux bien, que vous ayez la moitié de l'argent des restes que vous avez trouvez; mais je vous supplie, que le surplus vous me fassiez mettre ensemble et vous en aidez à faire réparer les places, qui sont sur les frontières des Allemands, et à les pourvoir de ce qui sera nécessaire, en façon que je ne perds rien, et s'il ne vous sert de rien, je vous prie, envoyez le moi. Touchant les vins du duc de Bourgogne, qui sont en ses celliers, je suis content, que vous les ayez. Ecrite à Peronne le 9 Février. Louis.

abgeschickt, um die Stadt Abbeville zum Abfall von Burgund zu bewegen. Diesen war aber bereits der französische General Torcy zuvorgekommen, welcher in Amiens commandirte und von hier aus sich bei den Bürgern von Abbeville beliebt gemacht hatte. Gleich darauf eilte der König selbst in die Picardie, und schickte diejenigen seiner Diener, welche er als die schlauesten erprobt hatte, in alle Gegenden und Orte dieses Landes, um die bestürzten und verlassenen Befehlshaber und Beamten Karl's des Kühnen durch Drohungen, Versprechungen und Bestechungen zu bewegen, daß sie dem Könige huldigten. Ham, St. Quentin, Tronquay, Roye, Montdidier, Moreuil, Vervins, St. Gobin, Marle, Rue und Landrecy ergaben sich fast ohne allen Widerstand. Die Provinz Artois zeigte sich nicht so bereit von Maria abzufallen, als die Picardie, obwohl nur so lange, als Adolf von Cleve, der Herr von Ravestein, in Arras commandirte. Nachdem Adolf, wie oben erwähnt worden ist, Generalstatthalter der nördlichen Provinzen geworden war, kam Vaquelay an seiner Statt nach Arras, und dieser, dessen Besitzungen jenseit der Somme lagen, fand es in seinem Interesse, Arras, sowie Artois überhaupt an Frankreich zu bringen.

Den Plan, sich aller Länder Karl's des Kühnen dadurch zu bemächtigen, daß er seinen Sohn, den Dauphin Karl, mit Maria von Burgund verlobe, fand gewiß Ludwig selbst, der sich besser als irgend ein anderer Mensch, selbst Louis Philipp nicht ausgenommen, auf seinen Privatvortheil verstand, unausführbar und lächerlich; er wollte offenbar nur die Prinzessin Maria zugleich durch List und durch Gewalt berauben. Abgesehen von vielem Anderen, was jenem Plane entgegenstand, machten drei Umstände gleich von vorn herein es unmöglich, an die Vermählung der Maria mit dem Dauphin zu denken. Erstens stand der Dauphin noch im achten Lebensjahre, Maria war aber bereits zwanzig Jahre alt und brauchte also einen tüchtigen Ehemann; dies sprach auch ihre Oberhofmeisterin aus, als sie für Maximilian von Östreich stimmte. Zweitens war der Dauphin verwachsen, der ritterliche Maximilian dagegen ein bildschöner junger Prinz. Drittens war Maria schon von Trier her in Maximilian verliebt und hatte ihm ihre Hand durch Briefe versprochen. König Ludwig suchte die in Gent, Brügge und anderen Städten unter lauter Demagogen und De-

mokraten lebende Maria durch Liſt zu täuſchen, während er zu gleicher Zeit, wie uns Comines aus dem Munde eines königlichen Vertrauten, den er einen Johann in allen Ecken (Maitre Jean des habilités) nennt, berichtet, die Niederlande mit Gewalt zu erobern hoffte. Er wählte zu jenem Zwecke eine von den niedrigen und gemeinen Seelen, welche er begünſtigte, weil ſie ſich Alles gefallen und ſich zu Allem gebrauchen ließen und die Schlauheit der Gewinnſüchtigen beſaßen. Dieſer Mann, deſſen Namen Olivier Teufel der König in Olivier Dammhirſch umgeändert hatte, war von ganz niederer Herkunft und im Dorfe Tielt bei Gent geboren. Man nennt ihn gewöhnlich den Barbier des Königs, und auch bei Comines wird er immer nur Meiſter Olivier genannt; allein er hatte als Kammerdiener ſich dem Könige ebenſo, wie Comines ſelbſt und viele Andere, durch Gleichheit der Geſinnungen und durch Verſchlagenheit empfohlen, und war deshalb von Ludwig längſt geadelt und mit der Capitainerie Meulant bei Paris beſchenkt worden. Dieſer Olivier wurde mit einem prächtigen Gefolge als bevollmächtigter königlicher Miniſter nach Gent geſchickt, wo er mit lächerlichem Prunk als Graf von Meulant auftrat. Er gab vor, mit der Herzogin unterhandeln zu wollen, meldete ſich aber nicht bei ihr, ſondern machte das von ihm gemiethete Haus zum Sammelplatz aller unruhigen Köpfe, und regte durch Verſprechungen, welche er im Namen des Königs that, die geſammte Demokratie der Stadt auf. Man rieth daher der Herzogin, ihn ſchleunig zu empfangen und dann ſogleich zu verabſchieden. Auch wurde er wirklich bald nachher erſucht, ſich auf das Rathhaus zu begeben, wo ihm Maria in der Mitte ihrer Räthe und des Magiſtrats Audienz geben wolle. Er kam und überreichte ſeine Beglaubigungsſchreiben; als man ihn aber erſuchte, ſeine Aufträge kundzugeben, erklärte er, daß er den Gegenſtand ſeiner Sendung nur der Maria mittheilen könne. Er erhielt zur Antwort, es ſei nicht ſchicklich, daß ein Mann von ſeiner Herkunft eine geheime Unterhaltung mit einer jungen Prinzeſſin habe, eine ſchickliche Botſchaft könne er auch öffentlich vortragen. Als er beim Schweigen verharrte, machte man ihn lächerlich, die Umſtehenden pfiffen und grunzten, das Toben theilte ſich dem vor dem Rathhauſe ſtehenden Haufen mit, und endlich ſchrieen die Lärmenden ſogar, man wolle ihn in

den Fluß werfen. Dies versetzte ihn in Schrecken und Angst, und er machte sich eilig davon.

Unmittelbar nachdem Ludwig auf diese Weise in der Person seines Gesandten beschimpft worden war, erschienen bei ihm die vier Räthe der Herzogin, der Kanzler Hügonet, der Herr von Imbrecourt, Wolfaert von Borsellen und der Herr von Gruithuisen, an der Spitze einer glänzenden burgundischen Gesandtschaft. Sie zeigten dem Könige an, daß Maria die Regierung übernommen habe, daß Herr von Ravestein (Adolf von Cleve), Hügonet und d'Imbrecourt, wie wir uns ausdrücken würden, ihr Ministerium ausmachten, und daß Ludwig sich also künftig an diese wenden möge. Als die Gesandten allen gleißnerisch freundlichen Anerbietungen des Königs auswichen, erklärte ihnen dieser endlich, daß er zwar der Herzogin Maria, welche er aus der Taufe gehoben habe, sehr gewogen sei und alles Mögliche für sie thun wolle, aber nichtsdestoweniger, da er ein starkes Heer beisammen habe, die Stücke seines Landes, welche an Burgund gekommen seien, mit Gewalt wieder an sich bringen werde, wenn man sie ihm nicht gutwillig zurückgebe. Diese Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht, weil Maria weder Truppen noch Geld hatte; vielleicht ließen sich aber auch die vier Herren durch die Aussicht locken, daß ihre Herzogin einmal Königin von Frankreich werden könne. Sie waren als ehemalige Diener der Gewaltthätigkeiten Karl's des Kühnen verhaßt, und da Maria gerade um diese Zeit die souveraine Macht der Stände anerkannt hatte, so hofften sie vielleicht, an Ludwig eine Stütze zu finden. Genug, sie schlossen mit Ludwig eine etwas verdächtige Uebereinkunft, nach welcher ganz Artois dem Könige überlassen und von diesem nachher als Lehen an die Herzogin zurückgegeben werden sollte. Hierzu hatten sie jedoch weder von den Ständen, noch von der damaligen Regentschaft Vollmacht; sie beriefen sich daher auf ein Schreiben der Maria, welches sie dem Könige übergaben. In diesem Schreiben hieß es, Maria habe die Verwaltung und Regierung ganz jenen vier Herren überlassen; und doch hatte die Herzogin zu der nämlichen Zeit die drei Stände Flandern's nach Gent berufen und sich ganz in die Arme derselben geworfen. Die Stände beabsichtigten eine Art Republik zu errichten, und da sie von dem früheren Beschluß wegen der vier Räthe,

welche ein Kabinet bilden sollten, nichts wußten, so ernannten sie einen von Maria ganz unabhängigen Regentschaftsrath. Dieser schickte dann neue Gesandte an Ludwig. Der König bewies denselben aber aus dem erwähnten Briefe, daß er nichts Gültiges mit ihnen verhandeln könne, und gab ihnen das Original des Briefes mit nach Gent. Hier erfolgte dann eine ärgerliche Scene. Der Regentschaftsrath wurde sogleich versammelt, Maria erschien unter den Ständen auf dem Rathhause, die Gesandten tobten, daß sie in den April geschickt worden wären, weil ihre Herrin früher einen Brief geschrieben habe, in welchem weder von den Ständen noch vom Regentschaftsrath noch von ihnen selbst etwas enthalten sei, und als hierauf die Herzogin den Brief ableugnete, zog einer der Gesandten denselben heraus und las ihn vor. Der angebliche Verrath regte sowohl die Stände, als auch das ganze Volk der Stadt heftig auf. Das Letztere war dabei, wie dies in solchen Fällen immer geht, nur das Werkzeug einiger Ehrgeizigen. Adolf von Cleve, Ludwig von Bourbon, Bischof von Lüttich, und der Graf Peter von St. Paul, welche Hügonet's und d'Imbrecourt's Einfluß beneideten, hatten den Untergang derselben geschworen, und der Sturm traf daher zunächst diese beiden Männer. Sie wurden vom Volke aus den Klöstern, in welche sie sich geflüchtet hatten, gewaltsam geholt und auf das Rathhaus gebracht, wo man dann einen Criminal-Proceß gegen sie einleitete. Vergebens eilte Maria herbei und bat mit Thränen, daß man ihr die Sache überlassen möchte: ihre beiden Räthe, welche freilich zu Karl's Zeit hart und despotisch gewesen waren, wurden verurtheilt, nachdem man sie vorher auf so grausame Weise gefoltert hatte, daß sie weder stehen noch gehen, noch sich aufrecht erhalten konnten. Als sie in diesem Zustande auf den Richtplatz geführt wurden, stürzte die Herzogin in Begleitung eines ehrwürdigen Priesters weinend und Hände ringend auf den Markt, und bat das Volk flehentlich, die Vertrauten ihres Vaters, welche auch ihre väterlichen Rathgeber wären, zu befreien. Das Volk ward durch ihre Worte gerührt, aber die vornehmen Feinde der alten Regierung ließen dasselbe durch Lanzenknechte zurückhalten und die Hinrichtung vollziehen (3. April 1477). Übrigens will zwar der Geschichtschreiber Comines uns glauben machen, die beiden Männer wären als ganz unschuldige Opfer der Volks-

Justiz gefallen und hätten nicht die Absicht gehabt, ihre Herzogin durch die von Ludwig gar nicht ernstlich erstrebte Verlobung mit dem Dauphin in des Tyrannen Gewalt zu bringen, damit sie selbst die absolute Regierung, welche unter Karl in ihren Händen war, auch ferner behielten; allein man darf diesem Berichterstatter wegen des Verhältnisses, in welchem er zu Ludwig stand, nicht unbedingt trauen. In einem ganz anderen Lichte erscheint die Sache, wenn man die Darstellung derselben bei Olivier de la Marche liest, einem Manne, welcher, nachdem er in der Schlacht bei Nancy gefangen genommen worden war, sich wieder losgekauft hatte und bald nach der Katastrophe Hügonet's und d'Imbrecourt's an den burgundischen Hof gekommen war, wo er getreu verharrte, während Comines sein Glück bei Ludwig suchte und diesem die ihm ehemals anvertrauten Geheimnisse verrieth *).

Nach diesem blutigen Vorfalle änderte Ludwig sogleich wieder den Ton. Er trat als Schützer der in Gent gleichsam gefangen gehaltenen Herzogin auf, misbilligte das dort Geschehene laut, nahm sich des Andenkens der beiden hingerichteten burgundischen Räthe, sowie der Kinder Hügonet's an, und erklärte die Demokraten von Gent und Brügge für Hochverräther. In der ersteren Stadt herrschte nach der Hinrichtung d'Imbrecourt's und Hügonet's völlige Anarchie, und Maria ward wie eine Gefangene beobachtet. Man ließ zwar endlich um Ostern die Herzogin abziehen, allein in Brügge, wo sie anfangs mit großer Pracht empfangen worden war, verfuhren bald darauf die Demagogen nicht besser mit ihr, als vorher die Genter. Von diesem Augenblicke an schien alle verständige Leitung der burgundischen Angelegenheiten aufzuhören; denn die Krämer, in deren Gewalt die Herzogin war, verstanden von Regierung und von Politik nichts, und Ludwig drang an der Spitze eines Heeres unaufhaltsam über Artois nach

*) Was Olivier in seinem Texte andeutet, wird in den Noten zu demselben ausführlich berichtet: Ce que fera facilement juger le dit Comines avoir controuvé tel fard plus à son excuse qu'autrement, comme celui qui veritablement estoit en grande partie coupable du désaster des dits personnages, pour leur avoir esté le principal auteur d'entrer ès practiques du roi, auquel il estoit ministre de tels actes, autant et plus que nul autre jamais.

Flandern vor. Er hatte längst erklärt, daß er auch die Freigrafschaft Burgund besetzen wolle, wiewohl nur um sie für Maria zu erhalten. Die Fläminger freuten sich anfangs dessen, was Ludwig that, hatten aber bald Ursache anders zu denken. Ludwig hatte sein Heer zuerst gegen die Stadt Arras geführt, weil die vier burgundischen Gesandten insgeheim Befehl gegeben hatten, ihm einen Theil der Stadt zu überlassen, und weil der Anführer der dort befindlichen Truppen zu ihm übergegangen war. Die Bürger verweigerten jedoch die Unterwerfung, und als gleich nachher Hesdin sich dem Könige ergab und die Hülfstruppen, welche die Städte Douay, Lille und Valenciennes nach Artois geschickt hatten, geschlagen worden waren, ließ Arras den König um die Erlaubniß bitten, daß die Stadt, ehe sie ihre Thore öffne, eine Gesandtschaft an ihre Herzogin sende. Bei dieser Gelegenheit, wie nachher bei jeder anderen, zeigte Ludwig, welcher die Gottheit nie gefürchtet hatte und seit dem Tode Karl's des Kühnen auch keinen Menschen mehr zu fürchten brauchte, seinen gräßlichen Charakter auf eine schauderhafte Weise. Zuerst gab er nämlich der Bürgerschaft von Arras weder eine bejahende, noch eine verneinende Antwort, sondern sagte blos, die Bürger von Arras müßten am besten wissen, was sie zu thun hätten. Nachher, als die Stadt dies als eine Einwilligung ansah und die angesehensten Bürger an Maria sandte, ließ Ludwig dieselben zwar ungestört abreisen, aber durch nachgeschickte Reiter festnehmen und zu sich nach Hesdin bringen. Hier wurden sie von ihm sehr gut bewirthet, nach eingenommener Mahlzeit aber wurden zwölf von ihnen durch den Scharfrichter, welcher den König stets begleitete, und durch Polizeibeamten auf den Marktplatz geführt und dort enthauptet. Er erreichte dadurch vorerst seinen Zweck: ganz Arras bebte, und es wurden dem Könige die Thore der Stadt geöffnet. Er versprach zwar seinerseits eine Amnestie, ließ aber dessen ungeachtet nachher eine große Zahl der treuesten Anhänger von Burgund ohne allen Proceß hinrichten. Viele dieser Unglücklichen hatten, wie man uns berichtet, durch die Anhänglichkeit an Burgund und die Liebe zur Freiheit eine solche Festigkeit oder einen solchen Eigensinn erlangt, daß sie ihr Leben nicht, wie man ihnen angeboten hatte, durch den Ausruf: Es lebe der König! retten wollten. Die Stadt Avesne wurde, nachdem man die

Officiere verrätherisch herausgelockt hatte, mit Sturm genommen. Auch Peronne fiel in die Gewalt der Franzosen; von St. Omer aber wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, und zwar unter der Anführung vom Sohne desselben großen Bastards von Burgund, welcher für Ludwig's Sache gegen seine eigene Nichte focht.

Als Artois und Hennegau von den Franzosen besetzt worden waren, und diese nicht nur Luxemburg bedrohten, sondern auch bis tief in Flandern hineinstreiften, erwachten endlich die Flämin-ger; es war aber schon zu spät. Der oben (Seite 288) erwähnte Olivier Teufel hatte, als er aus Gent entflohen war, Tournay durch erkaufte Verräther zur Übergabe gebracht, und die französische Besatzung dieser Stadt war in Flandern eingedrungen. Beides rüttelte endlich die Bürger von Gent, Brügge und Ypern aus ihrem Schlafe auf. Sie trafen jedoch sehr schlechte Maßregeln; denn sie stellten ein Heer auf, welches zwar zwanzigtausend Mann stark, aber eigentlich gar kein Heer war, und gaben demselben einen Anführer, der kein Feldherr war, ja kaum ein Mensch genannt werden konnte. Dieser Anführer war jener bekannte Frevler gegen seinen alten Vater, der Herzog Adolf von Geldern (s. S. 246 f.). Man holte denselben aus dem Gefängniß, in welches Karl der Kühne ihn hatte bringen lassen, und nahm diesen rohen, unmenschlichen Gesellen unter diejenigen auf, welche sich um die Hand der liebenswürdigen Herzogin Maria bewarben. Unter seiner Führung zogen die Fläminger vor Tournay; dort geriethen aber die Brügger mit den Gentern in Zwist, und die Franzosen benutzten dies zu einem Angriffe, bei welchem sie siegten und Adolf von Geldern nach tapferer Gegenwehr erschlagen wurde. Diese Niederlage vor Tournay war ein Glück für Maria und im Grunde auch für die Städte Gent und Brügge selbst; denn die von den Franzosen drohende Gefahr nöthigte endlich diejenigen, welche sich in Gent der Regierung bemächtigt hatten, an die Ver-mählung der Herzogin ernstlich zu denken.

Die Herzogin wurde in Gent so ängstlich beobachtet, daß sie ihre ent-schiedene Neigung für den Erzherzog Maximilian nicht einmal ausspre-chen und eben so wenig die auf Befehl ihres Vaters mit ihm eingegan-gene Verbindung bekannt werden lassen durfte. Die Angelegenheit ihrer

Vermählung mußte daher wie eine Intrigue betrieben werden, bei welcher dann die Oberhofmeiſterin der Herzogin, Frau von Halle-wyn, eine Couſine Philipp's von Comines, und Olivier de la Marche, deſſen Denkwürdigkeiten uns oft ſehr nützlich ſind, die Hauptrolle ſpielten. Die in der letzten Zeit errichtete Regentſchaft hatte zwar, als über die Vermählung der Herzogin ernſtlich berathſchlagt wurde, nicht die Kühnheit, den Dauphin, welcher noch ein Kind war, der Herzogin mit Gewalt aufzudringen; ſie ermuthigte aber die anderen Bewerber. An ſolchen fehlte es durchaus nicht; ihre Namen findet man bei Olivier de la Marche. Beſonders ſuchte der Herzog von Cleve, welcher unter denen, die ſich in Gent und Brügge zu Regenten aufgeworfen hatten, eine ſehr anſehnliche Rolle ſpielte, ſeinem Sohne die Hand der Maria zu verſchaffen und deshalb auch das Wiederanknüpfen der Verbindung mit dem Erzherzog Maximilian auf jede Weiſe zu hintertreiben.

Maximilian's Bewerbung ward durch die Neigung der Herzogin begünſtigt, da der junge Erzherzog mit einer ſchönen und ritterlichen Geſtalt alle jene Bildung, Romantik, Poeſie, perſönliche Gewandtheit und ritterliche Übung verband, welche, weil ſie blenden, die Herzen der Weiber gewinnen und den großen Haufen der Menſchen bezaubern. Allein Maximilian und ſein Vater, Friedrich III., waren ſeither durch ihre Verbindung mit König Ludwig und den Schweizern und durch einen Krieg mit den Ungarn gehindert worden, die Heirathsangelegenheit dadurch zu fördern, daß Beide der von ihren eigenen Unterthanen, ſowie vom franzöſiſchen Könige hart bedrängten Maria von Burgund Hülfe leiſteten. Wir haben früher (S. 211 f.) erzählt, wie des großen Hunyad zweiter Sohn, Matthias Corvinus, König von Ungarn geworden war, und ſich durch ſeine Thaten gegen die Türken, durch ſeine vortreffliche Verwaltung des Reiches, ſowie durch ſeine Sorge für die wiederauflebende Kunſt und Wiſſenſchaft des Alterthums, mit deſſen klaſſiſchen Schriftſtellern er innig vertraut war, unſterblichen Ruhm erwarb. Wir haben ferner (S. 237. 239.) erzählt, wie er ſchon vor Georg Podiebrad's Tode die böhmiſche Krone mit der ungariſchen zu vereinigen ſuchte. Er hatte dabei den polniſchen Prinzen Ladislaus zum Mitbewerber, und ward vom Kaiſer Friedrich in ſeinem Kriege mit Podiebrad nicht blos ungerechter Weiſe verlaſſen,

sondern glaubte sich auch von ihm verrathen. Wegen dieses Verhaltens von Seiten des Kaisers schloß Matthias mit dessen Feinden in Deutschland eine enge Verbindung. Eine Zusammenkunft, welche er im Februar und März 1470 mit dem Kaiser und mit den in Wien versammelten deutschen Fürsten hatte, machte den Zwist noch größer. Auch die Böhmen waren gegen den ungarischen König sehr feindlich gesinnt; denn als Podiebrad 1471 eingewilligt hatte, daß Matthias sein Nachfolger werde, bestanden sie hartnäckig auf der Erwählung eines Slaven, des Polen Ladislaus. Auch wurde dieser nach Podiebrad's Tode (März 1471) wirklich gewählt und sein Vater, König Kasimir II. von Polen, nahm nicht nur am 16. Juni zu Krakau die Wahl für seinen Sohn an, sondern er ließ denselben auch am 25. Juli durch siebentausend Mann zu Fuß und zweitausend Reiter über Troppau und Neiße nach Böhmen geleiten. Kasimir selbst fiel am Ende des Jahres 1471 in Ungarn ein, und es wurde dort das ganze Jahr 1472 hindurch ein blutiger Krieg geführt. Die deutschen Stände, welche im Juli 1471 zu Regensburg versammelt waren, konnten weder durch den Kaiser, welcher damals wieder mit Matthias einig geworden war, noch durch diesen, noch durch den Pabst bewogen werden, dem Ladislaus ihre Anerkennung zu versagen. Der Kaiser benahm sich beim Streit um die böhmische Krone, wie bei anderen Gelegenheiten, sehr gehässig und falsch. Er ließ sich im Anfange des Jahrs 1473, als er an den Niederrhein ziehen und seinem Sohne eine Gemahlin verschaffen wollte, durch den päbstlichen Legaten Robortello zu dem Versprechen bereden, daß er im April einen Reichstag zu Augsburg halten und dort den König von Ungarn mit dem Königreiche Böhmen belehnen wolle; dessen ungeachtet versprach er auch dem alten Kasimir, daß er auf dem Reichstage durchaus nichts für Matthias thun wolle, und Kasimir schickte im Vertrauen auf Friedrich's Versprechen den Dechanten Adam von Posen an den Kaiser, um mit ihm zu verabreden, wie man den König von Ungarn von vier Seiten her angreifen könne. Friedrich sprach sich weder auf dem Reichstage zu Augsburg, noch nach seiner Rückkehr von Trier (im Oktober 1473) für Mathias aus, sondern verschob seine Erklärung über Böhmen auf einen im März 1474 zu haltenden Reichstag, und hielt Matthias mit leeren Versprechungen

hin. Er ging nachher sogar noch weiter; denn er schloß gerade am 14. März 1474 mit Kasimir einen förmlichen Bund gegen Matthias, weil dieser die Türken durch sein Gebiet nach Inner-Östreich ziehen lasse und östreichische und polnische Empörer in Schutz nehme. Im August und September griffen Friedrich und Kasimir den König von Ungarn an; Beide hatten aber niemals Geld und konnten von ihren Unterthanen nur mit großer Mühe sehr geringe, nie zureichende Summen erhalten. Im März 1475 ward endlich in Prag eine Conferenz gehalten, bei welcher die Commissäre des ungarischen Königs eine sehr stolze Sprache führten, und der Kaiser sah sich genöthigt, neue Ausflüchte zu ersinnen, um sich Ruhe zu schaffen. Das Letztere würde ihm nicht gelungen sein, wenn nicht Matthias fortdauernd mit den Türken zu thun gehabt hätte. Namentlich würde Matthias im Jahre 1476 in Östreich eingefallen sein, als der Erzbischof von Gran, Johann Flans, zu Friedrich flüchtete, demselben die Geheimnisse des Königs mittheilte und vom Kaiser mit ungarischem Golde die Herrschaft Steyer erkaufte. Matthias verlangte die Auslieferung des Erzbischofs, und würde einen Krieg begonnen haben, wenn er nicht gegen die Türken hätte ziehen müssen, und überdies gerade damals auch mit seiner Heirath beschäftigt gewesen wäre. Was das Letztere betrifft, so hatte Matthias um eine kaiserliche und um eine polnische Prinzessin geworben, und sowohl Friedrich als Kasimir hatten ihm zuerst Zusagen gemacht, nachher aber nicht Wort gehalten, weil er nicht aus fürstlichem Blute stamme. Er erhielt jetzt die Beatrix von Neapel, welche zwar sehr häßlich, aber doch eine königliche Prinzessin war. Erfreut, daß er seiner beiden Nachbarn spotten könne, ließ er Beide zu seiner Hochzeit bitten; jeder von ihnen fand aber eine Entschuldigung. Unterdessen hatte der Streit wegen der Auslieferung des Erzbischofes von Gran fortgedauert, und im Anfange des Jahres 1477 begann ein förmlicher Krieg, weil der König von Ungarn die gegen Friedrich erbitterten östreichischen Vasallen unterstützte, und dieser Boten nach Böhmen und Polen schickte, um sich von Ladislaus und dessen Vater Kasimir Hülfstruppen zu verschaffen.

Dies fiel in die Zeit, als Friedrich in der ersten Hälfte des Jahres 1477 im Namen seines Sohnes die Bewerbung um die

Hand der Maria von Burgund hätte erneuern, ihr und ihres Vaters Versprechen geltend machen, oder doch wenigstens seinen Sohn, umgeben von Pracht, Reichthum und Glanz, in das reichste Land von Europa schicken sollen, wo Geld allein dem Manne Werth verlieh. Das Eine mußte er wegen der angegebenen Verhältnisse zu Ungarn und Böhmen unterlassen. Das Andere konnte er nicht thun, weil er und sein Sohn zu arm waren; denn von jenen Städten, welche in Oberdeutschland durch den Handel und die Gewerbe freier Bürger reich geworden waren, besaß weder Friedrich in Östreich noch Maximilian in Tyrol eine einzige. Indessen schickte der Kaiser endlich eine Gesandtschaft in die Niederlande, um eine förmliche Werbung auszurichten. Diese Gesandtschaft bestand aus dem Kurfürsten Johann von Trier, dem Herzog Ludwig von Pfalz-Zweibrücken, dem Bischof von Metz, Georg von Baden, und war von dem kaiserlichen Kanzler Hasler, welcher später Kardinal ward, begleitet*). Sie ward zuerst durch die Intriguen des Herzogs von Cleve, welcher Maria's Hand für seinen Sohn zu erlangen suchte, in Brüssel aufgehalten, bis die Oberhofmeisterin von Hallewyn, Olivier de la Marche und besonders Karl's des Kühnen Wittwe, seine dritte Gemahlin Margaretha von York, durchsetzten, daß sie nach Gent kommen und ihr Anliegen in einer glänzenden Versammlung vortragen durfte. Die dort Statt gehabte Scene der Werbung war zwar nach allen Zeugnissen auf romanhafte Weise überraschend; glauben wir aber den Angaben im Theuerdank, welchen Melchior Pfinzing aus Maximilian's eigenen Notizen im Weißkunig in Verse gebracht hat, so hatte sich Maria schon vorher insgeheim mit dem Herzog aufs neue in Verbindung gesetzt. Sie hatte, heißt es dort, einen getreuen Diener zu sich gerufen, ihm einen Credenzbrief mitgegeben und ihm geboten, sich aufzumachen:

Unnd suchen einen tewren Heldt,
Den hat unnser Vater erwelt,
Unns und dem lannt für ein herrn.
Wir wissen nicht, ob er fern
Oder nah von hie zu fynden sey;

*) Die Noten zu Comines Werk nennen noch un docteur nommé Guillaume Mortingle.

Aber wir ſagen dir dabey:
Bringſt du den Helden mit dir her,
So ſollſt du hinfür nit mer
Von armut wiſſen zu ſagen,
Dann du alle dein lebtagen
Reich und auch mechtig ſolleſt ſein.

Dies ſtimmt vollkommen mit demjenigen überein, was uns von der Art, wie die erwähnte Geſandtſchaft der Herzogin in der Mitte ihrer Stände den Heirathsantrag machte, erzählt wird. Als nämlich Georg von Metz eine glänzende Rede der Werbung gehalten hatte, wollten die edeln Herren, unter welchen Raveſtein (Adolf von Cleve) der vornehmſte war, die Beantwortung derſelben verſchieben, bis ſie die Sache erwogen hätten; allein nun zog einer der Geſandten die 1473 und 1475 gegebene ſchriftliche Zuſicherung der Maria und den mit einem ſehr großen Diamanten gezierten Ring, welchen ſie damals geſchenkt hatte, hervor, und bat die Herzogin, ihre Handſchrift und den Ring feierlich anzuerkennen. Dies that Maria, welche vorher unterrichtet worden war, ohne alles Bedenken, und die Herren wagten beſchämt nicht zu widerſprechen.

Maximilian eilte hierauf als ächter und poetiſcher Rittersmann, der Geliebten in der Noth beizuſtehen, und der Herzog von Cleve reiſte von Gent ab. Maria mußte übrigens ihrem Bräutigam, als er nach Köln kam (im Juli), hunderttauſend Gulden auszahlen laſſen, damit er mit einigem Anſtande in Gent erſcheinen könne. Die Niederländer, deren Stände auf einer allgemeinen Verſammlung zu Löwen ihre Einwilligung zur Heirath gegeben hatten, ſahen dies mit neidiſchen Augen an: ſie erkannten, daß ihre Edelleute auf die verſchwenderiſche Bewirthung und Beſchenkung der vorigen Herzöge würden verzichten und die Städte den ritterlichen Aufwand des Hofes bezahlen müſſen. Allerdings mußte die bekannte Geldarmuth des öſtreichiſchen Herzogs, welcher wie Friedrich III. kaum zu leben hatte und dabei Kaiſer genannt wurde, den Niederländern ſehr auffallen. Auch ſpricht Comines von dem deutſchen Kaiſer ganz in dem Tone, in welchem zu unſerer Zeit ein reicher Brauer, Bankier oder Metzger von einem armen Grafen oder Gelehrten ſprechen würde. Er erzählt uns, daß die Geſandten, welche dem Bräutigam der Herzogin nach Köln entgegen

geſchickt wurden (die Herren du Fay und d'Irlan und Olivier de la Marche) den Erzherzog ſchlecht mit Geld verſehen gefunden hätten*). Ganz anders als Comines äußert ſich Olivier; dieſer ſchimpft nicht, er jubelt nur, daß er verſtanden habe, bei jener Gelegenheit ſich empor zu bringen und eine anſehnliche Hofſtelle zu erhalten (et furent mes approches tellement faites, que je fus retenu grand et premier maistre d'hostel du fils de l'empereur). Übrigens war das Geld, welches die dem Erzherzog nach Köln entgegen geſchickten Geſandten mitnahmen, von den Gentern gegeben worden. Im Auguſt 1477 fand die Vermählung Statt.

Die Stände und Städte der Niederlande hatten die Zeit vom Tode Karl's des Kühnen bis zur Verlobung der Herzogin benutzt, um von ihr nicht blos die Beſtätigung ihrer alten ſehr großen Vorrechte, ſondern auch eine Anzahl neuer zu erlangen. Da nun Maximilian dies Alles anerkennen und beſtätigen mußte, ſo gerieth er, der ſchon als Deutſcher nicht gern geſehen war, bald mit den ganz republikaniſchen Bewohnern ſeiner neuen Staaten um ſo mehr in Zwieſpalt, als er die überſpannten, den Habsburgern bis auf den heutigen Tag eigenen Begriffe ſeines Vaters vom göttlichen Fürſtenrechte mitbrachte. Überhaupt vereinigte Maximilian gerade alle diejenigen Eigenſchaften und Vorzüge in ſich, welche bei jedem praktiſchen Geſchäftsmanne, geſchweige denn bei einem Fürſten, eher ſchimmernde Fehler als lobenswürdige Tugenden genannt zu werden verdienen. Er war nicht nur ein glänzender und galanter Hofmann, ein romantiſcher Ritter und, wie ſein allegoriſcher Weißkunig beweiſt, ein Dichter nach der Mode ſeiner Zeit, ſondern auch, was noch das Schlimmſte war, ein grübelnder und gedächtnißſtarker Schulgelehrter ohne Geſchmack. Maximilian hätte gleich anfangs gegen die Franzoſen aufbrechen ſollen, welche die Städte Orchies, Türquoin, Fresne les Büſſeaux, Saint Sauveur, Marchienne und Harbec niederbrannten, während er ſeine Hochzeit am 28. Auguſt noch einmal in Brügge feierte und dann zu Antwerpen in Saus und Braus lebte. Allein er verſäumte den

*) Ils le trouvèrent mal fourni d'argent et lui en portèrent; car son père a esté le plus parfaitement chiche homme, que Prince ni autre qui ait jamais esté de nostre temps.

rechten Augenblick und bewies, obgleich er unstreitig ein wackerer Ritter war, ebensowenig damals, als in seinem ganzen Leben, ein praktisches Talent. Der König von Frankreich würde daher Maximilian's Unthätigkeit und die Verschwendung, mit welcher derselbe die burgundischen Schätze in Flandern und Brabant für Pomp und Festlichkeiten vergeudete, sowie einen damals in Holland ausgebrochenen Parteikampf, der das ganze Land verwirrte, zur Eroberung von Belgien haben benutzen können, wenn nicht seine gar zu scharf berechnende Staatsweisheit und sein übertriebenes Mistrauen ihm schon seit den Monaten Mai und Juni in der Freigrafschaft und sogar im Herzogthum Burgund große Verlegenheiten bereitet hätten.

Ludwig hatte, als er zwei Generale, die Herren von Chaumont und von Craon, nach Burgund schickte, den Letzteren den Oberbefehl der Truppen überlassen, und gebrauchte, wie bereits (S. 283 f.) erzählt worden ist, den Prinzen von Oranien, Johann II., um sich im Herzogthum und in der Freigrafschaft einen Anhang zu verschaffen. Diesem Prinzen hatte er nicht nur die Wiedererlangung ansehnlicher Familiengüter versprochen, sondern auch die Statthalterschaft der beiden Provinzen gegeben. Ludwig hatte demselben aber nachher wieder einen Theil der übertragenen Gewalt entzogen, weil er vor dem Gedanken erschrack, daß ein ehemals ganz souverainer Herr, dessen ansehnliche Besitzungen in der Nähe lagen und dessen Familienanhang sehr groß war, mit königlicher Macht bekleidet sich unabhängig fühlen könne. Er hatte ihm nämlich zwar die Statthalterwürde in der Freigrafschaft gelassen, dagegen aber die im Herzogthum genommen und überdies zwei Nebenbuhler, den Herrn von Craon und den badischen Prinzen Philipp von Hochberg, zur Seite gesetzt. Den Letzteren ernannte er zum Marschall von Burgund, und übergab ihm die feste Burg Jour, um die Grenzen der Freigrafschaft nach der Seite von Neufchatel hin zu bewachen. Dem Herrn von Craon ertheilte er unbeschränkte Macht in beiden Provinzen, wie wenn der König selbst anwesend wäre; denn Craon durfte die Stände berufen, den Adel aufbieten und begnadigen, ja sogar den Bann und Hinterbann der Provinzen Dauphiné, Lyonnois, Forêt, Beaujolais und Champagne versammeln. Dies Alles nahm der Prinz Johann

ruhig hin; als ihm aber die versprochenen Güter nicht zurückgegeben wurden, brach er in offene Unzufriedenheit aus. Während nämlich der König in Betreff jener Güter, welche im Besitze von Johann's Oheim waren, seither immer erklärt hatte, daß dieselben dem Prinzen zurückgegeben werden müßten, hatte er, wie dies seine Art war, nichts desto weniger seinen General Craon begünstigt, als derselbe die Rückgabe der Güter hinderte. Der Prinz von Oranien schloß sich deshalb wieder an Maria von Burgund an, ließ sich von ihr neue Vollmachten geben, und schrieb nach Dijon, man möge sich in Acht nehmen, die Absichten Ludwig's auf die Freigrafschaft zu unterstützen, weil dies einen feindlichen Angriff von seiner Seite nach sich ziehen werde. Gleich nachher sammelten auf Johann's Befehl die beiden Brüder Claudius und Wilhelm von Vaudrai ganz schnell ein Heer, und besetzten Vesoul, Rochefort und Auxerre für Maria als die rechtmäßige Erbin. Craon erlitt nachher, als er Auxerre wieder nehmen wollte, eine so schimpfliche Niederlage, daß er nicht einmal in Gray, wohin er sich zurückgezogen hatte, zu bleiben wagte, sondern in das Herzogthum entfloh. Darüber gerieth der König, nach seinem Schreiben und Verfahren zu urtheilen, in eine komische Wuth. Er schrieb zuerst an Craon, er solle den Prinzen, sobald er desselben habhaft werden könne, verbrennen oder vielmehr zuerst hängen und nachher verbrennen. Dann ließ er dem Prinzen abwesend den Proceß machen. Das Parlament fällte gegen Johann ein Urtheil, welches eben so wüthend lautet, als des Königs Schreiben (Jean d'Arlon, condamné comme faux et traître chevalier à confisque corps et biens, sera pris pour être exécuté et faute de ce sera pendu par les pieds); sein Bildniß ward in allen Städten von Burgund an den Galgen gehangen, sein Haus in Dijon aber geschleift. Johann ließ sich dadurch nicht stören. Er brachte mit Hülfe der Burgunder und durch Aufopferung seiner eigenen Habe bedeutende Summen zusammen, mit welchen er in der Schweiz Truppen warb, und alle Vorstellungen, die der König von Frankreich bei den Eidgenossen machte, ja, selbst das ausdrückliche Verbot derselben, in dem Heere des Prinzen Dienste zu nehmen, hinderte die Schweizer nicht, zu Tausenden zu diesem zu strömen.

Zu derselben Zeit bemühte sich Maximilian, zur Rettung der Freigrafschaft einen endlichen Frieden mit der Eidgenossenschaft für die Provinzen seiner Gemahlin zu erlangen. Er ward bei diesem Bemühen von seinem Vater Friedrich, von seinem Pflegevater Siegmund von Tyrol, ja sogar vom lothringischen Herzog Renatus und von allen jenen kleineren Mächten, welche mit Angst und Zittern die wachsende Macht des treulosen französischen Königs betrachteten, kräftig unterstützt. Ehe es jedoch zwischen ihm und den Schweizern zum Abschluß kam, hatte ihn Ludwig in den Niederlanden überlistet, indem er ihn zu einem Waffenstillstande bewog, welcher es dem französischen Könige möglich machte, alle seine Kräfte auf das Herzogthum und die Grafschaft Burgund zu richten. Maximilian hatte nämlich gleich nach seiner Vermählung, noch ehe er der Sitte gemäß in den einzelnen Provinzen und Städten die Huldigung einnahm und die Privilegien derselben bestätigte, den Grafen von Romont und den Landgrafen von Hessen gegen die Franzosen nach Artois geschickt, und diese hatten mit deutschen Truppen Philipp von Crevecoeur aus Arras vertrieben und den König selbst zurückgeworfen. Als nun aber Maximilian selbst aus Antwerpen herbeieilte, erbot sich Ludwig, welcher nach seiner Gewohnheit nicht rathsam fand, einem kühnen Feinde kühn entgegen zu gehen, zu Unterhandlungen, und bewirkte, daß im Lager bei Lens nicht ein Frieden, sondern ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Seine Absicht war keine andere, als Maximilian zu verhindern, daß derselbe das Herzogthum und die Freigrafschaft Burgund rette; auch wurden in der That diese beiden Provinzen von dem Waffenstillstande ausgeschlossen, und selbst in Betreff der Niederlande behielt sich Ludwig das Recht vor, den Krieg nach einer viertägigen Aufkündigungsfrist wieder beginnen zu können.

Unterdessen war der von Ludwig mit Geld, Gütern, Statthalterschaften und anderen Ämtern überhäufte Herr von Craon, wie Comines sich ausdrückt, zu dick und fett geworden, und hatte sich allzu sehr auf das Rauben und Plündern gelegt*), als daß es rathsam gewesen wäre, ihm die Statthalterschaft und das Commando in den beiden Provinzen zu lassen. Ludwig rief ihn daher zurück,

*) Er sei misfällig gewesen, sagt Comines, pour les grandes pilleries, qu'il avoit faites au pays.

und setzte seinen Collegen, den Herrn von Chaumont, Karl d'Amboise, an seine Stelle, entschädigte aber den Herrn von Craon, damit er dies nicht übel nehme, hinreichend durch andere Statthalterschaften. Zugleich verstärkte Ludwig den neuen Statthalter mit allen in Artois entbehrlich gewordenen Truppen. Da nun der Prinz von Oranien vorher mit Hülfe der Berner die Stadt Dole vertheidigt und die Franzosen aus Gray vertrieben hatte, so kam jetzt Alles darauf an, daß demselben die Unterstützung der Schweizer entzogen werde. Ludwig suchte daher die Schweizer, welche überall und zu jeder Zeit dem Meistbietenden feil waren, durch Geschenke, Pensionen und Bestechungen zu gewinnen. Die an sie bezahlten Summen hat Comines angegeben, welcher bei dieser Gelegenheit zugleich ausdrücklich bemerkt, daß Ludwig damals aus dem Grunde so mächtig geworden sei, weil er die auf der einen Seite erpreßten Gelder und geraubten Güter auf der anderen an die Leute, welche irgend einen Einfluß hatten, mit freigebiger Hand verschenkt habe (un pauvre roi n'eut sçeu faire ce tour, et le tout, lui tourna à son grand profit). Comines setzt übrigens mit Recht hinzu, es sei für die Schweizer gar nicht gut gewesen, daß sie durch Ludwig's Schenkungen damals zuerst auch Goldmünzen kennen gelernt hätten. Von den Kantonen zeigte sich Lucern am meisten dem französischen Interesse zugethan; die übrigen waren gegen die auch von anderen Seiten gebotenen Vortheile durchaus nicht unempfindlich. Sie riefen freilich alle ihre Leute, welche den Burgundern für Geld dienten, drohend von diesen zurück, und belegten sogar diejenigen, welche, nachdem das Unternehmen des Prinzen von Oranien gescheitert war, in ihr Vaterland zurückkehrten, mit sehr grausamen Strafen, machten aber doch zugleich einen sogenannten ewigen Frieden mit Maria und Maximilian. In diesem Frieden, den sie im Januar 1478 zu Zürich schlossen, ward ihnen mehr, als alle Gaben Ludwig's betrugen, nämlich die ungeheure Summe von anderthalbhunderttausend Gulden versprochen, und sie verpflichteten sich dagegen nur, den Ansprüchen zu entsagen, die ihnen das Kriegsrecht an Hochburgund geben könnte. Die Vorstellungen der französischen Gesandten gegen den Frieden wurden zurückgewiesen, und man sieht bei dieser Gelegenheit, welch ein feiner Politiker und Diplomat Ludwig sein mußte, um es den Schweizern zu verzeihen, daß sie

seinen Gesandten eine so hochtrabende Antwort gaben, wie diejenige ist, welche der Schweizer Thucydides anführt. Als nachher Chaumont Anstalten zur Wiedereroberung der Freigrafschaft traf, gewann er mit dem königlichen Gelde nicht blos die Elsässer Städte und die Schweizer, daß sie ihm, wie sie früher dem Könige versprochen hatten, sechstausend Mann in Sold gaben, sondern sogar der Graf von Mümpelgard nahm für elende tausend Gulden (livres) die Franzosen bei sich auf, und der Herzog von Würtemberg ertheilte durch Brief und Siegel seine Einwilligung dazu. Selbst Maximilian's Pflegevater, Erzherzog Siegmund von Tyrol, streckte, statt diesem zu helfen, die Hand nach Ludwig's Almosen aus; doch gab ihm Ludwig, welcher auf eine wirkliche Hülfeleistung Siegmund's gegen Maximilian nicht hoffen konnte, die sehr passende Antwort, daß er wissen müsse, wofür er sein Geld zahle (mais avant que de mettre le mien, je veux bien sçavoir s'il sera mon ami).

Die festen Plätze der Freigrafschaft wurden schnell erobert, die Brüder Vaudrai erlitten eine Niederlage, der Prinz von Oranien mußte nach Arblay fliehen, und die Vertheidiger von Besançon verzagten. Dies Alles ermuthigte Ludwig, welcher auch die Grafschaft Boulogne besetzt hatte, den Waffenstillstand in Artois aufzukündigen und Cambray zu nehmen, obgleich diese Stadt damals noch für eine deutsche Reichsstadt galt. Doch erschrack er, sobald sich nur ein Anschein von Gefahr zeigte. Durch die Einnahme von Cambray und durch die Besetzung des Bisthums und der festen Stadt Verdün (1478), welche beiden Letzteren noch bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts bei Deutschland blieben, wurden nämlich endlich die deutschen Fürsten geweckt, die noch im Juni ein bereits im Januar 1478 erlassenes barsches Edict ihres Kaisers *) nicht befolgt hatten; Ludwig kroch also, da er wohl wußte, wie sehr er aller Welt verhaßt sei, und überdies aus den damals getroffenen Anstalten geschlossen haben muß, daß man im Begriff sei, von allen

*) Das ir auch von Stunds angesicht dis Unsers Kaiserlichen Brieffs mit den Ewrn zu Ross und zu Fuss, auf das hoechst und das meist, so ir moegt, mit harnisch, wegen, Puchsen, were und aller nothurfft, als ins Volk gehoert, rüstet und geschickt seyd.

Seiten über ihn herzufallen, wieder auf einige Zeit in seinen Fuchsbau zurück. Er ließ dem Erzherzog Maximilian, welcher ohnehin mit den Händeln der Parteien in Holland und Utrecht viel zu schaffen hatte, die Erneuerung des Waffenstillstandes antragen. Maximilian ging auf sein Anerbieten ein, und am 11. Juli 1478 ward ein neuer Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen. Ludwig versprach, Alles, was er in Burgund und Hennegau erobert hatte, zurückzugeben, und willigte ein, daß sein Streit mit Maximilian in Tournay durch je sechs von jeder Partei zu ernennende Schiedsrichter geschlichtet werden sollte. Er gab auch wirklich Verdün, Cambray und die Eroberungen im Hennegau vorerst wieder zurück, und ließ die Plätze der Freigrafschaft räumen, weil ihn die Eidgenossen, deren er nicht entbehren konnte, deutlich hatten merken lassen, daß sie ihn in ihrer Nachbarschaft und in ihren Pässen gar nicht gern sähen. Wie wenig es ihm jedoch mit dem Frieden ernst sei, sah man schon daran, daß er seine Schiedsrichter nicht ernannte. Auch ward schon im Anfange des Mai 1479 der Waffenstillstand ohne vorhergegangene Aufkündigung wieder gebrochen, indem die Franzosen zu Ende des April Cambray überfielen, und Maximilian's niederländische Befehlshaber mehrere feste Städte im Hennegau eroberten. Diesmal hatte der König sein Hauptabsehen auf die Freigrafschaft Burgund gerichtet. Er gab eine ansehnliche Summe aus, um die Patricier der Kantone, welche gleich den Condottieren Italien's das Werben als ein eigentliches Geschäft trieben, erkaufen und eine bedeutende Zahl Schweizer für immer in seinen Dienst nehmen zu können. Er verließ sich sogar mehr auf die Schweizer, als auf seine Compagnies d'Ordonnance; denn er dankte elf dieser Compagnien ab, um Schweizer anwerben zu können. Er wandte nämlich die für jene Compagnieen willkürlich erhobene und immer vermehrte Heersteuer zur Bezahlung von Schweizern an. Das auf solche Weise neu zusammengesetzte Heer war viel furchtbarer, als dasjenige, welches im vorigen Jahre die Freigrafschaft erobert hatte. An der Spitze desselben marschirte Chaumont gerade auf Dole los und nahm diese feste Stadt im ersten Anlauf. Durch die Eroberung des festen Dole erschreckt, öffneten dann die anderen Städte, unter ihnen sogar Auxerre, dem französischen Führer ihre Thore. Selbst die

Stadt Besançon, damals noch eine freie deutsche Reichsstadt, ergab sich den Franzosen, indem sie dem Könige derselben durch zwei Gesandte anbieten ließ, daß sie künftig ihn, den Grafen der Provinz, unter denselben Bedingungen als ihren Schutzherrn anerkennen wolle, unter welchen sie bisher den jedesmaligen Herzog von Burgund als solchen anerkannt hatte. Übrigens kümmerten sich die Schweizer, welche den besten Theil von Chaumont's Heere ausmachten, wenig darum, daß sich Alles freiwillig unterwarf; sie raubten und plünderten vielmehr auf arge Weise, weil sie nicht blos um Sold, sondern hauptsächlich um Beute dienten.

Während die Franzosen beide Burgunde eroberten, hatten sie in den Niederlanden Unglück. Hier stritten gegen sie die grausigen Führer der Wallonen, deren Charakter man schon daraus erkennen wird, daß einer von ihnen der Eber der Ardennen, ein anderer das Stierkalb von Büzanton genannt wurde. Zuerst fielen der Prinz von Chimay, der Marschall von Burgund, Wilhelm von der Mark (dies war der Eber der Ardennen) und ihre Genossen, der Wüther von Büzanton und Aurelian dü Fay, mit zehntausend Mann in das Luxemburgische ein. Gleich darauf zog Maximilian selbst nach Artois und Hennegau. Hier stand an der Spitze der Franzosen Desquerdes *), welcher unmittelbar nach Karl's des Kühnen Tode aus dem burgundischen Dienste in den französischen getreten war, und die festen Städte in der Picardie und in Artois an Ludwig gebracht hatte; neben ihm commandirte der Marschall von Gié. Maximilian begann mit einem Heere, welches auf zwanzigtausend Mann angegeben wird, die Belagerung von Therouanne, hob aber, als das französische Heer heranzog, dieselbe sogleich wieder auf, um den Feinden entgegen zu gehen, und Ludwig hatte den Verdruß zu erfahren, daß seine Truppen, so bald sie sich in offenem Felde mit ihrem Gegner maßen, den Kürzeren zogen. Das Treffen, in welchem damals die Franzosen geschlagen wurden, fand am 7. August 1479 bei Guinegate Statt. Maximilian's Heer stand etwa eine Meile von Therouanne auf den Hügeln von Guinegate, die beiden französischen Feldherren nahmen ihre Stellung auf einer gegenüber liegenden Hügelreihe. Sie waren den

*) Der Namen wird verschieden geschrieben.

Burgundern durch ihre ritterliche Reiterei überlegen, und diese würde ihnen gewiß den Sieg verschafft haben, wenn sie nicht selbst ein grobes Versehen gemacht hätten, und wenn nicht die große Zahl ihres Fußvolks aus den elenden Milizen der königlichen Bogenschützen (Franc-archers) bestanden hätte, welche sogleich davon liefen, als die Reiterei sie verlassen hatte, um den Feind zu verfolgen. Die Franzosen schlugen zwar anfangs die feindliche Reiterei in die Flucht; ihre beiden Führer verließen aber das Schlachtfeld, um die Fliehenden zu verfolgen und Gefangene zu machen, deren Lösegeld sie bereichern könnte; und nun begann die elende Miliz der Bogenschützen, welche ebenfalls das Treffen schon für gewonnen hielt, das Gepäck zu plündern. Da wandte sich plötzlich das Schicksal des Tages. Das tüchtige Fußvolk der Niederländer nämlich, welches von Ingelbert von Nassau und vom Grafen von Romont (Philipp von Savoyen) vortrefflich geführt wurde, war auf eine solche Weise aufgestellt und geordnet, daß der Sieg ihm nicht entgehen konnte: voran standen fünfhundert auserlesene englische Bogenschützen und hinter denselben dreitausend deutsche Armbrustschützen, gedeckt von einer Artillerie, welcher die Franzosen nichts Gleiches entgegenzustellen hatten. Sobald daher die auf den Flügeln stehende Reiterei der Niederländer bei ihrer Flucht die französische zugleich mit ihren Oberfeldherren vom Kampfplatze weggezogen hatte, wurde das mit Plünderungen beschäftigte übrige Heer der Franzosen augenblicklich in die Flucht geschlagen. Der erfochtene Sieg war glänzend, der durch denselben erlangte Vortheil aber sehr gering; denn Maximilian erneuerte nicht einmal die Belagerung von Therouanne, obgleich Comines versichert, daß er, wenn er dies gethan hätte, die Stadt genommen haben würde. Bald nach dem Treffen bei Guinegate zeigte Ludwig wieder auf eine schreckliche Weise jene Grausamkeit und Gefühllosigkeit seiner despotischen Natur, welche er neben großer Weisheit in politischen, bürgerlichen und gerichtlichen Dingen überall und bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. Als nämlich Maximilian gleich nach der Schlacht den französischen Commandanten der kleinen Burg Malaunoy, welcher trotzig und ohne allen Zweck das ganze niederländische Heer drei Tage lang aufgehalten hatte, dafür mit dem Strange bestrafte, ließ Ludwig gegen fünfzig Gefangene aus

den angesehensten Familien, unter ihnen auch einen polnischen Prinzen, zum Galgen verurtheilen und sieben derselben an der Stelle, wo sein Commandant hingerichtet worden war, sowie je zehn vor den Thoren von Douay, St. Omer, Lille und Arras aufknüpfen.

Ludwig setzte auch in den Jahren 1480 und 1481 den Krieg fort; er that dies aber auf eine so vorsichtige Weise, daß damals im Felde durchaus nichts vorfiel, was in einer allgemeinen Geschichte erwähnt zu werden verdiente. Dagegen machte er zu derselben Zeit, als Maximilian mit allen seinen glänzenden Eigenschaften im Lande seiner Gemahlin, welche ihm schon längst einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, nicht einmal ein überwiegendes Ansehen, geschweige denn Herrschermacht erlangen konnte, die wichtigsten Erwerbungen. Er entzog gerade in dieser Periode durch Begünstigung des Bürger- und Bauernstandes und durch die Einrichtung einer gesetzlichen und gerichtlichen Ordnung dem hohen, nicht auf Briefe und Urkunden gestützten Adel die Rechte, welche derselbe in früheren Zeiten der Krone geraubt hatte. Die Gutsherren hatten nämlich seither in Frankreich, wie überall, die Pflicht für die Vertheidigung der festen Plätze zu sorgen, und sie durften unter dem Vorwande derselben Leute ausheben und Steuern einfordern. Ludwig hob dies auf, indem er, um die Macht des alten Geschlechtsadels, welcher auf uraltem Gutsbesitz beruhte, zu brechen, auf eine sehr schlaue Weise den Gutsherren, den Besitzern von Städten, Schlössern und Burgen die Mittel entzog, Besatzungen zu halten, Festungswerke zu bauen und Privatkriege zu führen, wenn sie es nicht auf eigene Rechnung thun wollten, wozu nur sehr wenige reich genug waren. Er verordnete, daß die im Innern des Reiches gelegenen Festungen und Besatzungen eingehen und nur die an den Grenzen beibehalten werden sollten, für deren Befestigung und Vertheidigung er jedoch allein sorgen werde. Auf diese Weise zog er die, schon durch die Errichtung vieler neuen Obergerichte und durch die Sammlung der alten Gerichtsgebräuche von den Patrimonialgerichten befreiten, Unterthanen auch in Bezug auf Schutz und Schutzgelder an die Krone. Um dieselbe Zeit nahm Ludwig auch Savoyen in seinen Gewahrsam. Er ließ nämlich, als seine Schwester Jolantha (s. S. 275) mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes Philibert gestorben war und ihre Schwäger sich Regierung und

Vormundschaft anmaßten, seinen Neffen abholen und in die Dauphiné bringen, und sicherte auf diese Weise um so mehr seinen Einfluß bis über die Pässe der Alpen hinaus, da er damals auch die Provence an sich brachte. Hier starb im Jahre 1480 der alte Renatus, sowie ein Jahr später auch dessen Neffe, Karl von Maine (s. S. 270), und Ludwig, welchen der Letztere zu seinem Erben eingesetzt hatte, gelangte dadurch zum unmittelbaren Besitze nicht nur der Provence, sondern auch der Länder Maine und Anjou. Zur Abtretung des Herzogthums Bar, welches der alte Renatus von seinem Oheim, dem Kardinal, als Eigenthum geerbt hatte, hatte Ludwig den alten Mann schon bei dessen Lebzeiten bewogen, obgleich der Herzog von Lothringen als Erbe seiner Großmutter, der ältesten Tochter des Renatus, dasselbe hätte in Anspruch nehmen können. Auch gegenüber dem mächtigsten Vasallen seines Reiches, dem Herzoge von Bretagne, welcher trotz aller ihm abgezwungenen Versprechungen und lästigen Verträge nie sein Freund ward, und nach Karl's des Kühnen Tode sogleich wieder mit Maximilian und mit England in Verbindung getreten war, wußte sich Ludwig Vortheile zu verschaffen. Er setzte ihm in Ermangelung eigener Ansprüche an Bretagne fremde, die er an sich gekauft hatte, entgegen. Um den Besitz dieses Herzogthums hatten nämlich (s. Th. VIII. S. 268 f. 296. 299 und 401.) in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Karl von Blois und Johann von Montfort gekämpft, und auch nachdem der Letztere den Ersteren erschlagen hatte, war der Streit von Karl's Gemahlin, Johanna der Hinkenden, welche durch ihre männliche Ausdauer und Tapferkeit unsterblich geworden ist, fortgesetzt worden. Das Haus Montfort hatte zwar das Herzogthum behauptet; allein die Ansprüche des Hauses Blois waren in der Familie der tapfern Johanna fortgeerbt und an die Familie Penthièvre übergegangen, und Nicole von Penthièvre hatte ihres Urgroßvaters Erbrechte an ihren Gemahl, Jean de Brosses, gebracht. Von dem Letzteren und seiner Gemahlin kaufte Ludwig die Ansprüche an das Herzogthum Bretagne. Diese waren nicht zu bestreiten; es kam nur darauf an sie geltend zu machen, und Ludwig hatte sich also durch jenen Kauf in den Stand gesetzt, jeden Augenblick eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um das Herzogthum an sich zu reißen.

Auch in dem niederländischen Herzogthum Geldern hatte Ludwig schon längst Intriguen angesponnen, um sich auf Kosten seines Gegners Maximilian Vortheile zu verschaffen; er gelangte aber doch nicht zu dem gewünschten Ziele, sondern Maximilian war im Stande, diese von seinem Schwiegervater erworbene Provinz zu behaupten. Der junge Herzog Adolf von Geldern, welcher wegen seiner Unbarmherzigkeit gegen seinen Vater von diesem enterbt, von Karl dem Kühnen ins Gefängniß geworfen, nachher aber von den Flämingern wieder in Freiheit gesetzt und von den Franzosen erschlagen worden war (s. S. 246 f. und 293.), hatte einen Sohn und eine Tochter hinterlassen. Dieser rechtmäßigen Erben des Herzogthums suchte sich Ludwig zu bedienen, um die Bewohner desselben und die deutschen Verwandten der Waisen dazu zu bewegen, daß sie Geldern wieder von den Niederlanden trennten. Es gelang ihm wirklich, die verwittwete Herzogin Katharina und die Stände von Geldern, sowie Mitglieder der Stände der Grafschaft Zütphen nebst dem Bischofe von Münster so aufzuregen, daß sie Gesandte schickten, welche sich in Metz mit ihm über seinen Plan besprechen sollten. Indessen scheint es, als wenn die Absichten dieser Bevollmächtigten mit denen Ludwig's nicht zu vereinigen gewesen wären; denn sowohl Katharina als die Stände verlangten, daß der König vor allen Dingen die Freilassung des in Maximilian's Gewalt befindlichen jungen Herzogs Karl durchsetzen solle, Ludwig wollte aber nur zu seinem Vortheile, nicht zum Vortheile eines Anderen Geld ausgeben. Die Stände schickten nachher unmittelbar an Maximilian Abgeordnete, um den Prinzen von ihm zu fordern, und als ihnen dies nicht gewährt wurde, erkannte man nicht nur in allen den Orten des Herzogthums, in welchen keine burgundischen Truppen lagen, die Mutter des Herzogs Karl als vormundschaftliche Regentin an, sondern die Stände verpfändeten sogar im August 1478 die Grafschaft Zütphen an den Bischof von Münster, Heinrich von Schwarzber, damit derselbe als Schutzherr des Landes und als Leiter des Befreiungskrieges den Kampf für sie führe. Ludwig scheint hierauf (vom Jahre 1479 an) die Bewohner von Geldern sich selbst überlassen zu haben; Maximilian aber, welcher zuerst vermittelst der Holländer und nachher vermittelst der Brabanter die Ablösung Geldern's von den anderen

niederländischen Provinzen verhinderte, konnte nicht früher als im Jahre 1480 ein ansehnliches Heer nach Geldern schicken. Durch die Fortschritte dieses Heeres wurden dann endlich der Ritterstand und besonders die Städte Harderwyk und Elburg, welche am hartnäckigsten gekämpft hatten, genöthigt, sich in Unterhandlungen einzulassen, und im Januar 1481 ward ein Waffenstillstand geschlossen, in Folge dessen zuletzt alle Orte, welche bis dahin die Huldigung verweigert hatten, dieselbe leisteten.

In dieser Zeit (1480 bis 1482) wurde der Krieg zwischen Frankreich und den Niederlanden zwar nicht lebhaft geführt, weil, wenn kaum ein Waffenstillstand abgelaufen war, gleich nach dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten ein neuer geschlossen wurde, aber es kam auch nicht zum Abschlusse eines Friedens. Dies verhinderte Maximilian, der in ritterlicher Weise den Krieg als eine Ehrensache betrachtete, und welcher behauptete, in seinem Gedenkbüchlein unzählige Fälle aufgezeichnet zu haben, in denen der Franzose ihn schändlich angeführt und belogen hätte. Sein Einfluß dauerte jedoch nur so lange, als seine Gemahlin lebte; denn unmittelbar nach dem Tode derselben richteten die Niederländer und Belgier eine Art republikanischer Verwaltung ein, und fragten nicht im geringsten mehr nach Maximilian. Maria starb am 26. März 1482 eines plötzlichen Todes. Sie hatte, nachdem sie im September 1481 einen zweiten Prinzen geboren hatte, welcher gleich nach der Taufe starb, im November das Hennegau besucht und zu Mons und Valenciennes unter glänzenden Festlichkeiten die Huldigung eingenommen, und brachte den Winter in Brügge zu. Dort nahm sie im März 1482 unvorsichtiger Weise (denn sie war aufs neue guter Hoffnung) von Seiten ihres väterlichen Freundes Lodewyk van Gruithuisen die Einladung zu einer Falkenbeize an, und als sie bei derselben über einen Graben setzte, stürzte sie mit ihrem Pferde, gerieth zwischen dieses und einen Baumstamm, und starb an den Folgen der erlittenen Beschädigung. Maximilian, welcher von seiner sterbenden Gemahlin den Niederländern dringend empfohlen worden war, hätte die Vormundschaft seines vierjährigen Sohnes Philipp und die Regierung übernehmen sollen, fand aber heftigen Widerspruch. In Hennegau, in Namur, in Brabant und in den nördlichen Provinzen, soweit dort Ämter und Gewalt in den

Händen der Partei der Kabbeljauwen oder der Demokraten waren, wurde er freilich als Regent anerkannt; dagegen widerstrebten die Hoeks oder die aristokratische Partei, und die Flamländer wollten gar nichts von seiner Vormundschaft wissen. Die Genter bemächtigten sich des jungen Herzogs Philipp, und die Notablen (Leden) von Flandern errichteten, auf eine mit Ludwig XI. schon längst eingeleitete Kabale gestützt, eine von Maximilian ganz unabhängige vormundschaftliche Regierung, welche sogleich, ohne Maximilian zu fragen, Friedensunterhandlungen mit dem Könige von Frankreich anknüpfte. Die Regierung, welche aus dem wegen seiner Häßlichkeit merkwürdigen Bischof Ludwig von Lüttich, sowie aus den weltlichen Herren Wolfaert von Borsellen, Philipp von Burgund, van Beveren und Philipp von Cleve, Adolf's von Ravestein Sohn, bestand, und in Gent ihren Sitz hatte, war dem Erzherzoge in allen Dingen, sogar bei der Vermählung seiner Tochter Margaretha entgegen. Margaretha, welche noch ein kleines Kind war, sollte nicht blos mit dem Dauphin verlobt werden, sondern man wollte sie sogar den Franzosen überliefern, damit sie in Frankreich erzogen werde. Selbst Comines fühlt, daß dem armen Maximilian, welcher in Utrecht einen schwierigen Krieg zu führen hatte und ganz ohne Geld war, übel mitgespielt ward.

König Ludwig befand sich damals in einem höchst traurigen Zustande. Er war vom Schlage gerührt worden, konnte oft weder stehen noch gehen, war seiner Besinnung nicht mächtig, und glich nach Mathieu, der ihn sah, einem wandelnden Skelett (une anatomie ambulante); dessen ungeachtet wollte er allein Alles leiten. Er war um jene Zeit argwöhnischer und grausamer als je zuvor, obgleich er oft, wenn er sich stellte, als ob er die Rapporte und Briefe läse, das Blatt umgekehrt hielt. Sein inneres Leben war eine glühende Hölle und seine Wohnung ein furchtbarer Kerker; dies geht aus der Beschreibung hervor, welche Comines von seinem Schlosse La Tour dü Plessis macht. Comines übertreibt dabei nicht; denn er ist Diplomat, wie Ludwig, den er als einen sehr großen König preist, weil derselbe Frankreich umgeschaffen und alle seine Unterthanen zu einer Nation gemacht hat, in den Augen des Diplomaten aber die Mittel durch den Zweck geheiligt werden. Neben Comines Erzählungen von Ludwig's Anstalten in La Tour dü Plessis und

von der Art, wie er sich geberdete und bewachen ließ, erscheint alles, was von der Seelenangst eines Phalaris, Dionysius I., Domitian, Tiberius, Caracalla und anderer Tyrannen des Alterthums berichtet wird, nur als ein Schatten. Das Schloß des Königs war mit Graben, Wall und Palissaden dreifach umgeben. Der Wall war mit furchtbaren eisernen Gittern, spanischen Reitern und spitzigem eisernen Stangenwerk dreifach eingefaßt, in den Graben lagen Schützen. Niemand wurde zum König gelassen außer dem gedungenen schlechten Volke, welchem er vertraute, weil er allein es schützte und nährte. Sowohl um das Schloß herum als in den Gemächern befand sich eine furchtbare Wache, und von den Gräben her wurde alle Nacht durch die Bogenschützen auf jeden geschossen, der den Thoren auch nur nahe kam. Seine Umgebung suchte Ludwig in steter Furcht zu halten, und er that Böses und Ungerechtes, nur damit man im Reiche wisse, daß er am Leben sei. (Il faisoit d'apres punitions, pour estre craint et de peur de perdre obéissance; car ainsi me le dit luy même. Il renvoyoit officiers et cassoit gensd'armes, rognoit pensions et en ostoit de tous points, et me dit peu de jours avant sa mort, qu'il passoit temps à faire et à défaire gens, et faisoit plus parler de luy parmy le royaume, que n'avoit jamais fait, et le faissoit de peur, qu'on ne le tint pour mort.) Sobald der König nur einigermaßen wieder genesen war, leitete er das Bestechen, Spioniren, Kabaliren und das Aufhetzen einzelner Personen und ganzer Stände in den Provinzen seines Reiches wie im Auslande vortrefflicher als je. Er schickte sogar Leute nach Dänemark und Norwegen, von woher er auch, um von sich reden zu machen, mit großen Kosten Elennthiere und Rennthiere kommen ließ, ohne sich nachher um dieselben im geringsten zu bekümmern oder sie auch nur anzusehen.

In Flandern hatte sich Ludwig schon längst einen überwiegenden Einfluß auf die Aristokratie und die aus ihr hervorgegangene Regentschaft, sowie auf die wilden Demokraten, welche in Gent unumschränkt herrschten, verschafft: auf die Ersteren vermittelst der vielen zu ihm übergetretenen burgundischen Großen, auf die Letzteren durch seinen Olivier Teufel und durch zwei furchtbare Genter Demagogen, welche später (der Eine 1485, der Andere 1491) öffent-

lich hingerichtet wurden *). Die Vormünder von Maximilian's Sohne wollten den Frieden mit Frankreich durch jedes Opfer erkaufen und der von der Vormundschaft ausgeschlossene Vater suchte auf einem allgemeinen Ständetage der Belgier zu Aalst vergebens zu bewirken, daß man, wenn auch Artois nicht zu retten wäre, doch wenigstens die Freigrafschaft nicht abtrete. Als es zur Entscheidung kam, riß die Genter Demokratie auch die Stände von Holland und Brabant mit sich fort, und Maximilian ward bitter gekränkt **). Auf diese Weise wurden dem Könige von Frankreich in dem Augenblicke, als er dem Tode schon sehr nahe war, von den Vormündern des jungen Herzogs Philipp größere Vortheile angeboten, als er nach seinem eigenen Geständnisse selbst erwartet hatte. Gleich darauf gaben die sämmtlichen Stände der Niederlande bei einem Friedens-Congreß ihre Einwilligung zu den Anerbietungen der Vormünder, und der Friede ward am 23. December 1482 zu Arras unterzeichnet. Der Hauptartikel dieses Friedens bestand darin, daß Margaretha, die erst zwei Jahre alte Tochter Maximilian's, künftig den Dauphin Karl heirathen und sogleich nach Frankreich geführt werden sollte, um daselbst ihre Erziehung zu erhalten. Als Mitgift sollten die Grafschaften Artois und Burgund nebst den Herrschaften Macon, Auxerre, Bar an der Seine und Noyers in Ludwig's Händen bleiben; doch sollten diese Länder an den Bruder der Margaretha zurückfallen, wenn die Heirath nicht vollzogen werde, oder wenn Margaretha ohne Erben sterbe. Dagegen sollte aber, sobald die Heirath vollzogen sei, auch die Stadt St. Omer dem Dauphin übergeben werden. Der König hatte zwar, als er sah, mit welcher Leichtigkeit man über Artois und über die Freigraf-

*) Et s'addressoit-on du tout à un pensionnaire de la dite ville (de Gand) appellé Guillaume Rym, sage homme et malicieux, et à un autre appellé Coppenole, clerc des eschevins, qui estoit chaussetier et avoit grand crédit parmi le peuple, car gens de telle taille l'y ont, quand sont ainsi désordonnés.

**) Là (bei der Berathung der Belgier zu Aalst) firent le Gandois plusieurs choses contre le vouloir du duc d'Autriche, comme de bannir gens d'en oster aucuns d'auprès de son fils, et puis lui dirent le vouloir qu'ils avoient, que ce mariage d'ont j'ai parlé se fit pour avoir paix, et le luy firent accorder, vousist-il ou non.

schaft hinweggegangen sei, noch die Städte Lille, Douay und Orchies gefordert, weil sein Urgroßvater, Karl V., dieselben dem Philipp von Burgund nur unter der Bedingung verliehen hatte, daß sie beim Aussterben des Mannsstammes der herzoglichen Linie an die Krone zurückfallen sollten; er war aber von dieser Forderung wieder abgestanden, sobald er bemerkt hatte, daß die Niederländer nie zugeben würden, daß er sich als Herr jener Städte in der Mitte ihres Landes festsetze. Die Städte an der Somme, welche er an sich gerissen hatte, wurden mit Stillschweigen übergangen.

Am nützlichsten waren dem Könige in den letzten Jahren die Schweizer gewesen, und am schlechtesten wurde dem Grafen von Romont seine gegen Burgund bewiesene ausdauernde Treue belohnt; denn obgleich demselben versprochen worden war, daß er die Waadt wieder erhalten sollte, so war doch davon gar nicht die Rede, sondern das Land blieb den Bernern. Die Schweizer sahen freilich sehr ungern, daß sich Ludwig in den Pässen und Burgen der Freigrafschaft festsetzte; sie schwiegen aber, weil seine Freigebigkeit gegen sie so sehr groß war. Noch in den letzten Jahren seines Lebens gab Ludwig ihnen eine Summe von hunderttausend Thalern. Überdies bestand sein Fußvolk in der letzten Zeit ganz aus Schweizern; denn er hatte seine Stadt-Milizen (Franc-archers) abgeschafft und seine Unterthanen zu einer bedeutenden Erhöhung der Soldatensteuer gezwungen. Außer dem schweizerischen Fußvolk, von welchem sechstausend Mann ihm in den Niederlanden vortreffliche Dienste geleistet hatten, enthielt sein Heer noch gepanzerte Reiter, deren er anfangs nur siebzehnhundert, nachher aber fünftausend hatte. Ludwig starb am 30. August 1483.

Wir brechen hier die französische Geschichte ab, weil dieselbe nach Ludwig's XI. Tod mit der Geschichte Italiens in enger Verbindung steht; denn sein Sohn und Nachfolger, Karl VIII., gab die von ihm befolgte Politik, das eigentliche Frankreich zu ordnen und abzurunden, auf, und suchte in Italien Eroberungen zu machen. Maximilian ließ sich, ungeachtet der in Belgien gemachten Erfahrungen, nach dem Tode seines Vaters ebenfalls von der italiänischen Politik in italiänischen Kriegen gebrauchen. Auch die deutsche Geschichte kann deshalb erst dann weiter fortgesetzt werden, wenn zuvor die italiänischen und spanischen

Begebenheiten jener Zeit dargestellt sind. Hier wollen wir nur noch über Maximilian's Aufenthalt in den Niederlanden bis zum Tode seines Vaters kurzen Bericht geben.

Die Fläminger und unter ihnen besonders die Demokraten von Gent und Brügge waren ebenso wie die aristokratische Partei in Holland, Seeland und Utrecht, die man mit dem sonderbaren Namen der Hoeks bezeichnete, hauptsächlich daran Schuld gewesen, daß Maximilian den Franzosen einen Theil der Besitzungen seines Schwiegervaters abtreten mußte. Maximilian stand zu ihnen auch nach dem Frieden von Arras in demselben Verhältnisse, in welchem er vorher gestanden hatte; das Ende seiner Verwaltung der Niederlande aber war glücklicher, als der Anfang und die Mitte gewesen waren. In den nördlichen Niederlanden, namentlich in Holland, hatte nicht, wie in Flandern, der aus vielen Ursachen mit den Proletariern eng verbundene Bürgerstand obgesiegt, sondern dort kämpfte noch der hohe Adel an der Spitze seiner Clienten und Vasallen um die Herrschaft. Die letztere Partei hieß die der Hoeks, die Volkspartei die Kabbeljauwen. Zwischen Beiden war überall steter Kampf über die durch Wahl zu besetzenden Magistrats- und Beamtenstellen, weil den Volksbeamten das Gericht und die Verwaltung anvertraut war. Karl der Tollkühne hatte beide Parteien mit Gewalt niedergehalten. Nach seinem Tode hatten sie sich, um von Maria eine Art republikanischer Verfassung zu ertrotzen, auf einige Zeit vereinigt und das so oben (S. 285.) erwähnte große Privilegium erlangt. Unmittelbar darauf waren sie aber wieder unter einander zerfallen, und Maximilian hatte überall nicht blos inneren Zwist, sondern auch bürgerlichen Krieg angetroffen. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, den Streit der beiden Parteien beizulegen und eine Vermittelung zwischen ihnen zu Stande zu bringen, hatte sich Maximilian für die Volkspartei erklärt, welche ihm eine bedeutende Subsidie (Bitte) zu den Kriegskosten gewährte. Die Brederode, die Wassenaer, die Naadwyk und andere Familien des Adels, die es gewagt hatten, sich neben den Grafen von Holland zu stellen, mußten mit ihren Clienten den Kabbeljauwen weichen, und ein Theil von ihnen wurde durch harte Verfolgung genöthigt, sich auf seine außerhalb der Provinz Holland liegenden Güter zurückziehen. Von den Gefangenen, welche

Maximilian in diesem für ihn glücklichen Bürgerkriege gemacht hatte, wurden in Leiden sechs, in Dordrecht zwei als politische Verbrecher hingerichtet, eine weit größere Anzahl verlor ihre Güter. Während nachher Maximilian gegen die Franzosen zog und den Sieg bei Guinegate erfocht, fanden die Hoeks einen neuen Kampfplatz in Utrecht, und breiteten sich von dort bald wieder in Holland aus, wo ihr Anhang immer noch sehr groß war. Dies knüpft sich an die Geschichte des Bisthums Utrecht. Hier waren die Hoeks von dem Augenblicke an, als Herzog Philipp der Gute den Utrechtern seinen natürlichen Sohn David zum Bischof aufgedrungen hatte (s. S. 150), der herzoglichen Linie feindlich geworden, und Karl der Kühne hatte seinen Halbbruder nur mit großer Anstrengung im Besitze der bischöflichen Würde erhalten können. Das Dom-Kapitel hatte nämlich 1455, um nicht unter Fürstengewalt zu kommen, sowohl den ihnen empfohlenen Herzog Stephan von Baiern, als Philipp's natürlichen Sohn David verschmäht, und den Domprobst Gysbert von Brederode erwählt. Philipp hatte aber, um die Bestätigung der Wahl Brederode's zu hintertreiben, den Bischof von Arras nach Rom geschickt und bewirkt, daß David durch Provision, das heißt durch die Gunst des Pabstes, Bischof ward. Den erwählten Bischof Brederode und dessen Schützer, den Herzog von Cleve, hatte er mit Gewalt der Waffen gezwungen, sich eine Entschädigung gefallen zu lassen. Später hatte Brederode nicht nur dieser Entschädigung entsagen, sondern auch seine Stelle im Dom-Kapitel aufgeben und nebst mehreren anderen Hoeks die Stadt räumen müssen. Doch blieb der Anhang der Hoeks in Utrecht und besonders in dem benachbarten Amersfort immer groß, und der Bischof konnte nie die volle Gunst seiner Bisthum-Angehörigen gewinnen. Schon 1478 lehnten sich die Bürger von Amersfort wieder gegen David auf und vertrieben seine Anhänger aus der Stadt, und auch in Utrecht konnte David den Einwohnern so wenig trauen, daß er sich gewöhnlich nicht dort, sondern zu Wyk by Doorsteden aufhielt. Als nachher Maximilian die Hoeks in Holland verfolgen und verbannen ließ, sammelten sie sich in Utrecht. Im Jahre 1481 drang Jan von Montfort an der Spitze eines Heeres von holländischen und anderen Hoeks in die Stadt Utrecht ein, und Brederode's Anhang entzog dieselbe ganz dem Bischof David

und der burgundischen Herrschaft. Vergebens suchte Egmont, der Führer der Kabbeljauwen, sie wieder zu unterwerfen: Jan von Montfort war ihm überlegen. Maximilian ließ hierauf alle Utrechter, welche in den andern Provinzen angetroffen wurden, als Geißeln für seine und des vertriebenen Bischofs verhaftete Anhänger ins Gefängniß werfen. Jan von Montfort aber jagte Alle, welche in Utrecht von Aussöhnung redeten, aus der Stadt. Der Letztere hatte mit seinen Hoeks auch die Stadt Naerden besetzt; aus dieser vertrieben ihn aber die Kabbeljauwen von Amsterdam wieder (26. December 1481).

Von diesem Augenblicke an wütheten die Parteien in Holland und Utrecht bis nach Friesland und Gröningen hin mit furchtbarer Wuth und mit gleicher Grausamkeit gegen einander. Auch die stets unruhigen Lütticher geriethen damals mit ihrem Bischofe in einen neuen Streit, und es entsprang daraus ein Krieg, welcher Jahre lang die Gegenden von den Grenzen Brabant's bis zur Eifel verheerte. Maximilian wurde durch den Krieg mit Ludwig XI. und durch die Unruhen in Gent und Brügge abgehalten, sich der Lütticher und Utrechter Angelegenheiten anzunehmen; er mußte sie Leuten überlassen, deren Wildheit und Parteiwuth, wie das Schicksal des häßlichen Bischofs von Lüttich (s. S. 312) und seines Gegners, Wilhelm's von der Mark, beweist, grenzenlos war. Wilhelm von der Mark, mit Recht der Eber der Ardennen genannt, hatte dem Hauptgegner Maximilian's, dem intriguanten Bischofe, lange als Werkzeug und als Feldherr gedient, und war von ihm so begünstigt worden, daß er sich eine unbeschränkte Gewalt über das Haus, die Beamten und die Hofleute desselben erworben hatte, bis er zuletzt die Sache zu weit trieb. Er tyrannisirte den Bischof selbst, und mishandelte oder tödtete, wenn es ihm einfiel, die vornehmsten Hofbeamten desselben in seiner Gegenwart. Der Bischof verbannte ihn daher endlich im Jahre 1482. Jetzt sann Wilhelm auf Rache. Er warb ein Heer und verstärkte dasselbe durch die von Ludwig XI. in Aussicht auf den Frieden entlassenen Kriegsleute, sowie durch alle diejenigen, welche der damals unabhängig von Burgund (ohne Mambours) herrschende Bischof von Lüttich aus der Stadt verbannt hatte. Mit diesem wilden Heere zog der Eber der Ardennen gegen Lüttich, um den Bischof zu verjagen und seinen eigenen Sohn, Johann,

an deſſen Stelle wählen zu laſſen. Der Biſchof, deſſen Standarte der Kanonikus Jan van Hoorn trug, zog ihm entgegen, erfuhr aber, als er kaum vor die Stadt gekommen war, daß die beiden Bürgermeiſter Rouslar und Pavillon eine verrätheriſche Uebereinkunft mit Wilhelm geſchloſſen hätten. Dies trieb ihn ſogleich zur Rückkehr, und auf derſelben fand er endlich das Schickſal, welches er durch ſein Betragen in Flandern längſt verdient hatte. Als er nämlich den Rückzug anordnete, geriethen die vielen tauſend Bürger-Milizen, welche er unvorſichtiger Weiſe mit hinausgeſchleppt hatte, in Verwirrung, ſo daß er aufgehalten wurde; Wilhelm erreichte ihn daher und ſpaltete ihm, nachdem er ihn in ſeiner barbariſchen Weiſe angeredet hatte (Louis de Bourbon, j'ai cherché votre amitié et vous me l'avez refusée), den Kopf. Da ſich alle Domherren, welche den grauſigen Eber der Ardennen verabſcheuten, ins Brabantiſche geflüchtet hatten, ſo gelang es jenem allerdings, ſeinen Sohn zum Biſchof wählen und einſetzen zu laſſen (Ende September's); die nach Brabant geflüchteten Domherren ſtellten demſelben aber Johann van Hoorn entgegen, welchen ſie in Löwen gewählt hatten. Die beiden Biſchöfe oder vielmehr Wilhelm von der Mark und ſeine Feinde führten darauf in den Jahren 1483 und 1484 einen entſetzlichen Mord- und Brandkrieg, in welchem die Einen oft bis über Namur hinaus, die Anderen bis nach Maſtricht hin und bis tief in Deutſchland hinein das Land verheerten. Schon im Jahre 1484 entſagte Wilhelm der Hoffnung, ſeinem Sohne, welchem der Pabſt die Anerkennung verweigerte, das Bisthum zu verſchaffen. Er ließ daher zuletzt Jan van Hoorn als Biſchof anerkennen, weil er ihn zu beherrſchen hoffte; die Verwandten Hoorn's lockten aber den grauſigen Räuber und Mörder an einen Ort, wo ihn eine Reiterſchaar der Maſtrichter überfiel und nach Maſtricht brachte. Hier wurde er ſogleich öffentlich enthauptet und ſein Genoſſe Gysbert von Ryckeel geviertheilt. Die Hoorn's und ihre Anhänger ſetzten darauf noch Jahre lang den Krieg mit denen vom Hauſe Mark und ihren Genoſſen fort; der weitere Verlauf dieſes Krieges gehört aber der Geſchichte des Zuſammenhanges, in welchem die burgundiſchen Angelegenheiten mit denen der Hauptmächte Europa's ſtanden, nicht unmittelbar an.

Der Krieg in Utrecht endete faſt auf gleiche Weiſe, wie der in Lüttich, nur mit dem Unterſchiede, daß das Rauben, Morden und Brennen nicht viele Jahre hindurch fortdauerte, und daß Maximilian ſelbſt derjenige war, welcher den Unruhen ein Ende machte. Nachdem die Hoeks oder die Ariſtokraten den Biſchof David aus der Stadt Utrecht vertrieben und Jan von Montfort mit ſeinen Leuten in den Beſitz derſelben geſetzt hatten, riß dort Mangel ein, und die Gewerbe ſtockten, weil die Stadt von den Gegnern eingeſchloſſen gehalten wurde. Dies rief eine Gegen-Revolution hervor. Die geringeren Bürger bemächtigten ſich im April 1483 des Kapitelhauſes, nahmen Jan von Montfort nebſt ſeinen Anhängern gefangen, ſetzten den alten Magiſtrat ab und riefen den Biſchof David in die Stadt zurück. Dieſer und die zugleich mit ihm Verbannten ſchwuren zwar, der Rache zu entſagen (Urphede) und die Gefangenen freizulaſſen, knüpften aber die Bedingung daran, daß ihnen die Burg Montfort übergeben würde. Da dies nicht geſchah, behielten ſie ihre Gefangenen in Haft, bis dieſelben mit Gewalt befreit wurden. Am achten Mai 1483 überfielen nämlich Engelbert von Cleve und Hendrik van Nyeveld, der Neffe Jan von Montfort's, die Stadt Utrecht, befreiten ihre Freunde und Verwandten, warfen den Biſchof David auf einen Miſtwagen und zogen dann wieder ab, indem ſie den Letzteren gefangen mit ſich nach Amersfort ſchleppten. Um für dieſen Streifzug Rache zu nehmen, ſammelten die Kabbeljauwen ein Heer von zwölftauſend Mann zu Fuß und zweitauſend Reitern, und baten Maximilian, die Führung desſelben zu übernehmen, während zugleich die holländiſchen Stände das zum Kriege nöthige Geld hergaben. Zwei Monate lang lag dieſes Heer vor der Stadt, welche ſehr hartnäckig vertheidigt wurde. Mehrere Unterhandlungsverſuche ſchlugen fehl; nachdem aber bei einem am 26. Juli unternommenen Angriffe, bei welchem der Statthalter von Holland, Sire de Lalaing, durch eine Kanonenkugel getödtet ward, die Amſterdamer Vorſtadt genommen worden war, zwangen die Bürger Jan von Montfort und ſeinen Anhang, eine Kapitulation abzuſchließen. Vier Tage nachher (7. September 1483) wurde die Stadt übergeben, und Frederik van Egmont ward Maximilian's Statthalter in der Stadt, weil Biſchof David zu Utrecht ebenſo, wie Jan van Hoorn in Lüttich, Maximilian als

Schutzherrn (Mambours) anerkennen mußte. Amersfort ward erſt am 21. Januar 1484 erobert.

Mit dem Jahre 1485 beginnt eine ganz neue Periode für Maximilian und für die burgundiſchen Länder, deren Geſchichte im letzten Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts erſt dann vollſtändig begriffen werden kann, wenn wir die Geſchichte Italien's und der ſpaniſchen Reiche bis dahin geführt haben. Ehe wir dies thun, wollen wir die oben (S. 95 bis 116) gegebene Überſicht der engliſchen Geſchichte bis auf die Beendigung des Kampfes der rothen und weißen Roſe fortſetzen.

VII. Engliſche Geſchichte von der Schlacht bei Northampton an bis zum Ende des Kampfes der rothen und weißen Roſe.

1. Heinrich VI. und Eduard IV.

Herzog Richard von York trat 1460, nachdem das Heer ſeiner Gegner beſiegt und König Heinrich VI. in ſeine Gewalt gekommen war, öffentlich im Parlament mit einem Anſpruche an die engliſche Krone auf, die das Haus Lancaſter ſeit ſechzig Jahren beſeſſen hatte, und in Bezug auf welche er ſelbſt ſein Recht nicht von ſeiner väterlichen, ſondern von ſeiner mütterlichen Abſtammung herleitete (ſ. S. 105 f.) Er ſtreckte übrigens zwar die Hand nach der Krone aus, ſtellte ſich im Parlamente neben den Thron und hätte denſelben gern beſtiegen, that dies aber doch nicht, als ihn niemand dazu aufforderte. Er verließ unwillig die Verſammlung und ertrotzte eine Übereinkunft, welche ihn nicht nur zum Generalſtatthalter (Protector) und mit Ausſchluß von Heinrich's Sohn zu deſſen Nachfolger machte, ſondern auch die Beſtimmung enthielt, daß, wenn dieſelbe gebrochen werde, er oder ſein Sohn ſogleich König ſein ſollte. Heinrich VI. gab ſeine Zuſtimmung zu dieſem Vertrage, und mußte ſogar an ſeine Gemahlin Margaretha den Befehl ſchicken, zu ihm nach London zu kommen. Margaretha hatte jedoch unterdeſſen im Norden ein Heer von Schotten, Waliſern und rohen Grenzhütern geſammelt. Richard ging ihr unvorſichtig mit fünftauſend Mann entgegen, ließ ſich bei Wakefield aus der Burg, in die er ſich anfangs geworfen hatte, auf das

offene Feld locken, und wurde nicht nur besiegt, sondern auch selbst getödtet (Ende December 1460). Margaretha ließ Richard's Haupt, welches ihr auf der Spitze einer Pike überbracht wurde, höhnend mit einer papiernen Krone schmücken und auf der Mauer der Stadt York aufstecken. Auch sein zweiter Sohn, der Graf von Rutland, welcher erst zwölf Jahre alt war, erlitt gleich nach der Schlacht ein gräßliches Ende, und bei dieser Gelegenheit spielte Lord Clifford im Namen des Hauses Lancaster dieselbe Rolle, welche Graf Warwick, der Würgengel der alten Familien England's, für das Haus York zu spielen pflegte. Der Knabe ward fliehend von Clifford eingeholt, der ihn mit furchtbarer Stimme und gezücktem Dolche um seinen Namen fragte. Der Schrecken benahm dem Knaben selbst, welcher auf die Kniee gefallen war, die Sprache; sein neben ihm stehender Hofmeister aber glaubte ihn dadurch zu retten, daß er sagte, es sei Richard's Sohn. Da stieß Clifford dem unglücklichen Knaben sogleich den Dolch in die Brust, indem er ausrief: „So! Dein Vater hat den meinigen erschlagen, darum tödte ich dich und werde Alle tödten, welche deines Geschlechtes sind." Die Königin nahm auch das abgeschlagene Haupt des Knaben mit Freuden an, und ließ es neben dem seines Vaters aufstecken. Eben so grausam gemordet und im Tode schmählich gehöhnt ward der Graf von Salisbury, der Vater des Grafen von Warwick, welcher nebst seinem Bruder, dem Lord Montague, die Hauptstütze des Hauses York war. Er befand sich unter den in der Schlacht Gefangenen, und Margaretha ließ ihn nicht allein sogleich ohne Proceß hinrichten, sondern auch sein Haupt neben den Häuptern von Richard und dessen Sohn aufstecken. Mit diesen grausigen Handlungen begann nach der Schlacht bei Wakefield ein in der Geschichte fast beispielloses gegenseitiges Morden und Quälen der alten englischen Aristokratie, welche durch den Kampf der Häuser Lancaster und York in zwei feindliche Parteien gespalten war. Die Königin Margaretha und Richard's ältester Sohn, der nachherige König Eduard IV., der an seines Vaters Stelle trat, giengen hierin ihren Anhängern wetteifernd voran. Da nun überdies in den Schlachten auf beiden Seiten der Befehl gegeben wurde, die vornehmen Feinde nicht, wie sonst gewöhnlich geschah, des Lösegeldes wegen zu Gefangenen zu machen,

sondern vielmehr eher der Gemeinen, als der Männer von Adel zu schonen, so wird man es nicht auffallend finden, daß am Ende des Jahrhunderts fast alle alten großen Geschlechter ausgerottet und die Titel derselben nebst einem Theile der Güter (nicht aber die blos auf Herkommen beruhenden früheren Fürsten- und Grafenrechte) an ganz neue Familien übergegangen waren.

Eduard, der älteste Sohn Richard's, der sich zur Zeit der Schlacht von Wakefield in Gloceſter befand, nahm nicht nur den Titel Herzog von York an, sondern trat auch sogleich als Kron-Prätendent auf, weil die mit seinem Vater getroffene Übereinkunft gebrochen sei und folglich ihm die Krone gebühre. Gegen ihn schickte die Königin Margaretha eine Heeresabtheilung unter dem Grafen von Pembroke, Kaspar Tudor; sie selbst zog gegen London, um ihren Gemahl zu befreien, welchen der mit nur wenigen Truppen zurückgebliebene Graf Warwick bewachte. Sowohl Eduard, als die Königin erfochten im Monat Februar (1461) einen Sieg, jener am ersten, diese am siebenzehnten. Der neue Herzog von York traf unweit Wigmore an einem Orte, den man Mortimers-Kreuz nannte, auf Pembroke, und brachte demselben eine vollständige Niederlage bei. Unmittelbar nach diesem Siege begann er die endlose Reihe seiner blutigen Handlungen, indem er zur Rache für seinen Vater und seinen Bruder, Pembroke's Vater, Owen Tudor, und sechs andere Parteihäupter des Hauses Lancaster, welche unter den gemachten Gefangenen waren, enthaupten ließ. Diese Hinrichtungen verdienen besonders darum erwähnt zu werden, weil ein anderer Sohn Owen Tudors, Edmund Graf von Richmond, mit Margaretha Beaufort, einer Tochter Johann's von Somerset, vermählt war, und später alle Rechte des ausgerotteten Hauses Lancaster an ihren Sohn, den Grafen Heinrich von Richmond oder, wie er als König hieß, Heinrich VII., übergingen. Zwei Wochen nach Eduard's Siege fand das Heer der Königin, als es nach London marschirte, den Grafen Warwick in und um St.-Albans gelagert, griff ihn an, zerstreute sein Heer nach einem heftigen Kampfe, in welchem über zweitausend Ritter fielen, und befreite den gefangenen König. Dieser war von Warwick mit in das Feld geschleppt worden, seine Befreier fanden ihn daher, als die Feinde zerstreut wurden, mit seinem Kammer-

herrn in seinem Gezelte. Zur Rache für Owen Tudor und seine Genossen, welche Eduard nach seinem Siege getödtet hatte, ließ die Königen am Tage der Schlacht die beiden angesehensten Männer im York'schen Heere, Lord Bonville und Sir Thomas Kyriel, hinrichten. Ob man Beide auf der Flucht gefangen genommen hatte, oder ob sie bei dem Könige zurückgeblieben waren, weil derselbe ihnen versprochen hatte, daß ihnen nichts geschehen solle, darüber sind die gleichzeitigen oder doch authentischen Geschichtschreiber dieser Begebenheiten nicht einig; ganz gewiß dagegen ist, daß die Königin sie ihrer Rachsucht zum Opfer brachte. Nach der Befreiung ihres Gemahles leitete Margaretha den Krieg in dessen Namen gegen den neuen Herzog von York als einen Rebellen. Ihr Heer bestand jedoch unglücklicher Weise hauptsächlich aus Walisern, aus Schotten und aus Schaaren der rüstigen, aber an Rauben und Beutemachen gewöhnten Grenzhüter, welche vorzüglich der Beute wegen dienten. Es war daher nicht möglich, dieses Heer gleich nach dem Siege zu einem Angriffe auf die Stadt London zu bewegen, deren Bürger die Hauptstütze des neuen Herzogs von York waren; vielmehr zerstreuten sich die Truppen der Königin, um zu plündern, und erbitterten dadurch die Bürger von London so sehr, daß der Lordmayor die Lebensmittel, welche er der Königin schicken wollte, nicht hinausbringen lassen konnte. Als daher Eduard und der Graf Warwick, welcher sein Heer wieder gesammelt und sich mit jenem vereinigt hatte, plötzlich bis vor London heranrückten, sah sich Margaretha schon dadurch, daß es ihr an Lebensmitteln fehlte, genöthigt, mit ihren Truppen in die nördlichen Grafschaften zurückzukehren. Eduard, anstatt ihr mit seinem Heere zu folgen, eilte, sich in den Besitz des Thrones zu setzen.

Schon am 26. Februar zog Eduard, ein schöner Mann von neunzehn Jahren, von Lord Falconberg geleitet, an der Spitze von viertausend Gepanzerten in London ein. Er ward von den über das königliche Heer sehr erbitterten Bürgern der Stadt mit Jubel aufgenommen. Seine Freunde drängten ihn, daß er, nachdem er einmal das Schwert gegen seinen König gezogen habe, die Scheide wegwerfe, und es wurde deshalb sogleich eine große Geheimeraths-versammlung gehalten, in welcher unter dem hergebrachten Scheine des Rechtes das Urtheil über Heinrich VI. gesprochen ward.

Dieſes am 4. März öffentlich verkündete Urtheil lautete: Heinrich VI. ſei dadurch, daß er ſich an die Königin angeſchloſſen und mit ihr entfernt habe, aller Vortheile der mit Richard von York getroffenen Übereinkunft verluſtig geworden, und die Krone gehe alſo an Richard's Sohn Eduard über. Nachdem das Urtheil bekannt gemacht war, zog Eduard in die große Halle von Weſtminſter, beſtieg dort den Thron, und ſetzte den Anweſenden auseinander, worin das Recht beſtehe, welches ſeine Familie an die Krone habe. Dann begab er ſich in die Kirche und wiederholte hier ſeine Rede, welche, was in unſeren Zeiten Niemanden auffallen wird, beide Male ſehr oft durch ein „Es lebe König Eduard!" unterbrochen wurde. Unmittelbar darauf ward er dem alten Gebrauche gemäß von Herolden in den verſchiedenen Quartieren der Stadt als König Eduard IV. ausgerufen Der Geſchichtſchreiber Heinrich Hallam, welcher als Advokat eher in allen Punkten des engliſchen Staatsrechtes, als in eigentlich hiſtoriſchen Dingen Zeugniß und Autorität ſein kann, hat ſich über das Recht des Hauſes York auf den engliſchen Thron ſehr ausführlich ausgeſprochen; wir wollen daher Einiges aus ſeinem, ſonſt mehr dem Geſchäftsmanne und dem gewöhnlichen Leſer nützlich und angenehm zu leſenden, als dem Forſcher und dem tiefer denkenden Theile des Publikums zu empfehlenden Werke anführen. Er bemerkt mit Recht, der Anſpruch Richard's von York, des Vaters von Eduard, habe ganz allein darauf beruht, daß ſein Vater, Graf Richard von Cambridge, mit Anna, der Tochter Roger Mortimer's, Grafen de la Marche, vermählt geweſen ſei, und daß nach engliſchem Rechte der Anſpruch auf den Thron auch auf die Tochter übergehe. Roger Mortimer war ein Sohn der Philippa, der Tochter Lionel's von Clarence, des zweiten Sohnes Eduard's III., und ſein älteſter Sohn, Edmund Mortimer, war auf Veranlaſſung des Königs Richard II. zum Erben der Krone erklärt worden (ſ. S. 21 f. und 106). Dies war, als Heinrich IV. ſich des Reiches bemächtigte, nicht beachtet worden, weil damals Edmund noch ein Kind war; doch glaubte auch ſelbſt Heinrich IV., daß die Anſprüche der Familie la Marche ihm gefährlich werden könnten, denn er ließ den jungen Grafen gefangen ſetzen. Heinrich V. gab demſelben die Freiheit wieder, und war ſogar großmüthig genug,

ihm eine Verschwörung mit seinem Schwager, dem Grafen von Cambridge, zu verzeihen. Die Ansprüche des Herzogs von York an die Krone schienen später ganz vergessen zu sein, so daß man ihm unter Heinrich VI. die wichtigsten Verrichtungen in Frankreich und Irland anvertraute, und ihn somit nicht einmal als verdächtig ansah. Erst als Heinrich's VI. Gemahlin, Margaretha, den Justiz-Mord des Herzogs von Gloceſter verüben ließ (ſ. S. 100 f.), trat eine Änderung ein. Dieſen Justiz-Mord hält Hallam ebenſo wie Hall für die eigentliche Urſache des Untergangs der Dynaſtie Lancaſter. Zwiſchen Richard von York und Margaretha hatte ſchon ſeit 1440 eine unverſöhnliche Feindſchaft beſtanden. Nichtsdeſtoweniger würde Richard ſich, wie Hallam meint, ruhig verhalten haben, wenn nicht 1453 ſeine damals ganz ſicheren Ausſichten auf den Thron durch die Geburt eines Prinzen (Eduard) vereitelt worden wären, deſſen Ächtheit König Heinrich VI. ſelbſt anerkannte und niemand bezweifelte, als wer in York's Intereſſe ſtand (ſ. S. 105). Richard hatte keinen anderen Grund, jenen Prinzen nicht für Heinrich's Sohn zu halten, als weil der Prinz, erſt nachdem Heinrich ſchon neun Jahre vermählt geweſen war, geboren worden ſei.

Die Königin, welche mit dem Todfeinde Richard's, dem Herzoge von Somerſet, die Regierung leitete, war beim Volke nicht beliebt, mehr franzöſiſch als engliſch geſinnt, ſowie unverſöhnlich und grauſam; Richard dagegen zeigte ſich ſelbſt dann noch, als er ſich empört hatte und gegen Heinrich im Felde lag, menſchlich und gemäßigt. Es iſt daher auch nicht zu verwundern, daß die Engländer endlich ihrem Grundſatze, nur ſolche Regenten anzuerkennen, deren Recht zu regieren im Gerichte bewieſen werden könne, untreu wurden, wiewohl ſie eigentlich nicht dies thaten, ſondern vielmehr ſich der Gewalt fügten. Wie ſchwer ſie ſich jedoch entſchloſſen, eine Veränderung zu billigen, welche unfehlbar eine ganze Zahl von Revolutionen hervorrufen mußte, geht ſchon daraus hervor, daß der hohe Adel ſogar nach dem von Richard im Jahr 1455 erfochtenen Siege (ſ. S. 111) ſich nur mit heftigem Widerſtreben dazu verſtanden hatte, das zweite Protectorat Richard's anzuerkennen, und daß noch im Parlamente von 1459, in welchem der Herzog von York und die Grafen von Warwick und Salisbury

des Hochverraths ſchuldig erklärt wurden, zweiunddreißig weltliche Pairs dem König Heinrich und ſeinen Nachkommen den Eid der Treue geleiſtet hatten. Nach Richard's Tode wurde die Zahl der Anhänger des Hauſes York hauptſächlich durch Margaretha's Rachſucht und Grauſamkeit, ſo wie durch die entſetzlichen Verwüſtungen vermehrt, welche ihr im Norden und Weſten geworbenes Heer von Halbwilden im Süden und Oſten England's anrichtete. Dies ſehen wir an dem Beiſpiele des gleichzeitigen Geſchichtſchreibers Whethamſtede, eines Mannes, der ſeine Partei faſt eben ſo ſchnell wechſelte, als manche liberale Schwätzer unſerer Zeit, die ſich von den Republikanern überboten ſahen. Whethamſtede war Abt des reichen Kloſters St. Albans, und zeigt ſich ſtets als einen recht eifrigen und getreuen Anhänger des Hauſes Lancaſter, bis die Königin mit ihrem wilden Heere auch ſein Kloſter eben ſo arg mitnimmt und ausplündert, als alle anderen loyalen und nicht loyalen Orte; von dieſem Augenblicke an wird er plötzlich auf eine faſt komiſche Weiſe ein eifriger Anhänger des Hauſes York.

Der neue König, Eduard IV., und der Graf von Warwick, deſſen Erfahrung in den Geſchäften und Tapferkeit im Felde den neunzehnjährigen Prinzen auf den Thron gebracht hatten und auf demſelben erhielten, ſahen ſehr gut ein, daß die Annahme des Königstitels ihnen eher gefährlich und verderblich, als vortheilhaft ſei, wenn nicht Heinrich VI. gefangen oder aus der Welt geſchafft werde. Sie eilten daher ſogleich der Königin nach. Für dieſe hatte der Herzog von Somerſet in und um York ein Heer zuſammengebracht, welches ſowohl an Reiterei als an Fußvolk ſehr ſtark geweſen zu ſein ſcheint, wenn es auch nicht nach der dreiſten Behauptung der Chroniken, welche gerade für dieſe Zeit magerer und ſchlechter ſind, als für jede andere, ſechzigtauſend Mann betrug. Warwick und Eduard hatten, als ſie ſich am 12. März 1461 bei Pontefract vereinigt hatten und ihren Feinden entgegen zogen, nur etwa vierzigtauſend Mann. Der Sieg ſchien daher für ſie ſehr zweifelhaft zu ſein. Allein Eduard, Warwick und andere Führer der Rebellen waren offenbar allen Generälen des königlichen Heeres an Feldherrntalent überlegen, und überdies beſtand das Letztere aus aufgebotenen Milizen, Eduard's Truppen aber waren geübte Leute. Nichtsdeſtoweniger ward, als es zum

Schlagen kam, von der einen wie von der anderen Seite lange und blutig gekämpft. Somerset, welcher die königliche Familie in York zurückgelassen hatte und bis ungefähr acht Stunden südlich von York vorgerückt war, traf zwischen den Dörfern Townton und Serton mit Eduard und Warwick zusammen, und ward nach einem blutigen Kampfe, in welchem Mann gegen Mann bis in die Nacht kämpfte, und mehr Menschen fielen, als in unseren Tagen bei Borodino, völlig geschlagen. Man gibt die Zahl aller Gefallenen auf achtunddreißigtausend an, und wir können diese Zahl nicht bezweifeln, da Lingard einen Brief Eduard's an seine Mutter anführt, in welchem Eduard seinen eigenen Verlust verschweigt, von dem der Feinde aber sagt, er habe die Leichen der gefallenen Lancastrier durch die Herolde zählen lassen, und eine Zahl von achtundzwanzigtausend erhalten.

Somerset entkam nebst dem Herzoge von Exeter glücklich aus der Schlacht, holte die königliche Familie in York ab und rettete sie nach Schottland. In diesem Lande war die Verwirrung damals eben so groß als in England; denn der schottische König Jakob II. war kurz vorher bei der Belagerung von Roxborough durch das Zerspringen einer Kanone getödtet worden, und hatte für seinen Sohn Jakob III., welcher noch ein Kind war, eine Regentschaft bestellt, an deren Spitze die Mutter desselben sich nur schwer behauptete, und der Graf Roß, welcher die Inseln beherrschte, war unabhängiger Herr. Margaretha gewann die Regentin von Schottland durch die Abtretung von Berwick, und Eduard, welcher bis an die Grenze vorgedrungen war, rettete nur mit Mühe die Stadt Carlisle. Schon im Juni eilte der Letztere wieder nach London zurück, wo er sich feierlich krönen ließ und seine beiden Brüder, welche früher nach Flandern geflüchtet und jetzt heimgekehrt waren, den einen (Georg) zum Herzoge von Clarence, den anderen (den nachherigen König Richard III.) zum Herzoge von Gloceſter ernannte.

Die Regierung Eduard's begann mit schauderhaften Grausamkeiten und Mordthaten und mit Willkürlichkeiten, welche um so empörender sind, weil sie unter dem Scheine gesetzlicher und constitutioneller Formen geübt wurden. Wir wollen die einzelnen unerhörten Bestrafungen von Unschuldigen, weil Hallam, der

Geſchichtſchreiber der conſtitutionellen Formen England's, ſie beſtreitet, mit Stillſchweigen übergehen, und uns namentlich nicht auf die in allen Geſchichtsbüchern erzählte Anekdote von jenen beiden Leuten berufen, von welchen der Eine aus dem Grunde als Hochverräther hingerichtet worden ſein ſoll, weil er mit Anſpielung auf die Krone, welche ſein Haus zum Schilde hatte, geſagt habe, ſein Sohn ſei der Kronerbe, der Andere aber, Thomas Burdet, deswegen, weil er den Wunſch ausgeſprochen habe, daß derjenige, welcher dem Könige den Rath gegeben, einen von ſeinen Hirſchen zu ſchießen, deſſen Geweihe im Leibe haben möge. Es bleiben noch immer der Gräuel genug, und wir brauchen blos bei demjenigen ſtehen zu bleiben, was auch Hallam, ſo ſehr er ſich dreht und windet, nicht hinwegläugnen kann. Eduard konnte, gerade weil England eine Conſtitution hatte, ſobald er ſchlechte oder feige Leute genug zuſammenbrachte, ſeine Gräuelthaten im Namen der Nation und ſcheinbar zu ihrem Beſten begehen. Seit ſeiner Zeit ward es ganz gewöhnlich, angeſehene Männer durch einen Parlaments-Beſchluß (eine ſogenannte bill of attainder) ohne alle gerichtliche Formen des Hochverraths ſchuldig zu erklären und auf barbariſche Weiſe zu beſtrafen. Gleich nach ſeiner Krönung wetteiferten beide Häuſer des Parlaments mit einander, die Willkür und Leidenſchaft eines Jünglings zum Geſetze zu machen. Zuerſt wurden alle drei vorhergehenden Regierungen für Uſurpationen und alles, was während derſelben geſchehen war, für null und nichtig erklärt, die von dieſen Regierungen gemachten Vergabungen widerrufen und nur die Urtheilsſprüche derſelben und die von ihnen ertheilten Adelstitel anerkannt. Dann ward eine Parlaments-Verurtheilung wegen Hochverrath (bill of attainder) erlaſſen, welche faſt alle Familien traf, die ſich ſeit Heinrich IV. im Dienſte des Hauſes Lancaſter ausgezeichnet hatten. König Heinrich VI., ſeine Gemahlin, ihr Sohn Eduard, die Herzoge von Somerſet und Exeter, die Grafen von Northumberland, Devonſhire, Wilts und Pembroke, der Vicomte Beaumont, die Lords Roß, Nevil, Rougemont, Dacre und Hungerford nebſt hundert acht und dreißig Rittern, Prieſtern und Ritterſöhnen (esquires) wurden für Verbrecher erklärt, welche der grauſamen Todesſtrafe des Hochverraths anheim gefallen ſeien; ihre Güter ſollten eingezogen werden, und ſie ſelbſt

nicht nur ihres Adels verlustig sein, sondern auch, wenn sie nicht schon im Felde gefallen wären, schimpflich hingerichtet werden. Für diese schreckliche Maßregel wurden außer politischen Gründen auch finanzielle angeführt.

Dem Unterhause dankte König Eduard in einer sehr naiven Rede, welche in dem Parlaments-Protokolle aufbewahrt ist, für seine Bereitwilligkeit, sich zu diesen Gewaltthaten brauchen zu lassen. „Jakob Strongways," sprach er, zu dem Sprecher des Parlaments gewendet, „und ihr Anderen, die ihr als Deputirte des Landes zum Parlamente erschienen seid, ich danke euch, so herzlich als ich kann, für das treue Herz und die zarte Rücksicht, die ihr für mein Recht und für meinen Anspruch an den Thron (title) gehabt habt. Auch danke ich euch für die zarte und wahrhaft treue Sorge (hearts), die ihr mir dadurch bewiesen habt, daß ihr daran dachtet, den grausamen Mord meines Vaters, meines Bruders Rutland, meines Vetters Salisbury und Anderer zu bestrafen. Ich danke euch recht herzlich, und werde mit der Gnade des allmächtigen Gottes für euch ein so guter und gnädiger unbeschränkt gebietender Herr (sovereign lord) sein, als je einer meiner Vorfahren für seine Unterthanen und Vasallen gewesen ist. Auch danke ich euch aus vollem Herzen für das treue und liebevolle Herz, welches ihr mir durch die großen Anstrengungen (labours) bewiesen habt, die ihr aushieltet und truget, um mein Recht und den Thron (title), den ich nun besitze, wieder zu erlangen. Hätte ich noch irgend etwas Besseres, als meinen Leib, um euch zu belohnen, es sollte euer sein; so aber soll dieser jeder Zeit zu euerer Vertheidigung bereit sein. Ich werde mich nie schonen oder euch bei irgend einer drohenden Gefahr (jeopardy) im Stiche lassen, bitte euch aber dabei um eueren herzlichen Beistand und eure gute Haltung (countenance), wie ich denn stets sein werde u. s. w."

Dieser aus Lingard entlehnten Stelle wollen wir, um nicht darauf zurückkommen zu müssen, einige sogar von Hallam als richtig anerkannte allgemeine Bemerkungen über Eduard's blutige und drückende Regierung beifügen, dabei aber, des Zweckes dieser Weltgeschichte eingedenk, uns sehr kurz fassen. Die Regierung Eduard's ist, wie der Verfasser der Geschichte der constitutionellen Formen England's sagt, die einzige, während deren gar keine

Verfügung zur Abstellung von Misbräuchen oder zur Sicherung der Freiheit der Unterthanen erlassen ward, und es findet sich im Urkunden-Register keine einzige Petition, welche darauf Bezug hätte. Dagegen finden wir, wie bereits gesagt worden ist, in den Chroniken mehrere Beispiele eines Verfahrens, welches selbst in der Türkei und in Rußland barbarisch genannt werden würde. Die Schriftsteller rühmen freilich von Eduard, daß er vom Parlament selten eine Beisteuer für die Staatsausgaben (subsidy) gefordert habe; betrachtet man aber die Sache genau, so war dies eine bloße Täuschung. Er erhob das Geld unter anderer Form. Schon allein durch Gütereinziehungen brachte er ungeheuere Summen an sich, da Forteſcue, ein ganz zuverlässiger Schriftsteller, vermittelst einzelner Angaben nachgewiesen hat, daß die Güter, welche dem König Eduard in den verschiedenen Perioden seiner Regierung wegen der Verbrechen ihrer Besitzer anheimfielen, mehr als den fünften Theil des ganzen Landes ausmachten. Eduard verschenkte und verschleuderte freilich wieder Vieles davon, er behielt aber immer noch genug übrig, um größere Ausgaben machen zu können, als seine Vorgänger gemacht hatten. Er erfand übrigens auch ein ganz neues Mittel, Steuern zu erheben, ohne sich an das Parlament zu wenden. Viele seiner Vorgänger hatten nämlich, wenn sie Geld brauchten, von den reichen Handelsleuten, deren Zahl damals bei dem fortwährend steigenden Wohlstande England's immer größer wurde, gewaltsam Anlehen erhoben; Eduard IV. forderte von derselben Klasse freiwillige Beisteuern (benevolences), eine Art der Abgaben-Erhebung, welche nachher, wie das Parlaments-Protokoll beweist, unter Richard III. im Parlamente sehr hart gescholten und verwünscht wurde. Das Parlament erklärte damals, daß die bisher unter dem Namen freiwilliger Gaben geübten Erpressungen auf immer abgeschafft sein sollten. Übrigens war Eduard, so lange er den prosaischen Rathschlägen des Grafen Warwick folgte, in allen seinen Unternehmungen glücklich; später zog er sich aber durch die Poesie seiner Liebschaften und durch den Roman seiner Heirath Verlegenheiten zu, und mußte deshalb sogar auf einige Zeit seinen Thron und sein Land verlassen.

Die Unterstützung, welche die Königin Margaretha in Schottland gefunden hatte, wußte Eduard dadurch unwirksam zu machen,

daß er der Vormünderin des schottischen Königs Jakob III. Vorschläge zu einer Heirath, an welche er nicht entfernt dachte, machen ließ, und den rohen und wilden Grafen von Roß, den Beherrscher der Inseln, durch Geld gewann. Indessen war Margaretha unerschöpflich an Hülfsmitteln und unerschrocken in jeder Gefahr. Sie beschloß 1462 in Frankreich Hülfe zu suchen. Zuerst reiste sie zum Herzog Franz II. von Bretagne, welcher zwar wegen seiner genauen Verbindung mit Philipp von Burgund ihren Gegner Eduard IV. schonen mußte, aber doch großmüthig genug war, ihr achttausend Kronen zu schenken, damit sie nach Chinon zu dem König Ludwig XI. reisen könne. Dieser, obgleich er ihr natürlicher Schützer und damals ein Freund ihres alten Vaters, Renatus I., war, kannte auch in Betreff ihrer kein Erbarmen, sondern handelte blos nach Rücksichten der Politik. Er ließ es an augenfälliger Freundlichkeit gegen die flüchtige Königin nicht fehlen, erwies ihr, um das Äußere und den Schein der nahen Verwandtschaft zu wahren, in Chinon alle ersinnliche Höflichkeit, und hob in Gemeinschaft mit ihr den Sohn des Herzogs von Orleans und der Maria von Cleve aus der Taufe. Wie wenig er aber daran dachte, ihr beizustehen, konnte sie schon daraus erkennen, daß er während ihrer Anwesenheit in Chinon Eduard's Gesandte aufs zuvorkommendste empfing und ihnen vor der Königin Augen geheime Audienzen ertheilte. Als sich Margaretha endlich erbot, dafür zu sorgen, daß die Stadt Calais an Frankreich abgetreten würde, ließ Ludwig ihr zwanzigtausend Livres auszahlen, und gab dem Seneschall der Normandie, Brézé, Befehl, sie mit zweitausend Mann nach England zu begleiten. Weil man ihn jedoch alles Schlechten fähig hielt und Brézé mit einer so kleinen Zahl Truppen nichts ausrichten konnte, so gab man dem französischen Könige Schuld, er habe nur die Absicht gehabt, den Seneschall zu verderben. Übrigens kämpften Brézé und seine Leute nachher sehr rühmlich für Margaretha.

Fünf Monate (von Mai bis Oktober 1462) blieb Margaretha in Frankreich. Als sie hierauf nach England zurückkehrte und an den unwirthlichen Küsten der Nordgrenze landete, erlitt sie manchen empfindlichen Schaden und Verlust, so daß sie und Brézé nicht einmal im Stande waren, zu Somerset und Percy zu gelangen,

welche die drei festen Städte Bamborough, Dunstanburgh und Alnwick tapfer vertheidigten, sondern sich auf einem Fischerboote nach Berwick retten mußten. König Eduard hatte die Führung des Krieges dem Grafen Warwick überlassen. Dieser belagerte seit der Mitte des December 1462 die genannten drei Festungen zu gleicher Zeit, und Percy und Somerset, welche allein den Kampf mit der königlichen Macht nicht länger zu führen vermochten, verstanden sich zu einer Capitulation, welche für sie ehrenvoll und vortheilhaft war, und deren Bedingungen auch von Warwick und Eduard treulich erfüllt wurden, die aber jene beiden Hauptführer der Partei Lancaster brachen, sobald sich für Heinrich VI. ein neuer Hoffnungsstrahl zeigte. Dieser Capitulation gemäß übergaben Somerset und Percy im Anfange des Januar 1463 die Festungen Bamborough und Dunstanburgh, und leisteten dem König Eduard den Eid der Treue, wogegen ihnen die Rückgabe ihrer Güter, sowie die Herstellung ihres Ranges und Adelstitels versprochen wurde. Eduard nahm hierauf mit Zustimmung des Parlaments die von diesem gegen Somerset und Percy ausgesprochene Verurtheilung (bill of attainder) zurück, und gab Beiden ihre eingezogenen Güter wieder heraus. Außerdem wies er dem Ersteren noch ein Jahrgeld an, und setzte den Letzteren wieder in den Besitz der festen Städte Bamborough und Dunstanburgh. Einige andere Männer von der Besatzung dieser beiden Festungen, welche, wie Lord Roos und der Graf von Pembroke, die Huldigung nicht leisten wollten, wurden derselben Capitulation gemäß nach Schottland gebracht.

Da diese ganze Geschichte, welche reichen Stoff für dramatische Dichtungen darbietet, einem Roman gleicht und der Charakter der Königin Margaretha ein Helden-Charakter ist, so mag hier auch des Abenteuers gedacht werden, welches derselben entweder im Winter 1462—63 oder im Frühling des Jahres 1464 (nach dem Treffen bei Hexham) zugestoßen sein muß. Ob sich dasselbe überhaupt ereignet hat, mag zweifelhaft sein, kann hier aber nicht untersucht werden. Jedenfalls beruht die ganze Sache blos auf dem schwachen Zeugniß der Chronik von Monstrelet. Margaretha verweilte, heißt es, mit ihren Leuten den Winter hindurch an der schottischen Grenze, wo, wie Jeder schon aus Walter Scott's Romanen weiß, Alles von genialen Räubern wimmelte. Hier

verirrte sie sich einst bei einem in Begleitung ihres Sohnes unternommenen Ausritt im Dickicht des Waldes, und fiel in die Hände von Räubern, von welchen sie gänzlich ausgeplündert und eine Strecke weit fortgeschleppt wurde. Vermöge ihrer Besonnenheit und Geistesgegenwart wußte Margaretha bald Ort und Gelegenheit zu benutzen, um sich und ihren Sohn der Gewalt dieser Begleiter zu entziehen. Nicht lange darauf stieß sie jedoch auf einen anderen Räuber. Diesen machte sie durch einen Geniestreich unschädlich. Sie ging nämlich, sobald sie seiner ansichtig wurde, gerade auf ihn los und sagte: „Mein Freund, ich vertraue den Sohn eures Königs eurer rechtlichen und getreuen Gesinnung an.“ Der Räuber fühlte sich durch diese Worte betroffen, nahm die Königin und den Prinzen in seinen Schutz, und brachte Beide glücklich zu den Ihrigen.

Da die Festungen verloren, Somerset und Percy aber zum König Eduard übergegangen waren, so faßte Margaretha, welche noch immer von Brézé begleitet und beschützt wurde, den Entschluß, mit ihrem Sohne England noch einmal zu verlassen, und erst dann wieder zurückzukehren, wenn sich um ihren Gemahl, den sie in eine Burg von Merconetshire brachte, aufs neue eine bedeutende Zahl der Anhänger des Hauses Lancaster gesammelt hätte. Sie schiffte sich ein und gelangte glücklich nach Sluys in Flandern. Hier ward sie von Philipp dem Guten sehr freundlich aufgenommen, obgleich derselbe mit Eduard im besten Vernehmen stand, und dieser ihm erst ganz neulich wegen der von den Engländern an der niederländischen Küste begangenen Räuberei Genugthuung gegeben hatte. Einen Aufenthalt konnte jedoch Philipp der Königin nicht vergönnen. Er schickte sie nach Bar zu ihrem alten Vater, Renatus I., nachdem er ihr zweitausend, so wie ihrem Begleiter Brézé, welcher noch einige hundert Mann bei sich hatte, tausend Kronen gegeben, und auch die wenigen mit ihr gekommenen Damen mit Geld versehen hatte. Während Margaretha bei ihrem Vater verweilte, sammelten sich die Anhänger ihres Gemahles aufs neue im Norden von England, zogen Schaaren der von Raub und Krieg lebenden Schotten der Grenze an sich, holten Heinrich aus der Burg hervor, und übertrugen dem fast blödsinnigen Manne zum Scheine die Leitung des Kampfes. Auf die Nachricht hiervon beschlossen die drei Hauptanführer von Margaretha's letzter Unter-

nehmung, Somerset, Percy und Lord Gray, sich wieder an die Spitze des Heeres der rothen Rose zu stellen, obgleich Eduard ihnen verziehen und die beiden Ersteren durch Gunstbezeugungen zu gewinnen gesucht hatte. Gray bemächtigte sich sogleich der festen Stadt Alnwick, welche er früher sehr lange vertheidigt hatte; Somerset und Percy aber verließen ihre Güter, um auf verschiedenen Wegen zu Heinrich's Heer zu gelangen. Das ganze Unternehmen wurde jedoch, noch ehe die beiden Letzteren zu Heinrich kamen, durch einen der Brüder des Grafen von Warwick, welchen Eduard kurz vorher zum Lord Montague gemacht hatte, vereitelt. Montague, welcher Grenzhüter des Ostens von England war, eilte dem Percy entgegen, schlug am 25. April 1464 dessen Heer und tödtete ihn selbst; dann brach er sogleich auf, um den Herzog von Somerset, welcher nur fünfhundert Mann bei sich hatte, in seinem Lager aufzuheben. Dies gelang ihm in der Nähe von Hexham. Somerset selbst entkam anfangs durch die Flucht, wurde aber bald eingeholt und dann enthauptet. Nicht lange darauf mußte Gray die Stadt Bamborough ohne Capitulation an Warwick übergeben, welcher auch die anderen Grenzfestungen einnahm. Die dabei in Gefangenschaft gerathenen Lords Roos und Hungerford, Talbot, Graf von Kyn, und John Findern, die Häupter der ersten und edelsten Familien England's, wurden hierauf ohne Weiteres in Newcastle, sowie Sir Humphry Nevil und zwölf andere angesehene Herren in York enthauptet. Gray dagegen ward nach Doncaster vor den König gebracht und, nachdem man ein schändliches Urtheil über ihn gesprochen hatte, dort hingerichtet. Dieses Urtheil, welches ihm durch den Grafen von Worcester (constable of England) vorgelesen ward, ist sehr bezeichnend für die Art, wie man in einem Lande, wo selbst in jener Zeit bei allen weniger wichtigen Dingen der Schein constitutioneller Formen ängstlich gewahrt ward, summarisch über das Leben und die Güter von Hunderten gerichtlich entschied. Man findet dasselbe wörtlich übersetzt bei Lingard. König Heinrich VI. selbst war bei Hexham glücklich seinen Feinden entkommen; wie er sich aber nachher diesen weiter entzog, wird in den dürftigen Geschichtsquellen jener Zeit ganz verschieden erzählt. Die besten Nachrichten, welchen auch Lingard folgt, sagen, daß er ein ganzes Jahr lang von den

Freunden seines Hauses in Lancashire und Westmoreland verborgen gehalten worden sei, bis ein Mönch an dem unglücklichen guten, aber von Seiten seines Geistes und Verstandes schwachen Manne zum Verräther geworden wäre. Im Juli 1465 wurde Heinrich zu Waddington in Yorkshire, als er gerade sein Mittagsmahl hielt, in Verhaft genommen. Man übergab ihn alsbald dem Grafen Warwick, welcher ihn auf eine höchst unwürdige Weise behandelte. Warwick ließ ihn nämlich auf ein Pferd festbinden, dreimal um den Schandpfahl führen und dann in den Tower bringen. Hier ward Heinrich mehrere Jahre lang gefangen gehalten, aber dabei leidlich behandelt.

Die drei Brüder aus dem Hause der Nevils wurden glänzend belohnt. Der älteste, der Graf von Warwick, leitete, während der König seinen Vergnügungen lebte, alle Geschäfte; der zweite, Lord Montague, erhielt an Percy's Stelle die Würde eines Grafen von Northumberland; der dritte, Georg, ward Erzbischof von York. Sie geriethen aber bald mit Eduard in Feindschaft, da dieser durch den Roman einer insgeheim geschlossenen Ehe in ein Verhältniß kam, welches auf die Dauer durchaus nicht mit der Freundschaft und besonders mit dem unbeschränkten Einflusse Warwick's zu vereinigen war. Mit dieser geheimen Ehe Eduard's verhielt es sich folgendermaßen. Jacqueline von Luxemburg, die Wittwe des Herzogs von Bedford, welchen wir früher (S. 70—94) als Vormund Heinrich's VI. und als Protektor des Reichs kennen gelernt haben, war in zweiter Ehe mit Wydevile Lord Rivers vermählt, und hatte mit demselben eine Tochter, Elisabeth, welche mit dem in der zweiten Schlacht bei Albans gefallenen John Gray von Groby verheirathet gewesen war. Sie lebte mit ihrem Gemahle und ihrer Tochter zu Grafton, und hier machte König Eduard ihr einst einen Besuch. Dies benutzte Elisabeth, um einen Kniefall vor dem Könige zu thun und ihn um die Rückgabe der eingezogenen Güter ihres Gemahles zu beschwören. Der junge König ward bei dieser Gelegenheit so sehr von den Reizen der Elisabeth bezaubert, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte und ihr, als sie ihm erwiderte, sie sei zu gering, um seine Gemahlin zu sein, aber von zu gutem Herkommen, um als bloße Geliebte mit ihm zu leben, seine Hand anbot. Er machte aber

dabei die Bedingung, daß die Heirath fortwährend aufs ſtrengſte geheim gehalten werde. Aus dieſem Grunde iſt auch zwiſchen den Schriftſtellern Streit darüber, ob das Abenteuer ſich 1463 oder 1464 ereignet habe; uns ſcheint es indeſſen durchaus nicht zweifelhaft, daß Eduard's Verlobung mit Eliſabeth im März 1464 Statt hatte, worauf dann ſchon am 1. Mai die Trauung folgte. Auch Lingard iſt dieſer Meinung. Der König benutzte nämlich die Bewegungen, welche von den Anhängern des Hauſes Lancaſter am Ende des Jahres 1563 und im Anfange des folgenden Jahres erregt wurden, um ein Heer aufzubieten und ſich unter dieſem Vorwande nach Stony Stratford zu begeben, von wo er dann insgeheim aufs neue für einige Stunden nach Grafton ſchlüpfte. Hier ließ er ſich durch einen Prieſter des Orts trauen, bei welcher Handlung außer der Herzogin von Bedford nur der Kirchenſchreiber jenes Geiſtlichen und einige wenige Frauen der Herzogin zugegen waren. Schon nach zwei Stunden war Eduard wieder in Stony Stratford zurück. Bald nachher begab er ſich aufs neue nach Grafton und brachte daſelbſt einige Tage (vom 7. bis zum 10. Mai) zu; er that dies unter dem Vorwande einer großen Jagd, und man ſah ihn damals nie in Gegenwart ſeiner neuen Gemahlin, mit welcher er ſtets nur ſpät am Abend zuſammen kam.

Die Vermählung wurde ſo lange geheim gehalten, bis (im September 1464) die Partei des Hauſes Lancaſter ganz niedergeworfen war, und man dreiſt wagen konnte, den Herren, welche das Haus York auf den Thron gebracht hatten, das Ärgerniß zu geben, daß die Freunde und Angehörigen der Königin, alſo Anhänger und Verwandte des Hauſes Lancaſter, Stellen und Güter ſowie Einfluß am Hofe erlangten. Im September wurde Eliſabeth in einer zu dieſem Zwecke berufenen Verſammlung ſämmtlicher Pairs als Königin vorgeſtellt, und zwar durch die beiden Männer, welche Eduard's Vermählung mit ihr am meiſten misbilligten, nämlich durch den Grafen Warwick und den Bruder des Königs, den Herzog von Clarence. Im December wurde ihr eine jährliche Einnahme von viertauſend Mark angewieſen, und im Mai des folgenden Jahres ließ Eduard ſie feierlich krönen. Die ganze alte Ariſtokratie nahm, wie ſie in England wahrſcheinlich noch heute thun würde, daran Anſtoß, daß Eliſabeth nicht von königlichem Geſchlechte ſei, und fand dies bei

weitem ärgerlicher, als wenn die neue Königin noch so moralisch schlecht oder ihr Lebenswandel noch so tadelhaft gewesen wäre. Dies war auch vielleicht eine Haupturſache der übereilten Begünstigung, welche Eduard sämmtlichen Gliedern der Familie seiner Gemahlin gewährte; denn was denselben mangelte, der erste Rang und der größte Reichthum, sollte ihnen durch Heirathen und reiche Schenkungen verschafft werden. Die fünf Schwestern der Königin wurden, was damals ganz vom Könige abhing, mit den angesehensten Grafen des Reiches und dem reichsten Herzoge (Buckingham) vermählt; von ihren Brüdern erhielt der ältere durch die Gunst des Königs die Tochter des verstorbenen Lord Scales nebst der Baronie und den Gütern desselben; der jüngere, welcher erst zwanzig Jahre alt war, die achtzigjährige, aber sehr reiche Wittwe des Herzogs von Norfolk; Elisabeth's Sohn erster Ehe wurde mit Anna, der Tochter und Erbin des Herzogs von Exeter, einer Nichte des Königs, vermählt; ihr Vater endlich wurde zuerst zur Würde eines Grafen und zum Schatzmeister erhoben, dann an des Grafen von Worcester Stelle zum Lord Constable von England ernannt. Offenbar begünstigte der König die Wydeviles auch aus dem Grunde, weil er sich, als er älter ward, durch die Größe, den Glanz und die Macht der Nevils, denen er den Thron verdankte, gedrückt fühlte. Der jüngste der drei Brüder Nevil war, wie bereits angegeben ist, Erzbischof von York, der zweite, Lord Montague, Graf von Northumberland geworden; der älteste aber, Graf Warwick, vereinigte die höchsten Würden in seiner Person, und machte königlichen Aufwand. Überdies war Warwick auch bei dem Volke beliebt, dem er sich durch Schenkungen und Gastfreundschaft in solchem Grade gefällig erwies, daß er sogar für Roastbeef sorgte. *)

Der überwiegende Einfluß, welchen die Lancastrier am Hofe eines York erhielten, machte den Grafen Warwick zum erbitterten

*) Wenn er nach London kam, sagt Stow, so machte er solch ein Haus, daß sechs Ochsen zum Frühstück gegessen wurden und jede Trinkstube voll seines Ochsenfleisches war. Jeder, der in seinem Hause Bekanntschaft hatte, konnte so viel gekochtes (sodden) oder gebratenes Fleisch erhalten, als er auf einem langen Schlachtmesser (dagger) tragen konnte.

Feinde des Königs. Nach der gewöhnlichen Erzählung, die sich auch in allen französischen Geschichtsbüchern findet, hätte diese Feindschaft einen anderen Grund gehabt. Es heißt nämlich, der Graf Warwick, welcher eine Vermählung des Königs mit Bonne von Savoyen, der Schwägerin des Königs Ludwig XI., beabsichtigt habe, sei zur Betreibung dieses Planes an den französischen Hof gesendet und nachher dadurch tödtlich beleidigt worden, daß ihn die Bekanntmachung der vollzogenen Vermählung Eduard's mit Lady Gray blosgestellt habe. Diese Erzählung ist nicht nur an sich selbst, sowie wegen des Umstandes, daß Bonne von Savoyen erst einige Jahre nach der Vermählung Eduard's nach Frankreich kam, im höchsten Grade unwahrscheinlich, sondern auch, wie schon Henry in seiner englischen Geschichte gezeigt hat und auch Lingard gründlich nachweist, geradezu irrig. Zum offenen Bruch zwischen Eduard und den Brüdern Nevil kam es erst einige Jahre nach der Vermählung des Königs. In diesen Zwist wurde auch der tollkühne Karl von Burgund, damals noch Graf von Charolais, verwickelt. Der Graf Warwick und Karl der Kühne waren einer wie der Andere stolz, hochmüthig und brutal und haßten einander tödtlich. Als daher der Letztere auf den Gedanken kam, eine Verbindung mit Eduard zu suchen, um für sich und für Franz II. von Bretagne eine Stütze gegen Ludwig zu erhalten, rieth Warwick dem Könige zu einer Verbindung mit Ludwig XI. von Frankreich gegen Karl. Schon im Jahre 1465 war der nachherige Kardinal Wilhelm von Clugny als burgundischer Gesandter nach England geschickt worden, um über eine Vermählung Karl's mit Eduard's Schwester, Margaretha, zu unterhandeln; er hatte aber Befehl gehabt, die Sache so lange hinzuhalten, bis der König sich entschließe, die Nevils, besonders den verhaßten Grafen von Warwick, zu entfernen. Darüber verflossen anderthalb Jahre; denn erst 1467 zeigte der König den drei Brüdern Nevil öffentlich, daß er ihrer überdrüssig sei. Die Verlobung seiner Schwester entzweite ihn völlig mit ihnen. Warwick nämlich, welcher immer noch Statthalter zu Calais war, erhielt als solcher den Auftrag, zu Ludwig XI. nach Rouen zu gehen, um mit demselben über die Vermählung der Prinzessin Margaretha zu unterhandeln; während er aber in Rouen von König Ludwig wie ein regierender Herr behandelt

wurde, und geheime Zusammenkünfte und Gespräche mit einem Könige hatte, welchem kein Mensch etwas Gutes zutraute, kamen im Mai 1467 burgundische Gesandte nach London, und im Juni nahm Eduard dem Bruder Warwick's, Georg, mit eigener Hand die Siegel des Kanzler-Amtes ab, und nöthigte ihn, die beiden großen Güter, welche er ihm geschenkt hatte, wieder herauszugeben. Auch empfing er, als Warwick nach England zurückkehrte, die mit demselben gekommenen französischen Gesandten ziemlich unfreundlich. Von diesem Augenblicke an war der Graf von Warwick dem Könige in eben dem Maße furchtbar, als der Letztere sich näher an Warwick's Feind, den Grafen von Charolais, anschloß, welcher im Juni 1467 Herzog von Burgund geworden war. Schon im Oktober ward Eduard's Schwester Margaretha mit Karl dem Kühnen verlobt, die Vermählung aber bis in das folgende Jahr aufgeschoben. Bei dieser Gelegenheit schloß Eduard mit Karl auch einen Waffenstillstand auf dreißig Jahre, welcher den Herzögen von Burgund und Bretagne eine mächtige Stütze gegen Ludwig XI. verschaffte.

Warwick's Verhältniß zum Könige blieb drohend, wie es gewesen war. Er verkehrte mit den Anhängern des Hauses Lancaster, machte verdächtige Reisen im Norden von England, und sprach sich so laut gegen die Königin und ihre Familie aus, daß Eduard ihm sehr kalt begegnete und Warwick sich im Herbst 1467 auf seine Burg Middleham zurückzog. Gleich nachher weigerte sich der Graf sogar an den Hof zu kommen, als ein aufgefangener Agent der Gemahlin Heinrich's VI. ihn förmlich angeklagt hatte, daß er die Plane derselben begünstige. Die hierüber angestellte Untersuchung wurde jedoch bald niedergeschlagen, weil sich Warwick's Bruder, der Erzbischof von York, und der Vater der Königin der Sache annahmen und eine förmliche Aussöhnung beider Familien zu Stande brachten. Der König war über diese Aussöhnung der nächsten Angehörigen seiner Gemahlin mit dem Grafen Warwick so erfreut, daß er dem Erzbischofe von York zwei große Güter, die er ihm vorher genommen hatte, zurückgab. Wir finden daher auch, daß im Jahre 1468 dem Grafen von Warwick sehr wichtige öffentliche Geschäfte anvertraut wurden, und daß er im Juli dieses Jahres ausersehen ward, um Eduard's Schwester, Margaretha, zuerst im Pomp durch die Straßen von London zu führen, bei

welcher Gelegenheit, sonderbar genug, Margaretha hinter Warwick auf dem Pferde saß, und sie dann zu Karl dem Kühnen zu geleiten. Dagegen brachte seine Verbindung mit dem Herzog von Clarence, welcher fortwährend großen Unwillen über die Vermählung des Königs, seines Bruders, zeigte, sowohl ihn als diesen in den Verdacht gefährlicher Absichten, besonders nachdem eine Heirath des Herzogs von Clarence mit Warwick's Tochter verabredet worden war. Der König suchte diese Heirath auf jede Weise zu verhindern; sie ward aber nichts desto weniger im Juli 1469 zu Calais, wo Warwick unabhängig war, vollzogen.

Warwick's Bruder, der Graf von Northumberland, verhielt sich ganz ruhig, bis gleich nach jener Verheirathung seiner Nichte ein Aufstand in Yorkshire ihm Gelegenheit gab, ein bedeutendes Heer aufzustellen. Dies geschah anfangs zu Gunsten und im Namen des Königs, weil die sämmtliche Bauernschaft von Yorkshire sich geweigert hatte, die bisher an ein Hospital entrichtete Abgabe von Korn ferner zu leisten. Der Graf von Northumberland drückte mit dem aufgebotenen Heere die Bauern leicht wieder nieder. Gleich darauf finden wir aber statt der Bauern, ohne daß wir die Art, wie die Veränderung vor sich ging, genau angeben könnten, zwei Heeresabtheilungen unter Lord Latimer und Fitz-Hugh, dem Neffen und dem Vetter Warwick's, welche einem alten erfahrenen General, John Conyers, gehorchen und nicht dem Hospital jene Abgabe, sondern den Wydeviles die Gunst des Königs streitig machen wollen; denn sie forderten drohend, daß Eduard die Verwandten seiner Gemahlin von sich entfernen solle. Von diesem Augenblicke an werden die Quellen so trübe, und die Erzählungen der Zeitgenossen stehen einerseits mit dem, was die officiellen Actenstücke (Rolls) enthalten, so oft in Widerspruch, und bringen andererseits so viele offenbar falsche Anekdoten und romanhafte Abenteuer vor, daß wir, um nicht Wahres und Falsches durch einander zu mischen, uns begnügen müssen, nur sehr Weniges aufzunehmen, was uns ganz ausgemacht scheint. Das Heer der Insurgenten war schon im Juli so groß gewesen, daß der König, weil er den Aufstand nicht mit Gewalt dämpfen zu können glaubte, die Wydeviles von sich entfernte und auf ihre Burgen schickte, und daß er durch dringende Briefe seinen Bruder Clarence, den Grafen Warwick und den Erzbischof von

York, die sich in Calais befanden, einlud, eilig zu ihm herüber zu kommen. Schon damals wurde dem Grafen Warwick allgemein Schuld gegeben, daß er und seine Brüder die Unruhen angestiftet hätten; doch suchte der König in seinem Briefe ihm alle Besorgniß zu benehmen *).

Der König zog nicht selbst gegen die Rebellen, sondern ertheilte den Grafen Pembroke und Devon, von welchen der Erstere zum Lord Herbert, der Letztere zum Lord Stafford ernannt worden war, den Befehl, ihre Truppen zu vereinigen und dann die Empörer anzugreifen. Dies ward jedoch vereitelt, weil Stafford wegen eines Streites über die Quartiere sich mit seinen Bogenschützen entfernte, und Pembroke, von diesen entblößt, mit seinen ungeübten Milizen am 26. Juli 1469 bei Edgecote eine furchtbare Niederlage erlitt. Eine Anzahl von Hinrichtungen und von Handlungen der Volks-Justiz war die nächste Folge dieser Niederlage. Unter den auf solche Weise Gemordeten befanden sich Pembroke, sein Bruder Sir Richard Herbert und zehn andere Edelleute. Auch Stafford ward wahrscheinlich vom Volke, nicht, wie auch Henry (denn in Thatsachen ist Hume durchaus unzuverlässig) sagt, auf Befehl des Königs getödtet. Außerdem wurden noch der Vater und ein Bruder der Königin, welche man in einem Walde versteckt gefunden hatte, zu Northampton enthauptet; ob dies jedoch, wie manche versichern, auf Clarence's und Warwick's Befehl geschah, ist sehr zweifelhaft. Erst nach dem Treffen bei Edgecote, oder mit anderen Worten, erst als die Verwirrung im Reiche schon sehr groß war, erfüllten Warwick, Clarence und der Erzbischof von York die Bitte des Königs und kamen zu ihm nach England herüber, und jetzt, wo dieser gar keine Truppen mehr hatte, zeigte sich, daß die Nevils die Unruhen angestiftet hatten; denn das Heer der Rebellen ging auf Warwick's Befehl auseinander, und der König ward von den drei Herren gewissermaßen wie ein Gefangener behandelt. Er mußte sie zuerst nach Warwick und dann nach Middleham begleiten.

*) Und wir können nicht glauben, schreibt Eduard, daß euere Gesinnung gegen uns so sein sollte, wie das Gerücht geht, da wir an das Zutrauen und an die Zuneigung denken, die wir zu euch haben. Und, Vetter, zweifelt ja nicht, das ihr uns anders als sehr willkommen sein könntet.

Die Lage, in welche König Eduard gekommen war, hat den Schriftstellern Gelegenheit gegeben, diese Art von Gefangenschaft und die nachher erfolgte Befreiung romanhaft einzukleiden, weshalb Hume und Henry die ganze Geschichte leugnen. Unzweifelhaft ist, daß, als der Graf Warwick mit der ganzen Volksmacht gegen einen neuen, zu Gunsten Heinrich's VI. ausgebrochenen Aufstand nach der Grenze von Schottland ziehen wollte, niemand seinem Aufgebote Folge leistete, und daß er sich dadurch genöthigt sah, den König Eduard schon in der Mitte August zu York frei umher zu führen, damit derselbe als Reichsfahne diene. Erst dann konnte Warwick an der Spitze der Anhänger des Hauses York gegen die des Hauses Lancaster aufbrechen; diese wurden von ihm besiegt und ihre Anführer auf Befehl des Königs eben so hingerichtet, wie sie selbst vorher die Freunde desselben hingerichtet hatten. Den König zwang Warwick, ehe er ihn ganz aus seinen Händen entließ, ihm die oberrichterliche Gewalt (office of Grand Justiciary) in Süd-Wales und alle anderen hohen Stellen, welche Pembroke bekleidet hatte, zu übertragen. Im November rechtfertigte sich Warwick vor den nach London berufenen Pairs wegen seines Antheiles an der Empörung; zwei Umstände führen aber darauf, daß er der Urheber des Aufstandes gewesen war, und daß er, ehe er den König ganz aus seiner Gewalt entließ, durch einen besonderen Vertrag, welchen er mit ihm schloß, sich bestimmte Vortheile ausbedungen hatte. Es ward nämlich nicht nur für alle Theilnehmer an dem Aufstande, von dessen erstem Anlasse, der Abgabe an das Hospital, später gar nicht mehr die Rede war, eine allgemeine Amnestie erlassen, sondern auch der Sohn des Grafen von Northumberland, an welchen später alle Güter der drei Nevils fallen mußten, auf eine sehr auffallende Weise mittelbar zum Kronerben gemacht, indem Eduard mit Zustimmung der Pairs ihm sein einziges Kind, eine Tochter von vier Jahren, verlobte.

Diese Art von Aussöhnung konnte unmöglich dauerhaft sein, so lange die Königin ihren Einfluß auf ihren Gemahl behauptete, und so lange Warwick als Befehlshaber zu Calais und in den fünf Häfen (als warden of the cinque ports) die Flotte, sowie vermöge einer ganzen Anzahl hoher Stellen die inneren Angelegenheiten des Reiches in seiner Gewalt hatte. Wirklich ward schon im Februar 1470 eine neue

Aussöhnung nöthig. Der König war von seinem Bruder Clarence und den beiden Nevils auf ein Schloß in Hertfordshire zu einem Gastmahle eingeladen worden, hatte, mit Recht oder mit Unrecht, geglaubt, daß man ihn dabei aufheben wolle, und war deshalb in schleuniger Flucht nach Windsor zurückgeeilt. Kaum war der Streit über diese Nachstellung beigelegt, als in Lincolnshire ein Aufstand ausbrach, welchen offenbar Warwick und Clarence angestiftet hatten. Diesmal hatten jedoch Beide ihre Leute schlecht gewählt; denn der Aufstand wurde gedämpft und die Leiter desselben hingerichtet, ehe Beide mit den Ihrigen im Felde erscheinen konnten. Hierauf (März 1470) riefen Warwick und seine Freunde vergebens ihre Vasallen zu den Waffen, der König war ihnen zuvorgekommen, und hatte von York aus, wohin er geeilt war, eine Proclamation erlassen, in welcher er ausdrücklich erklärte, er sei bereit, sich mit ihnen auszusöhnen, wenn sie sich rechtfertigen könnten. Doch entzog er ihnen zugleich Vieles, was er ihnen vorher gegeben hatte. Er nahm seinem Bruder Clarence die Statthalterschaft von Irland, welche diesem, als er noch sehr jung war, mit dem Rechte, sie durch einen Stellvertreter verwalten zu lassen, ertheilt worden war; er söhnte sich außerdem mit dem noch im Tower sitzenden Percy, einem Sohne des vormaligen Grafen von Northumberland und eifrigen Anhänger des Hauses Lancaster, aus, und entzog aus diesem Anlasse dem Bruder Warwick's einen demselben schon einmal gegebenen und wieder genommenen Titel, für welchen er ihn freilich auf eine unzureichende Weise zu entschädigen suchte. Dann eilte Eduard von York nach Nottingham, um seinem Bruder und dessen Verbündeten, Warwick, entgegen zu gehen, und diese schifften sich hierauf, da sie keine Möglichkeit sahen, sich in England zu behaupten, in Dartmouth ein (Mitte April 1470). Sie suchten in Calais Zuflucht, fanden hier aber zu Warwick's großer Bestürzung keine Aufnahme. Der Gascognier Vauclair, welchen Warwick als Vice-Statthalter in Calais zurückgelassen hatte, ließ Beide nicht nur nicht in die Stadt ein, sondern versagte ihnen auch jede Erfrischung, deren sie doch um so mehr bedurft hätten, als die Herzogin von Clarence, Warwick's Tochter, auf dem Schiffe niedergekommen war; zwei Flaschen Wein waren das Einzige, was Vauclair verabfolgen ließ. Dieser wußte, wie Comines uns

erzählt, auf ächt gasconiſche Weiſe ſein Verfahren zugleich bei Eduard zu rühmen und bei Warwick zu entſchuldigen. Gegenüber dem Letzteren betheuerte er, das Volk in der Stadt ſei ſo erbittert, daß er ihn nicht zu ſchützen im Stande ſein werde, er dürfe aber, da er ihm die Statthalterſchaft zu erhalten wünſche, für den Augenblick nicht Alles dadurch aufs Spiel ſetzen, daß er ihn aufnehme. Warwick mußte vorerſt ſchweigen; Eduard aber belohnte den diplomatiſchen Gasconier ſehr glänzend.

Niemanden war der neue Zwiſt in England erwünſchter, als dem Könige von Frankreich, welcher kurz vorher wirklich geglaubt hatte, daß Warwick, König Eduard und die Herzöge von Burgund und Bretagne vereinigt ihn angreifen wollten, und in dieſer Meinung ſogar von dem Admiral von Bourbon beſtärkt worden war, den er, um zu ſpioniren und Unfrieden zu ſtiften, als Geſandten nach England geſchickt hatte. Er gerieth jetzt in Verlegenheit, weil er die Flüchtlinge freundlich aufnahm und hegte, weil er duldete, daß ſie ihre Priſen in ſeine Häfen brachten, und weil er ſeine Flotte gegen die Niederländer gebrauchen ließ, bei dieſem Allem aber doch ſich ſtellte, als wenn er heftig über ihre Seeräuberei erzürnt ſei. Karl der Kühne war darüber ſo erbittert, daß er einen groben und heftigen Brief an den Admiral von Bourbon und an den Erzbiſchof von Narbonne ſchrieb, welche Ludwig's Seeweſen beſorgten *). Ludwig ſchloß ſich daher endlich förmlich an Eduard's Gegner an, indem er ihnen dabei die Bedingung machte, daß ſie ſich ſeiner Nichte Margaretha, der Gemahlin Heinrich's VI., welche noch immer in Bar war, annähmen. Er ſelbſt begab ſich nach Angers, wohin auch Warwick ſowie Margaretha mit ihrem Sohne Eduard kam, und gleich darauf (Juni 1470) ward zu Amboiſe ein Vertrag geſchloſſen, welcher zu unnatürlich war, als daß er jemals hätte ausgeführt werden können. Der Inhalt dieſes Vertrags kann uns, was auch aus Commines und

*) Archevêque et vous, amiral, les navires, que vous dites avoir été mis de par le roi par encontre les Anglois, ont déjà exploité sur la flotte de mes sujets rétournant en mes pays. Mais par Saint Georges, si l'on n'y pourvoit à l'aide de dieu, j'y pourvoirai sans vos congiés ni vos raisons ni justices, car elles sont trop volontaires et longues.

allen guten italiäniſchen Schriftſtellern hervorgeht, am beſten beweiſen, daß ſich damals von Spanien und Italien her in ganz Europa eine alle Moral vernichtende diplomatiſche Kunſt zu verbreiten anfing, welche in unſerer Zeit von den Rothen wie von den Weißen aufs höchſte getrieben worden iſt. Warwick's jüngſte Tochter ſollte mit dem Sohne des wieder auf den Thron zu ſetzenden Heinrich VI. vermählt werden, und er ſelbſt während der Lebzeiten des Letzteren und der Minderjährigkeit von deſſen Sohne in Heinrich's und Margaretha's Namen unbeſchränkt über England herrſchen. Würde der Prinz ohne Erben ſterben, ſo ſollte die Krone an den Herzog von Clarence oder an deſſen Kinder übergehen. Daß Ludwig, welchem gerade im Jahre 1470 endlich ein Sohn (Karl VIII.) geboren wurde, in dieſem Vertrage ſeinen perſönlichen Vortheil nicht überſah, verſteht ſich um ſo mehr von ſelbſt, da er in England zu dem bevorſtehenden Einfall zwar nur wenige Mannſchaft, aber viel Geld hergeben ſollte.

Schon damals begann der Herzog von Clarence, wie man uns berichtet, einzuſehen, daß er gegen ſeinen eigenen Nutzen handle, wenn er ſeinen Bruder ſtürzen helfe, um das Haus Lancaſter wieder zurückzuführen. Er ſicherte daher ſeinem Bruder ſchon im Auguſt ſeinen kräftigen Beiſtand zu, obgleich er in dieſem Augenblicke noch nicht zurücktreten konnte. König Eduard hatte vermittelſt einer Dame der Herzogin von Clarence, welche in der Eile in England zurückgelaſſen worden war und von ihm nach Frankreich geſchickt wurde, ſeinen Bruder in der Abneigung gegen das Haus Lancaſter beſtärken laſſen, und einen Verkehr mit Clarence angeknüpft. Daß der in Lüſte verſunkene König die gehörigen Anſtalten getroffen hätte, um die Überfahrt ſeiner Gegner zu verhindern oder die wenigen Truppen derſelben gleich bei ihrer Landung anzugreifen, finden wir nirgends erwähnt; er begünſtigte ſogar in dieſer Zeit die beiden Brüder Warwick's, den Erzbiſchof und den Grafen Montague, vor vielen Anderen. Dagegen wußte der Herzog von Burgund mit der niederländiſchen Flotte die Abfahrt Warwick's von Frankreich bis in den September zu hindern; als aber dann die Herbſtſtürme ſeine Flotte verſcheuchten und ein dichter Nebel eintrat, ſegelte Warwick, von der franzöſiſchen Flotte geleitet, glücklich nach England hinüber. Ludwig XI.

war dabei am meiſten in Angſt; er reiſte unter dem Vorwande einer Pilgerfahrt zum Erzengel, nach Mont St. Michel, um an oder vielmehr in dem Meere zu ſehen, ob Alles glücklich gehe. Bei dieſer Gelegenheit kam er auch nach Avranches und machte ſich dort über den Adel luſtig, welcher als königliche wehrhafte Mannſchaft (pensionnaires du roi) beſondere Vortheile genoß. Er hielt Heerſchau über dieſe Mannſchaft, war ſehr unzufrieden mit ihrer Haltung und Ausrüſtung, und kaufte eine große Anzahl Tintenfäſſer, die er mit einer höhnenden Erklärung *) unter ſie vertheilte.

König Eduard, nachläſſig und gedankenlos mit Galanterieen und Leichtfertigkeiten beſchäftigt, war durch einen vorgeblichen Aufſtand, deſſen Urheber, Warwick's Schwager, alsbald nach Schottland entfloh, von London weggelockt worden, als Warwick am 13. September an der engliſchen Küſte landete, die Bewohner von Kent ſich in Maſſe erhoben, und Warwick's Bruder plötzlich die weiße Roſe mit der rothen vertauſchte und ſogleich mit mehreren tauſend Mann gegen Nottingham marſchirte, wo Eduard verweilte. Warwick zog von Dartmouth und Plymouth aus gegen London. Hier flüchtete ſich die Königin Eliſabeth mit ihren Töchtern in die königliche Freiſtätte hinter der Sacriſtei von Weſtminſter, wo ſie am 4. November ihren Sohn Eduard gebar. Ihr Gemahl hatte vergebens in Doncaſter ein Heer zuſammenzubringen geſucht, und Lord Haſtings bewies ihm, daß er ſeinen Leuten durchaus nicht mehr vertrauen könne; er mußte daher die See zu erreichen ſuchen, und begab ſich in Begleitung ſeines Bruders, des Herzogs von Gloceſter, ſowie des Grafen Rivers und ſieben oder acht anderer Herren, nach Biſhops-Lynn an der Küſte von Norfolk. Hier ſchiffte er ſich mit etwa achthundert Reitern auf drei Schiffen, einem engliſchen und zwei holländiſchen, nach den Niederlanden ein. Er wurde auf der Überfahrt von hanſeatiſchen Seeräubern ſo heftig verfolgt, daß er ſeine Schiffe in der Gegend von Alkmaar auf den Strand laufen laſſen mußte. Seine Ankunft in den Niederlanden ſetzte ſeinen Schwager Karl, deſſen damalige Verhältniſſe zu Frankreich wir an einem anderen Orte (S. 182 ff.)

*) Puisqu'ils étoient si peu en état de le servir de leurs armes, ils eussent du moins à le servir de leurs plumes.

dargestellt haben, in großer Verlegenheit; nichts-destoweniger ließ dieser ihn freundlich empfangen, und kam selbst nach dem Haag, und ihn zu bewirthen. Eduard erlitt damals von dem diplomatischen Gasconier in Calais dasselbe, was früher Warwick erlitten hatte. Comines ward nämlich von Karl dem Kühnen nach Calais geschickt, um den Gasconier Vauclair in der Treue gegen Eduard zu erhalten. Dieser hatte sich aber, sobald er Eduard's Flucht erfuhr, wieder für Warnick erklärt. Comines selbst gerieth wegen seines Auftrages in Gefahr; da er jedoch ein Meister im diplomatischen Fache war, so änderte er sogleich die Sprache. Auch sein Herzog stellte sich, als wenn er nicht gesonnen sei, irgend etwas gegen den wieder als König eingesetzten Heinrich VI. zu unternehmen.

Warwick und Clarence hatten am 6. Oktober ihren feierlichen Einzug in London gehalten und am 13. den früheren König Heinrich VI. aufs neue als regierenden Herrn ausgerufen, indem sie ihn mit der Krone auf dem Haupte durch die Straßen der Stadt führten. Das von Heinrich zusammenberufene Parlament erklärte hierauf Eduard IV. für einen unrechtmäßigen Regenten, brachte Alles wieder auf den alten Stand, und ordnete die Regierung und die Nachfolge ganz so an, wie der Vertrag von Amboise es verlangte. Clarence erhielt die Statthalterschaft von Irland wieder, sowie außerdem noch bedeutende Güter. Warwick ward aufs neue Oberkammerherr von England, Herr (captain) von Calais und Lord-Oberadmiral; dem einen Bruder desselben, dem Erzbischof, wurde wieder das Kanzler-Amt, dem anderen, welcher seit der Wiedereinsetzung Percy's in Northumberland wieder Marquis von Montague war, die Würde eines Hüters der Grenzen (the wardenship of the marches) verliehen. Grausamkeiten verübte man diesmal nicht. Diese Revolution war im Herbst erfolgt; bereits im Frühjahr (1471) stürzte aber das von Ludwig's XI. Bosheit und Arglist errichtete Gebäude wieder zusammen, weil Clarence schon längst eine Correspondenz mit Eduard angeknüpft hatte, und Warwick auch mit seinen beiden Brüdern nicht einig war.

Während Margaretha und ihr Prinz, denen Ludwig ungewöhnliche Ehren erweisen ließ, den ganzen Winter hindurch wegen

widriger Winde in Frankreich zurückgehalten wurden, unterstützte Karl der Kühne, welcher jetzt von einem französischen und englischen Kriege bedroht war, den flüchtigen König Eduard mit bedeutenden Geldsummen, und ermunterte seinen Adel, sich an denselben anzuschließen, wenn er versuche, sein Reich wieder zu erobern. Im März 1471, als Eduard einige tausend Engländer um sich gesammelt hatte, schenkte Karl ihm fünfzigtausend Dukaten (Goldgulden), miethete für ihn vierzehn hanseatische Transportschiffe, und ließ ihm vier große holländische Schiffe zu ter Vere ausrüsten. Mit dieser Flotte lief Eduard in die Humber ein, schiffte am 14. März bei Ravenspur an derselben Stelle, wo einst auch Heinrich VI. gelandet war, seine Truppen aus und marschirte nach der Stadt York, in welcher er auf kurze Zeit Halt machte. Die Aussichten waren für ihn gar nicht tröstlich. Er verkündete daher, daß er nichts als seines Vaters Erbe in Anspruch nehme, und in York schwur er vor dem Hauptaltar auf die Monstranz, daß er nur Herzog von York sein werde.

Warwick hatte von den verborgenen Absichten des Herzogs von Burgund schon im December 1470 Kunde erhalten und seit dem Januar seine Anstalten gegen eine Landung mit solcher Einsicht getroffen, daß, wenn sein Bruder Montague, der Herzog von Clarence und Andere, denen er vertraute, treu gewesen wären, Eduard gleich bei seinem Abmarsch von York eingeschlossen und gefangen worden wäre. Allein Montague, welcher mit einem Heere bei Pontefract lag, regte sich nicht, als Eduard aus York ausrückte, vielleicht weil er die Vereinigung mit seinem Bruder erwarten wollte; die Schriftsteller glauben aber, er sei stark genug gewesen, um Eduard einzuschließen und zu vernichten. Als hierauf Eduard nach Nottingham marschirte, strömte das Volk von allen Seiten zu ihm. Es heißt daher, er habe dort schon sechzigtausend Mann (freilich keine Soldaten) bei sich gehabt und deshalb, der bis dahin beobachteten Selbstverleugnung entsagend, den Namen und die Würde eines Königs wieder angenommen. Jetzt warf auch Clarence die Maske ab, und stieß, anstatt dem entworfenen Plane gemäß Eduard einzuschließen, mit zwölftausend Mann zu ihm. Warwick und Oxford, welche bei Coventry standen, fanden nicht rathsam, eine Schlacht zu liefern, um Eduard vom Marsche

auf London abzuhalten. Wahrscheinlich rechnete Warwick darauf, daß sein anderer Bruder, der Erzbischof und Kanzler, dafür sorgen werde, daß die Stadt London dem Könige ihre Thore verschließe. Dies geschah jedoch nicht; der Erzbischof ließ vielmehr Eduard's Truppen in der Nacht durch ein Ausfallthor ein (11. April). Warwick, bei dem sich auffallender Weise jetzt sein Bruder Montague befand, wollte Eduard in London angreifen; dieser hatte aber die Stadt schon einen Tag nach seinem Einzuge wieder verlassen. Jetzt endlich waren beide Theile entschlossen, das Schicksal der rothen und weißen Rose durch eine Schlacht zu entscheiden. Der treulose Clarence machte zwar den Versuch, zwischen Eduard und seinen Gegnern zu vermitteln; Warwick wies ihn aber mit einer schnöden Antwort ab, wie sie ein solcher Mann verdiente (Go and tell your master, that Warwick true to his word is a better man, than the false and perjured Clarence). Die entscheidende Schlacht wurde am 14. April 1471 bei Barnet zwischen St. Albans und London geliefert. Eduard trug den Sieg über Warwick davon, welcher nebst seinem Bruder Montague im Kampfe fiel. Da diese ganze Geschichte einem tragischen Roman oder Drama gleicht, so dürfen wir nicht übergehen, daß nach der Meinung der Schriftsteller Warwick aus dem Grunde unterlag, weil seine Leute den Stern in Oxford's Fahnen für Eduard's Sonne nahmen, und weil Warwick gegen seine Gewohnheit zu Fuße kämpfte, als ihn die Augen der Seinigen suchten.

Das Schicksal fügte es, daß gerade am Tage nach der Schlacht die Königin Margaretha mit ihrem unglücklichen Sohne, dem Prinzen von Wales, in England ans Land stieg. Sie erschrack über die ihr verkündigte Niederlage so sehr, daß sie in eine kirchliche Freistätte floh. Auf die Vorstellungen Somerset's, des Lord Beaufort, des Grafen Devonshire und anderer vornehmen Herren ihrer Partei trat sie zwar mit dem Prinzen gleich darauf noch einmal an die Spitze ihrer Partei, und es vereinigte sich eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern des Hauses Lancaster um sie; Eduard führte aber, noch ehe der Graf von Pembroke, der sich nach Wales gerettet hatte, mit seinen Truppen zu ihr stoßen konnte, sein regelmäßiges und siegreiches Heer gegen sie heran, und diesem war Margaretha mit ihren in der Eile gesammelten Schaaren

nicht gewachsen. Eduard erfocht daher am 4. Mai bei Tewksbury einen zweiten Sieg. Margaretha selbst ward nebst ihrem Sohne gefangen. Eduard führte sie im Triumph nach London und ließ sie dann in den Tower einsperren, aus welchem sie erst nach fünf Jahren wieder entlassen wurde. Ihr Sohn aber, der Prinz von Wales, ward mit jener die normännischen Räuber alter Zeit auszeichnenden Rohheit und Barbarei behandelt, die der englischen Aristokratie seit den Zeiten der drei ersten rohen Könige des normännischen Stammes eigen geblieben war, und von welcher auch jetzt noch Spuren genug zu finden sind, die sich mit den steifen Formen äußerer Höflichkeits-Convenienz ganz gut vertragen. Der unglückliche Prinz wurde, als man ihn in das königliche Zelt geführt hatte, von Eduard befragt, was ihn bestimmt habe, nach England zu kommen. Als er hierauf kühnlich antwortete, er sei gekommen, um seines Vaters Krone und sein eigenes Erbe wieder zu erlangen, war der König selbst roh genug, dem unschuldigen Knaben mit seinem schweren Ritterhandschuh ins Gesicht zu schlagen; seine Brüder Clarence und Gloster aber oder, wie wir hoffen, deren Begleiter hieben darauf den Prinzen vor den Augen des Königs nieder. Nachdem diese Gräuelthat vollbracht war, stürzte Eduard wie ein Tiger mit dem blutigen Schwerte auf die Kirche zu, in deren Freistätte der Herzog von Somerset, Lord St. Johns, sechs Ritter und sieben Herren ritterlichen Standes (esquires) sich geflüchtet hatten. Eduard wollte dieselben mit eigener Hand ermorden; ein Priester hielt ihm aber die Monstranz entgegen und wehrte ihn von der Thür ab. Nach zwei Tagen jedoch schickte der König eine Anzahl Bewaffneter in die Kirche, und diese holten die Flüchtlinge mit Gewalt aus der Sacristei, um sie auf das Schaffot zu schleppen. Der unglückliche König Heinrich VI., welcher gleich nach der Schlacht bei Barnet in den Tower zurückgebracht worden war, kam an demselben Tage, an welchem Eduard in London einzog, ums Leben (22. Mai). Daß er erst mehrere Wochen später ermordet worden sei, hat Henry, wie Lingard sehr gut nachweist, aus einer Anmerkung Malone's zum Shakespeare vergebens zu schließen gesucht. Was die Art und Weise seiner Ermordung betrifft, so findet sich zwar in späteren Schriftstellern die Angabe, daß Eduard's Bruder Richard von Gloceſter dem

unglücklichen Könige den Dolch ins Herz gestoßen oder doch wenigstens die Tödtung desselben befohlen habe; wir wollen dies aber nicht nacherzählen, da wir den König Eduard und seine Brüder nicht gern schwärzer malen möchten, als sie leider schon ohne unser Zuthun sind und bleiben werden.

Die lange Reihe von Namen der angesehensten Männer und der unzähligen Ritter und Rittergenossen, welche in der Folge hingerichtet wurden, gehört nicht in dieses Werk; nur das Schicksal des Erzbischofs von York, welcher seine Brüder verrathen hatte, verdient hier erwähnt zu werden. Eduard stellte sich gegen ihn das ganze Jahr 1471 hindurch sehr freundlich; im folgenden Jahre aber ließ er ihn plötzlich in Haft nehmen. Er ertheilte nämlich dem Erzbischof, nachdem er ihn zu einer großen Jagd eingeladen und dabei köstlich bewirthet hatte, das Versprechen, daß er zu ihm nach Moor in Hertfordshire kommen wolle. Der Erzbischof machte hierauf sehr große Anstalten zum Empfange des Königs, lud den Adel von weit her zum Feste ein, und holte all das viele Silbergeschirr wieder hervor, welches er seit Eduard's Landung versteckt gehalten hatte, wurde aber ganz unerwartet zum Könige nach Windsor gerufen und hier unter dem leeren Vorwande, daß er dem Grafen von Oxford, welcher neben Warwick bei Barnet commandirt hatte, Geld geliehen habe, verhaftet. Eduard hielt ihn hierauf theils in England, theils zu Guisnes gefangen, und der Erzbischof wurde erst im Jahre 1476, kurz vor seinem Tode, wieder in Freiheit gesetzt. Gleich nach seiner Verhaftung hatte der König seine bischöflichen Einkünfte und sein Silbergeräth an sich gerissen, und aus der mit den kostbarsten Steinen geschmückten Bischofsmütze sich eine Krone machen lassen, die übrigen Perlen und Edelsteine aber mit seinem im Asyl der Kirche geborenen Prinzen von Wales getheilt.

Die Regierung Eduard's war durchaus eisern und blutig; er häufte aber unermeßliche Schätze auf, deren Quelle wir bereits früher (S. 332) angegeben haben, und in keinem Theile des Reiches zeigte sich irgend eine Spur von Widersetzlichkeit oder Unruhe. Das Letztere darf uns nicht wundern; denn nicht nur hatte Eduard, wie wir wissen, bezahlte Truppen in Dienst, sondern es war auch ein großer Theil der streitbaren Mannschaft England's umgekommen.

Philipp von Comines erzählt, was vielleicht nicht wörtlich, aber doch im Allgemeinen richtig sein mag daß die Schlacht bei Tewksbury die zwölfte blutige Schlacht in dem Kriege der rothen und weißen Rose gewesen sei, und daß schon damals sechzig Prinzen des königlichen Hauses, sowie mehr als die Hälfte des hohen Adels und über hunderttausend Menschen anderer Stände theils im Felde, theils auf dem Schaffot das Leben verloren gehabt hätten. Wir übergehen Eduard's blutige Gräuelthaten und grausame Gewaltthätigkeiten gegen angesehene Personen, und werfen nur noch einen Blick auf seine beiden Brüder, Georg von Clarence und Richard von Gloceſter, welche noch schlechter waren als er. Beide waren dem König Eduard durch ihre Habsucht fast noch lästiger, als seine offenbaren Feinde; denn sie rissen alles, was ihnen erreichbar war, an sich. Der ältere Bruder, Georg von Clarence, verlangte die ganze unermeßliche Erbschaft Warwick's für sich, weil er mit des Grafen ältester Tochter vermählt war; der jüngere, Richard von Gloceſter, wollte die andere heirathen, damit er das Recht erhalte, mit seinem Bruder zu theilen. Beide nahmen nicht im geringsten Rücksicht darauf, daß der Wittwe Warwick's, Anna, dem Rechte nach nicht blos der von dem Erbe ihres Vaters und ihres Bruders herrührende Theil des Vermögens, sondern auch das von ihrem Gemahle ausgesetzte Witthum gebührte; sie ließen dieselbe vielmehr nachher in solcher Armuth, daß Anna sich von ihrer Nadel ernähren mußte. Clarence raubte überdies der Mutter ihre jüngere Tochter, und hielt dieselbe als Köchin versteckt, damit sein Bruder sie nicht zur Gemahlin nehmen könne. Richard wußte sie jedoch aufzufinden und vermählte sich mit ihr. Nun schwur aber Clarence hoch und theuer, sein Bruder solle Habe und Gut derselben doch nicht mit ihm theilen (he should not part the livelyhood with him), und es entstand zwischen Beiden ein heftiger Streit, welcher zuletzt durch ein besonderes Gesetz (act of parliament) beigelegt wurde. Ebenso willig, als zu dieser Handlung der Ungerechtigkeit, ließ sich das Parlament auch zur Beraubung des von Montague hinterlassenen Sohnes gebrauchen. Es ward nämlich durch ein Gesetz festgesetzt, daß gewisse Güter, welche der Marquis von Montague besessen hatte, den Herzögen von Clarence und Gloceſter so lange gehören sollten, als noch ein männlicher Sprößling des Marquis

am Leben sei. Uebrigens blieben die beiden Brüder gegen einander feindselig, und Richard, dessen teuflische Gesinnung darzustellen nur ein großer Dichter wie Shakespeare unternehmen darf oder unter den Geschichtschreibern nur ein Mann wie Schiller, welcher bei der Schilderung der Charaktere die Poesie zu Hülfe nehmen kann, brütete wahrscheinlich schon damals Mordgedanken gegen seinen Bruder Clarence, der ihm im Wege stand.

Was die auswärtigen Verhältnisse betrifft, so hielt Eduard besonders den König Ludwig XI. von Frankreich sehr in Furcht, weil er demselben fortwährend mit einer Kriegserklärung drohte. Ludwig half sich aber gegen Eduard auf seine gewöhnliche Weise. Er war, gegen die Sitte der Franzosen, in Betreff des Ehrenpunktes ganz gleichgültig, sah nur auf sein Interesse, bestach mit ungeheuren Summen Eduard's habsüchtige Freunde, rechnete auf Verrath, und blieb am Ende im Vortheil, weil er die Umstände benutzte und sich nicht scheute, sein Wort zu brechen. Das Letztere war besonders bei dem Heirathsversprechen der Fall, welches Ludwig im Jahre 1475 that, als eine abenteuerliche Verbindung Eduard's mit den Herzögen von Burgund und von Bretagne ihn fast drei Jahre lang (vom Oktober 1472 bis zum März 1475) in Todesangst gehalten hatte. Im Herbst 1472 war nämlich Eduard mit seinem Schwager Karl dem Kühnen und dem Herzoge von Bretagne über einen gemeinschaftlichen Angriff auf Frankreich übereingekommen. Er selbst sollte, indem er den ehemaligen Anspruch der Könige von England an Frankreich erneute, mit einem starken Heere von Norden her in Frankreich eindringen, während Karl von Osten und der Herzog von Bretagne von Westen her einrückten; wenn das Land erobert wäre, so sollte es unter die drei Verbündeten vertheilt werden. Wir glauben kaum, daß Eduard es mit dieser Verabredung ernstlich meinte, sehen aber aus den Registern (Rotulus) des Parlaments und aus officiellen Actenstücken der englischen Geschichte, daß er einen unvergleichlichen Gebrauch von derselben machte, um von den verschiedenen Corporationen, Ständen, Zünften und einzelnen Personen mehr Geld zu erheben, als je zuvor geschehen war. Ludwig XI. machte es bekanntlich ebenso; denn auch er brachte es dahin, daß das Volk, welches er von den adeligen Blutsaugern befreite, ihn als demokratischen Dictator ansah und ihm gern sein

Geld gab. Die Engländer ließen sich bei dem in Aussicht gestellten Einfalle in Frankreich theils aus Furcht, theils aus Franzosen-Haß bewegen, ihrem Könige bedeutende Summen zu zahlen. Die Klerisei, die Pairs und das Volk (the commons) gewährten, jeder Theil besonders, dem König Eduard für seinen Eroberungsplan ein Zehntel ihres Einkommens, und das Parlament, welches, von Zeit zu Zeit beurlaubt (prorogirt), drittehalb Jahre zusammen blieb, gab in schneller Aufeinanderfolge ein sogenanntes Subsidium nach dem anderen, so daß der König schon seit 1472 ein stehendes Heer von dreizehntausend Bogenschützen unterhalten konnte. Außerdem war die von Eduard erfundene Art der Erpressung (s. S. 332) nie drückender, als in jenen drei Jahren; denn Eduard schämte sich nicht, bei Jedem, den er als wohlhabend kannte, dreist zu betteln, und nannte das, was er auf solche Art erhielt, eine freie Gabe (benevolence).

Die Ausführung des tollen Planes der Theilung von Frankreich ward lange verschoben, weil die überall zerstreuten Agenten Ludwig's so geschäftig waren, den Herzögen von Burgund und Bretagne Feinde zu erwecken oder Verrath und Unruhe gegen sie anzustiften, daß Beide niemals zu rechter Zeit im Felde erscheinen konnten. Dies war besonders in den Jahren 1473 und 1474 mit dem Herzoge von Burgund der Fall; denn Karl beschäftigte sich damals mit anderen abenteuerlichen Eroberungsplanen, welche ihn nach Geldern, nach Trier und in den Kölnischen Krieg zogen. Beide Herzoge waren auf diese Weise fast zwei Jahre lang genöthigt, von Zeit zu Zeit einen Waffenstillstand mit dem französischen Könige zu schließen; Eduard dagegen hatte sich immer gerüstet gehalten und dabei ungeheure Summen von seinen Unterthanen erhoben. Im Juli 1474 schien es endlich mit der Ausführung des Projects oder vielmehr der Chimäre wirklich Ernst zu werden. Es ward nämlich am 21. Juli zwischen Eduard und Karl dem Kühnen, obgleich der Letztere damals vor Nuys lag, ein förmliches Angriffs- und Vertheidigungsbündniß geschlossen. Eduard sollte mit einem Heere, dessen Führung er selbst übernähme, in Guyenne oder in der Normandie landen, seine Ansprüche an den französischen Thron geltend machen und von Karl mit einem in Person anzuführenden Heere unterstützt werden. Der König von England versprach,

dem Herzoge von Burgund die Länder Champagne, Bar und Nevers, sowie die Städte an der Somme zu überlassen, indem er sich nur das Recht vorbehielt, sich zu Rheims als König von Frankreich krönen zu lassen. Dem Herzoge von Bretagne wurde der Besitz von Poitou versprochen. Auch der König Jakob III. von Schottland ward eingeladen, dem Bündnisse gegen Frankreich beizutreten; Jakob lehnte dies aber nicht blos ab, sondern er war es auch, welcher dem König Ludwig zuerst genaue Nachricht von dem ihm drohenden Sturme gab. Doch wußte Eduard, welcher sonst bei aller seiner Schwelgerei und Prachtliebe in dieser Beziehung weit weniger verschwenderisch war, als der durchaus plebejische König von Frankreich, den schottischen König durch Geld von einer Unterstützung der Franzosen abzuhalten. Er verlobte nämlich seine Tochter Cäcilie mit Jakob III., versprach eine baare Summe als Mitgift zu geben, und ließ diese in jährlichen Abschlagsbeträgen auszahlen, so daß der schottische König zu der Zeit, als Eduard den Krieg begann, von diesem ein Jahrgeld bezog.

Sobald Eduard im Begriff war nach Frankreich überzusetzen, schickte er einen Herold mit einer Kriegserklärung, welche Comines sehr schön stylisirt (conçu en beau langage et en beau style) nennt, an den französischen König, und ließ denselben trotzig auffordern, ihm die Krone abzutreten. Ludwig war ein viel zu guter Diplomat, um diese Botschaft mit trotzigen Worten zu erwidern oder gar, wie man einem Chronikschreiber oft nacherzählt hat, durch Übersendung eines Ebers, eines Wolfes und eines Esels eine symbolisch höhnende Antwort nach England zu schicken, wo schon seit zwei Jahren die Nation weit eifriger den Krieg wünschte, als der König, und deshalb die größten Opfer gebracht hatte; er benahm sich vielmehr auf's artigste. Wie er überhaupt allem aristokratischen Wesen und allem adeligen Verkehr abgeneigt war, so ließ er auch jetzt den Herold zu sich in sein Zimmer rufen und sagte ihm: „Er möge seinem Herrn sagen, Ludwig wisse recht gut, daß sein guter Freund Eduard nicht der Urheber des angekündigten Krieges sei, sondern daß der Connetable von St. Paul und die Herzöge von Bretagne und Burgund das englische Volk durch ihre geheimen Umtriebe aufgeregt hätten, und daß in Folge davon Eduard durch die Deputirten des Volkes im Unterhause zu jenem

Schritte gezwungen worden sei. Eduard werde jedoch schon sehen, daß dabei nichts herauskomme; denn es sei für einen König von England weit rühmlicher und anständiger, unmittelbar mit einem Könige seines Gleichen zu verhandeln, als sich mit aufrührerischen und rebellischen Unterthanen einzulassen. Allen Königen, so sehr sie auch entzweit sein möchten, müsse daran liegen, daß niemals einer des Anderen Unterthanen im Aufstande bestärke." Nach dieser Erklärung ließ Ludwig dem Herold dreihundert Goldthaler auszahlen, und schenkte ihm außerdem ein Stück carmoisinrothen Sammt, blos damit der Gesandte recht großen Lärm über die Freigebigkeit des Königs gegen Alle, die ihm einen Gefallen erzeigten, machen möchte. Auch verfehlten die Schenkungen ihre Wirkung nicht; dies sehen wir daraus, daß später Alle, welche irgend einen Einfluß auf Eduard hatten, Jahrgelder von Ludwig bezogen.

Mit einem Heere von fünfzehnhundert gepanzerten Reitern (Gensd'armes) und ebensoviel tausend Bogenschützen setzte Eduard nach Frankreich über. Er erwartete zunächst in seinem Lager bei Calais den Herzog von Burgund mit dessen Heere, und rechnete darauf, daß der Connetable von St. Paul ihn in St. Quentin einlassen würde; Beide ließen ihn aber im Stiche. Der Connetable befahl sogar, auf die Engländer zu feuern, als sie sich zuerst in der Ferne zeigten und dann auf den Rath des Herzogs von Burgund näher heranrückten. Karl aber hatte nicht nur vor Nuys so großen Schaden gelitten, daß er sein Heer erst wieder herstellen mußte, sondern er dachte auch weit mehr daran, sich an dem Herzoge von Lothringen zu rächen, als dem englischen Könige beizustehen, und als er für seine Person nach Calais gekommen war, endigte die Zusammenkunft der beiden stolzen und hochfahrenden Herren mit einem heftigen Zank, in Folge dessen Karl sich alsbald entfernte und nicht wieder zurückkehrte.

Den Zorn Eduard's über die Bundesgenossen, die ihn herbeigerufen hatten, benutzte König Ludwig, um der beschwerlichen fremden Gäste loszuwerden, indem es ihm dabei ganz gleichgültig war, ob die Art und Weise, wie er dies erreichte, ihm bei seinen ritterlichen Standes- und Zeitgenossen Ehre oder Schande bringe. Es erschien vor ihm ein Franzose von geringem

Stande, den die Engländer gefangen genommen und der herrschenden Sitte gemäß, nach welcher dem ersten Gefangenen, den man in einem Kriege machte, die Freiheit geschenkt wurde, wieder entlassen hatten. Durch diesen Mann ließen die Lords Stanley und Howard den französischen König freundlich grüßen, und hieraus errieth Ludwig mit dem ihm eigenen Scharfsinn, daß durch jene beiden Männer mit dem König Eduard angeknüpft werden könne. Zugleich erkannte sein Blick in dem Gascogner Merindot, den er nur einmal gesehen hatte, den rechten Mann zur Übernahme der Unterhandlung. Dieser Mann war Bürgermeister von La Rochelle, und eignete sich seines Standes und seiner Verhältnisse wegen weder zum Gesandten noch zum Herold; auch wehrte er sich, als Comines ihm im Namen des Königs Aufträge geben wollte, aus allen Kräfte dagegen, und Comines selbst bat den König einen Anderen zu wählen. Dieser bestand aber auf der von ihm getroffenen Wahl, begab sich selbst zu Merindot, und wußte ihn leicht zu bereden. Merindot ward hierauf in der Kleidung eines Herolds in das englische Lager geschickt, und bewies sich dort als den rechten Mann; denn seine geläufige Zunge brachte den König Eduard und die Herren, welche dessen Rath im Lager bildeten, dahin, daß sie auf Ludwigs Vorschlag, einen Kongreß zur Abschließung eines Waffenstillstandes zu berufen und die Bevollmächtigten sogleich zu ernennen, eingingen.

Die zu dem Kongreß zusammengetretenen Männer waren von französischer Seite der Admiral von Bourbon, der Herr von St. Pierre und der Bischof von Evreux, von Seiten England's die Lords Howard und Cheney, der Erzbischof von Canterbury und der Doctor der Theologie Morton, welcher später Erzbischof und Kanzler von England wurde. Diese Herren kamen in einem nahe bei Amiens gelegenen Dorfe zusammen, und beriethen von dem 13. August 1475 an über die Bedingungen eines Waffenstillstandes; Ludwig aber sorgte für das Mittel, durch welches allen diplomatischen Unterhandlungen schnell eine günstige Wendung gegeben werden kann. Er schickte Vertraute nach Paris, welche auf ihren eigenen Namen Geld aufnahmen, weil eines Theils der König recht gut wußte, daß man ihm nicht traue, und weil man anderes Theils nicht erfahren solle, wozu er das Geld gebrauchen wolle. Ludwig's Agenten liehen

von allen Seiten her große Summen, auch Gerichts-Kassen und niedergelegte Summen wurden in Anspruch genommen, und die Räthe und Präsidenten der Gerichte gaben Geld her. Der König ließ nachher durch den Kanzler Doriole sechs leere Pergamentbogen (blancs-seings) mit dem großen Reichssiegel untersiegeln, damit die Herren, welche er gewinnen wollte, selbst hineinschreiben könnten, was ihnen für ihre Gefälligkeit gebühre. In Folge dieser Maßregeln wurden die Verhandlungen so schnell zu Ende geführt, daß schon am 29. August 1475 ein Vertrag zwischen Frankreich und England abgeschlossen ward; denn es kam dem habsüchtigen und verschwenderischen Könige von England auch diesmal vor allen Dingen auf Geld an, und Ludwig handelte klug, wenn auch freilich nicht groß oder edel, indem er sich von dem Gedanken leiten ließ, der Ausgang des Kampfes sei ungewiß und der Krieg werde auf jeden Fall mehr kosten, als alle Bestechungen, die er anwandte, und alle Summen, die er zahlte. Übrigens findet sich zwar in den Schriftstellern die Behauptung, daß bei den Unterhandlungen die Engländer anfangs das ganze französische Reich, dann einzelne Provinzen desselben und hierauf erst einen unter den Titel von Jahrgeldern versteckten Tribut gefordert hätten; diese Behauptung wird aber durch die officielle Kunde widerlegt, welche die Documente der englischen Geschichte uns geben. Ludwig verpflichtete sich, an den König von England innerhalb vierzehn Tagen hunderteundfünfzigtausend Thaler (75000 crowns) und außerdem jährlich, so lange er und Eduard lebten, hunderttausend Thaler (50000 crowns) zu zahlen. Ferner sollen sieben Jahre lang freier Handelsverkehr zwischen England und Frankreich bestehen. Endlich ward noch festgesetzt, daß Eduard's älteste Tochter, Elisabeth, den Dauphin heirathen und, da dieser noch ein Kind sei, auf Ludwig's Kosten nach Frankreich gebracht werden solle, um dort ihre Erziehung zu erhalten, sowie daß sie, von dem Augenblick an, wo die Heirath erklärt werde, jährlich sechzigtausend Livres zu empfangen habe. Bei Gelegenheit dieses Friedensschlusses that Ludwig auch etwas für seine Nichte Margaretha von Anjou, die Wittwe des Königs Heinrich VI., die er sonst um das Erbe ihres Vaters brachte. Er zahlte nämlich fünfzigtausend Kronen an Eduard, und dieser entließ dafür Margaretha aus dem Tower. Die unglückliche Königin

ward am 20. Januar 1476 von Thomas Montgommery nach Frankreich gebracht, mußte aber vorher zu Gunsten Eduard's auf die englische Krone, sowie auf ihre Mitgabe und ihr Wittwengut verzichten, wogegen Eduard ihr lächerlicher Weise die Ansprüche abtrat, welche er an ihre Güter machen könne. Dafür, daß Ludwig sie aus der Gefangenschaft losgekauft hatte, überließ Margaretha dem französischen Könige und seinen Nachfolgern Rechte auf Lothringen, welche sie gar nicht besaß. Nach dem Abschluß des Vertrags hielten Ludwig und Eduard auf der Brücke von Pequigny eine Zusammenkunft, bei welcher sie durch ein Gitter getrennt waren und sich durch dasselbe küßten. Da dort noch manches Andere ausgemacht wurde, so nennt man die zwischen beiden Königen getroffene Übereinkunft, welche sonst nach der Stadt Amiens bezeichnet zu werden pflegt, auch den Vertrag von Pequigny. Übrigens lud damals der französische König den englischen zwar zu einem Besuche nach Paris ein; dies gereute ihn aber bald wieder, und er gab sich nachher alle Mühe, Eduard durch dessen von ihm bestochene Freunde zu bewegen, daß er sich noch im September nach England einschiffe, was dann auch geschah.

Wenn Ludwig im Vertrag von Pequigny dem Könige von England alle Vortheile gewährte, welcher dieser nur irgend hatte erwarten können, so erholte er sich dagegen gleich nachher an dem Herzoge von Bretagne und an dem Connetable Jakob von Luxemburg, Grafen von St. Paul. Dem Ersteren ließ er durch einen Gesandten sehr harte Vorwürfe wegen seiner Verbindung mit England und mit Karl dem Kühnen machen, und der Herzog mußte es als eine Gnade ansehen, daß Ludwig ihn durch einen in Senlis geschlossenen Vertrag unablöslich an Frankreich knüpfte. Dem Anscheine nach waren die Verpflichtungen, welche beide Theile in diesem Vertrage eingingen, ganz gleich; es ist aber bekannt, daß ein solcher Bund, wenn die Macht der Verbündeten so sehr verschieden ist, den Schwachen niederdrückt. Ärger erging es dem Grafen von St. Paul, welchem Ludwig so lange, als derselbe ihm noch nachtheilig sein konnte, ruhig zugesehen hatte. St. Paul hatte seine Gemahlin durch den Tod verloren; sein Bruder verließ ihn und floh zu Ludwig, als dieser Anstalt machte, sich seiner zu bemächtigen; sein Sohn war von Ludwig in Ketten und Banden

geworfen worden und sollte vierzigtausend Thaler Lösegeld bezahlen, welche er nicht aufbringen konnte; endlich hatten ihn auch seine Getreuen, Genlis und Mouy, verlassen, um nicht in sein Unglück verwickelt zu werden. In dieser Noth wandte sich St. Paul an Karl den Kühnen, obgleich er denselben kurz vorher arg betrogen hatte. Er bat den Herzog von Burgund, ihn gegen die unversöhnliche und grausame Rache des feigen Königs von Frankreich in Schutz zu nehmen, und bot ihm dafür alle seine festen Plätze an. Auch schickte ihm Karl wirklich einen Geleitsbrief, und machte Anstalten, St. Quentin zu besetzen; Ludwig kam aber den Burgundern zuvor, indem er mit zwanzigtausend Mann gegen die Städte des Connetable vorrückte und St. Quentin, Ham, Bohain und Beaurevoir besetzte. Der Connetable mußte also zum Herzoge von Burgund fliehen. Dieser hätte ihn gerne gerettet; aber Ludwig forderte die Auslieferung St. Paul's, er drohte im entgegengesetzten Falle nach Lothringen zu marschiren und Karl im Rücken zu fassen, und Karl's tyrannische Minister, Hügonet und d'Imbrecourt, waren bestochen; sie riethen zur Auslieferung, und eilten mit derselben, statt, wie Karl wollte, sie zu verzögern. Drei Stunden früher, als des Herzogs Gegenbefehl ankam, war der Connetable an der Grenze dem Admiral von Bourbon und dem Herrn von St. Pierre übergeben worden, welche ihn dann sogleich vor seine Richter, den Kanzler Doriole, den Präsidenten Boulange, den Gouverneur von Paris, Gautier, und mehrere Präsidenten, Räthe, Maitres des Requêtes, Procuratoren und Generaladvocaten stellten, damit ihm der Proceß gemacht werde. Er wurde nachher von St. Pierre in der Bastille bewacht, und das Parlament fand keine Schwierigkeit, ihn wegen Hochverraths zu verurtheilen, da sowohl Eduard von England, als der Herzog von Bourbon dem Könige seine verrätherische Correspondenz und die untersiegelten Actenstücke mitgetheilt hatten. Er wurde als Majestätsverbrecher aller seiner Ehren und der Zeichen derselben beraubt und hierauf vor dem Rathhause von Paris hingerichtet (December 1475).

In England fuhr Eduard nach seiner Rückkehr fort, auf jede Weise Geld zu erpressen und dasselbe dann zur Befriedigung von ganz groben und gemeinen Leidenschaften zu verschwenden, welche ihn, den schönsten Mann des Reiches, bereits im Gesichte ganz

entstellt und am Körper unförmlich gemacht hatten, und ihn nachher schon in seinem einundvierzigsten Lebensjahre in das Grab brachten. Dabei übte er jedoch große Strenge gegen die damals in allen Ländern sehr zahlreichen Räuber, welche aus entlassenen Soldaten und von Beute lebenden Rittern gemischt waren. Er reiste selbst mit den Richtern im Lande umher, um rücksichtslose Strenge zu üben und die Richter dazu anzuhalten. Er war übrigens ebenso wie Ludwig XI. bei den unteren Klassen sehr beliebt; denn durch die Güter-Einziehungen und durch die von den Reichen erpreßten Geschenke war er so reich geworden, daß er die Kosten für seine Hofhaltung aus seiner Privatkasse bestreiten konnte und zu diesem Zwecke nichts vom Volke zu fordern brauchte. Dürfen wir den Chroniken trauen, so bettelte er wie andere Bettler auch, und ließ sich sogar mit einer ganz geringen Gabe abfertigen. Dies schließen wir aus einer Anekdote, die wir jedoch nicht verbürgen möchten, obgleich sie sich auch bei Hume findet. Er nahm, heißt es dort, von einer alten Jungfer nicht allein zwanzig Pfund als Geschenk an, sondern küßte sie auch dafür, als sie ihm dieselben einhändigte, wodurch sie so entzückt ward, daß sie ihm vierzig Pfund statt der versprochenen zwanzig gab. Die Reichen preßte er auf jede Weise aus; denn er erhöhte die Zölle und strafte unerbittlich, wenn die Einnehmer sie nicht strenge genug eintrieben. Die Geistlichkeit mußte ihm alle Augenblicke einen Zehnten dafür geben, daß er sie aus Gnaden im Besitze ihrer weltlichen Güter ließ. Ebenso mußten die Kronvasallen beständig Buße bezahlen, da die unzähligen Formen, Formeln und kleinen Bestimmungen des Lehenrechtes es unmöglich machten, sich den Chikanen seiner Vampire zu entziehen. Das Parlament war ihm zu jeder Gewaltthat behülflich. Es gab namentlich das ungerechte, rückwirkende Gesetz, daß der König seine Schenkungen und Vergabungen, weil sie zu groß gewesen, zurücknehmen dürfe (act of resumption).

Dieses Gesetz machte Eduard, wie gegen jedermann, so auch gegen seinen Bruder, den Herzog von Clarence, geltend. Der Herzog wurde dadurch sehr gekränkt, weil er eben so gierig war, als sein königlicher Bruder, und unsäglich Vieles an sich gerissen hatte. Er schmollte, entfernte sich vom Hofe, schimpfte laut und beobachtete im Rathe ein eigensinniges Schweigen. Noch heftiger

ward die Zwietracht beider Brüder, als die Gemahlin des Herzog von Clarence nach einem Kindbette allmälig hinschwand und starb, und er hierauf Karl's des Kühnen Tochter, Maria, heirathen wollte. Wahrscheinlich war es Verläumdung, daß man ihm damals die Vergiftung seiner Gemahlin Schuld gab. Dagegen ist unzweifelhafte Thatsache, daß Clarence nach dem Tode derselben um die Hand der Maria anhielt, daß seine Bewerbung von seiner Schwester, der verwittweten Herzogin von Burgund, unterstützt wurde, und daß Graf von Rivers, der Schwager Eduard's, als sein Mitbewerber auftrat. Da bei dieser Gelegenheit Eduard für den Bruder seiner Gemahlin gegen seinen eigenen Bruder arbeitete, so kannte Clarence von jetzt an in seiner Heftigkeit keine Schranken mehr. Man betrachtete ihn daher seit dieser Zeit als einen Mann, der nach der Krone strebe, und suchte ihn zu verderben. Daß des Herzogs zweiter Bruder, der teuflische Richard von Gloceſter, großen Antheil an seinem Untergange hatte, sagen alle Schriftsteller; wir wissen indessen darüber nichts Bestimmtes. Schon früher hatte man, um Clarence der Vergiftung seiner Gemahlin verdächtig zu machen, eine der Frauen derselben einziehen, durch die Folter zu Geständnissen zwingen und dann hinrichten lassen; jetzt verwickelte man, um ihm beizukommen, zwei seiner Freunde und Diener in einen ganz abgeschmackten Proceß. Diese Männer waren der Geistliche Stacey, Schreiber beim Herzoge und deshalb sein Diener genannt, und ein unabhängiger Gutsbesitzer (gentleman), Thomas Burdet, dem der König einen weißen Dammhirsch weggeschossen hatte, und der sich deshalb die bereits oben (S. 330) erwähnte unbesonnene Äußerung erlaubt hatte. Daß Burdet dieser Äußerung wegen als Hochverräther hingerichtet worden sei, ist unwahr; vielmehr wurde er und Stacey, welche Beide unter dem Schutze des Herzogs von Clarence standen, beschuldigt, sie hätten des Königs und der Prinzen Nativität berechnet und aufrührerische Balladen und Reime verbreitet. Da nun in England, wie überall, die Folter (the rack) im Gebrauche war, so erpreßte man leicht ein Geständniß von ihnen. Das Gericht, welches sie wegen dieses Verbrechens astronomischer oder, wenn man will, astrologischer Berechnungen verurtheilte und hinrichten ließ, bestand aus den Richtern des Landes und aus dem größten

Theile der weltlichen Praxis, die gar keine Rücksicht darauf nahmen, daß Beide ihre erpreßten Geständnisse zurücknahmen und auf dem Schaffot ihre Unschuld betheuerten.

Der Herzog befand sich, als jene Männer verurtheilt und hingerichtet wurden, in Irland; nach seiner Rückkehr von dort tadelte er öffentlich und in den stärksten Ausdrücken den an ihnen begangenen Mord, begab sich in Begleitung des würdigen und geachteten Geistlichen Godard, der sie zum Schaffot begleitet hatte, in den Westminster-Saal, wo die Richter gerade versammelt waren, schalt dieselben dort vor allem Volke und betheuerte, daß die Hingerichteten auch in der letzten Beichte auf ihrer Unschuld beharrt waren. Dies ward dem Könige, der in Windsor war, gemeldet, er eilte herbei, ließ seinen Bruder zu sich rufen, und stellte ihn darüber zur Rede, daß er Richter, Gericht und Obrigkeit in Verachtung bringe. Nach einem heftigen Zank beider Brüder ward Clarence in Gegenwart der Sheriffs und des Lordmayor in den Tower gebracht. Hierauf klagte der König in eigener Person seinen Bruder vor dem Parlamente an. Er trat zugleich als Ankläger und als Zeuge gegen ihn auf, die Richter aber fragten weder nach Beweis, noch nach Zeugen, und Clarence erbot sich vergebens zu dem Zweikampfe, welcher bekanntlich bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein bei den Engländern als Beweismittel gesetzlich, wenn auch nicht gebräuchlich war. Die von Eduard vorgebrachten Anklagepunkte sind alle abgeschmackt; einen einzigen wollen wir besonders anführen, weil Richard von Gloceſter, ein Teufel in Menschengestalt, sich desselben später gegen Eduard's unglückliche Söhne bediente. Eduard sagte nämlich unter Andern, Clarence habe behauptet, er, der König, sei nicht der Sohn seines Vaters, sondern eines Geliebten seiner Mutter. Die Pairs waren stumm, keiner erkühnte sich, den Angeklagten zu vertheidigen, und Clarence ward zum Tode verurtheilt. Man wagte jedoch nicht eher ihn hinzurichten, als bis auch die Repräsentanten des Volkes sich am Rechte versündigt hatten. Es wurde nämlich von einem Manne, welchem einst auf Veranlassung des Herzogs im Gerichte Unrecht geschehen war, beim Unterhause eine Bittschrift eingereicht, daß Clarence doch bestraft werden möge, und darauf hin ersuchte das Unterhaus den König, das Urtheil der Pairs vollziehen zu lassen. Den Herzog

öffentlich hinzurichten wagte man nicht; er ward im Tower getödtet. Daß er in einem Fasse Malvasier ertränkt worden sei, ist eine alberne Geschichte, welche aus Fabian, der für Heinrich's VII. Geschichte ein guter Zeuge ist, zu Eduard's Zeit aber noch ein Kind war und in Betreff derselben nach Hörensagen schrieb, in die späteren Bücher, auch in die Geschichte eines Rapin-Thoyras und in die Werke anderer neuerer Geschichtschreiber übergegangen ist. Schon Henry hatte die Abgeschmacktheit und Falschheit dieses Mährchens bewiesen; Lingard hat mit Recht gar keine Notiz von demselben genommen. Übrigens setzt man die Ermordung des Herzogs von Clarence auf den 11. März des Jahres 1478. Die Güter des Ermordeten schenkte Eduard zum größten Theile dem verhaßten Grafen Rivers, dem Bruder seiner Gemahlin. Hätte er noch Scham vor den Menschen oder Scheu vor einem Gotte gehabt, welcher, wie die zehn Gebote ihn lehrten, die Vergehungen der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, so würde er aus Furcht vor dem, was später erfolgte, wenigstens dies nicht gethan haben. Der Graf Rivers war nebst allen Verwandten der Königin so verhaßt, daß, als Eduard nach dem Treffen bei Barnet ihm die sehr einträgliche Statthatterschaft Calais, welche Warwick gehabt hatte, überlassen wollte, die in Calais liegenden Soldaten sich weigerten, denselben aufzunehmen, so daß der König Howard und Hastings dahin schicken mußte. Die Schenkung war doppelt gehässig, da die Kabalen des Grafen und seiner Schwester Anfang und Ursache von Clarence's Unglück gewesen waren. Gehässig war es auch, daß der König die übermäßige Bereicherung seines Schwagers durch eine schmählich heuchlerische Entschuldigung zu beschönigen suchte. Er sagte nämlich, er wolle durch jene Schenkung dem Grafen Rivers gewissermaßen im Namen seines Bruders ein Bußgeld zahlen für vieles Böse, welches Clarence demselben gethan habe, und dies könne dazu beitragen, daß dem Herzoge auch noch nach seinem Tode Sündenvergebung ertheilt und seiner Seele Seligkeit gefördert werde.

In den letzten Jahren von Eduard's Regierung spielte schon der Würgengel seiner Familie, Richard von Gloceſter, eine Hauptrolle, weil der König in Folge seines ausschweifenden und schwelgerischen Lebens jeder Anstrengung unfähig geworden war. Gerade

in dieser letzten Zeit nahm Eduard durch Unterhandlungen mit Dänemark, den Niederlanden und Spanien, sowie durch seine Streitigkeiten mit Ludwig XI. und mit dem Könige von Schottland an den allgemeinen europäischen Angelegenheiten sehr großen Antheil, und suchte sich dadurch, daß er seine Töchter legitimen Herrschern verlobte, mit den Letzteren unzertrennlich zu verbinden. Alles, was er in dieser Rücksicht that, brachte seinem Hause Schimpf oder Nachtheil. Weder Elisabeth, die er in dem Vertrage von Amiens dem Dauphin von Frankreich versprochen hatte, noch Cäcilie, welche mit Jakob III. verlobt war, und deren Ausstattung bis 1478 in jährlichen Zahlungen nach Schottland geschickt wurde, noch Anna, welche ihr Vater dem Herzog Philipp, Maximilian's Sohne, zur Gemahlin bestimmte, wurden wirklich mit diesen ihren Verlobten vermählt. Ludwig XI. hatte nie Lust gehabt, den Vertrag von Amiens zu erfüllen, so pünktlich er auch dem englischen Könige sein Jahrgeld von fünfzigtausend Kronen zahlte; dem Letzteren ging daher endlich die Geduld aus, obgleich er den Waffenstillstand auf hundert Jahre nach beider Könige Tode verlängert hatte. Der Hauptanstoß war, daß Eduard die Erfüllung der Bedingung verlangte, nach welcher seine Tochter auch noch während ihres Aufenthaltes in England jährlich eine Summe Geldes erhalten sollte. Ludwig benahm sich auch diesmal ganz nach seiner gewöhnlichen Art: er weigerte sich nicht gerade und offen, sondern verzögerte nur die nöthige Erklärung, behauptete, daß die geforderte Summe zu groß sei, und ließ die Unterhandlung darüber in die Länge ziehen. Sogar als Eduard zwei Gesandte nach Paris geschickt und sehr ernstlich eine entscheidende Antwort von ihm gefordert hatte, wußte Ludwig neue Ausflüchte zu finden. Er schickte an Eduard zwei Geschäftsleute, Güyot du Chesnay (son maître d'hôtel) und Louis Garnier (maître des requêtes et maire de Poitiers), welche neue Schwierigkeiten machten. Schon im Jahre 1480 war darauf Eduard feindlich gegen Ludwig gesinnt, rüstete ein Heer und schloß mehrere Verträge mit Maximilian. In einem dieser Verträge ward Eduard's Tochter Anna mit Philipp, dem erst ein Jahr alten Sohne Maximilian's, verlobt; in einem anderen wurde festgesetzt, daß, wenn Ludwig wegen der Verbindung Eduard's mit Maximilian aufhören sollte, die

fünfzigtausend Kronen zu entrichten, die Niederländer diese Zahlung übernehmen sollten.

Um dieselbe Zeit gerieth Eduard, welcher seit 1478 die dem schottischen Könige versprochene jährliche Abschlagszahlung für die Mitgift seiner Tochter Cäcilie (s. S. 357) eingestellt hatte, auch mit Jakob III. von Schottland in Zwist. Wie viel Antheil Ludwig's diplomatische Künste, die Tücke seiner Sendlinge und sein Geld an dem zwischen beiden Königen entstandenen Streite hatten, wagen wir nicht zu bestimmen, obgleich die französischen Schriftsteller behaupten, Ludwig besonders habe den Zwist erregt. Wahrscheinlich kann diese Behauptung dadurch gemacht werden, daß Ludwig vorher Karl den Kühnen durch dieselben Künste zu Grunde gerichtet hatte, durch welche er jetzt dem König Eduard schadete; auch fiel Jakob III. gerade zu der Zeit in England ein, als Eduard ein Heer gegen Ludwig gerüstet und seinem Admiral Befehl gegeben hatte, dem Erzherzog Maximilian gegen denselben beizustehen.

Jakob III. ward von den verschiedenen Menschenklassen in Schottland ganz verschieden beurtheilt, weil er schon in seinem siebenten Jahre den Thron bestiegen hatte, und nicht mit schottischer Strenge erzogen worden war, sondern fremde Bildung, fremden Sitten und jugendliche Leichtfertigkeit zeigte, sich durch fremde Künstler von niederer Herkunft leiten ließ, und besonders von drei Leuten dieser Art beherrscht ward, welche dadurch den Haß des schottischen Adels auf sich luden. Man sagt, Jakob habe eine gute Erziehung und Bildung gehabt, seine Schotten seien ihm deshalb zu roh und rauh erschienen, die von ihm begünstigten Freunde aber Männer von Talent und Geschicklichkeit gewesen. Dies könnte man allenfalls zugeben; Jakob's Betragen gegen seine beiden Brüder bezeichnet ihn aber als einen Mann, dessen Gefühl, so gebildet auch sein Verstand sein mochte, eben so stumpf war, als das seiner rohen schottischen Lairds nur immer sein konnte. Sein älterer Bruder, Alexander, Herzog von Albany, und der jüngere, Johann, Graf von Mar, machten ihm ebenso, wie nachher auch Eduard von England in seinen Manifesten that, den Vorwurf, daß er, vorgeblich aus Liebe zur Wissenschaft und Kunst Italien's, den Umgang seines schottischen Adels verschmähe und sich mit Leuten gemein mache, welche trotz aller Bildung nicht vornehm genug wären,

um mit ihm umgehen zu dürfen. Besonders sprach sich der Graf von Mar sehr heftig gegen seinen Bruder aus. Jakob ließ beide Brüder gefangen setzen, Alexander auf dem Schlosse zu Edinburg. Johann auf der Burg von Craiguillar. Der Letztere ward, um ihn unter dem Vorwande eines Mordversuches gegen den König aus der Welt schaffen zu können, beschuldigt, er habe durch die bekannten bildlich mordenden Zauberkünste, an welche selbst die alten philosophischen Römer glaubten, seinen Bruder Jakob tödten wollen. Man verurtheilte ihn zum Tode, öffnete ihm die Adern und ließ ihn so durch Verblutung sterben. Der andere Bruder, Alexander, entkam aus seinem Gefängnisse, gelangte auf einem französischen Schiffe nach Paris, und begab sich von dort 1481 nach England.

Hier war im Juni desselben Jahres König Jakob raubend eingefallen, ohne etwas Anderes ausrichten zu können, als daß die wilden Schaaren der Grenzbewohner (the boarderers) in Northumberland Verwüstungen und Räubereien übten. Für das folgende Jahr wurden von beiden Seiten große Rüstungen gemacht. Richard von Glocester war als Stellvertreter seines Bruders in die nördlichen Grafschaften geschickt worden, um für einen großen Zug nach Schottland, den er eigentlich schon 1481 hätte unternehmen sollen, die Barone und Ritter aufzubieten und das ganze Volk zu bewaffnen. Andererseits brachte auch Jakob III. seine Nation in Bewegung. Das schottische Parlament faßte im April die heftigsten Beschlüsse gegen den englischen König, welcher in den Aktenstücken nur der Räuber (Rieffar) genannt wird, und es gelang dem schottischen Könige, ein so ansehnliches Heer an der Grenze zu versammeln, daß die englischen Truppen sich mit der Vertheidigung derselben begnügen mußten. Allein mittlerweile hatte der Herzog Alexander von Albany mit Eduard einen förmlichen Bund gegen seinen Bruder Jakob geschlossen, und dies bewirkte, daß Richard's Feldzug im Jahre 1482 glücklicher war, als der frühere; denn Alexander hatte einen mächtigen Anhang unter den Schotten. In dem zwischen Eduard und dem Herzoge von Albany geschlossenen Vertrage verpflichtete sich der Erstere, dem Herzoge, der sich in der Vertragsurkunde König von Schottland nannte, durch ein Heer zum Besitze der schottischen Krone zu verhelfen;

dagegen versprach der Herzog, diese von Eduard zu Lehen zu nehmen und die Stadt Berwick nebst ihrer Burg an England zurückzugeben. Eine andere Bestimmung dieses Vertrages verdient hervorgehoben zu werden; denn wenn es irgend eines besonderen Beweises bedürfte, daß die romantisch poetische Ansicht der Religion, der Moral und der Sitten des Mittelalters, welche uns von Schwärmern, die vom Einzelnen der Geschichte wenig wissen, noch immer sophistisch und declamatorisch empfohlen wird, eben so falsch und verderblich sei, als das Ikarien und Utopien der Socialisten und Communisten, so würde er hier zu finden sein. Der Vertrag enthält nämlich auch die Bestimmung, daß Alexander von Albany, welcher bereits zwei Weiber hatte, eine von Eduard's Töchtern heirathen solle, wenn die Kirche es zugebe. Es wird also von zwei äußerlich sehr frommen Königen in ihrem Tractate die Möglichkeit angenommen, daß die Kirche einem Fürsten gestatte, drei rechtmäßige Weiber zugleich zu haben. Das Heer, welches Richard von Gloceſter 1482 nach Schottland führte, fand keinen Widerstand an der Grenze, sondern drang bis zur Stadt Edinburg vor und besetzte dieselbe, nachdem es im Vorbeigehen die Festung Berwick erobert hatte, was ein sicherer Gewinn war, als der Besitz der Hauptstadt von Schottland. Das Glück der Engländer war übrigens eine Folge von Alexander's Einverständniß mit den schottischen Lairds, welche vor dem Erscheinen Richard's bei Edinburg das schottische Heer entlassen hatten. Diese waren mit Jakob's Begünstigung von zum Theil sogar ausländischen Künstlern und Gebildeten unzufrieden, und hatten sich gerade in der Kirche von Lauder versammelt, um dem Könige, welcher kurz vorher dem Baumeister Cochran den Titel eines Grafen von Mar ertheilt hatte, drohende Vorstellungen zu machen, als der nämliche Cochran unter ihnen erschien. Sie ergriffen ihn sogleich und knüpften ihn nebst sechs anderen Lieblingen Jakob's auf der Brücke auf. Unmittelbar nachher entließen sie das Heer ganz, setzten ihren König in der Burg von Edinburg gefangen, und bedrohten ihn mit ewigem Gefängniß, wenn er nicht eine unbedingte Vergebung des Geschehenen ertheile.

Der Urheber dieser Scenen, der König Eduard, welcher Hunderte seiner Unterthanen am Galgen und auf dem Schaffot umbringen ließ, und auch seinen eigenen Bruder gemordet hatte, gilt dessen

ungeachtet dem Mönch von Croyland, dem wir viele Nachrichten über seine Zeiten verdanken, als ein Gott wohlgefälliger König. So glücklich übrigens auch der Zug gegen Schottland ausging, so war Eduard doch sehr unzufrieden mit demselben, weil der Geldverlust, den er dabei erlitt, weit größer war, als der Gewinn. Er rechnete nämlich, daß der Krieg ihm hunderttausend Pfund gekostet habe, und daß der Gewinn der Stadt Berwick ein schlechter Ersatz dafür sei; denn er mußte in der Folge jährlich zehntausend Mark aufwenden, um die Stadt zu behaupten. Er schloß also bald nach der Besetzung von Edinburg Frieden. Über der Art, wie der schottische Krieg zu Ende ging, schwebt einiges Dunkel. Wir könnten dasselbe zwar vielleicht einigermaßen aufhellen, müßten dann aber in die Einzelnheiten der schottischen Geschichte tiefer eingehen, als sich mit dem Zwecke dieses Werkes verträgt. Wir wollen daher nur die Hauptsache, sowie das Ende des Herzogs von Albany berichten. Wir finden nicht, daß Alexander, als er mit dem englischen Heere in Edinburg eingerückt war, auf seinen Anspruch auf das Königthum zurückkam. Im Gegentheil, er unterzeichnete eine Übereinkunft, welche zwei schottische Pairs und zwei Prälaten im Namen seines Bruders mit ihm abschlossen, als Herzog von Albany. In diesem Vertrage wurde ihm völlige Straflosigkeit und die Zurückgabe aller seiner Güter zugesichert, und er versprach dagegen seinerseits, sich als treuer Unterthan zu betragen. Für den König von England wurde in demselben Vertrage ausgemacht, daß Jakob III. entweder die Tochter Eduard's heirathen oder das von diesem auf Abschlag der Mitgabe empfangene Geld zurückzahlen, die Wahl zwischen Beidem aber dem König Eduard überlassen solle. Dieser zog das Letztere vor, und das Geld wurde ihm auch nachher zurückerstattet. Alexander war großmüthig genug, seinen Bruder aus der Gewalt der unzufriedenen Lairds, welche ihn noch immer in der Burg von Edinburg gefangen hielten, mit Gewalt zu befreien und wieder als König einzusetzen. Um dem Volke zu beweisen, daß die Brüder mit einander ganz ausgesöhnt wären, ritten Beide auf Einem Pferde nach Holyroodhouse und schliefen dort in Einem Bett. Gleichwohl ward der Herzog von Albany unmittelbar darauf im schottischen Parlament eines Einverständnisses mit den Engländern, denen er Dunbar übergab,

beschuldigt und als Hochverräther verurtheilt. Er hatte, wie es scheint, auf Eduard's IV. Hülfe gerechnet; denn er entfloh bei der Nachricht von dessen Tode nach Frankreich. Hier wurde er in einem Turnier von dem Herzoge von Orleans, dem nachherigen König Ludwig XII., durch einen Lanzen-Splitter getödtet.

König Eduard starb am 9. April 1483. Sein Bruder, Richard von Gloceſter, dem er in den letzten Jahren alle militärischen Angelegenheiten und besonders die Führung des schottischen Krieges ganz überlassen hatte, befand sich damals noch an der Nordgrenze des Reiches und hatte bereits das ganze Heer für sich. Übrigens sollen während des schottischen Krieges die ersten Posten in England errichtet worden sein. Man leitet nämlich den ersten Ursprung dieser Posten gewöhnlich von der Nothwendigkeit her, den argwöhnischen König auch über die geringsten Ereignisse beim Heere zu unterrichten. Uns scheint jedoch, als habe es sich mit der damals zwischen Schottland und London errichteten Courier-Post ebenso verhalten, wie mit der Angarie oder der Post der alten Perser, welche nichts Anderes als eine bloße Verwaltungseinrichtung war, vermittelst deren die Depeschen zwischen dem Hofe und einigen wenigen Orten befördert wurden. Man hatte nämlich in England zu dem gleichen Zwecke zwischen Edinburg und London von zwanzig zu zwanzig englischen Meilen Pferde aufgestellt, welche die Depeschen weiter brachten, so daß diese täglich hundert englische Meilen durchlaufen konnten.

2. Richard III.

Eduard's IV. Tod ward sogleich für seine Familie verderblich. Von seinen sieben Töchtern waren noch fünf, von seinen drei Söhnen noch zwei am Leben. Die Ersteren waren alle fünf schon in ihrer Kindheit mit fremden Prinzen verlobt worden, welche insgesammt sich von der Verbindlichkeit sie zu heirathen losmachten; die einzige von ihnen, welche später einen Fürsten zum Manne erhielt, Elisabeth, die Gemahlin des nachherigen Königs Heinrich VII. von England, war ihr ganzes Leben hindurch unglücklich. Von den zwei Söhnen war der ältere durch Eduard zum Prinzen von Wales, der jüngere zum Herzog von York ernannt worden; Beide fanden

nachher an ihrem Oheim Richard ihren Mörder. Eduard's Wittwe, Elisabeth, und ihre Angehörigen waren schon zu Lebzeiten des Königs in einer feindseligen Spannung mit dessen besten Freunden und Vertrauten, den Lords Hastings, Howard und Stanley, welche den Marquis Dorset, einen Sohn der Elisabeth aus ihrer ersten Ehe, und den Grafen Rivers, ihren Bruder, tödtlich haßten. Der König hatte, weil er die Folgen dieser Spannung im Kabinet vorausah, die fünf genannten Männer kurz vor seinem Tode an sein Bett rufen lassen und dringend zur Eintracht ermahnt.

Als er gestorben war, wurde sein ältester Sohn, Eduard V., noch an demselben Tage zu Ludlow, wo er sich bei seinem Stiefbruder Lord Gray und dem Grafen Rivers befand, zum Könige ausgerufen. Eduard V. war damals kaum zwölf Jahre alt. Er wurde alsbald zur Krönung nach London geführt, aber nur mit einer geringen Begleitung von Bewaffneten, weil Lord Hastings zu verhindern wußte, daß man Truppen aufbot. Als Eduard auf dem Wege nach London in Stony Strafford angelangt war, erhielten seine Begleiter die Nachricht, daß sein Oheim Richard von Gloceſter mit sechshundert Mann auserlesener Truppen in Northampton eingetroffen sei, und daß der Herzog von Buckingham, der reichste und mächtigste Pair, eben dahin kommen werde. Der Letztere konnte allenfalls Ansprüche auf einen Antheil an der Regentschaft machen, weil er in gerader Linie von Thomas Woodstock, dem jüngsten Sohne des Königs Eduard III., abstammte; die Vormundschaft gebührte aber dem Herzog Richard von Gloceſter. Dieſer war bei der Nachricht von Eduard's IV. Tode eilig aus dem Norden, wo er ein Heer zu einem neuen Kriege mit Schottland gerüstet hatte, nach London aufgebrochen. Rivers und Gray kehrten deshalb augenblicklich um, und begaben sich nach Northampton, wo sie fast zu gleicher Zeit mit dem Herzoge von Buckingham ankamen. Dieſer und Richard, welche sich mit Hastings verständigt hatten, trennten den König von seinen Begleitern, und ließen Rivers und Gray, gerade als sie bei ihrer Rückkehr nach Stony Strafford in die Stadt einreiten wollten, verhaften (30. April). Dann verfügten sie sich in das Quartier des jungen Königs, nahmen auch die beiden Vertrauten desselben, Sir Thomas Vaughan und Sir Richard Hawes, in Verhaft, jagten alle seine übrigen Begleiter

und Diener fort, und verboten ihnen, sich jemals wieder sehen zu lassen. Als der König dies erfuhr, ahnte er, was ihm bereitet werde, und weinte. Richard tröstete ihn freundlich, führte ihn aber nicht nach London zur Krönung, sondern nach Northampton, und schickte die vier Verhafteten auf die Burg von Pontefract. Die Nachricht von dem, was vorgefallen war, kam noch am Abend desselben Tages (30. April) nach London, und die verwittwete Königin flüchtete sich hierauf sogleich mit ihrem zweiten Sohne, Richard, ihren fünf Töchtern und dem Marquis von Dorset in die Freistätte von Westminster. Die Bürger von London ergriffen die Waffen, ein Theil derselben schloß sich an die Königin in Westminster, ein anderer an Lord Hastings in der Stadt an. Am 4. Mai, demselben Tage, welchen Eduard's V. Freunde zur Krönung desselben bestimmt hatten, brachte Richard den jungen König als Gefangenen nach London. Hier durfte Eduard zwar im bischöflichen Palaste die Huldigung und den Eid der zufällig anwesenden Prälaten, Pairs und Parlaments-Mitglieder annehmen, wurde aber dennoch gemäß dem Beschlusse, welchen auf Buckingham's Vorschlag eine große, mehrere Tage hindurch gehaltene Rathsversammlung gefaßt hatte, in den Tower gebracht, welcher damals Palast und Gefängniß zugleich war. Die Verwaltung des Reiches erhielt Richard als Protector auf gesetzlichem Wege.

Alles, was damals gleich anfangs geschah, auch der Umstand, daß Richard den Erzbischof von York und Andere, welche nicht zu seiner Partei gehörten, von ihren hohen Stellen entfernte, deutete bereits auf eine drohende Revolution. Auch der von Richard angenommene große Titel (brother and uncle of kings, protectour and defensour, great chamberlayne, constable and lord high admiral of England) erweckte traurige Ahnungen. Lingard hat Alles versucht, um den Herzog von Gloceſter zu entschuldigen, und Henry läßt denselben nur durch den Drang der Umstände zu dem Punkte getrieben werden, zu welchem er bereits im Anfange des Juni kam; wir glauben jedoch schon in den Schritten und Ränken, durch welche der Herzog von Clarence zuerst dem Könige Eduard IV. verdächtig gemacht und dann aus dem Wege geräumt worden war, noch mehr aber in allen dem, was im April, Mai und Juni geschah, die teuflische Schlauheit und Dreistig-

keit eines geborenen Böſewichts zu erkennen. Es zeigt ſich nämlich, daß Buckingham und Gloceſter ein und daſſelbe Ziel haben und auf gleichem Wege zu dieſem Ziele zu gelangen ſuchen, daß aber Haſtings, Howard und Stanley, durch ihren Haß gegen die Wydeviles und deren Anhang anfangs irre geleitet, gleich nach der Verhaftung ihrer Feinde einen anderen Weg einſchlagen und ein anderes Ziel verfolgen. Nachdem Haſtings am 30. April ſeinen Freunden hoch und theuer verſichert hatte, die beiden Herzöge meinten es mit dem Könige redlich, gab er ſchon in den Berathungen, welche der große Rath über die auf den 22. Juni angeſetzte Krönung hielt, zu erkennen, daß er gemerkt habe, wie viel für die Söhne ſeines Schützers und Freundes, Eduard's IV., zu fürchten ſei. Dort widerſetzten Haſtings und ſeine Freunde und Anhänger ſich den Vorſchlägen der beiden Herzöge mit ſo großem Erfolge, daß Richard endlich die Berathungen an zwei Orten halten ließ. Haſtings, Stanley, Howard und ihre Anhänger ſollten fortan im Tower berathſchlagen, die Freunde Richard's und Buckingham's dagegen in des Protectors Wohnung auf dem Crosby-Platze. Dies war dem Lord Stanley verdächtig; Haſtings beruhigte ihn aber, und Beide fanden ſich am dreizehnten Juni zu einer Verſammlung im Tower ein, bei welcher der Protector den Vorſitz führte. In dieſer Verſammlung fing Richard, ohne irgend einen Anlaß dazu zu haben, einen Zank mit Haſtings an, und ſchlug plötzlich mit geballter Fauſt auf den Tiſch, während zugleich eine Stimme an der Thür Verrath! rief. Augenblicklich ſtürzte hierauf eine Schaar von Bewaffneten, die im Nebenzimmer bereit gehalten war, herein, und wandte ſich gegen Haſtings und Stanley, auf welche es abgeſehen war. Der Erſtere entging dem Mordſtreiche eines der Bewaffneten dadurch, daß er unter den Tiſch ſchlüpfte, Beide wurden aber nebſt den Biſchöfen von York und Ely verhaftet. Den Lord Haſtings ließ hierauf Richard mit ſolcher Eile enthaupten, daß man bei ſeiner Hinrichtung ein zufällig im Hofe liegendes Stück Holz als Block anwenden mußte. Die Anderen wurden im Tower eingekerkert.

Am 15. Juni erſchien Ratcliff, einer der rohen und brutalen Dienſtleute Richard's, tapfer, geſchickt und zu Allem fähig, wie ſein Herr, mit Kriegsleuten in Pontefract, bemächtigte ſich der

dort feſtgehaltenen zwei Verwandten und zwei treuen Diener des jungen Königs, und ließ ſie ſogleich ohne Urtheil und Recht hinrichten. Nachher ward freilich dieſen Männern ebenſo, wie der unglücklichen Königin Eliſabeth, allerlei Schuld gegeben; dergleichen anzuführen ſcheint uns aber nicht der Mühe werth. Vier Tage nach dem Morde in Pontefract erließ Richard ein Aufgebot an die nördlichen Grafſchaften, aus welchem man erſieht, daß er den an der Nordgrenze wohnenden Engländern mehr traute, als den anderen. In dieſem Manifeſte heißt es, die ſämmtlichen Einwohner jener Grafſchaften ſollten die Waffen ergreifen, der Graf von Northumberland aber und Lord Nevil ſich an ihre Spitze ſtellen, um dem Protector gegen die hülfloſe Familie ſeines Bruders beizuſtehen. Die in dem Manifeſte gebrauchten Ausdrücke ſind der Art, daß man faſt glauben ſollte, es werde dem rohen Unrecht noch bitterer Spott zugeſellt *). Richard hatte nicht nur ſelbſt eine bedeutende und auserleſene, ihm ganz ergebene Militärmacht aus dem Norden von England herbeigezogen, ſondern auch Buckingham hatte ſich mit einem Heere an ihn angeſchloſſen; endlich erſchien nach den Mordthaten in Pontefract auch noch Ratcliff mit fünftauſend Mann, welche gräßlich ausſahen und Straßenräubern glichen, in London, und dieſe dienten dem Protector, um die Bürger der Stadt in Schrecken zu halten.

Das ganze Verfahren Richard's bildet, ſogar trocken dargeſtellt, einen grauſenhaften Roman oder ein Schauder-erregendes Drama; ſeine Handlungen und die mit denſelben zuſammenhängenden Begebenheiten werden aber von den an die Rhetorik ihrer Schulen gewöhnten Verfaſſern der Geſchichtsquellen, denen wir folgen müſſen, ſo ſehr durch einzelne Umſtände und durch Reden ausgeſchmückt und mit einer ſolchen Genauigkeit berichtet, daß die Erzählungen verdächtig erſcheinen. Dieſe in alle Geſchichtsbücher übergegangene Genauigkeit in Reden und Umſtänden erweckt um ſo mehr Mistrauen, da die Erzählung oft mit den officiellen Acten-

*) Sie ſollten kommen, to assist, in subduing, correcting and punishing the queene, her blode and other her adherents, who entended to murder and destroy the protector and his cousyn, the duke of Buckingham, and the old royal blode of England.

stücken in Widerspruch steht. Wir überlassen es daher den Lesern, dasjenige, was wir das Dramatische nennen, bei Hume und anderen Schriftstellern nachzulesen, und erwähnen nur die Umstände, welche uns zugleich wesentlich und unbezweifelt scheinen. Richard und der Herzog von Buckingham, welche den Erzbischof von Canterbury und den Lordmayor von London ganz für sich gewonnen hatten, bereiteten seit dem 12. Juni das Volk auf die Verdrängung von Eduard's IV. Familie vor, und beide verruchte Frevler führten nachher ein Possenspiel auf, bei dem sich die Pairs, der Klerus und alle diejenigen, welche Würden und Ehren suchten, nicht aber die Bürger von London und das englische Volk, ebenso misbrauchen ließen, wie in unserem Jahrhundert sowohl der Klerus und Adel, als auch das Volk von Frankreich sich zu ähnlichen Komödien hergegeben haben. Richard hatte nicht verhindern können, daß Eduard V. als König ausgerufen werde; er ließ aber die Krönung desselben aufschieben, um Anstalten zu treffen, daß eine lächerliche Erdichtung von der Unächtheit der Geburt Eduard's und seines Bruders in das Publikum gebracht werde. Zunächst mußte er vor allen Dingen Eduard's Bruder, den Herzog von York, aus seiner Freistätte treiben und den Armen seiner Mutter entreißen. Hierzu bediente sich Richard des Erzbischofs von Canterbury. Dieser begab sich in das Asyl von Westminster, wo er, nach den oben erwähnten, bis ins Einzelnste gehenden Erzählungen der Quellenschriftsteller, die Königin Elisabeth auf dem Boden sitzend und von ihren fünf Töchtern umgeben fand, und sie durch seine Vorstellungen bewog, sich auch von ihrem jüngsten, erst neun Jahre alten Sohne zu trennen. Der Entschluß der unglücklichen Frau wird begreiflich, wenn man annimmt, daß der Erzbischof ihr sagte, die Rathsversammlung, von welcher er zu ihr gesendet worden sei, wolle von Asylen nichts wissen, der Herzog von Buckingham habe über den Misbrauch derselben getobt, und nur die Geistlichen hätten verhindert, daß man nicht sogleich Bewaffnete geschickt habe. Es erklärt sich daher leicht, daß Elisabeth lieber ihren Sohn ausliefern, als Anlaß zu einer neuen Brutalität geben wollte.

Zu gleicher Zeit erfand und verbreitete man die albernsten Geschichten, um glaublich zu machen, daß Eduard's IV. Ehe mit Elisabeth gleich anfangs nicht rechtlich gültig gewesen sei. Richard

bediente sich dazu der Schul-Sophisten eben so, wie sie jetzt zu Tausenden gebraucht werden, und sprach, als er sich des Thrones bemächtigte, in seiner Proclamation alles das aus, was dieselben in dieser Beziehung erdacht hatten. Uns wundert jedoch, daß gerade der Punkt, den man jetzt am ersten bei den Schriftstellern angeführt findet, und welcher dem Charakter Eduard's IV. entsprach, nur ganz zuletzt und im Vorbeigehen erwähnt wird. Wie nämlich Eduard Hunderte von Mädchen durch Eheversprechen getäuscht hatte, so sollte er vor seiner Vermählung mit Elisabeth auch die Wittwe des Lord Buttler durch eine wirkliche Trauung betrogen haben, was dann freilich jene Vermählung ungültig gemacht haben würde. Diese Behauptung beruhte übrigens auf dem Zeugnisse eines gewissen Stillington, welcher unter der vorigen Regierung lange gefangen gesessen und sich jetzt mit großem Eifer an Richard angeschlossen hatte. Sie ward noch mit einer anderen vermehrt, nach welcher man sogar Richard's eigene Mutter ihrer Ehre beraubte, um auch die Nachkommen des Herzogs von Clarence, einen Sohn und eine Tochter, welche als Kinder eines älteren Bruders Eduard's IV. einen näheren Anspruch auf die Krone hatten, als Richard, vom Throne ausschließen zu können. Man sprengte nämlich aus, sowohl Eduard IV. als Clarence seien die Früchte eines verbotenen Umganges ihrer Mutter gewesen. Die ganze scandalöse Geschichte mußte der Pfaffe Ralph Shaw, ein Bruder des Lordmayor, welcher mit Buckingham und Richard ein würdiges Kleeblatt bildete, in eine Predigt bringen und am 22. Juni in der Kirche von St. Pauls-Kreuz vortragen. Dieser Shaw war Doctor der Theologie, und muß nach der Predigt, welche er über die Tugenden des Herzogs von Gloceſter und über die Unächtheit der anderen Thronerben hielt, eine Stirn gehabt haben, deren sich kein Diplomat zu schämen brauchte. Das nicht sophistisirte Volk, welches ihm zuhörte, fand jedoch die Sache zu stark, und ließ sich nicht, wie man erwartet hatte, durch die auf einen Knall-Effect berechneten Schlußworte hinreißen. Diese Worte waren: „Aber hier, im Herzoge von Gloceſter haben wir das wahre Bild jenes Helden (des Herzogs Richard von York, des Vaters von Eduard IV.); hier zeigt jeder Zug das Bild des väterlichen Gesichtes.“ In demselben Augenblicke, in welchem diese Worte ge-

sprochen wurden, erschien verabredeter Maßen Richard, welcher während der Predigt nicht sichtbar gewesen war, auf dem neben der Kanzel befindlichen Balcon, und man erwartete, daß jetzt das Volk rufen würde: Lange lebe König Richard! Allein dieser Ruf erfolgte nicht, sondern ein allgemeines Schweigen setzte einerseits den Protector in Verlegenheit und Zorn, und beschämte andererseits den Pfaffen so sehr, daß derselbe nachher nie mehr öffentlich aufgetreten sein soll.

Was dem Doctor Shaw durch geistliche Mittel nicht gelungen war, suchte zwei Tage darauf der Herzog von Buckingham durch weltliche zu erreichen. Er berief die Bürgerschaft in den großen Gemeindesaal (Guildhall), und hielt eine Anrede an sie. Diese eröffnete er mit einem heftigen Tadel Eduard's IV. und seiner Regierung. Dann erinnerte er die Versammlung an das, was sie zwei Tage vorher über die unächte Geburt des Königs Eduard IV. und des Herzogs von Clarence, sowie über die Ungültigkeit der Ehe des Ersteren in der Kirche gehört hätten. Hierauf lobte und pries er Richard, betheuerte, daß dieser der einzige ächte Sprößling des tapferen Richard von York sei, und schloß mit der Versicherung, die Bewohner der nördlichen Grafschaften würden niemals zugeben, daß ein Anderer als Richard ihr König werde. Die Bürger brachen eben so wenig bei dieser Rede, als vorher bei der Predigt des Doctor Shaw, in den erwarteten Ausruf aus: diesmal war aber für das, was wir jetzt eine Claque nennen, gesorgt worden. Als nämlich beim allgemeinen Schweigen Buckingham eine bestimmte Antwort forderte, ob die Bürger Richard zum Könige haben wollten oder nicht, warfen einige am Ende des Saales aufgestellte Leute ihre Mützen in die Höhe und riefen: König Richard! Buckingham dankte hierauf der Versammlung, und bat sie, ihn am folgenden Tage nach der Baynards-Burg, in welcher Richard seine Wohnung genommen hatte, zu begleiten, um denselben zu bitten, daß er die Krone annehme. Die Komödie ward dann am folgenden Morgen fortgespielt. Buckingham überreichte im Namen des Volkes dem Protector eine Schrift, in welcher derselbe gebeten ward, die Krone anzunehmen, der Protector weigerte sich einige Zeit hindurch standhaft, Buckingham drohte, daß man sich anders helfen müsse, und nun fügte sich Richard. Daß

dergleichen Scenen niemanden täuschen, weiß leider in unseren Tagen jedermann; sie geben nur schändlichen Thaten durch gleißnerische Formeln einen Schein von Recht.

Schon am folgenden Tage nahm der Protector als Richard III. feierlich Besitz vom Königthum. Krönen ließ er sich und seine Gemahlin Anna, die Tochter des bei Barnet gefallenen Grafen von Warwick, erst am 6. Juli. Gleich nachher schenkte er den Bischöfen von York und von Ely, welche ihm jetzt nicht mehr schaden konnten, die Freiheit wieder, und belohnte zwei Günstlinge Eduard's IV., welche die Kinder ihres Wohlthäters verriethen; jeder rechtlich Gesinnte pries aber im Stillen einen dritten Günstling jenes Königs, welcher lieber sein Leben geopfert hatte, als daß er einem Bösewicht diente. Dieser Dritte war Lord Hastings. Richard hatte ihn nämlich nur darum so plötzlich und so grausam morden lassen, weil er einsah, daß dieser Mann nicht so leicht zu erkaufen sein werde, als seine beiden Freunde Howard und Stanley. Howard, der sich, als Richard in Westminster Besitz von der Krone nahm, dazu hergegeben hatte, zur Rechten desselben zu stehen, während der Herzog von Suffolk zur Linken stand, ward Graf Marschall und Herzog von Norfolk; Stanley wurde, obgleich er die Gräfin Richmond zur Gemahlin hatte und vielleicht gerade aus dieser Ursache, zum Oberhofmeister (steward of the household) ernannt.

Gleich nach der Krönung machte Richard eine Rundreise in England, ließ sich in York noch einmal krönen, und übte während seines Aufenthaltes in Gloceſter neue Frevelthaten. Es wurden nämlich an verschiedenen Theilen des Reiches Vorbereitungen zu einer Empörung getroffen, und Richard urtheilte mit Recht, daß man entweder seines Bruders Wittwe und ihre Töchter, welche noch in der kirchlichen Freistätte von Westminster waren, oder die beiden Prinzen, welche seit Richard's Krönung im Tower mit ganz ungewöhnlicher Strenge gefangen gehalten wurden, gegen ihn gebrauchen werde. Er schickte daher einestheils den John Norfield mit einer Anzahl Bewaffneter ab, damit derselbe jene Freistätte einschließe und ohne besondere Erlaubniß niemand aus- und einlasse, und gab anderen Theils den Befehl, beide Söhne Eduard's IV. aus dem Wege zu räumen. An welchem Tage und

„auf welche Weise die Ermordung der unglücklichen Prinzen vollbracht wurde, ist noch immer ein Geheimniß. Die ausführliche Erzählung More's, welcher einige Jahrzehnte später schrieb und den Aussagen der Mörder selbst zu folgen versichert, ist zwar von Henry und Andern verworfen worden; da sie aber von allen Schriftstellern aufgenommen worden ist und von Lingard in einer ausführlichen Abhandlung zum fünften Band seiner englischen Geschichte vertheidigt wird, so theilen wir sie hier mit. Zuerst ward auf Richard's Geheiß der Commandant des Tower, Brakenbury, mittelbar ersucht, seinem Herrn den Gefallen zu thun, die Prinzen wegzuräumen; Brakenbury's edle und entschlossene Antwort bewies aber dem Hofe, daß mit diesem ritterlichen Manne nichts anzufangen sei. Richard schickte daher von Warwick aus seinen Oberbefehlshaber der Reiterei (master of the horse), Sir James Tyrrel, welcher unter Eduard IV. als Vice-Constable schon Hunderte von Menschen hatte hinrichten lassen, nach London, um den Mord zu leiten. Dieser brachte eine Weisung mit, nach welcher Brakenbury ihm den Oberbefehl im Tower auf vierundzwanzig Stunden überlassen mußte. In der Nacht begab sich Tyrrel mit einem seiner Diener, Dighton, und mit einem gewissen Forrest, der als Mörder bekannt war, nach dem Zimmer der Prinzen, und schickte beide Männer in dasselbe, während er selbst außen blieb, um Wache zu halten. Forrest und Dighton erstickten die beiden Prinzen unter ihren Decken und riefen dann Tyrrel herein, damit er sähe, daß die von ihnen Getödteten der Prinz von Wales und der Herzog von York seien, und begruben die Leichen derselben unten an der Treppe. Am folgenden Tage übergab Tyrrel die Schlüssel des Tower wieder an Brakenbury, und eilte so schnell zum Könige zurück, daß er bei demselben noch eher eintraf, als Richard sich in York zum zweiten Male hatte krönen lassen. Der Tod der Prinzen würde geheim geblieben sein, wenn nicht der Herzog von Buckingham, ein noch größerer Verbrecher als Richard, von diesem abgefallen wäre, und die durch ihn erregten ernsten Unruhen den König bewogen hätten, den Tod seiner beiden Neffen bekannt werden zu lassen. Buckingham's erste Absicht war gewesen, sich der Prinzen, welche als Schwestersöhne seiner Gemahlin ihm nahe verwandt waren, gegen Richard anzunehmen. Die Ermordung

der Prinzen vereitelte dies; dagegen verschaffte sie den Ansprüchen des Grafen Heinrich Tudor von Richmond (des nachherigen Königs Heinrich VII.) an die Krone zum ersten Male eine für die regierende Familie gefährliche Bedeutung.

Heinrich Tudor's Großvater, Owen Tudor (s. S. 324), ein mächtiger Herr in Wales, hatte des Königs Heinrich V. Wittwe, die Tochter Karl's VI. von Frankreich, geheirathet und dadurch seiner Familie eine Bedeutung gegeben; sein Vater aber, Edmund, Graf von Richmond, war mit der Tochter des Herzogs Johann von Somerset, Margaretha Beaufort, vermählt gewesen, von welcher man sagte, aber nie bewies, daß sie nach dem Aussterben der männlichen Linie des Hauses Lancaster die Ansprüche, welche dieses Haus an den Thron hatte, an ihren Sohn gebracht habe. Dieselben Ansprüche wurden sonderbar genug oft auch darauf gegründet, daß Graf Heinrich von Richmond durch weibliche Abkunft von Mortimer, dem erklärten, nachher aber ausgeschlossenen Erben Eduard's III., herstamme. Alle diese Ansprüche des Walisers und seiner Voreltern scheinen uns zwar ziemlich weit hergeholt zu sein; in England nahm man aber die Sache anders. Indessen würde man vielleicht statt Heinrich Tudor's den Grafen von Warwick, einen Sohn des Herzogs von Clarence, zum Nebenbuhler Richard's III. gewählt haben, wenn dieser nicht noch ein Kind gewesen wäre.

Heinrich Tudor, Graf von Richmond, dessen man sich also in Ermangelung eines anderen Prätendenten gegen Richard bediente, war 1474 aus dem Treffen bei Tewksbury (s. S. 352) glücklich entkommen und, als er über das Meer entfliehen wollte, durch einen Sturm nach der Bretagne verschlagen worden. Hier hatte man ihn festgehalten, und Eduard IV., welcher dies erfuhr, hatte sich alle Mühe gegeben, den Herzog der Bretagne, Franz II., zur Auslieferung des Flüchtlings zu bewegen. Diese hätte man auch erwarten sollen, weil Eduard ebenso mit Franz wie mit dem Herzoge von Burgund in enger Verbindung stand, und eigentlich die einzige Stütze des Herzogs Franz gegen König Ludwig XI. war, welcher auf dessen Verderben sann; allein Franz war ein edler Charakter, und wollte das Recht der Gastfreundschaft nicht verletzen. Er versprach nur, den Grafen von Richmond und seine Freunde so genau beobachten zu lassen, daß sie von der Bretagne

aus keine Bewegungen in England erregen könnten. Dabei beruhigte sich Eduard einige Jahre hindurch. Nachher nahm er, um des Grafen habhaft zu werden, seine Zuflucht zur Hinterlist. Er schrieb dem Herzog Franz, er wünsche die Streitigkeit der Häuser Lancaster und York dadurch zu beendigen, daß er den Grafen von Richmond, auf welchen durch seine Mutter alle Rechte des Hauses Lancaster übergegangen seien, mit seiner ältesten Tochter vermähle. Die Gesandten Eduard's unterstützten dieses abgeschmackte Vorgeben so geschickt und drangen so sehr in den Herzog Franz, daß derselbe ihnen endlich erlaubte, den Grafen, nicht als Gefangenen, sondern als des Königs erklärten Eidam, mitzunehmen. Heinrich wäre verloren gewesen, wenn nicht im Augenblicke seiner Abreise der bretagnische Admiral, Johann von Quelenec, sich seiner angenommen hätte. Die Einkleidung der Geschichte seiner Rettung und die sogleich anzuführenden Worte mögen vielleicht dem Erzähler angehören; aber der Inhalt ist wahr, und wir behalten deshalb die Worte bei. Der Admiral, heißt es, stand blaß, bekümmert und niedergeschlagen da. Herzog Franz fragte ihn also: „Was habt ihr? und woher kommt euch die Bläße?" — „Die Bläße, antwortete jener, ist ein sicherer Vorbote des Todes; denn warum hat er nicht mein Leben geendet, ehe ich Zeuge einer Handlung geworden bin, welche Ihnen alle Ehre rauben wird? Gnädiger Herr, Sie haben sich den Ruf eines Mannes von Ehre erworben; warum haben Sie so wenig Sorge getragen, diesen zu erhalten? Wie konnten Sie, nachdem Sie Ihr Wort gegeben hatten, einwilligen, daß ein Mann, der sich in Ihren Schutz geflüchtet hatte, seinen Henkern und dem Tode hingegeben wird?" — „Herr Admiral, sprach hierauf der Herzog, so dürfen Sie nicht reden. Es ist nichts für den Grafen von Richmond zu fürchten; Eduard hat ihn von mir nur gefordert, um ihn zu seinem Schwiegersohn zu machen." — „Rechnen Sie darauf, erwiderte der Admiral, daß der Graf von Richmond, sobald er den Fuß aus Ihrem Lande setzt, ein verlorener Mann ist." Dem Herzoge gingen plötzlich die Augen auf, und er befahl seinem Minister, Peter Landois, nach St. Malo zu eilen, wo der Graf nur durch eine Krankheit abgehalten worden war, sich mit den englischen Abgeordneten einzuschiffen. Landois, ein ebensosehr wegen seiner Ränke, als wegen des übergroßen Ver-

trauens, welches der Herzog einem Menschen vom niedrigsten Stande und von niedriger Gesinnung schenkte, bekannter Mann, gab den Engländern, von denen der Graf schon förmlich bewacht wurde, eine Reihe von Festen und bewirthete sie täglich, während er dem Kranken insgeheim sagen ließ, er möge sich ihren Händen entziehen. Der Graf flüchtete sich hierauf in die Kirche von St. Malo, und Landois betheuerte, sein Herr dürfe und könne das Heiligthum nicht verletzen und werde daher den Grafen nicht, wie die Engländer verlangten, aus der Kirche holen lassen; doch werde er dafür sorgen, daß Heinrich nichts gegen England unternehme. Nach Eduard's Tode, erzählen die Geschichten von Bretagne weiter, faßte Landois die Hoffnung, durch Benutzung der Unruhen in England seinen Schützling auf den englischen Thron zu bringen und durch die Vermählung desselben mit der Erbtochter seines Herrn, Anna, seine eigene unbeschränkte Herrschaft in der Bretagne zu erhalten und zu sichern. Der stolze Adel von Bretagne war nämlich höchst erbittert über die Gewalt, welche Landois über den Herzog und im Lande ausübte, weil dieser Adel, welcher mächtiger und auf seinen Vorrang eifersüchtiger war, als der des ganzen übrigen Frankreich, sich von Landois, dem Sohne eines Schneiders aus einer Vorstadt von Vitré, beherrschen lassen mußte. Landois war also dem Flüchtlinge nicht nur behülflich, mit den Unzufriedenen in England durch die bretagnischen Gesandten zu unterhandeln, welche unter dem Vorwande, eine Verlängerung des Waffenstillstandes mit England zu betreiben, hinüber geschickt wurden, sondern er unterstützte auch die Rüstungen des Grafen von Richmond, obgleich Heinrich's Partei in England, wie wir unten sehen werden, eine ganz andere Vermählung desselben im Sinne hatte, als Landois.

Die Engländer waren nämlich über Richard's Thronbesteigung und über die Niederträchtigkeit ihres Parlaments im Stillen erbittert, verhielten sich aber ganz ruhig, bis Richard seine Rundreise angetreten hatte. Kaum war dieser jedoch im Norden, wo er mehr Freunde hatte, als im Süden, angekommen, als in einigen Grafschaften sich heftige Bewegungen zeigten. In Kent, Essex, Sussex, Berkshire, Hampshire, Wilts und Dorsetshire wurden verdächtige Zusammenkünfte (meetings) gehalten, man faßte auf

denſelben den Beſchluß, ſich zu rüſten, und Morton, Biſchof von Ely, der verſchlagenſte Mann in England, zog den Herzog von Buckingham in die Verſchwörung. Dieſem hatte Richard, als er nach ſeiner Krönung den Erzbiſchof von York und den Biſchof von Ely aus ihrer Gefangenſchaft befreite, die Aufſicht über den Letzteren übertragen, und Buckingham, welcher damals ſchon mit Richard zerfallen war, wurde jetzt wahrſcheinlich durch den Biſchof von Ely zu der Überzeugung gebracht, daß zwei ſo frevelhafte Verbrecher, wie er und Richard waren, unmöglich lange Freunde bleiben könnten. Es werden zwar verſchiedene einzelne Dinge als Urſachen der Unzufriedenheit Buckingham's mit Richard angeführt; dieſe alle erſcheinen aber bei näherer Betrachtung unhaltbar. Der beabſichtigte Aufſtand ſollte zu Gunſten der gefangenen Prinzen gemacht werden; als jedoch im Auguſt die Nachricht von der Ermordung derſelben, wahrſcheinlich abſichtlich, verbreitet wurde, beſchloß man, den Grafen von Richmond als Prätendenten gegen Richard aufzuſtellen, womit auch die Königin, der Marquis von Dorſet und Andere übereinſtimmten. Dieſer Graf ſollte übrigens, damit endlich eine vollſtändige Ausſöhnung der Häuſer York und Lancaſter zu Stande komme, als ein Sprößling von Lancaſter mit der älteſten Tochter Eduard's IV. vermählt werden. Man ſchickte alſo Geſandte an Heinrich von Richmond, und verabredete Alles mit ihm.

Der Aufſtand ſollte am 18. Oktober 1483 überall ausbrechen, und Heinrich erhielt von Landois fünftauſend Mann und die nöthigen Schiffe zu einer Landung in England. Das Glück war jedoch dem Unternehmen der Verſchworenen nicht günſtig. Richard hatte ſeine Maßregeln ſo gut genommen und ſeine Spione ſo gut bezahlt, daß er gleich anfangs von Allem unterrichtet wurde. Er begab ſich zu ſeinem Heere in Leiceſter, und traf dort zu derſelben Zeit ein, als Heinrich durch den Marquis von Dorſet in Exeter zum König ausgerufen und in drei Grafſchaften als ſolcher anerkannt wurde. Der Herzog von Buckingham zog, nachdem er auf ſeiner Feſte Brecknock in Wales ſich ebenfalls für Heinrich erklärt hatte, nach der Severn hin, fand aber alle Brücken dieſes Fluſſes durch eine Überſchwemmung zerſtört und die Gegend weit und breit unter Waſſer geſetzt, und als er ſich darauf nach der anderen Seite wenden wollte, ward er zuerſt von ſeinen Waliſern und

dann auch von den anderen um ihn vereinigten Truppen verlassen. Er suchte sich durch die Flucht zu retten, wurde aber von seinen eigenen Leuten verrathen und dann auf Richard's Befehl enthauptet. Die Truppen des Bischofs von Ely gingen ebenfalls auseinander; dieser selbst entkam jedoch glücklich nach Flandern. Auch die anderen Schaaren der Insurgenten zerstreuten sich, und noch ehe Richard in Devonshire einrückte, waren der Marquis von Dorset und der Bischof von Exeter nach der Bretagne entflohen. Der Graf von Richmond kam nicht einmal ans Land. Er war, nachdem er sich eingeschifft hatte, durch widrige Winde lange an der französischen Küste zurückgehalten worden, und als er endlich blos mit seinem eigenen Schiffe die Küste von Devonshire erreichte, fand er nicht rathsam, an das Land zu gehen.

Richard nahm an den Großen, deren er habhaft werden konnte, eine furchtbare Rache, wie man schon daraus sieht, daß er den Herzog von Buckingham gar nicht sehen wollte, und seinen eigenen Schwager, St. Leger, in Exeter enthaupten lies. Das Parlament, welches er bei der Rückkehr von seinem blutigen Zuge in London versammelte, kam allen seinen Wünschen zuvor. Es erklärte, er sei der einzige rechtmäßige König von England, sowohl nach dem Rechte des Blutes und der Erbfolge, als durch gesetzmäßige Wahl, Weihe und Krönung. Es verurtheilte außerdem durch eine bloße gesetzliche Bestimmung (bill of attainder) eine Menge Leute als Hochverräther, und noch nie war die unselige Sitte, Menschen vermittelst eines Gesetzes des Hochverraths schuldig zu erklären und ohne Weiteres zu bestrafen, so sehr misbraucht worden, als damals geschah. Ein Herzog, ein Marquis, drei Grafen, drei Bischöfe, eine große Zahl von Baronen, Rittern und Edelleuten wurden ihrer Rechte, Güter und Ehren durch ein sie verurtheilendes Gesetz beraubt. Nur Stanley, dessen Gemahlin, die verwittwete Gräfin von Richmond, ebenfalls des Hochverraths schuldig erklärt worden war, durfte die Güter derselben, so lange er lebte, behalten. Auffallend ist es, daß ein Mann wie Richard, welchem nichts heilig war, und der weder Gott noch Menschen, weder Gesetz noch Sittenlehre, noch auch die öffentliche Meinung scheute, nicht wagte, die verwittwete Königin auf die nämliche Weise aus ihrer Freistätte herauszureißen, wie er den Herzog von

York aus derselben geholt hatte, obgleich er wußte, daß des Grafen von Richmond sehr zweifelhaftes und schwaches Recht an die Krone durch dessen Verheirathung mit der ältesten Tochter der Königin erst recht begründet werden solle. Er schloß, um die Königin zu bewegen, daß sie mit ihren Töchtern an seinen Hof komme, im März 1484 förmlich und feierlich einen Vertrag mit ihr.

Um den Grafen von Richmond unschädlich zu machen, hatte Richard längst mit dem Schneidersſohn in der Bretagne eine Verbindung angeknüpft. Als nämlich alle die vielen englischen Emigranten, unter welchen die angesehensten Herren waren, kurz vor Weihnachten 1484 in der Kirche von Rennes eine Versammlung gehalten und dem Grafen Heinrich unter der Bedingung, daß er die älteste Tochter Eduard's IV. heirathe, Treue und Gehorsam geschworen hatten, bot Richard Alles auf, um sich Heinrich's zu entledigen. Die Umstände schienen ihm dies zu erleichtern; denn der Herzog von Bretagne und sein Liebling, Peter Landois, hofften Vortheile von ihm zu erlangen, welche Heinrich, auch wenn er sich des Reiches bemächtigte, ihnen nicht gewähren konnte. Der Herzog ließ sich durch die Aussicht locken, daß Richard ihm die Grafschaft Richmond in England, welche seinen Vorfahren gehört hatte, wieder geben werde, und Landois erhielt das Versprechen, daß Richard tausend Bogenschützen nach der Bretagne schicken wolle, um ihn und den alten, schwachen Herzog gegen den brutalen Adel zu beschützen. Landois hatte jedoch bald die tausend Bogenschützen nicht mehr nöthig, weil der bretagnische Adel zu früh einen Versuch machte, den Palast des Herzogs zu stürmen und den verhaßten Landois von dessen Seite zu reißen. Richard schloß daher eine andere Übereinkunft, um den Herzog zu bewegen, daß er Heinrich seinem Schicksale überlasse. Er versprach, dem Herzoge die Grafschaft Richmond zu geben, an Landois aber die eingezogenen Güter aller der zahlreichen englischen Flüchtlinge, die sich in der Bretagne befänden, zu überlassen und ihm treue Leute zu schicken, mit denen er sich des unruhigen Adels erwehren könne; dagegen sollte der Letztere den Grafen Richmond und die anderen Flüchtlinge plötzlich aufheben lassen. Richard würde seine Absicht vollständig erreicht haben, wenn nicht Morton, der Bischof von Ely, der es in Bezug auf Schlauheit und Spioniren mit jeder-

mann aufnehmen konnte, die Sache in Flandern erfahren und eilig eine Botſchaft an Heinrich geſchickt hätte. Dieſer war in einer ſehr bedenklichen Lage; denn er ſollte nebſt den anderen Flüchtlingen ſchon in vier Tagen ergriffen werden, und ward bereits aufs genaueſte beobachtet. Er mußte alſo, um entfliehen zu können, ſeine Hüter täuſchen. Er ſchickte zu dieſem Zwecke Pembroke und andere Herren unter dem Vorwande, den Herzog zu beſuchen, nach Nantes, gab ihnen jedoch die Weiſung, nicht in dieſe Stadt zu gehen, ſondern über die franzöſiſche Grenze zu eilen, und ritt dann ſelbſt, von Wenigen begleitet, Tag und Nacht durch Wald und Sumpf, um nach Anjou zu entkommen. Sein Fluchtverſuch gelang, obgleich man Leute zu ſeiner Verfolgung ausgeſchickt hatte und nur eine einzige Stunde fehlte, daß dieſe ihn erreicht hätten. Der Herzog, welcher von ſeines Miniſters Schlechtigkeit nichts wußte, ließ die dreihundert zurückgebliebenen Engländer ungekränkt. Dieſe folgten aber bald dem Grafen Heinrich nach. Sie wurden in Frankreich, wo Ludwig's XI. Tochter, die Herzogin von Bourbon oder, wie ſie gewöhnlich genannt wurde, die Dame de Beaujeu, für ihren jüngeren Bruder, Karl VIII., die Regierung führte, freundlich aufgenommen.

Richard hatte früher den Plan gehabt, ſeinen Sohn mit Eliſabeth, der älteſten Tochter der verwittweten Königin, zu vermählen; dies wurde aber durch den unerwarteten Tod des Prinzen vereitelt. Er mußte alſo auf etwas Anderes denken; denn die zahlreichen Flüchtlinge hatten viele Verbindungen in England, ſowie Unterſtützung im Auslande, und Richard traute ſogar dem Lord Stanley nicht mehr, ſondern behielt, ſobald dieſer ſich entfernte, deſſen Sohn als Geißel zurück. Endlich verfiel er, obgleich ſeine Gemahlin noch lebte, auf den Gedanken, ſich ſelbſt mit jener Prinzeſſin zu vermählen, wodurch er ſich nicht nur auf dem Throne befeſtigte, ſondern zugleich auch dem Grafen von Richmond die Gelegenheit raubte, ſich durch Verheirathung mit der Prinzeſſin ein Recht an die Krone zu verſchaffen. Die Prinzeſſin Eliſabeth war nämlich, ſeitdem ihre Brüder nicht mehr lebten, im unbeſtreitbaren Beſitze dieſes Rechtes, während dagegen Heinrich's Anſpruch noch aus anderen Gründen, als den oben angeführten, unhaltbar war. Wenn man auch nicht fragt, wie es kam, daß Richard's Gemahlin

gerade in dem Augenblick erkrankte und starb, als seine Politik forderte, daß er seine Nichte heirathe: so war doch nach dem Vorgefallenen schon das Anbieten seiner Hand schauderhaft. Noch schauderhafter ist es aber, ja es ist, wie diese Geschichte überhaupt, ganz im Geiste der Pelopiden, daß sowohl die Tochter als auch die Mutter nicht übel Lust hatten, diese Verbindung einzugehen. Die Prinzessin war außer sich vor Freuden, und bediente sich des Herzogs von Norfolk (Howard), eines ehemaligen Ministers ihres Vaters, um dem Könige ein Schreiben in die Hände zu spielen, in welchem sie ihn für ihren Abgott erklärte (the king was, sagte sie, her joy and maker in this world, and that she was his in heart and thought). Ja, sie spricht in diesem Briefe sogar ihre Betrübniß darüber aus, daß Richard's Gemahlin gar nicht sterben wolle, und äußert die Besorgniß, dieselbe würde niemals sterben (that she would never die). Da ihr ferner, wie aus demselben Briefe hervorgeht, von dem Könige, der sie schon vorher neben seiner Gemahlin königlich hatte erscheinen lassen, versprochen worden war, daß seine Gemahlin im Februar sterben werde, so schämte sie sich nicht zu schreiben: der größte Theil des Februar sei schon vorüber und die Königin immer noch nicht todt, das sei höchst befremdend. Die Mutter war über die ihr eröffnete Aussicht nicht weniger entzückt, als die Tochter. Auch ihr Sohn erster Ehe, der Marquis von Dorset, welcher beim Grafen von Richmond in Paris war, zeigte sich bei der Meldung von dem, was Alles Richard für ihn zu thun versprochen habe, sogleich bereit, nach England zurückzukehren; er wurde aber, ehe er sich eingeschifft hatte, von den ihm nacheilenden Emigranten eingeholt und nach Paris zurückgebracht. Im März 1485 starb Richard's Gemahlin, und Alles war zur Vollziehung der Heirath fertig, als Richard im April auf einmal seinen Entschluß bereute und die beiden Frauen sich bitter getäuscht sahen. Man sagt, zwei Vertraute Richard's hätten ihn durch Zureden von dem Entschlusse abgebracht; wir glauben aber aus der öffentlichen Erklärung, welche er an die Bürger von London erließ, so wie aus einer anderen an seine Getreuen in York schließen zu dürfen, daß schon die bloße Nachricht von dem neuen unerhörten Scandal großen Lärm unter seinen besten Freunden erregte, und daß ein so schlauer Mann wie Richard einsah, er werde sich durch

jene Heirath mehr schaden als nützen. Vielleicht dachte er auch, und nicht mit Unrecht, daß ein Mädchen, welches ihm, dem ungestalteten Manne und blutigen Mörder, solche Briefe zu schreiben vermöge und ihm aussprechen könne, daß seine kranke Gemahlin ihr zu lange lebe, auch im Stande sein werde, ihm einmal Nachts die Kehle abzuschneiden. In der Mitte des Monats April war von der gräßlichen Heirath keine Rede mehr.

Richard befand sich damals sehr im Gedränge, und wenn wir auch den Übertreibungen und der declamatorischen Darstellung eines More, welcher unter Heinrich VII. schrieb, kein unbedingtes Vertrauen schenken, so glauben wir doch gern, daß der König weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe hatte. Die Regentin von Frankreich beschützte im Namen ihres Bruders, Karl VIII., ganz öffentlich den Grafen von Richmond und seine Freunde. Die Zahl der englischen Emigranten war auf mehrere hundert gestiegen. Sogar der Commandant der kleinen, den Engländern gehörenden Festung Ham war zu ihnen übergegangen, und hatte den alten Grafen von Oxford, welcher in Verbindung mit Warwick bei Barnet gestritten hatte und zu Ham gefangen gehalten wurde, nach Paris gebracht. In England selbst warteten die Unzufriedenen aller Grafschaften nur auf das Signal des Aufstandes, um loszubrechen. Endlich waren auch die Hülfsmittel, durch welche Richard bis dahin sich Freunde und Anhänger gekauft hatte, ganz erschöpft. Dies scheint unglaublich, wird aber begreiflich, wenn man bedenkt, mit welchem Preis einerseits überall die Barone und Ritter bezahlt werden mußten, wenn sie ihre Leute fortdauernd auf dem Kriegsfuße halten sollten, und welche Reichthümer andererseits dazu gehörten, um Söldner oder Miethtruppen zu ernähren. Alle Schriftsteller bezeugen, daß Richard im Jahre 1485 die Schätze Eduard's ganz ausgegeben hatte, daß die ungeheueren Summen, welche die zahlreichen Gütereinziehungen ihm eingetragen hatten, erschöpft waren, und daß er dreimal einen Zehnten von der Geistlichkeit erpreßte, ohne darum in seinen Finanzen besser zu stehen. Eine freie Gabe (benevolence), welche das Parlament ihm gewährte, wollte er nicht so benannt wissen, weil schon der Namen alle Menschen schreckte; das Volk gab ihr daher höhnend den Namen einer unfreien (malevolence). Schon

im Mai fühlte Richard, der von Allem, was in Frankreich vorging, genau unterrichtet war, große Besorgnisse wegen der Anstalten, welche Heinrich in der Normandie zu einer Landung traf. Heinrich wurde von der Regentin des französischen Reiches mit Geld und mit Truppen unterstützt, nicht nur weil er versprochen hatte, statt des Waffenstillstandes endlich einen Frieden mit Frankreich zu schließen und die Ansprüche an die Normandie und an andere französische Besitzungen ganz aufzugeben, sondern namentlich auch deshalb, weil sein Unternehmen eine Gelegenheit darbot, sich der Räuber, Abenteurer, irrenden Ritter und Söldner, welche ganz Frankreich, besonders aber die Normandie, unsicher machten, zu entledigen. Man sprach aus dem letzteren Grunde eine Amnestie für alle diejenigen aus, die sich zu Heinrich gesellen würden, und dieser hatte bald fünfzehnhundert verzweifelte und jeder Gefahr trotzende, aber auch zuchtlose und der Kriegsordnung ungewohnte Leute bei einander, mit welchen seine fünfhundert Engländer sich vereinigten. Übrigens erließ Richard schon im Juni, noch ehe Heinrich sich einschiffte, ein wüthendes und schimpfendes Manifest gegen die in Frankreich befindlichen Engländer. (Er sagt in demselben unter Andern: That they had betaken themselves to the kings ancient enemy, Charles, calling himself king of France, and chosen for their captain one Henry Tudor, descended of bastard blood both by the father's and the mother's side, and who therefore could never have any claim to the crown of England but by conquest, — that the said Henry Tudor, in order that he might atchieve his false intent by the aid of the kings ancient enemy of France, hat convenanted with him to give up in perpetuity all the right, which the king of England had to the crown of France, to Normandy, Anjou, Maine, Guienne, Calais and the marches etc.)

Heinrich mußte, als er seine Paar tausend Mann in Rouen vereinigt hatte, seinen Plan so schnell als möglich auszuführen suchen; denn er konnte nur, wenn er auf englischem Boden war, seine Leute unterhalten, und hatte mit einem tapferen, fähigen und thätigen Gegner zu thun, dessen sich sogar Eduard IV. in den letzten Jahren seines Lebens bei jeder Gelegenheit bedient hatte. Auch zeigte Richard damals große Thätigkeit. Er hatte, sobald

ihm der Abfall des Commandanten von Ham und die Flucht des Grafen von Oxford kund geworden war, dieſe Feſtung durch den Statthalter von Calais wieder einnehmen laſſen, und war mit ſeinem Heere nach Nottingham gezogen, um von dort aus ſchnell gegen die gelandeten Anhänger Heinrich's marſchiren zu können. Heinrich war diesmal glücklicher als vorher, er lief am 1. Auguſt 1485 von Harfleur aus, und landete ſchon am 7. im Hafen Milford in Wales, wo er weder Hinderung noch Zulauf fand; denn ſelbſt als er bis Shrewsbury gelangt war, hatte er nur viertauſend Mann um ſich. Trotz aller Anſtalten, welche Richard getroffen hatte, und trotz der neuen Schöpfung der Eilpoſt dauerte es doch ſieben Tage, bis der König Nachricht von ſeines Gegners Landung erhielt; dann entbot er aber unter ſtrenger Strafandrohung alle Vaſallen und die Milizen aller Grafſchaften nach Leiceſter. Es ſammelte ſich dort ein ſehr zahlreiches Heer um ihn; nichtsdeſtoweniger ſuchte ihn Heinrich mit großer Eile und Dreiſtigkeit auf. Er würde, obgleich ſein Heer endlich von den Vaſallen der Talbots verſtärkt worden war, dies ſchwerlich gewagt haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß nur wenige Engländer geneigt waren, für Richard zu ſtreiten. Schloß ſich ja doch ſogar Stanley's Sohn, Lord Strange, welchen ſein Vater bei Richard als Geißel hatte zurücklaſſen müſſen, ſowie deſſen Oheim, William Stanley, und Sir John Savage und zuletzt auch Lord Stanley ſelbſt an Heinrich an. Dieſe Männer blieben übrigens, nach einer mit Heinrich gemachten Übereinkunft, bis zum Augenblicke der Entſcheidung neutral, damit nicht Lord Strange auf Richard's Befehl getödtet werde. Erſt in der Nacht vor dem 22. Auguſt, als Richard ſich eine Viertelſtunde von Bosworth gelagert hatte und Heinrich von Tamworth nach Atherſtone marſchirt war, ſtieß die bedeutende Macht der ſämmtlichen Stanleys und ihrer Verbündeten zum Heere des Grafen von Richmond. Ihr Übertritt war es beſonders, was dem König Richard in der an jenem Tage gelieferten Schlacht bei Bosworth Verderben brachte. Es half ihm nichts, daß er mit der Krone auf dem Haupte ins Treffen gegangen war, er trug dieſe Krone nur dem Gegner entgegen. Sobald er die Stanleys ſich gegenüber erblickte, verzagte er. Gleich darauf mußte er ſehen, daß der Graf von

Northumberland mit den Männern des Nordens, auf welche er vor allen Anderen vertraute, ganz still stehen blieb. Unmittelbar nachher wankten alle Reihen in Richard's Heere. Dieser entschloß sich daher, als König zu sterben, wenn er nicht als König leben könne. Er gab, als er seinen Gegner Heinrich wahrnahm, seinem Pferde die Sporen, und stürzte mit eingelegter Lanze, indem er dreimal das Wort Verrath ausrief, auf ihn los, hieb den Träger der Haupt-Standarte nieder, schlug Sir John Clinton zu Boden, und führte auch auf Heinrich selbst einen furchtbaren Stoß, wurde aber von der Zahl der Feinde übermannt, zu Boden geworfen und erschlagen. Heinrich setzte sogleich die ihm dargereichte Krone des Gefallenen auf sein Haupt, und wurde noch auf dem Schlachtfelde selbst als König anerkannt. Lord Strange, dessen Enthauptung Richard beim Anfange des Treffens befohlen hatte, ward seinem Vater wiedergegeben. Der Sieg wurde diesmal nicht durch Hinrichtungen entehrt.

Wir haben übrigens Richard's Thaten und Charakter geschildert, wie sie nach zuverlässigen Nachrichten gewesen sind; es hat aber nicht an genialen und scharfsinnigen Schriftstellern gefehlt, welche Richard ganz rein gewaschen haben, wie denn überhaupt jeder Tyrann, jeder Despot einen Geschichtschreiber gefunden hat, der sich dadurch auszuzeichnen glaubte, daß er etwas Neues und Rühmliches von ihm sagte.

3. Heinrich's VII. Regierung bis zum Jahre 1489.

Heinrich's VII. Anhänger hatten schon während seines Aufenthaltes in der Bretagne dafür gesorgt, daß die Meinung verbreitet werde, als sei er der Messias der Nation, weil er die Ansprüche der rothen und der weißen Rose in seiner Familie vereinigt habe. Er selbst gehörte zwar dem Hause Lancaster an; es waren aber zwei Flecken unehelicher Geburt in seinem Stammbaume, von welchen der eine durch eine spätere gerichtliche Acte nur unvollkommen übertüncht wurde. Dagegen war Eduard's IV. älteste Tochter, Elisabeth, welche Heinrich zur Gemahlin nahm, nach englischem Gesetze ohne allen Streit die Erbin der Rechte ihres Vaters, und Heinrich hatte sich deshalb nicht nur zu dem feierlichen

Versprechen sie zu heirathen verstanden, sondern hielt auch nachher sein Wort. Er nahm sich jedoch wohl in Acht, sein Recht an die Krone auf das ihrige zu stützen. Auch begegnete er ihr stets mit Gleichgültigkeit oder mit Härte. Man wird Beides nicht auffallend finden, wenn man das, was wir eben von jener Prinzessin erzählt haben, in Erwägung zieht. Schon Heinrich's Einzug in London (Ende August) deutete darauf, daß er hauptsächlich seinem Siege über Richard, nicht seinem ererbten Rechte oder seiner Heirath den Thron verdanken wolle; denn er ließ die drei eroberten Haupt-Standarten vor sich hertragen und dann auf den Altar niederlegen. Seine Krönung und folglich auch seine Vermählung verzögerten sich um einige Zeit; jene fand erst zwei, diese erst fünf Monate nach seinem Einzuge in London Statt.

Heinrich ward also im Grunde nur deshalb König, weil er durch die von Richard III. vertriebenen Herren gewählt worden war und nachher das Reich mit den Waffen erobert hatte. Er selbst hatte diese Ansicht, und war während seines ganzen Lebens darauf bedacht, mit Gewalt zu erhalten, was er mit Gewalt erworben hatte. Derselbe Gedanke liegt in den Worten, mit welchen er den Sprecher des im November von ihm berufenen Parlaments anredete. Er that zwar auch dabei des Erbrechts Erwähnung, weil er ja dem Geschlechte Johann's von Gaunt oder von Lancaster, des dritten Sohnes Eduard's III., wenigstens einigermaßen angehörte; eigentlich deutete er aber doch auf sein Schwert*). Auch aus der gleich nachher gemachten Anordnung über die Nachfolge im Reich (settlement of the crown) scheint die Absicht hervorzugehen, zwar alle gesetzlichen Hindernisse, welche ihm als Sprößling des Hauses Lancaster entgegenstehen könnten, hinwegzuräumen, aber weder seiner eigenen Abstammung von Johann von Gaunt, noch der Herkunft seiner künftigen Gemahlin eine entscheidende gesetzliche Bedeutung zuzuschreiben. In Rücksicht des Ersteren erneuerte er eines Theiles ein von Heinrich IV. erlassenes Statut nicht, durch welches die Nachfolge im Reiche

*) He had come to the throne by just title of inheritance and by the sure judgement of God, who had given him the victory over his enemy in the field.

den Nachkommen Johann's von Gaunt ausschließlich zuerkannt worden war, und bewies anderes Theiles in der erwähnten Anordnung über die Nachfolge seine eigenen Rechtsansprüche, welche sehr bestreitbar waren, keineswegs; in Betreff des Zweiten aber ist in dem Actenstücke jener Anordnung Heinrich's Gemahlin gar nicht erwähnt. Man scheint deshalb gefürchtet zu haben, daß der neue König nicht Willens sei, die Prinzessin Elisabeth zu heirathen, und daß er weder im Rechte des Hauses Lancaster, noch des Hauses York, sondern als Sieger regieren wolle. In Folge davon ersuchte ihn das Unterhaus am 10. December dringend um den Vollzug seines Heirathsversprechens, und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatze, damit England auf diese Weise wieder eine Reihe legitimer Herrscher erhalte (they hope, God will bless him with a progeny of the race of kings). Heinrich sagte damals den Deputirten die Erfüllung ihrer Bitte zu, und vermählte sich auch wirklich im Januar 1486 mit Elisabeth; gekrönt ward aber seine Gemahlin erst zwei Jahre nachher. Übrigens war diese Prinzessin nach Heinrich's Landung auf Richard's Befehl in eine Burg von Yorkshire gebracht worden, und Heinrich hatte sie, sobald er Sieger geworden war, wieder nach London zurückführen lassen. Er nahm auch Richard's III. Gesetz zurück, durch welches Eduard's IV. Ehe mit Elisabeth Rivers für ungültig erklärt worden war, und gab der Wittwe desselben ihre Würde und ihren Titel wieder, war aber zu geizig, um ihr das reiche Witthum zu geben, welches ihr ausgesetzt worden war, obgleich er auch sie ebenso, wie seine anderen Freunde und Helfer, vermittelst der vielen Confiscationen beschenkte, welche er vornehmen mußte, um Belohnungen austheilen zu können. Den Sohn des Herzogs von Clarence, den erst fünfzehn Jahre alten Grafen von Warwick, welcher unter Richard in derselben Burg bewacht worden war, in der man zuletzt auch die Prinzessin Elisabeth gefangen gehalten hatte, ließ Heinrich gleich nach seinem Siege in den Tower bringen, weil derselbe als einziger männlicher Sprößling des Hauses York ihm Besorgniß einflößte. Dagegen würdigte er den Grafen von Lincoln, Johann de la Pole, welchen Richard als einen Sohn seiner Schwester zum Nachfolger erklärt hatte, anfangs keiner Aufmerksamkeit.

Als dem König Heinrich im September 1486 ein Prinz geboren wurde, den er Arthur nannte, schien die Rechtmäßigkeit der durch ihn und Elisabeth gestifteten neuen Dynastie festgegründet zu sein. Allein es gab in Irland viele Misvergnügte, und Heinrich selbst fürchtete die Anhänglichkeit der Nation an das Haus York. Auch konnte nach so vielen Unruhen und Staatsumwälzungen, welche durch die mörderischen Kriege der rothen und weißen Rose veranlaßt worden waren, unmöglich sogleich Ruhe erfolgen. Dies war schon darum zu vermuthen, weil in England wie überall wegen des Mangels stehender Truppen nach allen Kriegen unzählige Ritter und Dienstleute sich unbeschäftigt umhertrieben und einem jeden, der ihnen eine Aussicht bieten konnte, zum Dienste bereit waren. Heinrich hielt daher auch die Freundschaft mit Jakob III. von Schottland aufrecht, welcher Gesandte zu seiner Krönung geschickt hatte, und mit dem er den Waffenstillstand wenigstens auf drei Jahre verlängerte. England litt zwar stets durch die Räubereien der wilden Schotten, weil die von Krieg, Raub und Beute lebenden Lairds nie auf längere Zeit von Raubzügen abzuhalten waren; allein aus einem Kriege mit ihnen konnte für Heinrich nichts herauskommen. Die Aufstände, welche einige unruhige Köpfe an verschiedenen Theilen des Reiches versuchten, erstickte Heinrich gleich in der Geburt vermittelst einer sehr bedeutenden Zahl tüchtiger Streiter, die er mit sich nahm, als er nach uralter Sitte seine erste Rundreise in England machte. Nichts destoweniger veranlaßte die große Abneigung, welche Heinrich gegen alle Angehörigen und Anhänger des Hauses York, selbst gegen seine eigene Gemahlin und deren Mutter, überall zeigte, besonders aber die verschlossene, keineswegs gewinnende Natur des Königs, von Seiten der Freunde des Hauses York einen Anschlag. Dieser wurde zwar von einem Priester geleitet, hatte aber gewiß Theilnehmer, die sich hinter den Coulissen hielten; man glaubte sogar, daß die verwittwete Königin dabei die Hand im Spiel gehabt habe.

Dieser Aufstand begann damit, daß zu Ende des Jahres 1486 in Dublin ein Priester, Richard Simons, den elfjährigen Sohn eines Bäcker's, Lambert Simnel, für den aus dem Tower entflohenen Grafen Warwick ausgab, dessen Vater, der Herzog von Clarence, so lange Jahre hindurch Vice-König von Irland gewesen

war. Er hatte den Knaben, vielleicht durch Vermittelung der Königin Mutter, so sehr in die Geheimnisse des Hauses Lancaster eingeweiht, daß derselbe einem Jeden Rede stehen konnte. Warum gerade ein Bäckerssohn gewählt worden war, um den jungen Grafen zu spielen, der sich im Tower befand und jeden Augenblick gezeigt werden konnte, wissen wir nicht anders zu erklären, als wie Lingard es erklärt hat: daß man nämlich von dem wahren Warwick die Gefahr der Probe abhalten und ihm nachher den reinen Vortheil zuwenden wollte. Der Graf von Kildare, Vice-Statthalter von Irland, welchen Heinrich trotz des Mistrauens, das er in ihn setzte, und trotz des anfangs gefaßten Beschlusses seiner Abberufung im Besitze seiner Stelle gelassen hatte, sowie dessen Bruder, der Kanzler von Irland, und Andere nahmen, wie wenn gar kein Verdacht des Truges möglich sei, die beiden Betrüger in Dublin auf, stellten den vorgeblichen letzten männlichen Sprößling der Plantagenets dem Adel und den Bürgern von Dublin als einen von dem Waliser Tudor verfolgten Flüchtling vor, und versprachen ihm Schutz gegen seine und seines Hauses Feinde. Die zahlreichen Anhänger des Hauses York gingen sogar noch weiter; sie riefen ohne Beweise und ohne nähere Prüfung den unbekannten Knaben unter dem Namen Eduard VI. als König von England und Frankreich und Herrn von Irland aus. Heinrich ergriff gegen diesen Aufstand im Februar 1487 zwei Maßregeln, welche beweisen, daß er Klugheit besaß und zum Herrschen geboren war. Er hob zuerst die Vorbehalte und Beschränkungen, welche er in einer früher ertheilten Amnestie gemacht hatte, insgesammt auf, so daß sich fernerhin kein Freund oder Verwandter des Hauses York den Chikanen ausgesetzt sah, vermöge deren man vorher trotz der Amnestie Verfolgungen ausgeübt hatte. Dann führte er den ächten, im Tower gefangen gehaltenen Warwick, damit alle Bürger ihn sehen möchten, in einem feierlichen Aufzuge nach der Paulskirche und nahm ihn hierauf mit sich in den Palast von Shone, wo der Prinz täglich sich mit dem Adel und mit Allen, welche an den Hof kamen, unterhielt. Wie weit und auf welche Weise Heinrich's Schwiegermutter in die Geschichte des Pseudo-Warwick verwickelt war, wagen wir nicht zu entscheiden; es muß aber doch einiger Grund zu dem strengen Verfahren,

welches Heinrich gegen sie einschlug, vorhanden gewesen sein, da dasselbe nicht vermöge eines übereilten königlichen Befehls, sondern nach dem Beschlusse einer langen und reiflichen Berathung der königlichen Räthe erfolgte. Von Gericht und Recht war allerdings keine Rede, die Königin ward plötzlich aufgehoben und in das Kloster von Bermondsey gebracht, wo sie bis zu ihrem einige Jahre später erfolgten Tode von den Mönchen bewacht wurde. Auch ließ Heinrich alle ihre Güter einziehen. Der Grund dieser Verfolgung, welchen der König statt des wahren anzugeben für gut fand, war schlecht gewählt; es hieß nämlich, die Königin werde deswegen bestraft, weil sie sich und ihre Töchter einst in Richard's Hände geliefert habe. Auch ihr Sohn erster Ehe, der Marquis von Dorset, ward in ihre Schuld verwickelt. Dieser eilte zwar, um die Gefahr von sich abzuwenden, sogleich zum Könige; Heinrich ließ ihn aber nicht vor sich, sondern schickte ihm den Grafen von Oxford entgegen, der ihn in Verhaft nehmen mußte; doch versprach er, ihn anzuhören, wenn die Unruhen gedämpft sein würden.

Der von Heinrich früher unbeachtet gebliebene Graf von Lincoln nahm sogleich offen Partei für den angeblichen Grafen von Warwick. Dieser Schritt Lincoln's ist für uns in der Entfernung der Zeiten ganz unerklärlich, da er den ächten Warwick in Shone oft gesehen hatte und die Irländer zwar den Simnel als König anerkannten und auch einiges Geld gaben, aber weder Truppen noch Waffen hatten. Lincoln begab sich zunächst in die Niederlande zu Karls des Kühnen Wittwe, Margaretha, einer Schwester Eduard's IV., welche dort für Maximilian's Sohn, Philipp, die Verwaltung leitete. Diese betrachtete Heinrich VII. als einen geschworenen Feind des Hauses York, und versah den Grafen von Lincoln nicht nur mit Geld, sondern überließ ihm auch zweitausend Mann vortrefflicher deutscher Truppen unter Martin Schwarz. Mit diesen schiffte sich Lincoln nach Dublin ein. Hier landete er im März 1487, und ließ den vorgeblichen Warwick im Mai als König von England krönen, wozu man sich einer Krone bediente, welche in irgend einer Kirche das Haupt der Jungfrau Maria geschmückt hatte. Im Anfange Juni setzte Lincoln mit seinen Deutschen und einer Anzahl Irländer, die sich ihm zugesellt hatten,

nach England über. Er landete am 4. Juni in der Grafschaft Lancaster auf der Südspitze von Furneß, Foudray genannt. In England schloß sich jedoch niemand als Sir Thomas Broughton an ihn an, obgleich man ihm freilich auch nichts in den Weg legte. Lincoln hatte nur achttausend Mann, als Heinrich ihm mit einem überlegenen Heere entgegenzog. Beide Theile wünschten den Streit durch eine einzige Schlacht zu entscheiden. Nichtsdestoweniger verzögerte sich der Kampf bis zum 16. Juni, weil Lincoln erst an diesem Tage das königliche Heer erreichte. Die entscheidende Schlacht wurde in der Nähe von Stoke geliefert. Sie war kurz, aber sehr blutig. Die Deutschen kämpften, bis sie Alle fielen; die Irländer oder vielmehr die in Irland angesiedelten Engländer, denn nur diese nahmen Partei für York, waren weder den Bogenschützen noch den Geharnischten des Königs Heinrich gewachsen, da sie wie die halbwilden gaelischen Irländer ausgerüstet waren. An Sieg war daher für Lincoln nicht zu denken. Er selbst und die anderen Führer, der Vice-Statthalter von Irland, dessen Bruder, Sir Thomas Broughton und der tapfere Martin Schwarz, blieben in der Schlacht. Lord Lovel, welcher zugleich mit Lincoln England verlassen hatte, wurde nach der Schlacht vermißt und seitdem nie mehr gesehen. Der Priester, welcher die ganze Betrügerei angestiftet hatte, gerieth mit seinem Zöglinge in Gefangenschaft. Er gestand seinen Betrug ein, und mußte denselben im Kerker büßen. Der Bäckerknabe Simnel wurde zuerst, damit der Trug ganz offenbar werde, einige Zeit in der königlichen Küche zu niedrigsten Diensten gebraucht, später aber zum Falkenier gemacht. Um die Angehörigen des Hauses York zu beruhigen, ließ Heinrich damals endlich seine Gemahlin mit dem gewöhnlichen, in England mehr als irgendwo sonst nöthigen äußeren Gepränge, mit Ceremonien und mit einer Kleiderpracht, welche in den Geschichtsbüchern aufs genaueste beschrieben wird, als Königin krönen, und schenkte gleich darauf auch dem Marquis von Dorset die Freiheit.

Auch Heinrich gebrauchte ebenso, wie seine Vorgänger, das Parlament als das beste und willigste Werkzeug furchtbarer königlicher Gewalt. Zuerst erhielt er von demselben die Bewilligung einer bedeutenden vom Volke zu erhebenden Beisteuer; dann erließ das Parlament ein Verdammungsurtheil wegen Hochverraths (bill

of attainder), welches bekanntlich jedes Gericht und jede Vertheidigung abſchnitt. Dieſes Geſetz gewährte dem Könige das Mittel, ſich durch Strafabkaufungs-Gelder und durch Güter-Einziehungen mehr zu bereichern, als die ſtrengſten ſeiner Vorgänger gewagt hatten. Die Zahl derer, welche als der Theilnahme an dem Aufſtande verdächtig (denn mehr konnte man ihnen unmöglich Schuld geben), eigentlich aber nur wegen ihres Reichthums verurtheilt wurden, betrug gegen achttauſend, ſank aber doch nachher auf die Hälfte herab. Noch acht Jahre ſpäter wurden der Liſte derſelben neue Namen beigefügt, welche man anfangs vergeſſen gehabt hatte. Endlich beſeitigte Heinrich auch mit Hülfe des Parlaments das Übel, welchem Ludwig XI. durch ſeine ſtehenden Truppen und die ſich auf dieſelben beziehenden Verordnungen abgeholfen hatte, und das in England faſt ärger geweſen zu ſein ſcheint, als in irgend einem anderen Lande. Dieſes Übel, welches dort mit einem eigenen Namen (Maintenance) bezeichnet wurde, beſtand darin, daß reiche oder vornehme Herren Dienſtleute, welche ihre Livree trugen, oder gar Räuber und Mörder unterhielten, um ſich vermittelſt derſelben der Ausführung von Urtheilſprüchen, ſo wie jeder Art von Polizei mit offener Gewalt zu widerſetzen. So lange eine ſolche gedungene Selbſthülfe im Reiche geduldet wurde, herrſchte die rohe Gewalt über das Geſetz und über die Gerichte. Dies beweiſt am beſten der Eid, welchen Heinrich, noch ehe dem Übel durch ein Geſetz abgeholfen ward, von den Lords und den Gemeinen jeder Grafſchaft forderte*). Schon damals ſagte einer der Oberrichter dem Könige voraus, daß ohne die gänzliche Abſchaffung der Maintenance alle Gerichte unnütz ſeien, und an die Vollziehung von Urtheilen nicht zu denken wäre. Auch unter Eduard IV., ſetzte der Oberrichter hinzu, ſei die Beobachtung der Statuten von den Baronen beſchworen worden, und doch hätten eine Stunde nachher mehrere derſelben in ſeiner Gegenwart

*) Sie mußten ſchwören: not to keep in their service men openly cursed, or murderers, or felons, or outlaws, that they would not retain persons by indentures, or give liveries contrary to law, and that they would not make riots or maintenances, nor oppose the due execution of the king's writs.

eine Anzahl Leute durch einen Eid verpflichtet, ihnen in jedem Streit und in allen Händeln, die sie hätten, mit den Waffen beizustehen. Man erließ daher endlich unter Heinrich VII. ein förmliches Gesetz gegen das Halten einer Haus-Miliz, und errichtete für alle Fälle, in denen dasselbe übertreten würde, eine außerordentliche Gerichts-Commission, welche ohne Zuziehung von Geschworenen und ohne die landesüblichen Formen Gewalt mit Gewalt vernichten sollte. Es wurde nämlich verordnet, daß der Kanzler, der Schatzmeister und der geheime Siegelbewahrer oder auch nur zwei der Genannten nebst einem Bischof und einem weltlichen Pair, verbunden mit den Präsidenten des Kingsbench und des Gerichtshofes für Civilklagen (common-pleas), die Befugniß haben sollten, diejenigen, welche gegen irgend einen Punkt jenes Gesetzes über die Erhaltung der Ordnung gesündigt hätten, vor sich zu rufen und, wo es nöthig wäre, selbst sogleich ebenso strafen zu lassen, als wenn sie von den ordentlichen Gerichten verurtheilt worden wären. Diese unter Heinrich VII. gemachte Einrichtung ist die nachher unter dem Namen der Sternkammer berühmt gewordene Art von Gerichtsbarkeit, deren sich die Könige von Heinrich VII. an bis auf Karl I. für ihre Kabinets-Justiz in einer solchen Weise bedienten, daß der Misbrauch derselben im siebenzehnten Jahrhundert eine der Haupturſachen der englischen Revolution geworden ist.

Wir glauben hier die Geschichte des ersten Herrschers aus dem Hause Tudor abbrechen zu müssen, weil Heinrich, nachdem er sich 1488 mit Schottland abgefunden hatte, in die Händel der Könige des Festlandes gemischt wurde. Diese Händel betrafen die Bretagne und Italien, weil eines Theils Maximilian's Tochter, die mit Karl VIII. von Frankreich verlobte Margaretha, nach Hause zurückgeschickt und dieser dagegen mit der Erbin von Bretagne verbunden ward, und weil anderes Theils Karl VIII. Neapel, sowie sein Nachfolger, Ludwig XII., Mailand in Anspruch nahm. In die letzteren Streitigkeiten ward Spanien zuerst durch seine Ansprüche auf Neapel und später durch die Vermählung der Erbin von Castilien und Aragonien mit dem Erben des Kaisers Maximilian gemischt; die englischen Könige Heinrich VII. und Heinrich VIII. aber wurden bald von der einen, bald von der anderen Seite

her, ſogar vom Pabſte, in die Streitigkeiten der ſpaniſchen, burgundiſchen, deutſchen und franzöſiſchen Monarchen gezogen. Schon aus dieſem Grunde muß daher vom letzten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts an die Geſchichte der Hauptſtaaten des mittleren, weſtlichen und ſüdlichen Europa vereinigt behandelt werden. Wir wollen jedoch, ehe wir zunächſt auf die Geſchichte der pyrenäiſchen Halbinſel übergehen, noch einen Blick auf die Cultur- und Literatur-Geſchichte der letzten Hälfte des fünfzehnten und der erſten Jahre des ſechszehnten Jahrhunderts werfen. Dieſe Zeit hat bekanntlich für die ganze neuere Civiliſation dieſelbe Bedeutung, wie die Zeit der Perſerkriege für die altgriechiſche.

VIII. Cultur und Literatur der Deutſchen, Italiäner und Franzoſen in der letzten Hälfte des fünfzehnten und in den erſten Jahren des ſechszehnten Jahrhunderts.

Einleitung.

Die Erfindung und reißend ſchnelle Verbreitung der Buchdruckerkunſt im fünfzehnten Jahrhundert iſt für die ganze Civiliſation der neueren Zeit, im Vergleich mit der Bildung der Völker des Alterthums, des Orients und des Mittelalters, ſo wichtig geworden, daß wir der Erwähnung der Schriften und Schriftſteller eigentlich die Geſchichte der Druckereien vorausſchicken ſollten; dies möchte aber einen zu großen Raum erfordern, und wir wollen daher nur einige wenige Andeutungen darüber mittheilen. Hätten wir nicht in dieſen Abſchnitten über Literatur mehr den Geiſt und die Richtung der Schriftſteller, als ihre und ihrer Schriften äußere Geſchichte im Auge, ſo müßten wir über die Art der Vervielfältigung und Verbreitung der Bücher ſchon aus dem einzigen Grunde ſehr ausführlich ſein, weil die Bewegung, welche die Reformation in Deutſchland veranlaßte, mit der Verbreitung der Buchdruckerkunſt ebenſo genau zuſammenhängt, als heut' zu Tage die furchtbare Macht des Socialismus mit der Speculation gewinnſüchtiger Buchhändler und Schriftſteller Frankreich's. Wir wollen uns in den wenigen Bemerkungen, welche wir über die ſchnelle Ausbreitung der neuen deutſchen Erfindung und über die

dadurch möglich gewordene Vervielfältigung der Schriften des klassischen Alterthums und Verbreitung der Gedanken einzelner guter Köpfe zu machen gedenken, auf Deutschland, Frankreich und Italien beschränken, weil wir vorerst auch nur der Schriftsteller dieser drei Länder erwähnen werden. Dies scheint uns um so passender zu sein, als Italien vom vierzehnten Jahrhundert an bis zum siebenzehnten den Kreislauf menschlicher Bildung schon ganz durchlaufen hatte, ehe noch die übrigen Nationen eine nach der anderen es thun konnten. Wir müssen dabei zunächst darauf aufmerksam machen, daß um dieselbe Zeit, als die Deutschen die Kenntniß des klassischen Alterthums, die Künste, Gewerbe und Wissenschaften des civilisirten Lebens über die Alpen herüber brachten, die Italiäner von ihnen das Mittel und Werkzeug entlehnten, vermöge dessen sie im Stande waren, das Licht der Aufklärung, welches bei ihnen leuchtete, schnell in allen Gegenden zu verbreiten.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, wo und auf welche Weise Guttenberg zuerst auf den Gedanken kam, die Bücher, deren Vervielfältigung vorher das Geschäft der Mönche war, durch ein mechanisches Verfahren schneller und leichter in die Hände des Publikums zu bringen. Es mag genug sein zu bemerken, daß die 1450 in Mainz gedruckte Bibel am sichersten das Jahr bezeichnet, mit welchem die Verdrängung der geschriebenen Bücher durch gedruckte begann. Guttenberg und Johann Faust trieben ihr Geschäft zu Mainz, und die erste gedruckte Bibel ist ohne Jahreszahl; die Gelehrten haben daher viel über das eigentliche Jahr der Erfindung der Buchdruckerei gestritten. Wir nehmen das angeführte Jahr an, um einen festen Punkt zu haben. Wie alle Erfindungen, so wurde auch die der Buchdruckerkunst zuerst als Geheimniß behandelt, besonders weil Guttenberg und Faust anfangs ihre, den kostbarsten Handschriften ähnlichen, gedruckten Bibeln bis nach Paris hin als Handschriften verkauften. Noch ehe aber Faust's Schwiegersohn, Schöffer, die Erfindung machte, statt der anfangs in Holz geschnittenen Tafeln gegossene Buchstaben anzuwenden, hatte man in vielen Städten Deutschlands, Holland's und der Schweiz das Geheimniß entdeckt und das Gewerbe jener drei Männer zu treiben begonnen, weshalb denn auch

nachher verschiedene Orte die Erfindung der Buchdruckerkunst für sich in Anspruch nahmen. Die Geheimnißkrämerei hörte daher bald auf, und schon der von Schöffer in Folio gedruckte, sehr selten gewordene Psalter hat auf dem Titelblatte die Jahreszahl 1457 und den Namen Schöffer's als Druckers. Zwei Pariser Professoren der Theologie, Wilhelm Fichet und Johann de la Pierre, setzten gleich anfangs bei ihrer Facultät durch, daß man Ulrich Gering, Märtin Kranz und Michael Freyburger aus Mainz nach Paris berief, um daselbst eine Druckerei einzurichten. Die Universität gab diesen Männern eine bequeme Wohnung in der Sorbonne. Hier hatten sie ihre Werkstätte bis zum Jahre 1483, wo Gering sich in einem eigenen Hause einrichtete. Dieser deutsche Gründer des französischen Buchdrucker-Wesens erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Er vermachte nachher, um sich denen, die ihn berufen hatten, dankbar zu bezeugen, der Sorbonne sein halbes Vermögen, welches die damals sehr bedeutende Summe von achttausendfünfhundert Livres betrug. Mit diesem Gelde wurden bei der Pariser Universität zwei neue Lehrstühle gegründet, welche, weil ihre Errichtung mit dem Drucke von Reuchlin's, Hutten's und Luther's Schriften gleichzeitig ist, am besten beweisen, daß Guttenberg's Erfindung mehr als irgend etwas Anderes dazu beitrug, das Dunkel des Mittelalters zu erhellen. Es waren nämlich bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf jener Universität, welche unter den höheren Lehranstalten Europa's wenigstens den zweiten Rang einnahm, zwar für die Dogmatik und für die Decretalen, sowie für Aristoteles und dessen mönchische Erklärer und Verderber ganze Schaaren von Professoren bestellt; für die Erklärung der heiligen Schrift aber hatte sie keinen Lehrstuhl, sondern erst nach Gering's Tode wurde vermittelst seines Legats ein Professor des alten und einer des neuen Testaments besoldet. Im achtzehnten Jahrhundert vereinigte man beide Stellen in eine einzige.

Wir dürfen, indem wir von der Entstehung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst reden, nicht verschweigen, daß bei dieser Gelegenheit ebenso, wie bei der Erfindung des Maschinen-, Fabrik- und Manufactur-Wesens überhaupt, Tausende von Menschen, welche vorher ein unabhängiges einträgliches Gewerbe hatten, zu Proletariern gemacht wurden, während einige Hunderte auf Unkosten

derselben große Reichthümer erwarben. Dies ist jedoch der natürliche und nothwendige Gang der Dinge, was man ebenso wenig leugnen wird, als daß der Wallfisch Tausende von Heringen frißt, und daß der Mensch schon jetzt die Wallfische aus vielen Theilen des Oceans vertilgt hat. Auch die Kunst des Vergoldens und Ausmalens der Buchstaben, von welcher in Paris Hunderte lebten, ging, in Betreff des Glanzes nnd der Dauerhaftigkeit der Vergoldung, sowie in Hinsicht auf die Lebhaftigkeit und Haltbarkeit der Farben, damals verloren, von dem Fleiße und der kalligraphischen Fertigkeit der Copisten gar nicht zu reden. Dies Alles näher zu prüfen, würde uns zu weit führen. Ausgemacht bleibt, daß seit 1450 die Bildung und Literatur, so weit sie durch die Schrift verbreitet werden, an das Volk gelangten, statt daß sie vorher gleich dem Landbesitze ausschließend der adeligen und geistlichen Aristokratie angehört hatten. Dies würde sich am leichtesten dadurch deutlich machen und beweisen lassen, daß wir die Preise solcher geschriebenen Bücher, die nicht gerade mit Miniaturen besonders ausgeschmückt oder von berühmten Schönschreibern gefertigt waren, mit den Preisen der gedruckten Werke verglichen, welche aus den unvergleichlichen Aldinischen Druckereien oder aus denen der Junta hervorgegangen sind. Wir wollen jedoch, statt dessen nur die erste Wirkung andeuten, welche die deutsche Erfindung auf die Verbreitung des in Italien erwachten neuen geistigen Lebens hatte. In dieser Beziehung rühmten die beiden Deutschen Schweinheim und Pannarz, welche in Rom Buchdruckereien errichtet hatten, schon im Jahr 1475, daß sie zwölftausendvierhundertundfünfundsiebenzig Abdrücke von verschiedenen Werken gemacht hätten. Beide Männer beklagten sich jedoch in einer Bittschrift an Pabst Sixtus IV., daß sie arm geworden seien, weil sie so viele Bücher gedruckt hätten, welche nachher nicht hätten verkauft werden können. Es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß damals jener Enthusiasmus für die Fortschritte der Bildung und Wissenschaft, welcher alle edeln Männer in allen Ländern, besonders aber in Italien, zu Aufopferungen jeder Art bewog, auch sehr viele Buchdrucker, welche selbst ausgezeichnete, aber bescheidene Gelehrte waren, beseelte und sie antrieb, ihre Mühe und ihr Vermögen der Verbreitung der klassischen Literatur zu widmen.

Unter den Büchern, welche Pannarz und Schweinheim in Rom druckten, befanden sich zwar fünfhundert theologische Bücher, deren schlechte Auswahl ihnen wahrscheinlich vielen Verlust verursachte, da man, wie Luther und Burkard's berüchtigte Annalen der römischen Curie bezeugen, in Rom zwei Jahrhunderte hindurch am wenigsten theologisch war; dagegen druckten beide Männer aber auch mehr als ein halbes tausend Exemplare von Cicero's philosophischen Schriften und zweihundertfünfundsiebenzig Exemplare von Virgil's Werken. Neben Schweinheim und Pannarz hatte gleich anfangs ein anderer Deutscher, Hahn, ebenfalls eine Buchdruckerei in Rom errichtet, und unmittelbar nachher geschah dasselbe sowohl dort als auch in Mailand, in Venedig und bald in fast allen übrigen italiänischen Städten durch andere Deutsche und durch Italiäner. Daß unter den Buchdruckern jener Zeit Aldus Manutius sich durch seine Gelehrsamkeit, durch sein unermüdetes Streben, den reinen Text der Alten wiederherzustellen, und durch seine großen Aufopferungen für das Beste der Literatur mehr als irgend ein Anderer auszeichnete, ist bereits früher (Th. IX. S. 454 f.) gesagt worden. Wer übrigens die lebhafte und freie Bewegung des wissenschaftlichen Lebens der Italiäner im fünfzehnten Jahrhundert klar erkennen will, der muß sich aus Maittaire's großem und gelehrtem Werke (Annales typographici) mit den Namen der Buchdrucker und der Orte, an welchen diese ihre Werkstätten errichteten, bekannt machen.

I. Italien.

1. Einleitung.

Wir haben über den Gang der italiänischen Bildung und über die Art, wie die Italiäner durch die Wiederbelebung der alten römischen Literatur ein neues geistiges Leben und eine neue, der freien Entwickelung jeder Kunst, jedes Gewerbes und des dadurch begründeten Wohlstandes ihrer Heimath angemessene Bildung schufen, im vorigen Bande so ausführlich gehandelt, daß wir hier nur noch einige Ergänzungen in Betreff des fünfzehnten Jahrhunderts und der ersten Jahre des sechszehnten beifügen wollen. Wir können uns um so mehr kurz fassen, als wir später noch einmal auf Italien zurückkommen werden, welches erst im sieben-

zehnten Jahrhundert anfing, stille zu stehen oder, was in Bezug auf Civilisation gleichbedeutend ist, zurückzugehen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert schien bei der italiänischen Geschichtschreibung unter den Händen der Latinisten statt des Wesens die Form allein zu gewinnen; doch erhielt dieselbe ebenso, wie die Poesie in der Muttersprache, und durch diese die Bedeutung wieder, welche das zierliche Latein ihr entzogen hatte, obgleich ihr, wie der Poesie, die gar zu große Sorge für die Glätte der Form schadete. Wir haben übrigens schon in der alten Geschichte darauf aufmerksam gemacht, wie man den Griechen und Römern in ihrer besten Periode und an den besten Schriftstellern, einem Euripides und Virgil, den Übergang von reiner Begeisterung und gediegenem Wesen zur Künstelei und Rhetorik wahrnehmen kann, wenn man dieselben auch nicht tadeln mag. In solchen Zeiten, wie auch die unserigen sind, wagt der Kritiker kaum eine Bemerkung zu machen, weil der Kenner zu wenige sind, und weil ihn das Abweichen vom Urtheile der durch die Rhetorik Bezauberten, durch die Declamation Getäuschten in den Augen der Menge als einen Sonderling oder als einen Gelehrten voller Anmaßung lächerlich machen würde. Auf diese Weise vermochte eines Theils Aristophanes mit gründlichem Urtheile nichts, und anderes Theils ward trotz der Lehren und Urtheile der vortrefflichen Kritiker in Alexandria nicht nur die griechische Poesie zur Rhetorik und zur Gelehrsamkeit, sondern auch die Geschichte verschwand völlig, weil sie ohne Wahrheit durch die bloße Form und in derselben untergeht. Der nämliche Fall trat in Rom zur Kaiserzeit ein, und wir werden im sechszehnten Jahrhundert sehen, daß auch in Italien sogar ein Tasso seine Landsleute dahin leiten mußte, wohin Euripides die Griechen führte. In allen diesen Fällen gewann aber das praktische Leben durch den Fortschritt der Literatur zu derselben Zeit, als alles Ideelle und wahrhaft Göttliche eine leere Form, die Literatur ein bloßer Zeitvertreib ward. Wir werden daher auch schon in diesem Abschnitte der italiänischen Bildungsgeschichte darauf aufmerksam machen, wie die Italiäner, nachdem sie die Schöpfer aller ideellen Bildung Europa's gewesen waren, auch den Grund zu allen realen Wissenschaften legten.

2. Poesie in der Nationalsprache.

Wir haben vermieden, die lyrische Dichtkunst der Italiäner im Einzelnen zu berühren, und in Betreff derselben nur so viel gesagt, als nöthig war, um zu zeigen, daß auch in diesem Fache, wie einst bei den Griechen, die ganze Nation Sinn für hohe Begeisterung hatte, und daß mitten in grausiger Barbarei, gräßlicher Tyrannei und wilder Zerstörung Form und Materie der Poesie die höchste Vollendung erhielten. Die klassische Bildung des fünfzehnten Jahrhunderts ward vorzüglich auch dadurch verbreitet und empfohlen, daß Männer wie Angelus Politianus und Lorenzo von Medicis (s. Th. IX. S. 408 und 455 – 460) sich zugleich durch klassische Bildung auszeichneten und durch Gedichte, die in Aller Mund waren, berühmt machten. Wir dürfen hier nicht auf den Inhalt der Gedichte Lorenzo's von Medicis eingehen; es mag genug sein aufmerksam darauf zu machen, daß Nardini und Buonajuti*) noch in unserem Jahrhundert alle die Gedichte gesammelt haben, welche beweisen, daß in Italien's guter Zeit die höhere Poesie und die schönen Künste als Bedürfniß jedes gebildeten Lebens und als die edelste Beschäftigung der Leute von Stande betrachtet wurden. Auch die komischen Gedichte Lorenzo's und seiner Zeitgenossen wurden schon 1550 gesammelt. Wir fügen den Titel dieser Sammlung bei, weil er die Namen der Gattungen aufzählt. (Raccolta di Trionfi, Carri, Mascherate e Canti carnevaleschi del tempo di Lorenzo di Medici.)

Sogar das weibliche Geschlecht suchte und fand Auszeichnung durch die Dichtung. Schon Lorenzo's Mutter, Lucrezia Tornabuoni, glänzte durch ihre Fähigkeiten, und ihre Gedichte sind im sechszehnten Jahrhundert einige Male mit denen ihres Sohnes herausgegeben worden. Wenn die Bildung der Damen dieses Jahrhunderts sich auf ein oberflächliches Versemachen, auf das Lesen und Schreiben von Romanen, auf leeres Stilisiren und auf ausführliches Schildern von Scenen des Lebens oder der Natur beschränkt hätte, so würden wir dies nicht als einen jener Zeit

*) Poësie del Magnifico Lorenzo ed di altri suoi amici e contemporanei, Londra, 1801. 4.

eigenthümlichen Zug bezeichnen dürfen, da es in unſeren Tagen etwas Alltägliches iſt; es hat aber damit eine ganz andere Bewandtniß. Die großen Damen, von denen wir reden, waren nicht blos Dichterinnen, ſondern mehrentheils gründliche Kennerinnen der alten Sprachen und ihrer Literatur, ſowie der durch nichts, am wenigſten durch Übertragungen, zu erſetzenden Bedeutung Beider für die Ausbildung des wahrhaft menſchlichen Weſens in uns, welches zugleich, da alles Andere dem Geſetze der Natur gehorcht, das einzige Göttliche und Freie im Menſchen iſt. Wir führen daher auch jene Damen nicht wegen ihrer Dichtungen an, deren die Welt, ſo artig und fein dieſelben auch waren, doch ohne Nachtheil hätte entbehren können, ſondern weil ſie ihres Ranges und ihres Einfluſſes wegen durch den begeiſterten Antheil, den ſie an den Beſtrebungen ihrer zu einem neuen Leben erwachenden Zeitgenoſſen nahmen, als Schützerinnen jeder Kunſt und jeder Wiſſenſchaft mächtig wirkten. Des Beiſpiels wegen wollen wir neben der Mutter Lorenzo's von Medicis nur einige der ausgezeichnetſten Damen jener Zeit nennen. Unter dieſen nehmen Iſabella von Aragonien, Hippolyta Sforza (ſ. Th. IX. S. 448), Serafina Colonna, Anna Spina und Aleſſandra Scala den erſten Platz ein, weil ſie den Unterricht der berühmteſten Männer ihrer Zeit genoſſen hatten, und durch ihre Arbeiten in der Nationalſprache ebenſo bekannt und ausgezeichnet waren, als durch ihre gründliche Kenntniß der Alten. Außer ihnen nennt man uns noch zwei Iſotta's, die Eine aus dem Hauſe, welches ehemals in Rimini herrſchte, die Andere aus dem erſten Geſchlechte von Verona, Beide durch ihre Dichtungen in ganz Italien bekannt. Neben dieſen glänzte die Fürſtin Bianca von Eſte und Domitilla Trivulzia aus derjenigen Familie, welche in Mailand der herzoglichen am nächſten ſtand. Keine ſtand aber höher in der Achtung ihrer Zeitgenoſſen, als Caſſandra Fedele. Von ihren Poeſieen hat ſich, ſoviel wir wiſſen, nichts erhalten. Dagegen haben wir Briefe und Reden von ihr, und dieſe entſprechen ganz dem Lobe, durch welches Politianus, dem die Kunſt mehr iſt als die Natur, die Form mehr als das Weſen, die Caſſandra verherrlicht hat. Sie ſind durch Politian's Lob in ganz Europa bekannt geworden, und ihnen verdankte es

Cassandra, daß im folgenden Jahrhundert die Königin von Spanien, König Ludwig XII. von Frankreich und Pabst Leo X. sie fast zu gleicher Zeit einluden, an ihren Hof zu kommen. Cassandra war auch wirklich im Begriff, sich an den spanischen Hof zu begeben, als sie von ihren Landsleuten, den Venetianern, bewogen wurde, bei ihnen zu bleiben.

Die merkwürdigste Erscheinung des fünfzehnten Jahrhunderts ist die in demselben versuchte Verbindung der heidnischen und christlichen Poesie, der epischen Dichtung der Germanen und Skandinavier mit der griechischen und römischen, der Lobpreisung der Helden des Mittelalters und der alten Zeit vermöge eines originellen Volksgesanges, oder mit anderen Worten die Entstehung der sogenannten romantischen Poesie aus italiänischer Bänkelsängerei. Die im fünfzehnten Jahrhundert auf diese Weise entstandene episch-komische Dichtung ward im folgenden Jahrhundert durch Berni für Ariosto vorbereitet, welcher das Possenhafte entfernte und in den Anfangs-Strophen der Gesänge seines Orlando den hohen Ernst der alterthümlichen Poesie mit dem Abenteuerlichen der Ritter-Poesie zauberisch verband, während Tasso nach Virgil's Muster ein christliches episches Gedicht schuf. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß Tasso schon darum allein zum Rhetorischen und Sentimentalen herüberführen mußte, weil er den eigentlichen Ton der romantischen Gattung ganz aufgab, während Ariosto das Nationale der Gattung, d. h. den komischen Anstrich, beibehielt. Das Weitere gehört in die Geschichte der Literatur des sechszehnten Jahrhunderts. Die vorhergehenden Bemerkungen sollen unsere Leser blos im Voraus darauf aufmerksam machen, daß die possenhafte Mischung des Höchsten und Gemeinsten in der hier erwähnten Art von Gedichten auf die beiden Gattungen epischer Ritter-Poesie, welche im sechszehnten Jahrhundert entstanden, theils positiv, theils negativ einwirkte. Übrigens nennt man diejenige Art von komischer oder vielmehr ironischer Travestirung des Romantischen, welche in Luigi Pulci's Morgante Maggiore ihre Vollendung fand, burlesk (von burla, Possen); man darf aber diese Benennung nicht mit dem Namen der allerniedrigsten Gattung des Komischen verwechseln, welcher daraus entstanden sein soll, daß ein lustiger Baxbier, der im Jahre 1448 zu Rom starb, sich

von ſeiner Art, auf gut Glück, d. h. alla burchia, zu reimen und zu traveſtiren, Burchiello nannte. Die zuletzt bezeichnete Gattung müßte alſo eigentlich burchiellesk heißen.

In Rückſicht der Entſtehung der neuen romantiſch-epiſchen Dichtung glauben wir mit dem, was Guinguenée im vierten Kapitel des vierten Bandes ſeiner Literaturgeſchichte von Italien geſagt hat, übereinſtimmen zu können; was er aber im vorhergehenden Kapitel über romantiſche Poeſie überhaupt vorbringt, ſcheint uns unhaltbar. Guinguenée weiſt an der erſteren Stelle im Einzelnen nach, daß ſich aus dem Reſte der früheren erzählenden Poeſie der Troubadours, Trouvères und Provenzalen, welche faſt durchaus dem Lande Italien angehört, im ſpäteren Mittelalter dort eine Art Volksgeſang bildete, wie bei uns die Meluſinen, das Büchlein vom Kaiſer Oktavianus und Andere entſtanden ſind. Dieſe italiäniſche Bänkelſängerei wandernder Rhapſoden nahm ihren Stoff vorzugsweiſe aus der Geſchichte Karl's des Großen und ſchuf ein ungeheueres Material, welches man in dem 1537 zu Venedig gedruckten Buche I Reali di Franzia di Christoforo Altissimo beiſammen findet. Wir halten nicht für paſſend, uns auf dieſe in der Manier der Büchlein „gedruckt in dieſem Jahre" abgefaßte Maſſe von Geſchichten für das Volk einzulaſſen. Einzelne aus denſelben ausgehobene und in Proſa oder in Verſen niedergeſchriebene Stücke erlangten ſchon in dem Jahrhundert, deſſen Geſchichte wir hier behandeln, ein bedeutendes Publikum, und wurden auch in dem nächſtfolgenden mehrmals gedruckt. Dahin gehören: ein 1498 zu Venedig gedrucktes und nachher öfters wieder aufgelegtes Buch, deſſen Verfaſſer (Bello) ſich einen Blinden nennt (der Titel heißt: Il Membriano di Francesco Cieco di Ferrara), ferner Buova d'Antona Canti XXII. in ottave rime, Venedig 1489, und die erſt 1517 gedruckte Spagna historiata (Roland's Geſchichten). Die Verfaſſer dieſer Volks-Poeſieen dichteten für Italiäner, welche an einer Miſchung des Ernſten mit dem Poſſenhaften weniger Anſtoß nehmen, als wir; ſie miſchten daher ganz unbefangen und ohne Arges zu denken Ernſt und Poſſe, Religiöſes und höchſt Profanes unter einander.

Dasſelbe that nachher Luigi Pulci, der Dichter des Morgante Maggiore, abſichtlich, um eine neue Gattung von Poeſie zu

erschaffen. Luigi Pulci hatte zwei Brüder, und diese waren, wie er, Schriftsteller. Der Eine, Bernardo Pulci, gab in Verbindung mit einigen anderen Dichtern, unter welchen Girolamo Benevieni der bekannteste ist, eine Sammlung Idyllen heraus, die im Jahre 1484 erschien, und ließ außerdem 1494 eine Übersetzung von Virgil's Hirtengedichten nebst einigen anderen Poesieen drucken. Der zweite Bruder, Lukas Pulci, verfertigte, als Lorenzo von Medicis sein großes Turnier mit orientalischem Glanze halten ließ, die Stanzen, welche ihn in ganz Italien berühmt machten, und gab 1491 zu Florenz poetische Episteln in terzè rime heraus. Der dritte der Brüder, Luigi Pulci, ein genauer Freund und Gesellschafter Lorenzo's von Medicis und seines Politianus, ward der Erfinder der neuen, den Romantismus absichtlich travestirenden Gattung von erzählender Poesie. Als ein munterer und gebildeter Mann hörte er ebenso, wie seine Freunde, gern die mit komischen Einfällen untermischten Erzählungen von den wunderlichen Heldenthaten der Paladine Karl's des Großen an, welche auf Straßen und Plätzen an das Volk gerichtet wurden. Es entstand daher auf ganz natürliche Weise in ihm der Gedanke eines tragisch-komischen Heldengedichts, des Morgante Maggiore; die erste Ausführung desselben scheint jedoch ein bloßer geselliger Scherz gewesen zu sein. Wir wissen nämlich, daß Pulci dem Lorenzo und seinen Freunden, welche sich durch Literatur und Kunst ebenso erheiterten, wie dies später in den berühmten Salons der Pariser geschah, zuerst einen Gesang, dann noch einen und so endlich ein ganzes Epos vorlas, nachdem er gesehen hatte, daß unter seinen Händen ihm unbewußt ein eigenthümlich toscanisches Werk entstanden sei. Pulci besingt, gleich den Bänkelsängern, über deren hohen Ernst sein Werk sich lustig macht, die Thaten Roland's; eigentlich verspottet er aber, um es gerade herauszusagen, sowohl das Göttliche als das Menschliche dadurch, daß das Spöttische und Ironische in seinem Gedichte ebenso meisterhaft ist, als das eingemischte Große, Erhabene und Ernste. Da wir mit der ästhetischen Beurtheilung der von uns angeführten Werke nichts zu thun haben, so müssen wir in Beziehung auf das Verhältniß der Literatur zum Leben und zu der Moral des Lebens, worauf es hier allein ankommt, bemerken, daß der große und allerdings verdiente Ruhm, welchen Pulci's Originalwerk fand,

das Weſen und den Geiſt der Bildung ſeines Zeitalters bezeichnet. Es war der Charakter der hochgebildeten ariſtokratiſchen Zeit eines Pabſtes Leo X., daß Pulci geprieſen ward, gerade wie der Beifall, welchen Voltaire's Pucelle und Diderot's Nonne fanden, die ariſtokratiſchen Kreiſe der Pariſer des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnet. Pulci erlaubt ſich jedoch keinen gemeinen, obſcönen Schmutz, wie das beim Patriarchen von Ferney der Fall iſt. Nur in Italien, wo man überall durch die Volksſänger und durch die Faſtenprediger an einen Ton gewöhnt war, der unſeren Ernſt empören würde, nur in einer Zeit des Muthwillens der höheren Stände, welche ebenſo wenig als Voltaire daran dachten, daß das Volk einmal den Witz, der ihre geſelligen Zuſammenkünfte erheiterte, gegen ſie und ihre Vorrechte richten würde, konnte ein Werk wie Pulci's Morgante Maggiore klaſſiſch werden. Durfte man damals doch ſogar an der Tafel des geiſtreichen Pabſtes Leo X. nicht allein das Geiſtliche und Kirchliche, ſondern auch das Heilige verſpotten!

Pulci's Zeit war eine nach Außen hin ganz religiöſe, auf Dogmen und Ceremonien höchſt eiferſüchtige, die eingebildeten Verbrechen der Ketzerei und Zauberei an Tauſenden ärger als Mord und Todtſchlag rächende Zeit; für dieſe lag der Reiz des Morgante in dem Contraſt, der die Stanzen desſelben erheitert. Pulci macht es wie die Sänger, welchen er folgte: er miſcht die heiligſten Geſänge der Kirche, die Anrufungen des Altars, die ſchönſten Stellen der heiligen Schrift unter die profanſten Verſe und ſchließt jeden Geſang mit einer Art von Gebet oder mit dem Missa est, welches auch die Sänger auf den Straßen gebrauchten, wenn ſie den um ſie verſammelten Kreis entließen. Wir wollen dies durch einige Beiſpiele erläutern, überlaſſen es aber unſeren Leſern, zu den anzuführenden Verſen die ganzen Stanzen aufzuſuchen und nachzuleſen. Der erſte Geſang beginnt mit den Worten:

In principio era il Verbo appresso a Dio
Ed era Iddio il Verbo e il Verbo lui etc.

Hierauf wird Gott angerufen und zu ihm gebetet:

Mandami solo un degli angeli tuoi,
Che m'accompagni e rechimi a memoria
Una famosa antica e degna storia!

Dann wird in der zweiten Stanze auch die Vergine santa, figlia e madre e sposa di quel signor u. ſ. w. angerufen, und die einundachtzigſte Stanze ſchließt den Geſang mit einem Di mal vi guardi il re dell' alta gloria. Der zweite Geſang beginnt:

O giusto, o santo, o eterno monarca,
O sommo Giove per noi crucifisso etc.

Er ſchließt mit den Worten:

Or tu signor, a cui servir sol godo,
Per cui la terra e l'aria rabuffo,
Guardaci e salva, e asino al fine insegna
Tanto ch'io canti questa storia degna!

Der vierte Geſang fängt ſo an:

Gloria in excelsis deo e in terra pace,
Padre, figlolo e spirito santo etc.

Der ſiebente Geſang beginnt, wie der vierte und andere, mit dem feierlichen Kirchengeſang Hosanna, der zehnte mit dem Te deum laudamus, der fünfzehnte mit dem Magnificat, der neunzehnte mit dem Laudate, der dreiundzwanzigſte mit dem Deus in adjutorium nostrum intende. Auch die Schlußverſe ſind entweder Gebete oder Dimiſſorien in Bänkelſänger-Form. Wie ſehr für uns, die wir an dieſe Art des Komiſchen nicht gewöhnt ſind, Pulci's Manier oft anſtößig iſt, ſieht man beſonders am zwölften Geſange, deſſen Schlußvers lautet: L'angel di dio vi tenga pel ciuffetto (der Engel Gottes halte euch am Schopfe). Das Buch iſt übrigens im Geiſt und in der Sprache ganz und gar Florentiniſch (Toscanissimo); es hat alſo Reize, die man nicht einmal diesſeit der Apenninen, geſchweige denn diesſeit der Alpen richtig beurtheilen kann. Die Eingeborenen werden durch die toscaniſchen Redensarten und durch toscaniſche Sprichwörter reichlich dafür entſchädigt, daß der Vers nach dem Urtheile der Kritiker oft hart iſt und die Niedrigkeit des Ausdruckes nicht ſelten ſehr weit geht. Der Morgante Maggiore iſt daher durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch in den Händen der Nation geblieben, und wird auch jetzt noch zu den klaſſiſchen Volksgedichten gezählt.

Dieſes erzählende Gedicht war durchaus genial, und gehörte dem neueren Italien und dem Mittelalter an; die Zeit verlangte aber ein epiſches Gedicht in alter Manier. Die Gelehrten Italien's waren in demſelben Irrthum begriffen, welcher allen Nationen Europa's,

die auf der Grundlage des klassischen Alterthums eine neue Literatur bauen wollten, eigen gewesen ist, daß nämlich diese nicht fertig werden könne, wenn man nicht überall einen Homer, einen Sophokles, einen Pindar u. s. w. gehabt habe. Man wollte also in Italien ein eigentliches Epos nach alter Regel. Ein sehr gelehrter Mann, Matthias Maria Bojardo, Graf von Scandiano, suchte hierauf dadurch, daß er alle Rolands-Sagen in ein einziges Gedicht vereinigte, ein italiänisches Epos zu schaffen; er war aber eben so unglücklich damit, als später Chapelain mit der Geschichte der Jungfrau von Orleans in Frankreich. Bojardo war ein guter Grieche, schrieb vortrefflich Latein, und hatte den Herodot, den goldenen Esel des Apulejus und die Chronik des Nicobaldus in seine Muttersprache übersetzt; als Heldendichter aber ist er uns blos dadurch wichtig, daß er für Ariost die Materialien gesammelt hat. Er schöpfte aus denselben Quellen, welche Luigi Pulci benutzt hatte, aber im vollen Ernst, nicht, wie dieser, um des Ernsten zu spotten. Bojardo gab durch seine Persönlichkeit dem Stoffe, den er wählte, Ansehen; denn er war nicht blos ein genauer Freund der gelehrten Herzöge Borso und Herkules I. von Este, sondern auch Statthalter von Reggio. Er ermüdete jedoch durch die Masse der Erzählungen, also durch Überfülle. Er nahm nämlich aus seinen reichen Quellen, d. h. aus den Volksdichtungen und Erzählungen von Karl's des Großen Paladinen, ein so reiches Material für sein Heldengedicht, den Orlando inamorato, daß ein Menschenleben zur Vollendung desselben nicht hinreichte. Bojardo brachte seinen Orlando nur bis zum neunten Gesange des dritten Buches, und erst im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts wurden durch Nicolo degli Agostini noch drei Bücher oder dreiunddreißig Gesänge hinzugefügt. In dieser seiner ursprünglichen, ermüdenden Form ist der erste Versuch eines Heldengedichtes nach alter Manier wenig oder gar nicht bekannt; denn wer dasselbe kennen lernen will, der muß sich an die gleich nach seiner Erscheinung verfertigten spanischen und französischen Übersetzungen halten, weil das italiänische Original den Überarbeitungen hat weichen müssen. Selbst Guinguenée in seiner Literaturgeschichte Italien's scheint das eigentliche Werk Bojardo's nicht gekannt zu haben; denn obgleich er behauptet, daß er auch die vor Dominichi's

Bearbeitung 1539 erschienene Ausgabe gesehen habe, so citirt er doch nur die venetianische von 1745. Der Orlando inamorato gehört daher, in so fern er den Übergang zu Ariost's Meisterwerk, dem rasenden Roland, bildet, dem sechszehnten Jahrhundert an, bei dessen Geschichte wir mit wenigen Worten auf dasselbe zurückkommen werden. In der Mitte dieses Jahrhunderts arbeitete nämlich zuerst Lodovico Dominichi und dann Francesco Berni an der gänzlichen Umgestaltung von Bojardo's Werk. Mit der Arbeit des Ersteren war man nicht zufrieden; Francesco Berni aber war glücklicher. Sein Orlando inamorato wird immer noch gelesen und als Einleitung zum rasenden Roland betrachtet. Wie groß übrigens die Masse war, welche Bojardo und Nicoli degli Agostini zusammengebracht hatten, wird man aus dem Umfange des kürzeren Werkes von Berni sehen. Man sollte denken, es müßte Mühe kosten, sich durch dasselbe durchzuarbeiten. Das erste Buch hat neunundzwanzig Gesänge, jeden zu fünfzig Stanzen von je acht Versen, das zweite einunddreißig Gesänge. Das dritte brachte Bojardo bis zum neunten Gesange; da nun nachher die Zahl der Bücher bedeutend angewachsen ist, so wird man auf den Umfang des Ganzen schließen können.

3. Studium der Naturwissenschaften, gegründet auf Erklärung der Alten; Erweiterung und Umgestaltung der Erfahrungswissenschaften des Mittelalters.

Wir berühren die Erfahrungswissenschaften, welche im Alterthum weniger sorgfältig betrieben wurden, als in der neueren Zeit, nur im Vorbeigehen und blos, um anschaulich zu machen, wie das Leben und die Wissenschaft der neueren Zeit im fünfzehnten Jahrhunderte in Italien entstanden sind; denn eine genaue Geschichte der Naturwissenschaften erfordert eine Kenntniß des Besonderen und Studien, deren wir uns nicht rühmen können. Wir beschränken uns daher auch, weil wir im Folgenden nicht mehr auf diesen Gegenstand zurückkommen, nicht auf das fünfzehnte Jahrhundert, sondern werfen zugleich den Blick auf die beiden folgenden Jahrhunderte.

Unter den Schriftstellern des Alterthums, die man in Italien im fünfzehnten Jahrhundert hervorzog und für die Wiedergeburt

der alten Wissenschaft benutzte, waren auch Plinius und Dioscorides. Mattioli, der Übersetzer des Letzteren, faßte seine Aufgabe so, daß er durch die Übersetzung den Grund zu der neueren Botanik legte. Es erwachte in Italien, welches im fünfzehnten Jahrhundert noch allen Handel, alle Gewerbe, allen Reichthum von Europa in sich vereinigte, ein allgemeines Interesse für die Botanik. Die Städte suchten eine Ehre darin, große botanische Anstalten zu haben, und reiche Privatleute und Fürsten gründeten eigene botanische Gärten. Später wurde der Garten von Padua der erste von ganz Europa, nachdem ihn Prosper Alpinus und Guillandino verwaltet hatten. Prosper Alpinus, welcher der großartigen Pflanzen-Cultur zu Padua von 1599 bis 1616 vorstand, durchreiste in den Jahren 1580 bis 1586 ausdrücklich dieses Gartens wegen den ganzen Orient, und seine Schriften beweisen, daß er die Pflanzenkunde von Palästina und Egypten zu seinem Hauptstudium machte. Zu derselben Zeit ward Andreas Cesalpini in Pisa als Lehrer der Botanik von allen Gegenden her besucht, und schrieb sein Pflanzensystem (de plantis, 1583. 4.).

Ein Zeitgenosse dieser Männer, Aldrovandi, der zu Bologna lehrte, umfaßte die gesammte Naturgeschichte und behandelte sie zu der nämlichen Zeit in geistreicher Weise, als man diesseit der Alpen sich über die Dogmatik zankte. Ebenso lehrte Porta, welcher um 1550 geboren war, gegen das Ende des Jahrhunderts in Neapel nicht blos Naturgeschichte und Anatomie auf eine geniale Weise, sondern er schrieb auch über alle mit den Naturwissenschaften verwandten Gegenstände Bücher, von welchen die viel gelesene Schrift über Magie (de secretis) ihn sogar der Hexerei und des Irrglaubens verdächtig machte. Er schrieb außerdem über Physiognomik (Physiognomica), über Refraction, über die Theorie der krummen Linien, über Perspective und über das Wesen der Luft (Pneumatica). Was die Anatomie betrifft, so hatte im fünfzehnten Jahrhundert Mondini den Weg gebahnt, auf welchem nachher Jakob Berengar von Carpi fortwandelte. Dieser gab 1521 ein ausführliches Werk über Anatomie, also über eine bis dahin fast unmögliche Wissenschaft, heraus, und setzte nachher die Entdeckungen und Versuche, die er in seiner Vaterstadt begonnen hatte, in Ferrara fort. Die größten Anatomen des folgenden

Jahrhunderts gehören alle dem Lande Italien an. Andreas Vesalius war freilich zu Brüssel geboren, und hielt seine wissenschaftlichen Vorträge anfangs in Löwen, Paris und Montpellier; die letzten sechszehn Jahre seines Lebens aber lehrte er zu Padua, wo er 1564 starb. Der zweite große Anatom, Gabriele Fallopia, war in Modena geboren. Er reiste sehr viel in seinem Leben, kam auch nach Griechenland, lehrte in Ferrara, in Pisa, in Padua, und schrieb das bedeutendste unter seinen Werken (Observationes anatomicae, Venetiae, 1561. 8.) schon im vierundzwanzigsten Lebensjahre. Seinen berühmtesten Zeitgenossen, dem Sicilianer Ingrassias und dem Conani aus Ferrara, welche neben ihm genannt werden, wagen wir keinen Rang anzuweisen, weil die Anatomie uns fern liegt; aber die meisterhaften anatomischen Tafeln des Bartolomeo Eustachio gehören zu den bedeutendsten Kunstwerken der neuen Zeit, ganz abgesehen von dem Gebrauche, welchen Boerhave und seine mediciniſche Schule im achtzehnten Jahrhundert von denselben gemacht haben. Eustachio vollendete seine unsterblichen Zeichnungen 1574 in Rom, konnte sie aber nicht stechen lassen, weil sein Vermögen dazu nicht ausreichte; erst 1714 ließ Pabst Clemens XI. sie durch Lancisci stechen und herausgeben. Boerhave, welcher sie 1744 in Leyden von neuem herausgab, fügte Erläuterungen und alle neueren Entdeckungen bei.

4. Allgemeine Bemerkung über die mathematischen Wissenschaften.

Da die Mathematik und die mit dem Studium derselben zusammenhängenden Wissenschaften dem Kreise der Leser dieses Werkes noch ferner liegen, als die vorher genannten realen Wissenschaften, deren Schöpfer jeder Gebildete wenigstens dem Namen nach kennen muß, so wagen wir nicht, auch nur Namen und einzelne Werke anzuführen. Wir beschränken uns vielmehr darauf, einige Winke zu geben, wie diese in unserer Zeit zu einer von den Alten auch nicht im Traume geahnten Höhe gebrachten Wissenschaften im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert aus dem erneuerten Studium der Alten entsprangen, wie in Italien die Vorarbeiten der gegenwärtigen Wissenschaften vollendet wurden, und wie der Grund ganz neuer Wissenschaften des Wägens und Messens, des

Rechnens und der genauen Kenntniß von Himmel und Erde gelegt ward. Der ganz vergessene oder im arabischen Schutt begraben gelegene Euklid wurde dort schon im vierzehnten Jahrhundert neu hervorgezogen, übersetzt und erklärt, im fünfzehnten aber auf eine solche Weise commentirt und erweitert, daß schon durch die Behandlung desselben allein die Geometrie den anderen Völkern Europa's neu geschaffen überliefert ward. Die Algebra wurde, selbst nach dem Geständnisse der Franzosen neuerer Zeit, welche Meister in derselben waren, so weit gebracht, daß alles, was man nachher hinzugefügt hat, leichter zu erfinden war. Ferner rief das große Bedürfniß der Seefahrer der italiänischen Seestädte, welche damals von der Straße von Gibraltar an bis zum äußersten Winkel des schwarzen Meeres Handel und Schifffahrt trieben, aus der Astrologie des Mittelalters die Astronomie hervor. Was endlich die Perspective, die Optik und die Akustik betrifft, so erreichten eines Theiles die Baukunst und die Malerei damals den höchsten Gipfel, und anderes Theiles waren die Musik und die Schauspielkunst selbst am päbstlichen Hofe, besonders aber zu Venedig und Florenz, so begünstigt, daß jene Wissenschaften in gleichem Maße mit der Baukunst theoretisch und praktisch betrieben wurden. Um Letzteres zu beweisen, brauchen wir nur anzuführen, daß Rusconi 1500 das große und berühmte Kupferwerk der einhundertundsechzig Zeichnungen zum Vitruvius herausgab. Sarlo, dessen Werk über die Baukunst (sette libri d'architectura) Epoche machte, lebte freilich in Frankreich, wo er arm und elend starb.

II. Erste Anfänge der neueren Literatur in Frankreich.

1. Einleitung.

Wir werden bei den Franzosen erst im sechszehnten Jahrhundert unter Franz I. eine Blüthe des in Italien neu erwachten Studiums der alten klassischen Literatur, sowie die Entstehung einer auf dem Studium derselben beruhenden gallo-römischen Geistesbildung nachweisen können, glauben aber doch des historischen Zusammenhanges wegen die dunkeln Spuren des Fortschreitens im fünfzehnten und im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts nicht ganz übersehen zu dürfen. Auf diese Weise werden wir auch der Fort-

schritte in Deutschland bis 1515 kurz gedenken, obgleich dort eigentlich erst Luther Epoche machte. Die Bemühungen der deutschen Gelehrten, deren wir erwähnen werden, scheinen uns um so mehr des Andenkens würdig, als die Bildung unserer Nation kurz vor und kurz nach Luther durchaus von keiner Protection abhängig und nicht, wie in Frankreich, an einen Hof und an dessen Schutz gebunden war.

In Frankreich erlitten schon im dreizehnten Jahrhundert die Sitten eine Veränderung, und es wurde in der Literatur verspürt, daß französische Herren lange Zeit Beherrscher von Constantinopel gewesen waren, und daß im eigentlichen Griechenland, zu Athen und im Peloponnes, französische Fürstenthümer bestanden, welche stets mit ihrem Vaterlande in Verbindung blieben. In gleicher Weise wirkte nachher der Kreuzzug, welchen Ludwig IX., der Heilige, unternahm; denn man sagt uns ausdrücklich, daß die kleine Bibliothek, welche Ludwig stiftete, und Alles, was er für gelehrte Anstalten that, eine Nachahmung dessen gewesen sei, was er im Orient gesehen hatte. Auf der anderen Seite weckte freilich derselbe Ludwig dadurch, daß er durchaus seine Dominikaner und Franziskaner und deren Schulgelehrsamkeit den Franzosen, die eine ganz vollständige Literatur in der romanischen Sprache hatten, aufdringen wollte, eine Oppositions-Literatur, welche anfangs sowohl das Klassische, als das Mönchische verschmähte. Den Einfluß dieser originellen romanischen Literatur können wir bis auf Rabelais und im Rabelais nachweisen. Sie verleiht nachher mitten unter dem Pomp der späteren rhetorischen, akademischen, schulmäßigen Hof-Literatur einzelnen Werken den Reiz der Naivetät, und man hat sie in unseren Tagen mit Glück benutzt, um der französischen Sprache ihre alte Kraft und der Literatur ihre Natur wiederzugeben.

2. Opposition der Volksdichter und Schriftsteller gegen Schul-Literatur, Mönchslehre und Mönchsleben; Schulbücher in Versen.

Weil wir uns darauf beschränken müssen, nur den Gang der französischen Literatur bis auf Franz I. anzudeuten, so übergehen wir die in dieser Zeit gemachten neuen Bearbeitungen des schon früher (Th. IX. S. 425) erwähnten, ganz gegen den Aberglau-

ben, die Verfolgungssucht und den mechanischen Gottesdienst des frommen Königs Ludwig IX. und seiner Bettelmönche gerichteten Buches vom Fuchse (le Renard), und reden nur von anderen satyrischen Arbeiten der Zeit. Unter ihnen ist besonders der Rütebeuf, welcher zur Klasse der Fuchs-Geschichten gehört, hervorzuheben; denn man erkennt in ihm deutlich, daß das ganze Verhältniß der Bettelorden und ihrer Theologie und Philosophie zu Ludwig IX. und seiner Reichsverwaltung verspottet und mit der bitteren Lauge des Volkswitzes überschüttet wird. Wenn wir auch in der Satyre des Rütebeuf, auf welchen wir im Einzelnen nicht eingehen wollen und dürfen, vielleicht einige Bosheit des Verfassers erkennen können, so müssen wir doch im Allgemeinen eingestehen, daß aus diesem Buche der praktische und gesunde Sinn des Volkes, der auch im Mittelalter sich gleich blieb, hervorleuchtet. Während nämlich wir Anderen und besonders die sophistisirenden rhetorisirenden Geschichtschreiber nur die rühmliche Seite von Ludwig's IX. Regierungsweise und seine unstreitig ganz vortrefflichen Absichten zu berücksichtigen pflegen, hebt dagegen im Rütebeuf der Volkswitz die Schattenseiten und die nachtheiligen Folgen eines ascetisch-dogmatischen Regierungs-Systems hervor. Ebenso wie dieses Werk lehrt uns eine Menge von satyrischen Liedern, Fabeln und Erzählungen die Zeit von der Rückseite her betrachten, indem dieselben die nachtheiligen Wirkungen des geistlichen Druckes, der Heuchelei und der Anfeindung der Natur, welche das herrschende geistliche System der weltlichen Regierung veranlaßte, satyrisch schildern. Ein großer Theil von ihnen ist noch ungedruckt; viele sind aber in unserem Jahrhundert endlich aus den Handschriftensammlungen hervorgesucht und veröffentlicht worden. Unter ihnen werden von den Kennern besonders die „Schlacht der Laster gegen die Tugenden" (la bataille des vices contre les vertus) und die Satyre über die Mönchsorden (sur les ordres religieux) hervorgehoben. Die Letztere scheint eine Art von Vaudeville oder Volksgesang zu sein, nur in einem besseren Tone gehalten, als die Gassenhauer sonst gehalten zu sein pflegen. Daß in ihr die Mönche und Nonnen und das, was von ihnen ausging, nicht besser wegkommen, als in allen deutschen Meistergesängen des fünfzehnten Jahrhunderts, wird man aus dem stets wiederkehrenden Refrain:

„Der schändliche Pfaff' und die heuchelnde Nonne verderben die Sitten der Zeit" (Papelart et beguine ont le siècle honni) ersehen können.

Wir übergehen die gegen die Regierung gerichteten Stücke ganz, weil uns der Raum kaum erlaubt, die Spuren des Fortschreitens anzudeuten, wir also nicht wagen, die Fortschritte selbst genauer zu prüfen. Übrigens rechnen wir zu diesen dämmernden Spuren des Lichtes der neueren Tage auch die vielen Bemühungen und Versuche jener Zeit, den Unterricht und die Lehrweise zu verbessern. Selbst die Dominikaner suchten den Unterricht methodischer und fruchtbarer zu machen, wie das Beispiel des Vincent von Beauvais, welcher diesem Orden angehörte, beweist (s. Th. VII. S. 355 und Th. VIII. S. 238). Man schrieb daher auch, weil man auf die alten Schriftsteller und auf die Hülfsmittel zum Verständnisse und zur Erklärung derselben aufmerksam ward, eine Anzahl von Schul- oder vielmehr Hülfsbüchern des Unterrichts, durch welche die älteren verdrängt wurden. Der Dominikaner Alexander von Villedieu, den man nach seiner Vaterstadt Dole in der Bretagne gewöhnlich Alexander Dolensis nennt, schrieb zuerst eine Grammatik, welche im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts den Priscianus aus den französischen Schulen verdrängte, weil Alexander zu Paris lehrte. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts genügte diese Grammatik nicht mehr, und das Lehrbuch von Despautères wurde damals zuerst in den flandrischen und dann in allen französischen Schulen eingeführt und ausschließend gebraucht. In dem Lehrbuche oder Doctrinale des Alexander Dolensis wird die ganze Grammatik in Alexandrinischen Versen behandelt. Wir wollen, weil das Buch in Frankreich lange Zeit hindurch Schulbuch geblieben ist, die Abtheilungen desselben kurz angeben. Zuerst wird das Decliniren gelehrt, dann ist die Rede von Heteroclitis und irregulären Wörtern; hierauf handelt das Buch drittens von den Vergleichungsstufen (gradus comparationis), viertens vom Geschlechte der Wörter, fünftens von der regulären Conjugation, sechstens von den irregulären und anomalen Zeitwörtern, siebentens von der Conjugation bestimmter Verben, achtens von der Rection, neuntens von der Construction, zehntens von den Regeln über die Quantität der Sylben, elftens von dem Accent

und endlich zwölftens von den grammatiſchen Figuren. Dieſes Buch fand ſo großen Beifall, daß eine ganze Anzahl ſolcher Doctrinale in Reimen geſchrieben wurden. Unter ihnen ward am berühmteſten das Doctrinale des Sauvage, welches nicht blos die grammatiſchen Regeln, ſondern auch die Moral in gereimten Denkverſen vorträgt.

Von dem Augenblicke der Verbeſſerung der Unterrichts-Methode an erſcheint die Spaltung, welche in Deutſchland die Briefe der Dunkelmänner hervorrief, in der ſatyriſchen Volks-Poeſie der Franzoſen als ein Kampf witziger Freunde der allgemeinen Bildung mit den Mönchsſchulen und deren Dialektik. Dahin zielen die ſcharfen Verſe Teinturier's in ſeinem Gedichte, welches die Hochzeit der ſieben freien Künſte betitelt iſt, da Teinturier durchweg klar zu machen ſucht, wie verderblich es ſei, den ganzen Unterricht ausſchließlich den Geiſtlichen und Mönchen zu überlaſſen. Am deutlichſten erkennt man aber das Vorſpiel des furchtbaren Kampfes zwiſchen den Humaniſten und den Dialektikern alten Schlags, welcher in Frankreich weit früher als in Deutſchland den Letzteren verderblich ward, in dem Streite der Schule von Orleans, in welcher hauptſächlich humaniſtiſche Studien getrieben wurden, mit der Pariſer Univerſität, die ſich ausſchließend mit Scholaſtik beſchäftigte. Man belegte ſich wechſelſeitig mit höhnenden Beinamen, wie dies auch heutiges Tages geſchieht. Die Lehrer und Schüler von Orleans hießen, weil ſie ſich nicht der ſpitzen und künſtlichen Schlüſſe des Pariſer Scholaſticismus, ſondern gleich den Juriſten der Autorität der Alten und der aus ihnen angeführten Stellen bedienten, Glomeriaux oder Autoriaten; die Pariſer Spitzfindigkeiten dagegen wurden in Orleans Quiquelique genannt. Dies erſieht man aus der Stelle des Renard, in welcher es heißt:

Sais tu rien de dialectique?
Qui, je sais toute quiquelique.

Dieſer Zank der Schulen hat dem Henry d'Andeli Anlaß zu einem Gedichte von der Schlacht der ſieben freien Künſte (bataille des sept arts) gegeben. Der Dichter läßt (und dies iſt charakteriſtiſch für den Zweck, für welchen wir ſein Werk anführen) Grammatiker, Dichter, Redner und Hiſtoriker der Alten für Or-

leans fechten; die Philosophen dagegen, besonders die logischen Klopffechter und großen Disputanten, ziehen für Paris ins Feld. Die Sache ist nicht übel aufgefaßt, und wir wollen den Inhalt näher bezeichnen, weil sich die Zwiste vieler über Politik und Philosophie heftig streitenden Professoren unserer Zeit vielleicht auf ähnliche Weise durchziehen ließen. Als die Pariser Dialektiker ins Treffen ziehen, war der tapferste Verfechter der Quiquelique, Raoul von Bailli, nicht mehr am Leben; sie müssen also aus Tournay Hülfe holen. Die von hier gesendeten komischen Personen nehmen die niederen und höheren Mönchsschulen, das Trivium und das Quadrivium (s. Th. IV. S. 598), auf ihren Kriegswagen, und spannen die Pedellen vor denselben; Robert der Zwerg aber und Cleron der Alte halten Zügel und Peitsche (die uns unbekannten, den Zeitgenossen aber wohl bekannten Persönlichkeiten, welche von der Satyre getroffen wurden, gaben solchen Gedichten das Salz eines Charivari oder eines Punch unserer Zeit). Nur dieser Theil der Kämpfenden bringt Feldmusik mit in die Schlacht; doch müssen die Kehlen der Theologen genetzt werden, und ganz Paris muß den Wein dazu hergeben. Beim Angriffe stürzt Donatus auf Plato, Aristoteles auf Priscianus; dieser ist durch die mächtige Lanze seines Gegners schon aus dem Sattel gehoben, als Doctrinale und Gräcismus (ein ähnliches Werk für das Griechische, wie das Doctrinale für das Latein war) dem armen Priscianus zu Hülfe eilen und das Pferd des Aristoteles so verwunden, daß er zu Fuße fechten muß. Gleich darauf kommen der Grammatik alle lateinischen Dichter zu Hülfe; nur Dom Barbarismus hält es mit der Philosophie, weil er eigentlich ein Vasall der Grammatik ist, aber, wie es mit bitterem Spott auf alte und neue Scholastiker heißt, auch im Lande der Philosophie Lehengüter hat, und weil er überdies aus Poitou und folglich ein Schelm ist. Indessen nützt derselbe wenig; denn er schlägt sich schlecht. Die Dialektik muß endlich den Rückzug antreten, und wird in Montlhery eingeschlossen. Hier versucht sie zu capituliren, ihr Abgeordneter macht aber so arge Verstöße gegen die Regeln der Sprache, daß man ihn fortschickt. Endlich erscheint der Engländer Gautier mit Hülfstruppen von der Astronomie; diese gibt den Blitz her, und die Grammatik muß sich zurückziehen. Hier läßt uns der Dichter einen Blick in

die Art von Bildung thun, welche in den verschiedenen Gegenden von Europa herrschte. Er sagt nämlich, seit jener Schlacht habe Poësie la courtoise ihren Sitz zwischen Blois und Orleans aufgeschlagen, in Frankreich triumphire haute science, in England und Deutschland sei daneben doch noch die Poesie in Ehren, den Lombarden aber sei dieselbe ein Ärgerniß.

3. Geschichte eigenthümlicher Art und naive Prosa.

Wir haben schon früher (Th. VII. S. 345—348) erwähnt, daß die Franzosen bereits im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert durch die unter Gottfried's von Villehardouin Namen verbreitete Geschichte der Eroberung von Constantinopel und durch Joinville's Geschichte Ludwig's des Heiligen historische Werke in ihrer Muttersprache erhielten, welche noch gegenwärtig mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden können. Wir haben ferner (Th. VIII. S. 219—225) darauf aufmerksam gemacht, daß Froissart's Chronik zwar von jenen beiden Büchern, welche als Muster und Anfang der den Franzosen eigenthümlichen Denkwürdigkeiten-Literatur angesehen werden müssen, sehr verschieden ist, gleichwohl aber nur die bei Villehardouin und Joinville herrschende, dem französischen Nationalcharakter und den Bedürfnissen angepaßte Methode, den Verfasser der Geschichte selbst redend und handelnd einzuführen, auf die Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts anwandte. Von Froissart's Zeit an hat es den Franzosen nicht mehr an Männern und Frauen gefehlt, welche die Begebenheiten ihrer Zeit nach ihrer individuellen Auffassung in der Muttersprache niederschrieben. Dies hat auf der einen Seite der philosophischen Auffassung sehr geschadet, auf der anderen aber die Nationalität und das Interesse am Traditionellen, an dem für wahr Geltenden, wenn es auch nicht wahr ist, sehr gefördert. Die Franzosen haben freilich durch diese Reihe von Denkwürdigkeiten gar zu viel Anekdoten, witzige Einfälle, Reden und Antworten, geheime Geschichten, Charakteristiken, Klatschereien und ganz offenbare Erdichtungen erhalten; sie besitzen aber in denselben auch ein Mittel, Leben, Bewegung und Volksthümlichkeit in ihre Geschichte zu bringen, welches uns Deutschen ganz mangelt, weil wir nur corpulente lateinische Chroniken und Staatsgeschichten nebst unendlichen Regesten haben.

Übrigens spüren wir nach Froissart's Zeit in der Literatur der naiven und romantischen, an das Individuelle und Anekdotisch-geknüpften Geschichtserzählung dieselbe Veränderung, welche damals im Leben der höheren Klassen und in der Politik vorging. Die unbefangene und natürliche Weise hört auf, die Schriftsteller sind aus der italiänischen Schule, und suchen überall italiänische Ränke auf, welche fortan als wissenschaftliche Politik, als Bildung des Staatsmannes und Diplomaten betrachtet werden, weil jede Wahrheit und Offenheit des Lebens als Einfältigkeit verlacht wird. Die Schriftsteller finden fortan die Triebfedern aller Handlungen und die Ursachen aller Geschichten ganz allein in den Ränken und Privatzwecken Einzelner. Die Selbstsucht ist bei ihnen die Quelle alles menschlichen Handelns, und das Lesen der Denkwürdigkeiten rief daher auch bei denen, welche den Staat regierten, nothwendig wieder Selbstsucht hervor. Diese Denkwürdigkeiten, welche, weil sie unterhaltend sind und sein sollen, scheinbar die Ursachen und den Zusammenhang aller Dinge enthüllen, welche alle Worte und sogar alle Gedanken der handelnden Personen wiedergeben, haben die französische Geschichtschreibung oft in eine Anekdotensammlung, oft auch in eine Chronik von Anstößigkeiten verwandelt. Wir beginnen die Reihe derselben mit dem Werke, welches Christina von Pisa unter dem Titel Mémoires sur le règne de Charles V. verfaßte. Der Vater der Verfasserin, Thomas von Pisa, war ein gelehrter Italiäner, welchen König Karl V. seiner astronomischen oder vielmehr seiner astrologischen Kenntnisse wegen aus Bologna kommen ließ, weil bis in das siebenzehnte Jahrhundert ein europäischer Hof ebenso wenig, als noch heutiges Tages ein persischer ohne Astrolog sein konnte, und alle solche Stellen damals mit Italiänern besetzt wurden. Die Tochter kam mit ihrem Vater an Karl's Hof, vermählte sich in Frankreich, verlor aber schon im fünfundzwanzigsten Lebensjahre ihren Mann, und gerieth dadurch in traurige Umstände. Sie war Dichterin, und es glückte ihr seit 1399, sich durch ihre kleinen Gedichte (dictiées, rondeaux, ballades, laix u. a.) in Frankreich, in England, in Mailand, also überall, wo das Altfranzösische Hofsprache war, so bekannt zu machen, daß sie von dem Herzoge von Mailand eingeladen wurde, an seinen Hof zu kommen. Sie

folgte jedoch dieser Einladung nicht. Nachher begab sie sich an den Hof Philipp's des Guten von Burgund. Hier schrieb sie 1405 auf des Herzogs Begehren das erste Buch der Biographie Karl's des Weisen, dem sie erst später die übrigen beifügte. Sie lebte fortwährend in trübseligen Umständen, schrieb aber in französischer Sprache fünfzehn Bücher, von welchen einige besonders dadurch wichtig sind, daß sie zu einer Zeit, wo es noch keine Literatur oder Journalistik für Damen gab, eine solche bildeten. Besonders war die Schrift Cité des dames ein Lesebuch aller vornehmen und gebildeten Damen des fünfzehnten Jahrhunderts. Gern würden wir von einer anderen Schrift der Christina, de la police Française, welche Mabillon auf seiner gelehrten Reise in Besançon fand, ausführlicher reden, wenn sie uns bekannt wäre. Das Leben Karl's V. oder die Denkwürdigkeiten der Christina, welche man in der großen Sammlung der Denkwürdigkeiten zur französischen Geschichte findet, sind ganz unbedeutend. Sie bestehen aus einer Sammlung von zusammengerafften Anekdoten zur Lebensbeschreibung und zum Lobe Karl's V., des Beschützers von Christina's Vater, sowie gelegentlich zum Lobe ihres Vaters selbst. Da der guten Frau, welche die Dinge nur weiblich und aus weiter Ferne erblickte, alle tiefere Einsicht in das Wesen der Menschen, in den Gang der Begebenheiten und in den inneren Zusammenhang derselben mangelte, so kann der Geschichtsschreiber von ihr wenig lernen. Dem Geschichtsforscher mag sie für eine Zeit, in welcher sichere Zeugen fehlen, manches Datum liefern; nur muß er ihr Zeugniß, wenn es von keinem anderen unterstützt wird, sehr vorsichtig gebrauchen.

Drei andere Verfasser von Denkwürdigkeiten des fünfzehnten Jahrhunderts, Peter Fenin, Olivier de la Marche und Philipp von Comines, gehören zu den besten Quellenschriftstellern über die Geschichte der letzten Jahre des Mittelalters und der ersten der neueren Zeit. Wer die Schriften dieser drei Männer, besonders aber die des Comines, aufmerksam liest, wird einsehen, wie viel glücklicher die Franzosen waren als die Deutschen, weil sie in den Denkwürdigkeiten derselben eine Geschichte der merkwürdigsten Männer und Begebenheiten in der Nationalsprache hatten, während bei uns noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts keine lesbare

Geschichte in deutscher Sprache vorhanden war. Der erste der drei Männer, denen die Franzosen die genauere Kenntniß ihrer Landesgeschichte im fünfzehnten Jahrhundert verdanken, Peter Fenin, war Prevot von Arras, und starb im Jahr 1433. Seine Aufzeichnungen, welche später Gerard de Tieulaine und Graincourt lez Duisans sammelten, sind in Beziehung auf ihren historischen Gehalt weit bedeutender, als die der Christina von Pisa. Fenin war nämlich im Gefolge des Hofes, und stand an demselben in bedeutendem Ansehen. Seine Denkwürdigkeiten enthalten einen einfachen, nicht auffallend parteiischen Bericht über die unglückliche Zeit des Zwistes der Familien Orleans oder Armagnac und Burgund. Der Verfasser ist zwar der burgundischen Partei günstiger, als den Armagnac's, doch wird auch diesen nicht eigentlich Unrecht gethan.

Der zweite der erwähnten Memoiren-Schreiber, Olivier de la Marche, hat schon etwas mehr Sorge für die Form getragen, als Peter Fenin. Dieser Mann, welcher bis 1505 lebte, war grandmaître d'hôtel von Burgund, und stand zuerst bei Philipp dem Guten und bei Karl dem Kühnen, sowie nachher bei Maximilian und bei dessen Sohn Philipp in Dienst. Er war ein wissenschaftlich ganz ungebildeter Rittersmann, aber zugleich auch ein Hofmann. Als solcher mußte er in Frankreich wie in Burgund, wenn er etwas gelten wollte, an den Bestrebungen derer, welche in der Landessprache schrieben, dichteten und redeten, Theil nehmen; in Deutschland achtete man vor Luther nur diejenigen Gelehrten, welche im Küchenlatein der Klöster oder in der barbarischen Schulsprache schrieben, weshalb Italiäner und Franzosen sich immer einer höheren geselligen Bildung rühmten, als die Deutschen. Olivier's Verdienste um die Literatur in der Muttersprache schienen so bedeutend, daß ihrer in seiner Grabschrift erwähnt wird (qui fit, heißt es von ihm, maints beaux dits en belle rhétorique). Von den kleinen Schriften, welche er schrieb, seinem guten Rath über Zweikampf (avis sur les duels), seiner kurzen Astrologie und seiner Anweisung für Rittersleute, haben wir hier nicht zu reden, sondern nur von seinen Denkwürdigkeiten; denn diese allein sind das, was wir ein Buch nennen, die anderen dagegen Flugschriften.

Den Denkwürdigkeiten Olivier's ſieht man auf den erſten Blick an, daß ſie nicht, wie die des Comines und wie die meiſten hiſtoriſchen Werke unſerer Zeit, einen doctrinären Zweck haben und politiſche oder diplomatiſche Weisheit lehren ſollen, ſondern daß der Verfaſſer es blos auf unterhaltende Erzählung abgeſehen hat. Dieſes Buch bildet den Übergang von Froiſſart's romantiſcher, nach Abenteuern haſchenden Manier zur italiäniſchen, künſtlichen, politiſch-diplomatiſchen Auffaſſung der Geſchichte. Man darf daher auch keinen höheren Maßſtab an den Erzähler legen, als den er ſelbſt gibt. Die franzöſiſchen Herausgeber der Sammlung alter Denkwürdigkeiten ſcheinen uns aus dieſem Grunde auch Unrecht daran gethan zu haben, daß ſie die erſten hundertundzwölf Seiten, welche die ältere Geſchichte in Form einer Einleitung enthalten, weggelaſſen haben. Man kann nämlich zwar den dort behandelten Theil der Geſchichte nicht von Olivier lernen, weil er in demſelben die Thatſachen oft ungenau angibt, und ſich überall leichtgläubig zeigt; allein gerade aus der Manier, wie er die uns aus anderen Quellen wohl bekannten Geſchichten erzählt, kann man lernen, wie er in demjenigen Theile ſeiner Geſchichte beurtheilt werden muß, wo er zugleich Erzähler und Quelle iſt. Einen einzigen großen Vorzug haben Olivier's Nachrichten unſtreitig ſowohl vor den romantiſchen, als vor den diplomatiſchen und politiſchen Geſchichten ſeiner Zeitgenoſſen. Dieſe Letzteren erzählen uns nämlich zwar von Schlachten, Kriegen und Unterhandlungen, und beſchreiben die Prachtzüge, die Feſte und den Glanz der Fürſten, laſſen uns aber über den Beſtand des Einkommens derſelben, ſo wie über die Verwendung der einzelnen Zweige desſelben im Dunkeln; Olivier dagegen hat auf das Letztere ein beſonderes Augenmerk gerichtet. Durch ihn allein wiſſen wir, daß die Einkünfte des burgundiſchen Reiches zwei Millionen Gulden damaliger Währung betrugen. Dieſe Summe iſt eben ſo viel, als gegenwärtig zehn Millionen, und ſetzte, verglichen mit den Bedürfniſſen der Zeit, mit der Maſſe des im Umlauf befindlichen Geldes und mit anderen Verhältniſſen, einen Fürſten in den Stand, das Zehnfache von dem zu leiſten, was jetzt damit geleiſtet werden kann; denn die Zahl der Beamten und ihre Beſoldung war gering, man hatte keine ſtehenden Heere, durch geworbene

aber richtete Karl der Kühne sich zu Grunde, Staatsschulden endlich waren unerhört, und es gab also auch weder Zinszahlung noch Amortissement. Wie arm erscheint, im Vergleich mit den Herzögen von Burgund, des Kaisers Karl V. Nachkomme, Karl VI., der Vater der Maria Theresia, welcher im achtzehnten Jahrhundert über Belgien, Ungarn, Böhmen, Östreich, Neapel, Sicilien, die Lombardei und das deutsche Reich herrschte, und doch nur vierzig Millionen Einkünfte hatte! Auch eine Art Budget von Burgund, freilich mehrentheils nur Hofausgaben (état de la maison du duc Charles), hat Olivier in einem Anhange zu seinem Buche uns aufbewahrt. Philosophie des Lebens und der Geschichte sucht man freilich bei Olivier vergebens, und ihm mangelt der feine Blick wie die Aal-Glätte des Philipp von Comines, welcher treuherzig, naiv und einfach ist, wie ein Schweizer, der betrügen will, aber einem durch die Hand schlüpft, ehe man sich es versieht. Olivier ist überall Hofmann, er schenkt uns keine Festlichkeit und kein Turnier, und ist sehr genau und scharf in Betreff des Ceremoniels. Er stellt z. B. ganz ernste Betrachtungen darüber an, warum doch wohl Philipp der Gute von Burgund, obgleich er ein Vasall des deutschen Reiches war, bei seiner ersten Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich III., welche 1442 zu Besançon Statt hatte, nicht vom Pferde gestiegen sei. Eben so hat es für ihn große Bedeutung, daß jener Kaiser den Herzog dringend aufforderte, mit ihm unter dem Baldachin zu reiten, und daß Philipp dies standhaft ausschlug. Auch weiß Olivier bis auf eine Linie anzugeben, in welcher Entfernung vom Kaiser der Herzog geritten ist. Dagegen ist Olivier über die wichtigen Folgen von Karl's des Kühnen Tod und über die Geschichten Maximilian's eben so kurz, als Comines hierüber mit Recht ausführlich ist.

Die erst im achtzehnten Jahrhundert hervorgesuchten und gedruckten Denkwürdigkeiten des Jacques du Clercq, welche den Zeitraum von 1448 bis 1467 umfassen, haben als Erzählung und in Rücksicht auf Sprache und Vortrag keinen Anspruch auf eine Auszeichnung vor anderen chronologischen Notizen; wir gehen daher sogleich zu den Denkwürdigkeiten des Philipp von Comines über. Diese sind das erste ganz eigentlich historische Werk, welches in der neueren Zeit diesseit der Alpen in der Landessprache

erschienen, und im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert viel gelesen und oft gedruckt ist. Noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ward es zuerst 1735 in fünf Octavbänden zu Brüssel gedruckt, und dann 1747 von Lenglet du Fresnoy mit berichtigenden Noten und mit einem Anhange von vierhundertvierundzwanzig Actenstücken herausgegeben, welche letztere Ausgabe für die große Sammlung der Denkwürdigkeiten benutzt worden ist. Der gute Lenglet ist indessen zwar ein sehr fleißiger Sammler und ein gelehrter Kenner der Chronologie und der Thatsachen, Urtheil scheint er uns aber wenig zu haben. Er sagt nämlich, Comines sei weder ein Diodor noch ein Livius, wohl aber bald Thucydides oder Polybius, bald Tacitus oder Sallust. Man sieht, daß Comines, wenn dies wirklich der Fall wäre, ganz und gar nichts sein würde. Es ist dem aber nicht so, Comines ist ein ganz origineller Schriftsteller (ein Historicus sui generis), dessen alterthümliche Sprache und naiver Ton ganz vortrefflich als Maske für die durchtriebene Schlauheit und Weltklugheit, welche er predigt, dient. Kaiser Karl V. hatte daher auch ganz Recht, wenn er, der Meister in Verstellung und in politischen und diplomatischen Kniffen und Lügen, das Buch des Comines, welches mit des Verfassers Eintritt in die Dienste seines Urgroßpaters beginnt, zu seinem täglichen Lese- und Lehrbuche machte. Comines Denkwürdigkeiten, welche ganz besonders dazu dienten, die egoistische und verderbliche italiänische Politik in einem reizenden Gewande überall zu verbreiten, haben gleich in den ersten Zeiten an allen Ecken und Enden das größte Aufsehen erregt. Dies beweisen allein schon die vielen Übersetzungen, welche wir sowohl in allen neueren, als auch in der lateinischen Sprache von Comines Werke haben. Eine bloße Anzeige derselben würde dies näher darthun, wir dürfen aber eine solche hier nicht einrücken, weil wir nicht für Gelehrte schreiben. Wir werden später (in der Geschichte der literarischen Bildung des sechszehnten Jahrhunderts) nachweisen, daß Montagne die Philosophie auf ähnliche Weise behandelt hat, wie Comines die Geschichte. Beide Schriftsteller werden bis auf unsere Zeiten in Frankreich als Muster und Meister in ihrem Fache betrachtet. Sie trafen den Nationalgeschmack, waren reich an Anekdoten, durchaus praktisch und schelmisch, ärgerten Niemand

durch Keckheit, redeten eine herzliche und natürliche Sprache, und ließen doch überall den Schelm durchscheinen. Man wird sich daher auch nicht wundern, daß Montagne den Comines so ganz besonders anpreist.

Comines verdankte die Vollendung der politischen Ausbildung seines großen angeborenen Talents den Umständen der Zeit, in der er lebte, und den Verhältnissen, in welche das Schicksal und seine eigene Schlauheit ihn brachten. Seine Bildung verdankte er unstreitig, ohne daß wir im Stande sind das Nähere anzugeben, mittelbar oder unmittelbar dem in seinem Jahrhundert unter den Italiänern herrschenden Geiste. Er lebte nachher, sowohl in Burgund, als bei Ludwig XI., gerade in den Kreisen, in welchen ohne Rücksicht auf Herkunft und Geburt jeder politisch schlaue, jeder im Staate brauchbare Mann seinen Platz fand, und alle europäischen Angelegenheiten verhandelt wurden. Comines Persönlichkeit gibt seinen Geschichten einen ganz eigenthümlichen Charakter, da er die wichtigsten geheimen Geschäfte zu besorgen hatte, uns aber von seiner Thätigkeit immer nur so viel sagt, als man von den ihm aufgetragenen Geschäften mit Ehren sagen konnte. Ganz offen gesteht er übrigens, was ihm auch als Geschäftsmann große Ehre macht, daß er, obgleich er die schon seit der Flucht Ludwig's XI. nach Burgund bestehende Todfeindschaft zwischen diesem und Karl dem Kühnen kannte, doch mit Ludwig anknüpfte, während er noch in Karl's Diensten war, und daß er nachher in des Ersteren Dienste trat, weil sein geübter historisch-politischer Blick längst vorausgesehen hatte, daß Karl durch seine Politik sich selbst zu Grunde richten werde. Comines behauptete sich während der ganzen Regierung Ludwig's XI., ward aber nach dessen Tode hart behandelt, bis ihn Karl VIII., welcher ganz allein auf Italien bedacht war, in seinen italiänischen Angelegenheiten brauchte. In diesen ward dann Comines durch seine italiänische Bildung und durch seine ganz und gar italiänische Art, die Menschen und das Staatswesen zu betrachten, sehr nützlich, und leistete bis 1509 wichtige Dienste.

Die Art, wie Comines Geschichte schreibt, wird zu allen Zeiten für die große Menge, welche das Entschiedene nicht liebt, das Kluge und Praktische dem Edeln und Idealen vorzieht und, wenn

man es nur nicht gar zu arg macht, lebt und leben läßt, sowie für die Männer der Kabinette sehr passend bleiben. Dies könnten wir leicht auch durch Beispiele unserer Zeit beweisen oder wenigstens erläutern. Comines hält es mit dem Satze, den der Quacksalber gebraucht, um eingebildete Krankheiten zu heilen (Mundus vult decipi). Die Welt geht nach seiner Meinung so, wie man es treibt; er tadelt daher auch an allen Stellen das übertrieben Grausame und Harte nur allein aus dem Grunde als unpolitisch, weil es sich nicht halten kann, sowie das Tollkühne, Übereilte und Heftige nur deshalb, weil es nicht zu dem gewünschten Ziele führt. Er berichtet die schrecklichsten Dinge, welche Ludwig XI. zur Ausführung seiner Zwecke für nöthig hielt, mit der größten Ruhe, und ereifert sich weder über den eisernen Käfig, in welchem Ludwig XI. den Kardinal de la Balüe und Andere Jahre lang quälte (s. S. 180 f.), noch über die unsäglichen Verfolgungen, die er verhängte, noch über die Grausamkeiten, welche er verüben ließ. Comines berichtet uns ganz genau den Gang der Verhandlungen Ludwig's, die Treulosigkeit, den Meineid, die Bestechungen, den Verrath und andere Verbrechen, deren sich der König als politischer Mittel bediente, ohne einen besonderen Unwillen an den Tag zu legen, oder auch die Maßregeln sophistisch zu vertheidigen. Er ist eiskalt, wie ein Diplomat sein muß; sein Zweck scheint blos, sich selbst wegen der Theilnahme an den schlechten Geschäften, zu welchen er gebraucht wurde, zu rechtfertigen, damit er schuldlos dastehe. Er will uns zeigen, welche politische Fehler begangen, und wo in der That politisch klug gehandelt wurde. Die Naivetät, welche wir in ihm finden, gehört nicht ihm, sondern seiner Zeit an, er selbst zeigt überall die kalte und praktische Bildung der genialen Italiäner, welche über ihrer Zeit standen und alle weniger Gebildeten als Werkzeuge betrachteten. Er bewegt sich in der Sphäre der Höfe und Geschäftsleute seiner Zeit, welche keine Mittel für ihren Zweck scheuten und kleinliche Schlauheit für Klugheit nahmen; dieser Sphäre sind seine Bemerkungen und Regeln vollkommen angepaßt. Ein Geschichtschreiber ganz eigener Art ist Comines unstreitig. Er, der die Zeit, in welcher er lebte, besser begriff, als irgend einer der Mitlebenden, hat auch die Ereignisse besser und vollständiger beschrieben, nicht für das Volk,

welches auch Guicciardini und Machiavelli nicht im Auge haben, sondern für den Hof und für Staatsmänner. Er gibt die historische Erläuterung zu den zahlreichen Theorien für Hofleute, Regenten und Männer der Kabinette, welche damals von Italiänern geschrieben, und in italiänischer oder lateinischer Sprache diesseit der Alpen verbreitet wurden.

Sleidanus, dem wir treffliche historische Arbeiten verdanken, hat im sechszehnten Jahrhundert (1548) des Comines Denkwürdigkeiten als allgemeine Geschichte seiner Zeit ins Lateinische übersetzt, und bei dieser Gelegenheit über das Werk des gleich dem Guicciardini vorzugsweise diplomatischen Geschichtschreibers der Zeit Ludwig's XI. und Karl's VIII. Bemerkungen gemacht, aus denen wir, der Bedeutung der Denkwürdigkeiten wegen, einige ausheben wollen. Dies geschieht nicht sowohl, um ein allgemeines Urtheil zu begründen, als vielmehr um zu zeigen, wie Comines im sechszehnten Jahrhundert betrachtet wurde, und wie man seine Denkwürdigkeiten neben die Commentarien Cäsar's und die historischen Gemälde Sallust's stellte. Wir übergehen daher auch, weil es nicht hierher gehört, dasjenige, was Sleidanus, welcher nach der Sitte seiner Zeit sehr weit ausholt, von den Pflichten des Geschichtschreibers überhaupt und von der Pflicht derjenigen, welche das, was sie selbst gesehen haben und wobei sie thätig gewesen sind, beschreiben, insbesondere sagt, sowie auch seine Bemerkungen über Cäsar und Sallust. Sleidanus gesteht ein, daß Comines eine sehr geringe Kenntniß der lateinischen Sprache und der in derselben geschriebenen Bücher gehabt habe, dafür sei er aber ein sehr feiner Kopf gewesen, und in den wichtigsten Geschäften einer unruhigen Zeit sehr viel als Gesandter und als Rathgeber bei den geheimsten Berathschlagungen gebraucht worden. Man finde daher, sagt Sleidanus weiter, bei Comines nur diejenigen Rathschläge und Unternehmungen, welche von Bedeutung gewesen seien. Von diesen rede Comines aus eigner Erfahrung sehr ausführlich und ohne alle Sophistik für oder gegen irgend eine Sache. Darin stimmen wir aus eigner Kenntniß ganz mit Sleidanus überein. Comines lobt, wie Sleidanus fortfährt, nirgends seine Landsleute oder diejenigen, welche seines Geschlechtes sind, vor Anderen, eben so wenig die Könige, die ihn zu hohen Ehren erhoben, außer wo sie

es wirklich verdient haben. Er zeigt im Gegentheil weit häufiger die Fälle an, wo diese gesündigt und ihre Schuldigkeit nicht gethan haben. Auch mischt er in seine Erzählung eine große Zahl weiser Aussprüche (Sentenzen). Comines habe, meint Sleidanus, als er nach Ludwig's XI. Tode als Staatsgefangener in harter Haft gewesen, in der Rede, mit der er sich in seinem Kriminalproceß vor dem Parlamente vertheidigte, und während der drei Jahre, als er nach dem Tode seiner Schützer, Ludwig's XI. und Karl's VIII., in Ungnade gewesen, hinreichend bewiesen, daß er früher seine moralisch durchaus nicht zu billigenden Rathschläge blos aus Pflicht und wegen der politischen Nothwendigkeit ertheilt habe.

Das sechszehnte Jahrhundert, nicht blos Kaiser Karl VI., betrachtete Comines so sehr als den Inbegriff der praktischen Politik Italien's, die sich im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert über ganz Europa verbreitet, daß man den Ausgaben von Comines sehr oft auch die Theorie der Politik, die aus seinen Denkwürdigkeiten hervorgeht, und auf welcher die ganze Erzählung beruht, beizugeben pflegte. Um dies an einem Beispiele anschaulich zu machen, wollen wir nur eine von den theoretischen Schriften anführen, welche wir oft dem Comines beigefügt gefunden haben, nämlich die dreihundertzweiundsechszig aus alten und neuen politischen Schriftstellern gezogenen, in lateinischer Sprache sehr kurz abgefaßten Regeln für Hofleute und Politiker von Duri de Pascolo (Aulicus Politicus, diversis regulis etc.). Wir dürfen nicht wagen, aus dieser kurzen Theorie, welche, wie der Verfasser sagt, durch die Geschichte von Guicciardini, Lattini, Sansovini und Comines mit Regeln der Erfahrung unterstützt werden kann, viele Sätze auszuheben, so vortrefflich in derselben auch die Theorie der Hofpolitik und des Hoflebens zusammengedrängt wird. Sie entspricht bis auf den heutigen Tag der Wahrheit. Wir wollen daher nur einige Sätze anführen, um den Unterschied philosophischer und politischer Geschichtschreibung einleuchtend zu machen. In der dreizehnten von jenen dreihundertzweiundsechszig Maximen politischer Hofklugheit wird man z. B. deutlich sehen, was Comines bewog, schon zu der Zeit, als er noch im besten Verhältniß zu Karl dem Kühnen stand, sich einen Hafen bei Ludwig XI. zu suchen. „Weil,

sagt die Theorie, die Lage der Hofleute darin ganz kläglich ist, daß sie, nachdem sie am Hofe und von demselben entfernt (domi et foris) für ihren Herrn alle möglichen Mühseligkeiten und Arbeiten übernommen hatten, doch endlich durch die Ränke und Verläumdungen der schlechtesten Leute (impudico rabulae et canis curiarum ore) fallen müssen, so muß jeder Hofmann sich wohl vorsehen, daß er gleich im Anfange seiner Laufbahn mit anderen Fürsten in Verbindung trete und sich viele einflußreiche Leute in anderen Gegenden durch Dienste verbindlich mache, um sich der bei ihnen niedergelegten Actenstücke im Nothfalle bedienen zu können." Die zwanzigste Maxime heißt: „Ein kluger Rathgeber des Fürsten wird (wie man auch bei Comines sieht, so gefährlich dies bei Ludwig XI. war) in offenbar gefährlichen und wichtigen Angelegenheiten ganz offen seine Meinung heraussagen und nicht für beide Seiten der Frage Gründe suchen (huc vel illuc interpretationem trahere) oder einen bestimmten Ausdruck scheuen, sondern jedes Ding sogleich beim rechten Namen nennen." Der vierunddreißigste Satz, welchen Comines ebenfalls getreu befolgte, lautet: „Ein kluger politischer Geschäftsmann muß dafür sorgen, daß er niemals ohne irgend einen Geschäftsauftrag sei; denn der Ruf, daß er mancherlei Arten von Geschäften unter Händen gehabt habe, wird ihm großes Ansehen verschaffen."

III. Deutsche Bildung und Literatur bis auf Luther.

(Ergänzung des im neunten Bande enthaltenen Abschnitts über deutsche Literatur im fünfzehnten Jahrhundert.)

1. Kaiser Maximilian I. und seine Freunde und Diener als dichtende Historiker.

Kaiser Friedrich III. und sein Sohn Maximilian I. waren Beide gelehrt, hatten den besten Willen die Wissenschaft zu beschützen, und waren auch manchmal glücklich in der Wahl der von ihnen beschützten Männer, indem Beide sich Reuchlin's sehr annahmen und Maximilian noch 1517 Ulrich von Hutten zum Dichter krönte; Geschmack aber hatte weder der Eine noch der Andere. Wenn dies nicht aus allem, was sie trieben, hervorleuchtete, so würde man es doch aus dem Weißkunig sehen oder aus dem aben-

teuerlichen Werke, welches der sehr gelehrte und auch in den alten Klassikern belesene Kaiser Maximilian in deutscher Sprache über seine Erziehung, seine Schicksale und seine Thaten geschrieben oder vielmehr dictirt hat. Ganz einfach geschrieben würde der dicke Foliant des Weißkunig einzig und unschätzbar für die deutsche Geschichte sein; mit den kaiserlichen Grillen ausgestopft ist es eine Laterne ohne Licht (monstrum horrendum, ingens, cui lumen ademtum). Dies war für unsere Geschichte um so schlimmer, als bekanntlich in Deutschland königliche und kaiserliche Grillen sehr ansteckend sind. Für die deutsche Literatur hatte daher Maximilian's Unternehmen, sein eigenes Leben und das seines Vaters zu schreiben und dafür Materialien zu sammeln, kein anderes Resultat, als daß die Nation ein unlesbares Machwerk in Reimen und einen dicken Folianten in Prosa, ausgeschmückt mit einer Anzahl meisterhafter Holzschnitte und angefüllt mit pedantischen, geschmacklosen historischen oder vielmehr allegorischen Räthseln enthielt. Wir können aus diesem Grunde auch nur einige literarische Notizen über den Weißkunig geben, weil es überflüssig sein würde, in einen Inhalt einzugehen, welcher nie den geringsten Einfluß auf die Nation gehabt hat. Maximilian, heißt es, hatte, als er den Entwurf zu dem Weißkunig machte, zu seines Vaters Geschichte Materialien gesammelt, und dictirte seinem Secretär, Marcus Treitzsauerwein von Ehrentreitz, einzelne Aufsätze über seine eigene Geschichte in die Feder. Diese Aufsätze betrafen seine Jugendbildung, seine Übungen, Feste, Jagden, Züge und dgl. m. In ihnen ward jedoch kein Namen genannt, sondern eine geschmacklose Allegorie und Symbolik machte das, was historisch hätte sein sollen, zu einem pedantischen, ganz abgeschmackten Räthsel. Es ist die Rede vom alten und jungen Weißkunig, von dem blauen, dem grünen und jungen Könige, mit welchen die Weißkunige zu thun haben, von der braunen Gesellschaft u. s. w., so daß man gar nicht weiß, wo man ist. Das Dictiren und Schreiben dauerte mit großen Pausen Jahre lang, ohne daß etwas zu Stande kam, und dies ist wenigstens ein Zug, welchen das Buch mit allen deutschen Verhandlungen gemein hatte. Im Jahre 1514 war jedoch endlich der größte Theil der einzelnen Aufsätze beisammen, und Treitzsauerwein sollte sie zu einem Ganzen verbinden, während

Hans Burgmeier, der größte Künstler der Zeit, wunderbar schöne Holztafeln dazu schnitt, weil das Buch mit kaiserlicher Pracht ausgestattet werden sollte. Es fand sich indessen bald, daß ohne ausführliche Erläuterungen kein Mensch das wunderliche Buch werde verstehen können. Selbst der mitverfassende Secretär war nicht im Stande, die von ihm niedergeschriebenen Räthsel zu lösen, und mußte den Kaiser befragen, welcher oft selbst nicht mehr wußte, was er eigentlich gewollt hatte. Treitzsauerwein machte sich daher ein förmliches Fragebuch, damit der Kaiser gelegentlich die Antworten niederschreiben könne. Darüber verfloß wieder eine lange Zeit. Der Kaiser selbst starb, noch ehe das Buch erscheinen konnte, sein Enkel aber, Kaiser Karl V., hatte an ganz andere Dinge zu denken, als an die Herausgabe des Weißkunig; die Sache blieb also liegen. Die beste Handschrift des Folianten kam nach Ambras in Tyrol und später auf die kaiserliche Bibliothek zu Wien, die köstlichen Holzschnitte Burgmeier's aber waren lange Zeit ganz verloren, bis man sie endlich zu Grätz in Steiermark wiederfand. Sie wurden alsdann 1775 nebst dem vollständigen, durch gelehrte Anmerkungen erläuterten Texte bei Kurzböck in Wien gedruckt.

Von dem in Prosa und in Versen gleich unerträglichen Weißkunig erschien schon zu Maximilian's Lebzeiten und gleich nach seinem Tode eine poetische Bearbeitung, der Theuerdank, in prachtvollen Ausgaben. Melchior Pfinzing nämlich, ein Nürnberger Patricier, war Maximilian's Secretär gewesen, und hatte aus der Handschrift einen poetischen Auszug oder eigentlich einen Auszug in furchtbaren Knittelversen gemacht, welche unter dem Titel: „Die Geverlichkeiten und eines Theils der Geschichten des löblichen streitbaren und hochberümbten Helds und Ritters Tewrdannks" 1517 in Nürnberg sehr prächtig gedruckt wurde. Diese Ausgabe (in klein Folio) ist sehr selten. Neben derselben finden wir auf der Heidelberger Bibliothek die Quartausgabe von 1519, welche in Augsburg erschien und so sauber gedruckt ist, daß man lange geglaubt hat und auch wir nicht anders glauben würden, sie sei ganz in Holz geschnitten, und zwar so fein, als wenn Schrift und Bilder in Kupfer gestochen wären. Auf jeden Fall beweisen diese Ausgaben des Theuerdank, daß das Zeichnen und die

Maler- und Holzſchneidekunſt in Nürnberg und Augsburg die höchſte Vollendung erreicht hatten, während aus der Poeſie eine ganz gewöhnliche Nürnberger Waare geworden war. Die Reimerei erhält nämlich einen bleibenden Werth durch die der Ausgabe von 1519 einverleibten koſtbaren Zeichnungen des Malers Hans Schäufelin. Der Theuerdank ſelbſt iſt in unſeren Tagen dem großen Publikum ſo zugänglich gemacht worden, daß wir uns über ihn ſehr kurz faſſen können; denn dieſes Machwerk Melchior Pfinzing's iſt 1836 als zweiter Theil einer Bibliothek der geſammten deutſchen Nationalliteratur mit einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung von Karl Haltaus neu herausgegeben worden, und die Einleitung enthält alles, was ſich über das Buch ſagen läßt und darüber ſchon geſagt und geſchrieben worden iſt. Wir wollen nur die Reime einrücken, mit welchen das Buch anfängt, und nachher die Eintheilung desſelben anzeigen, um zu beweiſen, daß dieſe Schrift gleich vielen Menſchen berühmter geworden iſt, als ſie verdient hatte. Das Buch beginnt mit der Geburt der Maria von Burgund, deren Vater der König Ruhmreich heißt. Die Anfangs-Reime lauten:

Als Hymel und erd beſchaffen warn
Vor ſechstauſend vierhundert jarn,
Darzu auch noch virzig und vier,
Was ein Künig umb die reſier
Gen den niedergang der Sunnen,
Der het manches landt gewunnen
Mit ſeiner ritterlichen Handt,
Rumreich was derſelb Künig genanndt.
An Landen, Leuten und Gelt reich,
Derſelben Zeit lebt nit ſein gleich.
Dem gab got bey dem gemahel ſein
Ein einige Tochter hübſch und fein,
Die Sy Ererreich nennten, darumb
Dann Sy was gar erlich und frumb.

In der Folge wird gleichſam in einer Vorrede in ebenſo herzbrechenden Reimen erzählt, wie König Ruhmreich ſtirbt und die Königin Ehrenreich nach vielen Berathſchlagungen und Schwierigkeiten dem edeln Theuerdank verlobt wird. Dieſe Geſchichten werden in elf Figuren dargeſtellt, welche eben ſo viele Abtheilungen bilden. Das erſte Buch erzählt, wie der Held den Hauptmann

Fürwitz antrifft, und dieser ihn in die Fährlichkeiten der jugendlichen Unbesonnenheiten bringt, welche in den dreizehn folgenden Figuren anschaulich gemacht werden. Dann folgt im zweiten Buch, wie der Hauptmann Unfall den edeln Ritter Theuerdank in große und wichtige Händel gebracht, und wie der Ritter diese mit hohem Sinn und freudigem Gemüthe bestanden habe. Dies gibt fünfzig Figuren. Im dritten Buch bringt ihn der Hauptmann Neidhard durch Verhetzung der Leute, durch Anstiftung neidischer und mißgünstiger Personen, Untreu, Verrätherei u. s. w. in allerlei böse Händel. Dies wird in dreiundzwanzig Figuren vertheilt. Der Schluß oder die letzten zwanzig Figuren enthalten, wie sich Melchior Pfinzing ausdrückt, des theueren Ritters (Maximilian's) Alter, seine Siege, seinen Tugendwandel, Lebenslauf und Tod.

2. Reuchlin und Ulrich von Hutten und ihre Freunde im Kampfe mit Barbarei, Unwissenheit und Fanatismus.

Wir haben im neunten Bande dieses Werkes (S. 434.) bemerkt, daß sich schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Zahl deutscher Männer bemühte, das Licht, welches in Italien aufgegangen war, unter den Deutschen zu verbreiten, daß sich aber am Ende des Jahrhunderts alle diese Männer in einen engen Freundschaftsbund vereinigten, und nach Art der freien italiänischen Akademie die rheinische Gesellschaft zur Cultur der Humanitäts-Wissenschaften bildeten. Der Lorenzo von Medicis dieser deutschen Akademie war Johann von Dalberg, welcher theils als Bischof von Worms, während er in Ladenburg wohnte, theils als pfälzischer Kanzler die Universität Heidelberg zum Sammelplatz der in Italien für die neue Bildung und Literatur gewonnenen Männer machte. Wir wollen hier blos ergänzen, was wir im vorigen Bande nur berührt haben, weniger um vollständige Notizen nachzutragen, als um anzudeuten, wie lange es in Deutschland schon dämmerte, ehe nach Luther's Auftreten volles Licht hereinbrach. Leider ward gleich darauf durch eine neue Dogmatik und eine neue theologische Klopffechterei die wahre und innere Bildung wieder verdunkelt. Übrigens ist jene schöne Zeit des Kampfes der freien Seelen mit den servilen, der

Bildung des Verſtandes und Herzens mit dem Gedächtnißweſen und mit mechaniſch eingeübter und eingequälter dialektiſcher Fertigkeit im Haarſpalten ſo oft beſchrieben worden, daß wir in ein allgemeines Werk nicht vollſtändige Notizen über Männer und Bücher derſelben aufnehmen dürfen. Außerdem hat Meiners am Ende des vorigen Jahrhunderts, ſowie Erhard im gegenwärtigen *) das Material, welches zur Kenntniß dieſer Zeit nöthig iſt, ſo vollſtändig gegeben, daß wir uns auf dasjenige beſchränken zu müſſen glauben, was uns ſelbſt im Laufe des hiſtoriſchen Studiums dieſer Zeit in die Hände gekommen iſt. Wenn ſich nicht bei Erhard (Th. I. S. 389—400) ein vortrefflicher Auszug aus der Schrift fände, welche das Reſultat der Bemühungen eines Rudolf Agricola und ſeiner Freunde, die ganze Bildung ihrer Zeit auf neuen Grundlagen zu gründen, enthält **), ſo würden wir hier einen ſolchen Auszug einrücken, um das Verdienſt, welches die Gelehrten jener Zeit ſich um das Volk erwarben, nachzuweiſen, gerade weil dies eine Art Verdienſt iſt, welche wir der Gelehrſamkeit unſerer Zeit nur mit großen Einſchränkungen zuſchreiben würden. Agricola hielt, wie nachher Petrus Ramus, die herrſchende ariſtoteliſche Philoſophie, welche bekanntlich auch Luther tödtlich haßte, für ein Haupthinderniß einer durchgreifenden Volksbildung. Er war nicht ſo glücklich, wie Peter Ramus, weil ihm, einem edlen Manne, der die Bildung um ihrer ſelbſt willen, nicht wegen des Rufes liebte, das Secten-Weſen zuwider war: Ramus ſtiftete die mächtigen Schulen der Ramiſten, Agricola begnügte ſich, ein Buch (De inventione dialectica, Löwen 1515) für die Reformation der geltenden Logik zu ſchreiben.

Die Hauptrolle in dem Kreiſe der Männer, welche, ohne den Kirchenglauben angreifen zu wollen, das Leben und die Studien nach italiäniſcher Weiſe zu verbeſſern ſuchten, hatte Johann Reuchlin, deſſen Bruder Dionyſius Profeſſor der griechiſchen

*) Geſchichte des Wiederaufblühens der wiſſenſchaftlichen Bildung in Deutſchland, 3 Bde., 1827—1832.

** Libellus de formando studio vere aureus, dignus, qui studiosorum omnium manibus teratur, cujus auctores sunt doctissimi viri Rodolphus Agricola, Erasmus Roterodamus, Philippus Melanchthon, Coloniae, 1532.

Sprache in Heidelberg war und der rheinischen Gesellschaft angehörte. Reuchlin's Leben, sein Wirken und seine Schriften zeigen deutlich, daß die Erweiterung, welche die einzelnen Wissenschaften in der neueren Zeit erhalten haben, im Allgemeinen (denn Ausnahmen gibt es allerdings) der rein geistigen Ausbildung und dem Antheile aller Gebildeten an jedem Streben in jeder Wissenschaft (dem homo sum, nihil humani a me alienum puto) eher nachtheilig als förderlich gewesen ist. Das Fach verschlingt die allgemeine Wissenschaft, besonders bei Rechtsgelehrten, Geschäftsleuten und Naturforschern. Wir bemerken daher besonders, daß Reuchlin ursprünglich Jurist war, daß er sogar Bundesrichter des schwäbischen Bundes ward und elf Jahre lang blieb, aber nichts destoweniger dabei unternahm, das Studium der griechischen Sprache in Verbindung mit seinen Freunden, das der hebräischen fast ganz allein in Deutschland zu begründen, eine deutsche Bühne zu schaffen und den Mönchen den Jugendunterricht zu entziehen. Im Hebräischen folgten Konrad Pellicanus, Johann Böschenstain und Sebastian Münster seinen Spuren, doch blieben die beiden Ersten weit hinter ihm zurück. Auch in die deutsche Sprache, welche er recht gut schreibt, suchte Reuchlin einen gebildeten Ton zu bringen und eine Feinheit des Ausdruckes und der Wendungen einzuführen, die man weder in der Poesie des Theuerdank, noch in der Prosa des Weißkunig findet. Reuchlin ermunterte deshalb Leute von Stande, wie Dietrich von Pleuningen, Bernhard Schöffer und Andere, durch Übersetzungen zur Vervollkommnung der Muttersprache zu wirken.

Die Jugendbildung des in Pforzheim geborenen, für das Rechtsstudium bestimmten Johann Reuchlin war ganz geeignet, seinen Trieb, das gesammte Wissen seiner Zeit zu umfassen, zu nähren. Er hatte zuerst 1473 und 1474 in Paris einen Deutschen zum Lehrer, welcher in der Grammatik, Philosophie und Theologie gleich stark war, dabei aber durch ein Buch über die Messe (Resolutiones dubiorum circa missae celebrationem) berühmt wurde. Dieser von uns bereits früher (S. 405.) erwähnte Mann hieß in Deutschland Johann Heinlin von Stein, bei den Franzosen de la Pierre, mit seinem gelehrten Namen a Lapide, und war 1469 Rector in Paris. Er war es hauptsächlich, durch welchen 1470

Gering bewogen wurde, seine Pressen im Saale der Sorbonne aufzuschlagen. Später (1477) wurde Heinlin von Stein zur Einrichtung der Universität Tübingen gebraucht, und er trat dann nicht nur dort als Lehrer auf, sondern auch in Basel, wo er freilich Karthäuser ward; aber auch in diesem Stande der Buße und der Entfernung von der Welt den als Buchdrucker berühmten Brüdern Amerbach durch seinen Rath ebenso nützlich wurde, als er vorher dem Reuchlin durch seinen Unterricht für dessen weitere Studien gewesen war. Neben Heinlin von Stein lehrte in Paris Hermonymus aus Sparta das Griechische, und Reuchlin setzte, als er 1475 nach Basel kam, die unter einem Griechen begonnenen griechischen Studien unter der Leitung eines anderen Griechen, des Andronikus Kontoblakas, fort. In Basel fand er auch den edeln und frommen Gröninger Johann Wessel, dessen wir im neunten Theile (S. 434.) erwähnt haben. Dieser hatte, weil seine Rechtgläubigkeit verdächtig geworden war, Paris verlassen müssen. Reuchlin verdankte ihm viel, unter Andern auch den ersten Unterricht in der hebräischen Sprache. Dieselben Brüder Amerbach, denen später Heinlin von Stein durch seinen Rath nützlich ward, ließen von dem damals erst zwanzig Jahre alten Reuchlin eines der ersten Wörterbücher zum Schulgebrauche (Breviloquus) verfertigen und druckten dasselbe. Reuchlin lehrte in Basel mehrere Jahre hindurch die neue Wissenschaft, welche er und seine Freunde aus den Alten schöpften. Dann begab er sich, vollständig klassisch gebildet, nach Orleans und Poitiers, wo das alte römische Recht als klassische Wissenschaft in inniger Verbindung mit dem, was wir jetzt Philologie nennen, getrieben ward. Auch dort lehrte er, bis er als praktischer Geschäftsmann und eigentlicher Rechtsgelehrter nach Tübingen ging. Sein Landesherr, Graf Eberhard der Ältere oder der Fromme, nahm ihn zugleich als Geheimschreiber in seine Dienste. Im Jahre 1482 machte Eberhard aus Frömmigkeit eine Reise nach Italien und nahm Reuchlin mit. Dieser ward dort als Staatsmann und als Gelehrter auf gleiche Weise geachtet, und schloß in Italien mit Lorenzo von Medicis und Marsilius Ficinus nicht blos Freundschaft, sondern wurde auch in den mystischen Platonismus derselben ganz eingeweiht. Als er später (1489) von seinem Herrn noch einmal nach Italien geschickt

wurde, schöpfte er auch aus dem Umgange des Pico von Mirandola orientalisch-platonische Weisheit; doch beweist seine Correspondenz, daß er auch mit den helleren, für die Wiederherstellung des alten gesunden wissenschaftlichen Lebens begeisterten Köpfen in inniger Verbindung stand. Sein Schwärmen und seine reine Begeisterung fällt gerade in dieselbe Zeit, in welcher er Eberhard's juristische und diplomatische Geschäfte besorgte, und zweimal an Kaiser Friedrich III. und an Maximilian I. gesendet wurde, die ihn zu ihrem geheimen Rath machten und ihm Sitz und Stimme in Collegien gaben.

Mit Eberhard's Tode änderten sich die Verhältnisse in Würtemberg so sehr, daß Reuchlin das Geschäftsleben ganz verlassen und sich als Gelehrter und Schriftsteller eine Existenz suchen mußte. Er hatte als Schützling und Freund des frommen Eberhard die Beschäftigung mit Wissenschaften und Sprachen nicht um des Nutzens und Gebrauchs willen, sondern als reines und geistiges Vergnügen fortgesetzt; auch hielten ihn Friedrich III. und Maximilian I. deshalb nicht, wie jetzt geschehen würde, für unpraktisch oder in seiner allerdings sehr großen Idealität für unbrauchbar. Er selbst fand nach Eberhard's Tode in der Wissenschaft mehr Trost und durch sie mehr Ruhm, als ihm alle Titel und Ehrenämter hätten verschaffen können. Übrigens nützte er den deutschen Studien auch auf andere Weise; denn seine Correspondenz beweist, daß er die Verbindungen, die er auf Reisen und als Eberhard's Minister angeknüpft hatte, vortrefflich benutzte, um seltene Handschriften klassischer Werke für Deutschland zu erhalten. Daß sein Freund Rudolf Agricola reicher und auch glücklicher im Sammlen war als er, und daß die von diesem gesammelten Handschriften die Grundlage der berühmten Heidelberger Bibliothek bildeten, haben wir bereits im neunten Bande (S. 435) erzählt. Während Reuchlin in Staats- und Rechtsgeschäften zu Wien verweilte, ließ er sich von dem gelehrten Talmudisten Jakob Jehiel Loans, den der Kaiser zum Ritter geschlagen und zu seinem Leibarzte gemacht hatte, in die Geheimnisse der höheren jüdischen Grammatik einweihen; denn die hebräische Sprache selbst hatte er schon längst inne. Er überzeugte sich so sehr von dem Nutzen und der Nothwendigkeit, die Juden für die genaue Kenntniß der hebräischen

Sprache und für die Erklärung des alten Testaments zu benutzen; daß er, der doch bei Luther's Auftreten ruhig blieb und von Natur vorsichtig und diplomatisch war, ganz aus seinem Charakter heraustrat, als ein fanatischer Ketzermeister die Bücher der Juden vertilgen wollte. Da diese Geschichte großes Aufsehen erregte und ihr Ausgang dem Obscurantismus in Deutschland verderblich wurde, indem er alle guten Köpfe gegen die Mönche und deren Schulen vereinigte und das ganze Treiben der unwissenden Feinde jedes Denkens und jedes Lichtes lächerlich machte, so müssen wir hier etwas weiter ausholen.

Die Regierung des würtemberger Landes fiel, als Eberhard der Ältere 1495 starb, an den ganz ausschweifenden und verdorbenen Eberhard II., welchem nachher sein bei Eberhard's I. Tode erst zehn Jahre alter Brudersſohn, Ulrich, folgen sollte. Der neue Regent entfernte alle Räthe und Minister seines frommen Vorgängers, und überließ Alles einem gottlosen, frechen Augustiner-Mönch, Holzinger, welchen Eberhard I. ins Gefängniß hatte werfen lassen. Diese Veränderung nöthigte Reuchlin, Würtemberg zu verlassen; denn sowohl Eberhard II. als der Augustiner-Mönch Holzinger, welcher diesen leitete, waren persönlich von Reuchlin gereizt worden, der Erstere dadurch, daß Reuchlin auf Befehl seines Herrn, Eberhard I., dem schmählichen und ausschweifenden Leben des Nachfolgers Schranken gesetzt hatte, der Andere dadurch, daß Reuchlin ihn 1488 in Mainz hatte verhaften und nach Tübingen ins Gefängniß bringen lassen, weil derselbe dem jüngeren Eberhard zu allem Schlechten Anschläge gab und dessen Kuppler bei den Nonnen machte, die er selbst ebenso gut kannte, als Eberhard II. Reuchlin begab sich nach Heidelberg, und fand dort in Dalberg's Hause Aufnahme, in welchem auch andere Gelehrte Zimmer hatten, aber nicht gerade glänzend gehalten wurden. In Heidelberg schrieb Reuchlin ein dramatisches Stück, welches er daselbst aufführen lassen wollte, um an den Obscuranten Rache zu nehmen, die sich in Würtemberg der Regierung bemächtigt hatten. Dieses Stück dreht sich um die frömmelnden Gaunereien einer Anzahl Schurken, besonders eines, welcher den Schädel des aus Mohammed's Geschichte bekannten Mönchs Sergius (s. Th. V. S. 24) für eine Reliquie ausgibt, und mit ihr denselben Spuk.

treibt, den man in unseren Tagen mit dem vorgeblichen Rock Christi getrieben hat. Reuchlin schildert bei der Empfehlung jenes Schädels den Mönch Sergius in solchen Ausdrücken, daß niemand den würtembergischen Mönch Holzinger mit seiner Bande und seinem Treiben verkennen konnte. Überhaupt zielt das ganze Stück darauf, zu zeigen, wie lächerlich es ist, wenn man Mönchen und Frömmlern die Verwaltung eines Landes überläßt, und diese nachher dasselbe gleich einem Kloster regieren. Dalberg fand jedoch nicht räthsam, das Stück aufführen zu lassen; denn er war ein vornehmer Mann, der auch, wie die Vornehmen zu thun pflegen, später, als der Streit mit dem oben erwähnten Ketzermeister ausbrach und die Briefe der Dunkelmänner erschienen, sich ganz leise von den kühnen Gelehrten zurückzog. Er fürchtete nämlich, der Franziskaner Capellus, welcher in der Pfalz beim Kurfürsten Philipp Alles vermochte, werde Reuchlin's Satyre auf die Bettelmönche übel nehmen und die Schilderung des Mönchs Sergius auf sich beziehen. Die Aufführung unterblieb also; Reuchlin verfertigte aber darauf ein anderes komisches Stück, welches er dramatische Vorübungen (progymnasmata scenica) nannte, und dieses wurde nicht nur aufgeführt, sondern Dalberg ertheilte auch denen, welche es aufführten, Geschenke, weil sowohl das Stück als die Schauspieler von ganz anderer Art waren, als die Dramen und Darstellungen der Schüler in den Mönchsschulen oder der Bürstenbinder bei den Meistersängern.

In Heidelberg war Reuchlin für die Wissenschaft thätig, während er zugleich seit 1497 für pfälzische Geschäfte gebraucht wurde; er bewirkte namentlich, daß dort ein Kollegium für Jurisprudenz eingerichtet und eine Professur der griechischen Sprache gestiftet ward. Seine Liebhaberei für das Hebräische behielt er auch dann noch bei, als er 1498 mit juristischen und diplomatischen Aufträgen zum dritten Male nach Rom geschickt wurde. Er bezahlte sogar den Unterricht, den ihm der Jude Abdias dort ertheilte, mit einem Dukaten (einer Goldkrone) für jede Stunde, was selbst heut' zu Tage in London oder Petersburg sehr theuer sein würde; dessen ungeachtet kannte er den Talmud nicht und hatte ihn nicht einmal gesehen. Übrigens war es ihm, dem Platoniker, nach Marsilius Ficinus Art nicht blos um die hebräische Grammatik zu thun,

obgleich er auch dieſe durch ſeinen grammatiſchen Folianten (Rudimenta Hebraica, 1506) den Deutſchen zuerſt zugänglich machte, ſondern vielmehr beſonders um die jüdiſche, mit der neuplatoniſchen nahe verwandte Philoſophie. Wir wollen die Letztere weder rühmen noch empfehlen, aber wir geſtehen zur Ehre eines Pico von Mirandola, eines Ficinus und eines Reuchlin, daß dieſen edeln Männern, denen wir die Erneuerung der alten Studien verdanken, das, was wir ſchwärmendes Grübeln nennen, der einzige Lohn langer Entbehrungen war. Die Meiſten opferten jeden äußeren Vortheil auf, um in den Labyrinthen des Paradieſes, welches ſie in ihrem eignen Geiſte erſchufen, unmittelbar Gott zu ſchauen und darüber gleich den Berauſchten die ganze Außenwelt zu vergeſſen. Dies ſcheint uns auch der Grund zu ſein, warum Reuchlin, nicht für das große Publikum, ſondern für die kleine Zahl der Erleuchteten und Eingeweihten, zugleich des Ficinus platoniſche Myſtik und der Juden Kabbala den Deutſchen zugänglich zu machen ſuchte. Das Erſtere, die Verkündigung ſeines Platonismus, geſchah in einem Buche (de verbo mirifico, 1499 und 1514), aus welchem Erhard (Th. II. S. 253) einen ausführlichen Auszug gegeben hat, das Andere in den drei Büchern über die hebräiſche Philoſophie der Talmudiſten (De arte cabbalistica, 1517). Im Jahre 1499 konnte Reuchlin wieder in ſein Vaterland zurückkehren, und gerade in den fünf oder ſechs folgenden Jahren machten er und ſein naher Verwandter, Schwarzerd oder, wie er mit ſeinem gelehrten Namen hieß, Melanchthon, ſich als Schriftſteller um deutſche Schulen, um hebräiſche und griechiſche Sprache in Deutſchland ebenſo verdient, als die Italiäner und Griechen, in deren Spuren ſie traten, ſich um Italien gemacht hatten. Nachher war Reuchlin elf Jahre lang durch die ihm aufgetragene Würde eines Bundesrichters mit juriſtiſchen, diplomatiſchen und adminiſtrativen Geſchäften überhäuft; ſobald er aber ſein Amt niedergelegt hatte, lebte er mit doppeltem Eifer ganz dem Berufe der Verbreitung des neuen Lichtes in Deutſchland. Wir übergehen jene Zeit und die von Reuchlin damals verfaßten Schriften ganz, weil wir weder ſein Leben ſchreiben, noch ſeine Schriften aufzählen und charakteriſiren wollen, und ſchieben, ehe wir ſeinen Streit mit den groben, unwiſſenden und fanatiſchen Kölner Judenfeinden darſtellen,

nur ein flüchtiges Wort über sein Bundesrichteramt ein. Es bestand nämlich im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts (wir werden unten das Nähere erzählen) noch immer der schwäbische Bund zur Erhaltung des Landfriedens. Der Kaiser, die Kurfürsten und die Fürsten ernannten drei Richter, welche bei den Streitigkeiten der Mitglieder des Bundes die Entscheidung hatten; Reuchlin war Maximilian's besonderer Freund, und die anderen Fürsten achteten ihn, er ward also einer der Bundesrichter.

Sein Streit wegen der Juden knüpft sich an die Geschichte des zum Christenthum bekehrten Juden Johann Pfefferkorn, der sich durch Verfolgung seiner ehemaligen Glaubensgenossen der christlichen Pfaffenheit empfehlen wollte. Reuchlin kam übrigens ganz unschuldiger Weise wegen der Juden in üble Händel; denn wer sein 1505 erschienenes Buch: „Ein tütsch Missive an einen Junkherrn, warumb die Juden solange im Ellend" gelesen hat, wird nicht glauben können, daß er ihnen günstig gewesen sei. Sie haben nach ihm alles Elend von fünfzehnhundert Jahren reichlich verdient, weil sie den Messias verwarfen, und weil in ihren Büchern Gotteslästerungen enthalten sind. Wir wollen in Betreff des Letzteren Reuchlin's eigene Worte anführen: „Darob zu merken ist, daß diese sünd der gotzlesterung die gröst und höchst wider Gott ist, deshalb die eigenschafft des ersten stücks obgemelt an solcher sünd, darumb sye so lang bestraft werden, clerlich erfunden würde; das andere stück, daß all Juden in dieser zyt, so lang sye Juden sind, an solcher gotzlesteruug theilhaftig syen und ein sonder freud daran haben, so sye etwas zu schand und laster künnen erdenken und erdichten, ist offenbar an allem ihren tun und lassen und an ihrem gewöhnlichem gebet, auch an ihren büchern, die sye wider uns schriben, und lesen, alles us dem buch Nizahon und Brudersol, auch in dem gebet nieschumadim wol zu merken ist." Bei dieser Ansicht Reuchlin's ist es nicht zu verwundern, daß der bekehrte Jude Pfefferkorn, als er eine Art von Kreuzzug gegen die Juden machte, besonders auf Reuchlin rechnete, welcher vom Kaiser Maximilian sehr begünstigt wurde und im Reiche viel galt, und daß Pfefferkorn wüthend wurde, als gerade Reuchlin ihm entgegen trat. Pfefferkorn, welcher 1506 Christ geworden war, beschäftigte sich 1508 und 1509 damit, die Juden durch seine

Predigten zum Chriſtenthume zu bekehren; dieſe wollten aber nichts von ihm wiſſen. Er ſchrieb das Mislingen ſeiner Predigt den jüdiſchen Gelehrten und ihren Büchern zu, was nach der obenangeführten Stelle auch Reuchlin that, ohne jedoch deshalb, wie Pfefferkorn, die Bücher polizeilich vernichten zu wollen. Um das Letztere bewirken zu können, reiſte Pfefferkorn nach Italien, wo ſich der Kaiſer befand, und redete dem gelehrten Maximilian ſo lange zu, bis derſelbe ihm am 19. Auguſt 1509 im Lager vor Padua den Auftrag gab, alle die hebräiſchen Bücher verbrennen zu laſſen, welche Schmähungen gegen das Chriſtenthum enthielten; doch nahm der Kaiſer die Religionsbücher ausdrücklich davon aus. Pfefferkorn, welcher nicht einmal Lateiniſch verſtand, würde dies für ſich allein nicht ausgerichtet haben, wenn nicht die Dominikaner und beſonders der Ketzermeiſter ihres Ordens in Köln ihn unterſtützt hätten. Übrigens ward die Sache im Anfange für ein Erpreſſungsmittel der Oberen des Dominikaner-Ordens gehalten; denn man betrachtete damals die Juden überall als Saugſchwämme, welche von Zeit zu Zeit ausgedrückt wurden, und es war vorauszuſehen, daß die Juden ihre Bücher um jeden Preis loskaufen würden. Wir vermuthen, obgleich dies nirgends geſagt wird, daß der Kaiſer den polizeilichen Theil des Bücherverbrennens doch nicht allein dem Pfefferkorn und den Dominikanern überlaſſen wollte, ſondern daß er Pfefferkorn mündlich an Reuchlin wies; wenigſtens begab ſich Pfefferkorn ſogleich zu dieſem, um ſich deſſen Unterſtützung auszubitten. Reuchlin war damals eine der angeſehenſten Perſonen in Deutſchland; denn er war elf Jahre hindurch ſchwäbiſcher Bundesrichter und mehr als dreißig Jahre Rath, Geſandter und Conſulent des Kaiſers Friedrich und ſeines Sohnes, ſowie vieler anderen deutſchen Fürſten und Städte und der Advokat unzähliger Familien und Privatperſonen. Er verſtand außerdem weit beſſer hebräiſch und war beſſer mit der jüdiſchen Literatur bekannt, als Pfefferkorn. Geſtützt auf die beiden Dominikaner Arnold von Tongern und Hoogſtraten erſuchte Pfefferkorn den Reuchlin, mit ihm an den Rhein zu gehen und die Bücherverbrennung weltlich zu leiten. Dies Geſchäft lehnte Reuchlin natürlich ab, und die Sache wurde ohne ihn betrieben. Nach einiger Zeit ward er auf Befehl des Kaiſers um

ein Gutachten ersucht, als die Juden sich dem Verfahren der Kölner Theologen und des von diesen beschützten Pfefferkorn widersetzten und der Kurfürst von Mainz dem Bücherverbrennen Einhalt that. Die Juden hatten nämlich bei dem Letzteren als dem Reichskanzler, sowie beim Kaiser Hülfe gesucht, und der Kurfürst von Mainz, welcher zum kaiserlichen Commissarius in der Sache ernannt worden war, forderte im Jahre 1510 von Reuchlin, von fünf Universitäten, von Hoogstraten und von einem anderen Gelehrten Gutachten, um sie dem Kaiser einzuschicken, bis zu dessen Entscheidung dann die Sache ruhte.

Dies versetzte die Dominikaner in doppelte Wuth, da sie schon längst nicht mehr bei den Worten des kaiserlichen Mandats stehen geblieben waren, was wir daraus schließen, daß nicht über das Verbrennen der in demselben erwähnten Bücher ein Gutachten verlangt wurde, sondern über die Frage, in wiefern es gut und nützlich sei, diejenigen Bücher zu vernichten, welche die Juden über die zehn Gebote, über das Gesetz Mosis und über die Propheten gebrauchten. Reuchlin, welcher sehr ängstlich und behutsam war, faßte sein Gutachten so ab, wie man es, ohne daß wir näher darauf einzugehen brauchen, von einem verständigen Manne erwarten wird. Er sagt übrigens in demselben ausdrücklich, daß er kein Exemplar des Talmud habe erhalten können und niemand kenne, welcher denselben verstehe. Sein Gutachten wurde im Oktober 1510 versiegelt an den Kurfürsten von Mainz gesandt; Pfefferkorn öffnete dasselbe aber, wozu er, obgleich Reuchlin es bestreitet, ein Recht hatte, weil er kaiserlicher Sollicitator in der Sache war. Er ward über den Inhalt des Gutachtens so erbittert, daß er in Verbindung mit seinen fanatischen und groben Kölner Freunden auf der Ostermesse unter dem Titel: „Handspiegel" eine Schmähschrift herausgab, in welcher er aus Anlaß des von Reuchlin verfaßten Gutachtens diesem vorwarf, er begünstige die Juden und die jüdische Gotteslästerung, und mache sich der gefährlichsten Irrthümer schuldig. Auf diese Weise rief Pfefferkorn einen Krieg gegen die Freunde des Lichtes hervor, welcher den Reuchlin ganz gegen seinen Willen zum Vorläufer Luther's machte, mit dem er sich nachher vom Jahre 1518 an gar nicht mehr einlassen wollte. Als Maximilian bald nach dem Erscheinen

jenes Pasquills nach Reutlingen kam, beschwerte sich Reuchlin bei ihm über dasselbe, und der erzürnte Kaiser versprach, durch den Bischof von Augsburg eine Untersuchung vornehmen zu lassen; dieser ließ aber, weil eine Krähe nie der anderen die Augen aushackt, die Sache liegen, und nun ward der sonst so vorsichtige Reuchlin dreist. Er griff zur Feder, um nach der Art seiner Zeit Derbheit mit Derbheit zu vergelten, und gab im Herbst 1511 unter dem Titel: „Augenspiegel" ein deutsches Buch in Quart heraus, welches eine Widerlegung des Handspiegels enthielt und nachher auch in lateinischer Übersetzung weit verbreitet wurde. Er warf in demselben dem Pfefferkorn vierunddreißig Lügen vor, namentlich auch die, daß Reuchlin die berühmtesten Lehrer des Dominikaner- und Franziskaner-Ordens feindlich angegriffen haben sollte. Die theologische Facultät zu Köln ließ hierauf Reuchlin's Schrift durch eines ihrer Mitglieder, Arnold von Tongern, in der Absicht prüfen, damit in derselben Ketzereien entdeckt würden.

Von diesem Augenblicke an benahm sich Reuchlin sehr schwach. Er schrieb an Arnold von Tongern und an dessen Kollegen schmeichelnde Entschuldigungsbriefe, welche zeigten, daß er Angst habe, und die also gerade das Gegentheil von dem bewirken mußten, was Reuchlin bezweckte. In der That verfuhr seit dem die Kölnische Facultät, welche ihn auf eine sehr vornehme und beleidigend gnädige Weise behandelte, gerade so, als wenn sie seine Richterin wäre. Sie ließ sich in eine lange Correspondenz mit ihm ein, war mit keinem Anerbieten Reuchlin's zufrieden, sondern verlangte von ihm die öffentliche Erklärung, daß er die Herausgabe des Augenspiegels bereue, sowie eine förmliche Zurücknahme dieses Buches. Die Kölner ließen im Herbst 1512 dreiundvierzig Anklage-Artikel gegen Reuchlin drucken und verbreiten, in welchen sie alles zusammenfaßten, was ihrem Ausdrucke nach in Reuchlin's Gutachten und in dessen verschiedenen, ihnen mitgetheilten Erklärungen „ärgerlich, übellautend und frommen Ohren anstößig" sei. Jetzt aber faßte sich endlich Reuchlin wieder, und seine edeln Freunde rüsteten sich zu einem Sturme gegen die finsteren Theologen, welche Meister im Ketzer-Machen waren. Reuchlin antwortete den Kölnern in einem Tone, wie man ihn zwar von

einem Hutten und Luther, keineswegs aber von dem ängstlichen, diplomatischen und vorsichtigen Reuchlin erwartet hätte. Er gab in der Ostermesse 1513 eine an den Kaiser Maximilian gerichtete Vertheidigungsschrift heraus, welche den Titel: „Vertheidigung gegen die Kölnischen Verläumder (Defensio contra calumniatores Colonienses)" hat, und gleich vornherein, sowie am Schlusse die derbsten Schmähungen gegen die Kölner Fanatiker enthält. Es findet sich nämlich auf dem Titelblatte dieser lateinisch abgefaßten Apologie folgende kurze Angabe des wesentlichen Inhalts in deutscher Sprache: „Summarium libri: Welcher schreybt und sagt, daß ich besagter Doctor in meynem Ratschlag der Juden Bücher betreffend, den ich aus bevelch Kaiserl. Majestät gemacht habe, anders gehandelt, dan ein frumm christlicher erber bidermann, der lügt als ein unglaubhafter, lychtfertiger, errloser Bösewicht, dessen erbeut ich mich zu erren und recht für zu kommen." Am Schlusse stehen sogar die Worte: „Arnoldus Tungarus calumniator falsarius per secula seculorum." Die Kölner stellten hierauf zwar einen förmlichen Inquisitions-Proceß gegen Reuchlin an, und dieser fand sich auch, als er von Hoogstraten citirt wurde, in Mainz ein; allein er war durch den Schutz des Kurfürsten von Mainz vollkommen sicher gestellt, und wenn auch die Bettelmönche zu Köln schon 1514 sein Buch verbrannten, so hatte diese ohnmächtige Rache doch nur die Wirkung, daß die Verfolger sich vollends lächerlich machten. Als nachher der elende Pfefferkorn eine gemeine Schmähschrift gegen den angesehensten Mann in Deutschland, den Freund des Kaisers, den berühmten Gelehrten, herausgab, schlug selbst Pabst Leo X. die Kölner Proceßhandlung nieder. Jene Schrift Pfefferkorn's war betitelt: „Sturm Johannsen Pfefferkorn über und wider die druloſen Juden, Anfechter des Leichnahmes Christi und seiner Gliedmaszen; Sturm über einen alten Sünder Johann Reuchlin, Zuneiger der falschen Juden."

Luther, welcher schon damals den Vorsatz hatte, Buße und Bekehrung statt Systems, Ceremoniels und mechanischen Gottesdienstes zu predigen, schrieb über diese Schrift an Reuchlin und frohlockte, daß derselbe es gewagt habe, in das Wespennest zu stechen, und die Freunde der neuen Wissenschaft, welche witziger waren, als Reuchlin, vereinigten sich zu einer Satyre, durch welche die

Mönche, ihre Lehre und ihr Leben ſo lächerlich gemacht wurden, daß fortan das ganze alte Syſtem des blinden Glaubens unhaltbar ward. Dieſe meiſterhafte Satyre ſind die Briefe der Dunkelmänner*). Sie erſchienen zuerſt 1516 mit falſchen Namen des Druckorts und des Druckers, und ſchon in demſelben Jahre wurden drei neue Auflagen nöthig. Das Werk war die reife Frucht der Verbrüderung einer ſehr großen Zahl bedeutender Männer Deutſchland's gegen Mönche und Mönchsweſen. Wir wollen des Beiſpiels wegen nur einige dieſer Männer nennen. Es befanden ſich unter ihnen: der Graf Hermann Nuenaar zu Köln, Konrad Peutinger zu Augsburg, Bilibald Pirkhaimer zu Nürnberg, Hermann Buſch, Eobanus Heſſus, Petrejus Aperbach in Erfurt, Crocus zu Leipzig, Vabianus zu Wien, Kaſpar Urſinus, Geheimſchreiber des Biſchofs von Gurk, Philipp Melanchthon, Jakob Wimpfelung, Beatus Rhenanus, Nikolaus Gerbelius, Ulrich von Hutten, Paul Riccius, Johann Cuſpinianus und Konrad Mutianus zu Gotha. Dieſe verbundenen Freunde und ihre Geiſtesverwandten in Italien trugen durch ihre laute Zuſtimmung und durch ihr Anſehen nicht wenig dazu bei, daß die meiſterhaften, ſatyriſch in Mönchs-Latein abgefaßten Briefe über Reuchlin's Feinde, ihre Schulen und ihre Sitten einen unbeſchränkten Beifall erhielten. Die Briefe wurden zwar im März 1517 durch eine päbſtliche Bulle verdammt, noch in dem nämlichen Jahre aber erſchien ſchon ein zweiter Theil derſelben, an welchem Ulrich von Hutten den größten Antheil hatte. Die Verfaſſer nannten ſich vorſichtiger Weiſe nicht, und viele der obengenannten Mitglieder des Bundes der Freunde des Lichtes wurden fälſchlich als Mitſchuldige verdächtigt; ausgemacht iſt aber, daß Eobanus Heſſus und Graf Nuenaar ſchon am erſten Theile Antheil hatten, und daß Crotus zu Erfurt das Meiſte lieferte. Dieſer Gelehrte, welcher eigentlich Johann Jäger hieß, ſich aber zuerſt den lateiniſchen Namen Venator und dann den von ihm ſelbſt fabricirten griechiſchen Namen

*) Epistolae obscurorum virorum ad venerabilem virum Ortuinum Gratium Davenstriensem Coloniae Agrippinae bonas literas docentem, variis et locis et temporibus missae ac demum in unum volumen redactae. In Venetiis impressum in impressoria Aldi Manutii. 4.

Crotus gab, weshalb Luther ihn Kröte nennet, war einer von jenen auch in neuerer Zeit unzähligen Leuten, die nicht blos mit ihren Talenten, sondern auch mit ihren Überzeugungen Handel treiben. Er schrieb nämlich zuerst für religiöse Aufklärung, nahm für Luther Partei und holte, als derselbe nach Worms zog, ihn ein, eiferte aber neun Jahre später auf des Kurfürsten von Mainz Betreiben gegen Luther. Übrigens würden wir, um von der Art Satyre, welche in den Briefen der Dunkelmänner herrscht, einen Begriff zu geben, Proben mittheilen, wenn nicht unsere Leser in dem leicht zugänglichen Buche Erhard's (Th. II. S. 388 ff.) vollständige Auszüge fänden.

Die beiden witzigsten Mitarbeiter an dieser dem Mönchsthum und seiner Lehre verderblichen Satyre waren Crotus und Ulrich von Hutten. Beide waren Jugendfreunde und ganz vortreffliche Köpfe, aber höchst lose Gesellen. Von ihnen ist Ulrich von Hutten schon als Freund des Franz von Sickingen und als rüstiger Mitkämpfer Luther's für Licht, Wahrheit und Recht gegen Finsterniß, Lüge und Heuchelei merkwürdig; da er aber überdies auch als Schriftsteller in der deutschen und in der klassischen Sprache wenige Seinesgleichen gehabt hat, so müssen wir etwas länger bei ihm verweilen. Hutten's ganzes Leben war unstät und flüchtig. Seinen Charakter und seinen Wandel wagen wir eben so wenig, als Lord Byron's Moralität, zu vertheidigen; an Geist und Dichterfähigkeit stand er diesem nicht nach, an Gelehrsamkeit und Kenntnissen war er ihm weit überlegen. Deutschland hätte an ihm seinen größten Schriftsteller haben können, wenn er Muße, Ruhe und Ausdauer genug besessen hätte, um größere Werke auszuarbeiten; er würde aber als Gelehrter niemals soviel haben wirken können, als er gerade durch die Flugschriften, deren er unzählige schrieb, gewirkt hat. Jede seiner Schriften und Satyren war eine Handlung unmittelbar für das Leben seiner bewegten Zeit. Hutten hatte nicht, wie die anderen Schriftsteller, einen langsamen unmittelbaren Einfluß, sondern er wirkte wie der Blitz augenblicklich vernichtend. Es ist daher auch bei ihm schwieriger, als bei vielen Anderen, einen Begriff von seiner Bedeutung zu geben, wenn man sich nicht, wie gemeiniglich geschieht, auf die Zeugnisse der Gelehrten berufen will, an denen es bekanntlich den breitesten und plattesten Schrift-

ſtellern, alſo gerade denen, welche dem Hutten am meiſten ungleich ſind, am wenigſten fehlt. Man kann aus dieſer Urſache nicht leicht von Hutten's literariſcher Thätigkeit reden, ohne wenigſtens hie und da einen Blick auf ſeine Schickſale und ſein Leben zu werfen. Wir werden jedoch nur wenige Hauptpunkte ins Auge faſſen, da von Luther an bis auf Herder alle klaſſiſchen Schriftſteller Deutſchland's das Lob Hutten's verkündigt haben.

Schon als Knabe fand Ulrich von Hutten Schutz und Fürſprache von Seiten des edeln und wahrhaft aufgeklärten und gelehrten Kanzlers von Mainz, Ethelwolf von Stein, als ihn ſein Vater in das Kloſter gab und einen Mönch aus ihm machen wollte. Schon als Knabe begann er ſein abenteuerndes Leben und machte ſich vieler Ausſchweifungen ſchuldig; er ward aber auch ſchon als Jüngling durch Gedichte und beſonders durch eine heftige Satyre (In Wedegum Loetz et filium ejus Henningum Quaerelarum libri duo) als ausgezeichneter Dichter allgemein bekannt. Da er aus dem Kloſter entwich, verleugnete ihn ſein Vater, und er kam 1504 nach Erfurt, wo Eobanus Heſſus und Buſch ſich befanden. Dort ſchloß er ſich enge an Crotus an, mit welchem er dann auf einige Zeit nach Köln wanderte. Hier hatten Beide Gelegenheit, einen Hoogſtraten und Arnold von Tongern und deren barbariſche, von ihnen ſpäter ſo bitter verſpottete Lehre kennen zu lernen. Sie wurden hierauf von einander getrennt, blieben aber ſtets in Correſpondenz, und führten den Krieg des neuen Lichtes gegen die alte Finſterniß mit vereinigten Kräften. Crotus wie Hutten ſchrieb nachher für Luther, Hutten hatte aber das Glück, nicht zu erleben, daß ſein Freund für Geld ſeine Überzeugung änderte. Lüderlich war Hutten ebenſo wie Crotus; aber er opferte doch lieber Glück und Leben auf, als daß er die Wahrheit verleugnete, Crotus dagegen ließ ſich vom Erzbiſchofe von Mainz durch Pfründen bewegen, gegen Luther zu ſchreiben. Hutten irrte arm und elend, aber ſtets dichtend und ſchreibend, von Frankfurt an der Oder bis nach Greifswalde und Roſtock umher. Sein Freund Crotus ſöhnte ihn zwar wieder mit ſeinem Vater aus, Hutten's Leben und Schickſal änderten ſich aber deſſen ungeachtet nicht. Schon 1510 war er wieder als fahrender Schüler in Wittenberg. Er wanderte von dort 1511 in zerriſſenen Kleidern und von

Almosen lebend nach Wien, wurde aber doch endlich auf der Reise dahin zu Olmütz vom Bischofe standesmäßig ausgerüstet. Ein von ihm verfaßtes Lobgedicht auf Kaiser Maximilian I. nützte ihm wenig, obgleich dieser ihn später (1517) zum kaiserlichen Dichter krönte. Im Jahre 1512 kam Hutten abenteuernd nach Pavia und Bologna; er weigerte sich jedoch, dem Wunsche seines Vaters gemäß dort Jurisprudenz zu studieren, und mußte deshalb 1514 nach Würtemberg zurückkehren.

In den folgenden Jahren erschienen Ulrich's von Hutten heftige Flugschriften gegen den jungen Herzog Ulrich von Würtemberg. Sie sind in lateinischer Sprache ebenso vortrefflich geschrieben, und haben in politischer Rücksicht dieselbe schlagende Wirkung gegen den Tyrannen gehabt, welche im achtzehnten Jahrhundert Lessing's deutsche Flugschriften gegen den Hamburger Pastor und dessen theologischen Despotismus hatten. Der Herzog Ulrich hatte die Gemahlin des Ritters Hans von Hutten, von dessen Vater, dem Oheim Ulrich's von Hutten, dieser viel Gutes empfangen hatte verführt, und wünschte ihn selbst, den er immer als seinen besten Freund behandelte, der Gemahlin wegen an seinem Hofe zu behalten; Hans von Hutten ahnte aber das Verhältniß und wollte nicht bleiben. Der Herzog ermordete ihn darauf am 5. Mai 1515 mit eigener Hand, beschuldigte den Getödteten der Verrätherei und des Umganges mit seiner Gemahlin, und sagte mit einer Tyrannen-Frechheit, welche Ulrich von Hutten als Phalarismus bezeichnet, er habe ein Urtheil gesprochen und es eigenhändig vollzogen. Er verweigerte sogar dem Vater die Auslieferung des Leichnams, und verfolgte auch den Bruder des Gemordeten. Ulrich von Hutten ließ hierauf zuerst 1515 und 1516 Klagen über jenen Mord und eine ganz matte Tröstung für den Vater des Ermordeten drucken. Er wußte damals noch nicht, daß die Gemahlin des Hans von Hutten, welche nachher Jahre lang mit dessen Mörder als Geliebte lebte, Mitschuldige des Verbrechens sei. Von ganz anderer Art, als jene beiden ersten Schriften, waren die fünf Reden, welche Ulrich von Hutten in der Zeit von 1515 bis zum März 1517 gegen den mörderischen Tyrannen herausgab, sowie die im März 1517 geschriebenen vier Blätter über blutiges Tyrannenthum (De Phalarismo dialogus Huttenicus). Jene fünf Reden kann man

dreist denen des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien und denen des Cicero gegen Catilina an die Seite setzen, und sie sind um so mehr zu bewundern, als Demosthenes und Cicero ihre feurigen Pfeile in ihrer Muttersprache schleuderten, Ulrich von Hutten aber in einer fremden Sprache schrieb. Übrigens erschienen diese fünf Reden, welche erst 1517 zusammen herausgegeben wurden (In Ulricum Wirtenbergensem orationes V.), anfangs einzeln, so daß sie wie Schlag auf Schlag wirkten. Die dritte derselben erschien im August 1516, als die zahlreiche Schaar der Hutten sich mit den ihnen befreundeten Rittern zum Kriege rüstete, weil Ulrich von Würtemberg sich geweigert hatte, vor Gericht zu erscheinen oder auch nur den Kaiser als Richter anzuerkennen.

Fast zu derselben Zeit, als Hutten sich der Sache seines Oheims gegen Ulrich von Würtemberg annahm, schrieb er auch für Reuchlin, und nahm außerdem, als er im Herbst 1516 Gelegenheit hatte, noch einmal nach Italien zu gehen, den bereits oben erwähnten Antheil an der Fortsetzung der Briefe der Dunkelmänner. Seit 1517 erklärte er sich für Luther, was weder Erasmus von Rotterdam, noch Reuchlin zu thun wagten, während Crotus zuerst für, dann gegen Luther eiferte. Von den vortrefflichen Dialogen, welche Hutten für Luther's Sache zu Gunsten der Rechte der deutschen Nation gegen römische Anmaßungen geschrieben hat, müssen wir hier um so mehr reden, als Hutten kein Theolog war oder sein wollte, sondern die Reformation blos von der politischen Seite her betrachtete. Diese Dialogen enthalten die treuesten und wahrsten Schilderungen der Zeit, sind die bedeutendsten satyrischen Schriften des sechszehnten Jahrhunderts, und wirkten zuerst in lateinischer Sprache durch ihren klassischen Styl auf die Gelehrten, nachher aber in der von Hutten selbst gemachten Übersetzung noch weit mächtiger auf die ganze deutsche Nation. Luther und Hutten allein verstanden das deutsche Volk in seiner Muttersprache für große und hohe Zwecke anzuregen. Jene Dialogen wurden zuerst einzeln als Flugschriften gedruckt und gleich Zeitungen unglaublich schnell unter das Volk verbreitet, dann aber zu drei, vier oder fünf zusammengedruckt und als Buch ausgegeben. Eine dieser Sammlungen, welche die beiden Fieber, den Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit, die Anschauenden (Inspicientes) und die

Fortuna enthält, wurde schon gleich bei ihrer Erscheinung im Jahre 1521 als ein Inbegriff des Stärksten angesehen, was sich gegen die Misbräuche der Kirche des Mittelalters sagen lasse. Sie erschien daher auch bei Scheffer in Mainz zuerst lateinisch und dann unter dem Titel: „Natürliche Abmalung des Pabstthums" deutsch, und wurde 1632, als Gustav Adolf den Protestantismus in Deutschland neu belebt hatte, unter dem Titel: „Aufwecker der deutschen Nation" wieder gedruckt. Der Titel der von Hutten selbst verfertigten deutschen Übersetzung dieser Sammlung lautet: „Gesprächbüchlein herrn Ulrich's von Hutten. Feber das Erst. Feber das Ander. Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit. Die Anschauenden." Beigefügt ist ein deutsches Reimgedicht, das mit den Worten schließt: „Ich hab's gewagt, Ulrich von Hutten." Vor den Anschauenden steht Hutten's Bildniß, und unter diesem findet man die des Ritters ganz würdigen Worte:

Umb Wahrheit ich ficht,
niemand mich abricht;
es brech oder gang,
gots geist mich bezwang.

Die Anschauenden enthalten, wie die anderen Dialogen, zwar eine scharfe Satyre gegen die römischen Bedrückungen und gegen die Sendungen nach Deutschland, besonders die des Kardinals Cajetanus in der Luther'schen Angelegenheit; allein Hutten gibt zugleich auch der von ihm bei jeder Gelegenheit hochgepriesenen und über Alles geliebten deutschen Nation derbe Geiselhiebe wegen ihres ewigen Berathens ohne Resultat, wegen ihres Saufens und wegen ihrer einfältigen, von den Italiänern misbrauchten Gutmüthigkeit. Nachdem nämlich in diesem Dialog, in welchem Phöbus, Phaëthon und Kardinal Cajetanus sich unterreden, der Sonnengott die Wolken entfernt hat, sieht Phaëthon in Augsburg vielen Lärm, ein unbändiges Saufen und eine große Procession, und fragt deshalb seinen Vater, was denn dort vorgehe. „Es ist da ein deutscher Reichstag", erwidert Phöbus, „des Pabstes Legat, der Kardinal Cajetanus, will die Deutschen aufs neue prellen und unter dem Vorwande des Türkenkrieges Geld nach Rom schleppen." Gleich darauf legt Hutten dem Sonnengott ein prächtiges Lob der deutschen Nation, besonders der Sachsen, in

den Mund, nur macht er den Deutschen dabei ihr viehisches Saufen zum Vorwurf. Gelegentlich wird an den Deutschen gepriesen, daß sie von Ärzten nichts wissen wollten, so wie daß die Advokaten bei ihnen ausgepfiffen würden. Den deutschen Adel entschuldigt Phöbus wegen der ihm gemachten Vorwürfe des Raufens und der Raubsucht mit den Worten: es sei gar nicht so unbillig, daß die Ritter die Kaufleute ausplünderten; denn diese wären es, welche das deutsche Blut verderbten und fremde Weichlichkeit gleichsam durch Schleichhandel hereinbrächten. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß Hutten selbst in Beziehung auf fremde Waaren sehr streng war, und sogar bei Hofe, wo der Etikette nach der Adel nur in Seide erscheinen sollte, in Tuchkleidern von inländischer Wolle erschien.

Eine andere Sammlung von Dialogen, welche gegen die kirchlichen Misbräuche gerichtet sind, enthält zugleich eine heftige Vertheidigung von Luther's Unternehmen. Dieses meisterhafte, durch Inhalt und Sprache ausgezeichnete Gedicht, aus welchem wir weiter unten einige Verse anführen wollen, wurde nicht blos zu Hutten's Lebzeiten, sondern auch nach seinem Tode sehr oft aufgelegt, und gewann sehr Viele aus dem Volke, welche gelehrte Streitschriften nicht lesen konnten, für die Reformation. Es hat den Titel: „Clag und vormanung gegen den übermäßigen, unchristlichen gewalt des Babsts zu Rom und der ungeistlichen geistlichen durch herrn Ulrich von Hutten, Poeten unn Orator, der ganzen Christenheit unn zuvoran dem Vatterland Teutscher Nation zu nutz und gut, von wegen gemeiner beschwernuß und auch wegen seiner eignen nottdurfft in Reymens weiß beschrieben. Ich hab's gewagt (Alea jacta est)". Hutten lebte damals bei seinem Freunde Franz von Sickingen auf der Ebernburg, wo nicht nur die meisten der genannten kleinen Schriften, sondern auch die historisch merkwürdigsten Dialoge des großen Satyrikers zuerst gedruckt wurden. Die Letzteren, welche dem Pfalzgrafen Johann bei Rhein, Herzogen von Baiern und Grafen von Sponheim, gewidmet sind, erschienen 1521 unter dem Titel: Dialogi Huttenici novi, perquam festivi. Bulla vel Bullicida. Monitor primus. Monitor secundus. Praedones (die Räuber), und einer dieser Dialoge, der Bullicida, hat mehr als irgend etwas Anderes bewirkt, daß der von Leo X. gegen

Luther erlassenen Verdammungsbulle alles Gewicht geraubt und das ganze Verfahren lächerlich gemacht wurde. Da sogar der größere Theil der deutschen Bischöfe den Schritt des Pabstes, weil er ein Eingriff in ihre Rechte war, nicht billigte, und sich weigerte, die erwähnte Bulle bekannt zu machen, so erschien Ulrich von Hutten jetzt wirklich in der Form, in der er sich auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe jener Dialogen hat abbilden lassen. Er ist nämlich dort als völlig geharnischter Ritter dargestellt mit der beigefügten lateinischen Umschrift: „Ulrich von Hutten, der deutschen Freiheit Verfechter. Ich hab's gewagt (Ulricus ab Hutten, Germanicae libertatis propugnator. Jacta est alea)." In der That erklärt Hutten auch in der zuvor erwähnten gereimten „Clag und vormanung gegen den übermäßigen, unchristlichen gewalt des Babst zu Rom" ausdrücklich, daß er sich nicht mehr an die Gelehrten, sondern unmittelbar an das Volk in einer diesem verständlichen Sprache wenden wolle:

Latein ich vor geschriben hab,
Das war ein reden nit bekanndt.
Jetz schrey ich an das vaterlandt.
Den Teutschen muß man diesen rauch
Vond Augen blasen, der sie blendt,
Das trügerei blieb unerkendt.
Denn wo die Nation wär clug,
So hätt das Evangelium
Vor diesen Fabelm seinen rum.

Dieses ganze, durch innere Wahrheit und durch die aus jedem Worte hervorleuchtende Überzeugungstreue (Conviction) und Deutschheit des Verfassers unschätzbare Gedicht (die clag und vormanung u. s. w.) ist im dritten Bande von Meiners Lebensbeschreibungen abgedruckt. Wir wollen deshalb nur noch eine Stelle ausheben, in welcher Hutten deutlich ausspricht, daß er sich, was ihm sehr leid thue, an die schwer zu zügelnde Menge wenden müsse, weil die Privilegirten ihm alles Gehör versagten (flectere si nequeo superos, Acheronta movebo). Diese Stelle heißt:

Den aberglauben tilgen wir,
Die wahrheit bringen wieder dir,
Und derweil dies nicht mag sein in gut,
So muß es kosten aber blut.
Do nem im keiner bschwernis ab,
Wiewol ichs selbst geschewet hab.

Hofft zu erfinden ander mas,
Nun aber nit will helfen das,
So muß man thun, wie's fügen will;
Wohlauf! es iſt die Zeit und Ziel!
— — — — — — —
Vil harniſch han wir und vil pferd,
Vil hellebarden und auch ſchwerd',
Und ſo hilft freuntlich warnung nit,
So wollen wir die brauchen mit.

Was nun die obenangeführten im Jahre 1521 gedruckten Dialogi Huttenici novi betrifft, ſo unterreden ſich in einem derſelben, dem Bullicida oder Bullen-Würger, die deutſche Freiheit, die perſonificirte päbſtliche Bulle, Ulrich von Hutten als Bullen-Würger und Franz von Sickingen. Die deutſche Freiheit gibt der Bulle den wohlgemeinten Rath, ſich nicht mehr mit ihrem früheren Trotze nach Deutſchland zu wagen, wo man ſie nicht mit der gewohnten Ehrerbietung, ſondern mit Verachtung empfangen werde. Daran kehrt ſich jedoch die Bulle nicht, die Freiheit ruft dafür Ulrich von Hutten zu Hülfe, dieſer tritt, begleitet von Franz von Sickingen, hervor, und verweiſt der Bulle den Unfug, den ſie in Deutſchland angerichtet habe. Als ſie aber weder auf die ihr gemachten Vorwürfe hört, noch die gegebenen Rathſchläge befolgt, behandelt Hutten ſie ebenſo, wie ſie ſelbſt vorher die deutſche Freiheit behandelt hat, d. h. er geißelt ſie furchtbar. Die Bulle ruft nach gewohnter italiäniſcher Weiſe die gutmüthigen Deutſchen zu Hülfe, dieſe hören aber auf ihre Stimme nicht, weil ſie wunderbar erleuchtet ſind und für den Aberglauben ächte Religion, für den Götzendienſt wahre Frömmigkeit eingetauſcht haben. Die Bulle ſchwillt hierauf von ohnmächtiger Wuth an, bis ſie endlich zerplatzt und bei dieſer Gelegenheit die wunderbar ſchön beſchriebenen Ränke und Laſter, von welchen ſie erzeugt, oder die durch ſie genährt und befördert wurden, insgeſammt von ſich gibt. Dann hält ihr Hutten mit folgenden zwei Verſen die Standrede: „Hic jacet Hetrusci temeraria bulla Leonis. Quae cum alios vellet se dedit ipsa neci (Da liegt nun des toscaniſchen Leo verwegene Bulle, die, weil ſie Andere zu morden gedacht, ſich ſelber dem Tode gegeben)."

Die beiden folgenden Dialogen, welche der erſte und zweite Monitor oder Warner heißen, machen, durch die Unterhaltung

von zwei Egoisten mit einem für die Wahrheit und die Religion Gut und Leben opfernden Geistlichen und einem von Vaterlandsliebe glühenden Ritter, ganz vortrefflich anschaulich, wer für Luther's Sache und wer gegen dieselbe sein mußte. Im ersten Warner unterhalten sich nämlich Luther und ein anderer Geistlicher über die große Gefahr, in welcher jener bei seinen Neuerungen schwebe. Luther widerlegt alles, was der Warner vorbringt, und gibt die Gründe seines Handelns an. Diese kann der Warner zwar nicht widerlegen, er sagt aber am Ende, er wolle dessenungeachtet mit Luther nichts zu thun haben, da man in der alten Kirche besser sein Glück machen könne, als in der neuen, und da er selbst nächstens Kardinal zu werden hoffe. Im zweiten Warner unterhält sich Franz von Sickingen mit einem warnenden Freunde, der ihm wegen des Lutherthums, wegen Hutten's, den er hege, wegen der Fürsten, die er befehde, große Gefahren in der Ferne zeigt. Dabei erfahren wir dann aus den Worten, welche Hutten seinem Freunde Sickingen in den Mund legt, was die beiden Ritter damals im Sinne hatten, und dies ist sowohl in Betreff der besonderen Geschichte der beiden Männer, auf welche die Augen von ganz Deutschland gerichtet waren, als auch in Hinsicht auf das Verhältniß des damals noch streitbaren Theils der Ritterschaft zu den anderen Ständen und endlich in Beziehung auf die Zeitverhältnisse überhaupt bedeutend. Sickingen redet über seine Ansicht von der Lage der Kirche und über sein Verhältniß zu Luther und Hutten ausführlich, und zählt hintereinander die Gründe auf, warum er sich enge an beide Männer anschließe. Das auf die beiden Monitores folgende Gespräch, die Räuber (Praedones), ist unstreitig für die Sitten und die Zustände jener Zeit wichtiger, als irgend eine andere Schrift, die wir kennen. Es enthält meisterhafte Schilderungen, welche ein großer Dichter und Redner von den Sitten der ersten Stände aus eigener Anschauung entworfen hat, sowie geistreiche Betrachtungen über die Mängel des ganzen deutschen Staatswesens und über die Mittel denselben abzuhelfen. Die Personen, welche sich unterreden, sind: Ulrich von Hutten, ein Kaufmann oder Commis des großen Hauses der Fugger, und Franz von Sickingen. Diese treffen in einer Reichsstadt zusammen, Ulrich von Hutten wird über den

Kaufmann böse, weil derselbe die deutschen Ritter Räuber genannt hat, Franz von Sickingen besänftigt aber seinen Freund, und sucht dem Kaufmann bessere Begriffe von den deutschen Rittern beizubringen, indem er nachweist, daß die wenigsten Straßenräuber (denn ganz kann er die Sache doch nicht läugnen) von Adel seien, daß vielmehr jeder ächte Rittersmann das Rauben ohne vorher angekündigte Fehde von Herzen verabscheue. Weil wir dem Einzelnen nicht folgen dürfen, so wollen wir nur andeuten, sowohl daß man in diesem Gespräche Sittenschilderungen von der Meisterhand eines großen Dichters und Redners wie Ulrich von Hutten entworfen findet, und daß der Ritter socialistische Grundsätze entwickelt, als auch auf welche Weise derselbe das Rauben, das den Rittern allein zur Last gelegt ward, über die anderen Stände vertheilt. Hutten's Erklärung über das Rauben läßt sich übersichtlich in folgende vier Sätze fassen: 1) Räuber sind alle diejenigen, welche auf der Landstraße den Wanderer und Kaufmann überfallen, um Beide zu berauben. Dies thut der Adel nicht. Er kündigt entweder ordentliche Fehde an, wo sich dann der Gegner wehren mag, oder er fordert Geld für den Durchzug durch sein kleines Gebiet, da mag man bezahlen. 2) Ärgere Räuber sind aber die Kaufleute, welche durch die Einführung fremder Waaren, Gewürze, Seide und ausländischer Kleider das Geld aus Deutschland ziehen. Die ärgsten unter ihnen sind die aus dem großen Hause Fugger; denn diese unterdrücken die anderen Kaufleute durch ihr Geld, und es ist, als wenn der Weg nach Indien blos für sie offen wäre. 3) Räuber sind ferner die Schreiber und Advokaten. 4) Räuber sind endlich die bösen Pfaffen; denn zum hohen Pfaffenthum gelangt niemand, als wer Geld hat oder doch Geld aufzutreiben weiß, um in Rom oder bei anderen geistlichen Oberbehörden eine Pfründe zu kaufen; natürlich verwalten aber die Geistlichen, welche ihre Stellen gekauft haben, ihr Amt nachher nur für Geld und um des Geldes willen.

IX. Spaniſche und italiäniſche Geſchichte von 1430 an bis auf Ferdinand den Katholiſchen.

1. Aragonien, Catalonien und Navarra.

Die ganze Nation der Spanier ward von der Zeit an, bis zu welcher wir im neunten Bande (S. 349) ihre Geſchichte geführt haben, ſechzig Jahre lang durch innere Kriege in Anſpruch genommen. Durch dieſe Streitigkeiten litt das eine der beiden Hauptreiche, Caſtilien, weit mehr als das andere, Aragonien, weil der Beherrſcher des Erſteren nicht im Stande war ſeinen eigenen Hof zu regieren, geſchweige denn die ſtreitbare Ritterſchaft und deren Führer, die Großen, in Schranken zu halten. Mitten in den Bürgerkriegen aber, welche jeden der beiden Staaten verwirrten, bewies die Nation ihren Muth, ihre Freiheitsliebe und ihre Betriebſamkeit auf glänzende Weiſe. Jeder Bürger war Soldat, ſpaniſche Flotten beherrſchten das Meer, die Ungläubigen wurden aus einer Gegend des Landes nach der andern getrieben und endlich in Afrika aufgeſucht. Man brauchte daher nur die Ordnung herzuſtellen und der unruhigen Thätigkeit der Einzelnen Einheit, ſowie den ungeheueren Kräften, die ſich geſammelt hatten, eine Richtung nach außen zu geben, um Aragonien und Caſtilien groß zu machen. Dies that am Ende des fünfzehnten und im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts Ferdinand der Katholiſche zuerſt in Aragonien und dann in Caſtilien, dem Erbreiche ſeiner Gemahlin Iſabella. Um die Größe, welche Spanien durch die von Ferdinand

hergeſtellte Einheit und durch die Energie und Kraft ſeiner Herrſcher im ſechszehnten Jahrhundert erlangte, ſpäter leichter begreiflich machen zu können, müſſen wir des Contraſtes wegen die beiden ſchwachen Regierungen, welche ſowohl in Aragonien als in Caſtilien der kräftigen Regierung Ferdinand's und Iſabella's vorangingen, kurz berühren.

Wir haben im neunten Bande die Geſchichte Aragonien's, Catalonien's und Navarra's bis zu der Zeit erzählt, in welcher Alphons V. ſich aufs neue in die italiäniſchen Angelegenheiten miſchte und zum Beſitze des Reiches Neapel gelangte. Während ſeiner Abweſenheit wurde das von ſeiner Gemahlin Maria beherrſchte aragoniſche Reich durch die Händel in Anſpruch genommen, welche Johann II., der Bruder und künftige Nachfolger des Königs Alphons, wegen ſeiner Verhältniſſe zu Caſtilien und zu Navarra hatte. Johann miſchte ſich aufs neue in den Streit der caſtilianiſchen Großen mit ihrem König Johann II., welcher die Geſchäfte des Friedens und die Leitung des Krieges einem ausgezeichneten Manne, dem Alvaro de Luna, überlaſſen hatte. Das Nähere gehört in die Geſchichte von Caſtilien; wir bemerken daher nur, daß ſeit dem Jahre 1447 die Aragonier ſehr ungern Antheil an einem Kriege nahmen, welcher nur das Privatintereſſe ihres Königs und der nächſten Verwandten desſelben, ſeines Bruders Johann und des Sohnes ſeines anderen, damals ſchon geſtorbenen Bruders Heinrich, anging. Das Reich Navarra hatte Johann durch ſeine Vermählung mit Blanca (ſ. Th. IX. S. 341) an ſich gebracht und, auch als ſeine Gemahlin 1441 geſtorben war, als König behauptet. Die Stände von Navarra hatten zwar gefordert, daß er das Reich dem Prinzen Karl von Viana, ſeinem mit Blanca erzeugten Sohne, überlaſſen ſolle; aber Blanca hatte dieſem, durch ſeine gelehrten Arbeiten und wiſſenſchaftlichen Bemühungen bekannten Prinzen zur Pflicht gemacht, die Regierung nur mit Erlaubniß des Vaters zu übernehmen. Im Jahre 1447 gerieth Johann dadurch, daß er ſich in zweiter Ehe mit Johanna, einer Tochter Don Friedrich's, des Großadmirals von Caſtilien, vermählte, in eine faſt unverſöhnliche Zwietracht mit ſeinem Sohne. Karl wollte nicht zugeben, daß ſeine Stiefmutter den Titel Königin von Navarra annehme, und ſein heftig erbitterter Vater ließ ihn deshalb

gefangen setzen. Zwar gab Johann seinem Sohne auf Ersuchen des castilianischen Königs Johann II. die Freiheit wieder, er führte aber fortan einen Krieg mit ihm, an welchem auch Castilien Theil nahm, und rächte sich dadurch, daß er Karl von der Nachfolge in Aragonien auszuschließen und dieselbe seinem Sohne zweiter Ehe, dem nachherigen König Ferdinand dem Katholischen, zuzuwenden suchte.

Im Jahre 1453 trat die Regentin Maria mit Castilien wegen eines Friedens in Unterhandlung, und dies brachte den Prinzen von Viana in Bedrängniß. Als nun gar im folgenden Jahre beim Tode Johann's II. der an Geist und Körper schwache Sohn desselben, Heinrich IV., König von Castilien geworden war, und Maria die das Reich Navarra betreffenden Unterhandlungen mit demselben fortsetzen und beendigen ließ, mußte Karl bei seinem Oheim Alphons V. in Italien Rath und richterliche Entscheidung suchen. Der schwierigste Punkt bei diesen Unterhandlungen betraf nicht den Besitz von Navarra, weil Karl's Vater, Johann, denselben schon dreizehn Jahre lang behauptete, sondern die großen Güter, welche Johann, Alphons V. und der Sohn ihres Bruders Heinrich als Infanten von Castilien in dem castilianischen Reiche besessen und während des langen Krieges mit Johann II. verloren hatten. Diese Besitzungen waren schon längst in andere Hände gekommen, denen sie weder Alphons von Aragonien, noch Johann von Navarra, noch Heinrich von Castilien würde wieder haben entreißen können. Auch hatte die Erfahrung gezeigt, wie gefährlich es bei den ewigen inneren Streitigkeiten und bei der Macht und dem Trotze der Großen sei, wenn fremde Fürsten Güter in Castilien besäßen. Man kam daher am 8. Oktober 1454 einstweilen über bestimmte Geldsummen überein, welche dem König Johann von Navarra jährlich, dem König Alphons von Aragonien aber und dem Neffen desselben ein für alle Male als Entschädigung gezahlt werden sollten. Der Abschluß dieses Vertrages wurde auf einen 1455 in Agreda zu haltenden Kongreß verschoben, auf welchem auch der Streit über das theils für Johann, theils für seinen Sohn Karl besetzte Reich Navarra beigelegt werden sollte. Auf diesem Kongreß wurde jedoch nur die Sache wegen der Güter der genannten drei Infanten auf die früher festgesetzte Weise zum Schluß gebracht. Dagegen konnte man sich wegen der Angelegen-

heiten Navarra's nicht einigen. In Betreff dieser wurde nur eine diplomatische Auskunft gefunden, und zwar durch den Marquis von Villena, welcher an der Spitze der zahlreichen und glänzenden castilianischen Gesandtschaft stand. Es sollte nämlich bis zum April 1455 ein Waffenstillstand bestehen und die aragonischen Truppen der Maria einstweilen die dem Prinzen von Viana gehörigen Plätze in Navarra für diesen besetzt halten.

Auch nachher konnte man über den Besitz von Navarra nicht einig werden, weil Johann ganz von seiner zweiten Gemahlin beherrscht wurde, und nach dem Wiederbeginne des Krieges noch viel weiter ging als früher. Johann schloß nämlich durch eine in Barcellona mit der größten Heimlichkeit ausgefertigte Urkunde sowohl seinen Sohn Karl, als auch seine ältere Tochter erster Ehe, Blanca, die geschiedene Gemahlin Heinrich's IV. von Castilien, welche ihres Bruders Sache leidenschaftlich verfocht, vom Erbe ihrer Mutter ganz aus, und ernannte dagegen eine jüngere Tochter erster Ehe, Eleonore, welche mit dem Grafen Gaston de Foix vermählt war, zur Erbin von Navarra. Durch diesen Schritt wurde König Karl VII. von Frankreich, der Lehensherr des Grafen von Foix, sowie nachher dessen Sohn, Ludwig XI., in die spanischen Angelegenheiten gezogen. Schon im Jahre 1456 unterstützte Karl VII. seinen Vasallen mit Geld und Truppen in dem Kriege, welchen Johann und das ihm ergebene Haus Grammont gegen Karl und dessen Anhänger, die Beaumonts, in Navarra führten. Karl überließ darauf einem der Beaumonts die Vertheidigung der ihm noch angehörenden Plätze, und suchte zuerst in Frankreich bei Karl VII. und dann in Italien bei seinem Oheim Alphons V. Trost und Gerechtigkeit gegen den eigenen Vater. Bei dem Ersteren fand er, wie wir glauben, nicht einmal Gehör, geschweige denn Trost. Dagegen nahmen ihn in Neapel sein Oheim Alphons und dessen natürlicher Sohn, Ferdinand, freundlich auf und gaben ihm nicht unbedeutende Summen. Allein zu seinem Unglücke starb Alphons 1458, noch ehe eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn zu Stande gebracht worden war. Karl fand hierauf in Sicilien Freunde und Anhänger, ließ sich aber durch Bevollmächtigte, welche sein Vater an ihn sandte, nach Majorca locken. Von hier aus knüpfte er mit allen Feinden

seines Vaters und des französischen Königs, mit dem damaligen Dauphin Ludwig XI., den Herzögen von Burgund und Bretagne, mit Heinrich IV. von Castilien und Anderen, Unterhandlungen an. Johann wagte nicht ihn mit Gewalt aus Majorca zu entfernen, weil die Stände von Aragonien, Catalonien und Valencia, welche mehr Macht als der König besaßen, dem von seiner Stiefmutter verfolgten und von deren Vater, dem Admiral von Castilien, verläumdeten Prinzen gewogen waren. Er schloß vielmehr im Anfange des Jahres 1460 einen Vertrag mit ihm, in welchem er seinem Sohne Verzeihung zusicherte, wogegen dieser sich verpflichtete, die noch für ihn besetzt gehaltenen Plätze in Navarra seinem Vater zu überlassen. Karl vollzog diesen Vertrag pünktlich, und seine Freunde und Anhänger mußten, so sehr sie sich auch dagegen sträubten, jene Plätze räumen lassen. Vater und Sohn schienen also vollständig ausgesöhnt zu sein, und der Letztere wurde, als er nach Barcellona kam, sogar von seiner Stiefmutter sehr freundschaftlich behandelt; allein nicht lange nachher brach der Streit von neuem aus.

Zwei Umstände waren es, welche die Zwietracht zwischen Vater und Sohn wieder erweckten. Zuerst machten sowohl die Stände von Aragonien, welche in Fraga versammelt worden waren, als auch die in das nahe gelegene Lerida berufenen Stände von Catalonien, nachdem mit ihrer Einwilligung die ewige Verbindung Sardinien's und Sicilien's mit dem aragonischen Reiche festgesetzt worden war, die Forderung, daß Johann seinen Sohn Karl für den Erben dieses Reiches erklären solle, und der König wich ihrem Verlangen auf hinterlistige Weise aus. Dann hatten die Castilianer eine Vermählung Karl's mit Isabella, der Schwester ihres damals noch kinderlosen Königs Heinrich IV., welche nach dessen und seines Bruders Alphons Tode Erbin von Castilien wurde, zu Stande zu bringen gesucht, und Karl war auf den Vorschlag derselben eingegangen; der Vater seiner Stiefmutter aber hatte diese Sache dem König Johann als eine auf sein Verderben hinzielende Verbindung vorstellen lassen, weil Karl seinen Vater von Castilien aus vertreiben werde. Johann entbot daher den Prinzen zu sich nach Lerida, und Karl, welcher glaubte, sein Vater wolle, dem Wunsche der dort versammelten Stände gemäß, ihn endlich zum

Nachfolger erklären, nahm die Einladung an. In Lerida angekommen wurde er aber nebst seinen Freunden Johann de Beaumont und Gomez de Frias verhaftet (December 1460), und Johann ließ einen Proceß gegen ihn eröffnen, ohne auf die lebhaften Verwendungen, welche die Stände von Aragonien und Catalonien, sowie alle Gerichtshöfe beider Reiche für Karl machten, Rücksicht zu nehmen. Der König widerstand allen Bitten, obgleich die Castilianer in Navarra einfielen. Ja, er gab seinen Haß gegen den Sohn selbst dann nicht auf, als im Februar 1461 die Bewohner von Barcellona alle Catalonier zur gewaltsamen Befreiung des Prinzen aufforderten, und eine Sturm-Deputation von sechzig Mitgliedern an den König schickten. Alle Vorstellungen waren jedoch fruchtlos. Es brach daher endlich in einem großen Theile von Catalonien eine offene Empörung aus, und in Barcellona wurde sogar ein Insurrections-Ausschuß errichtet. Dadurch gerieth die Königin, welche ihren Gemahl beherrschte und von ihm zur Generalstatthalterin des Landes ernannt worden war, in solchen Schrecken, daß sie ihren Gemahl im März 1461 bewog, den Prinzen in Freiheit zu setzen. Karl begab sich hierauf nach Barcellona, und die Königin sah sich am Ende genöthigt, mit den Catalonien einen für Johann keineswegs ehrenvollen Vertrag zu schließen. Nach diesem Vertrage sollte Karl nicht nur als Thronfolger ausgerufen werden, sondern auch beständig und unwiderruflich der Stellvertreter des Königs im Reiche Catalonien sein und die Stände desselben zusammenrufen dürfen; der König selbst sollte bei den Versammlungen der Stände nur dann, wenn diese es zufrieden wären, gegenwärtig sein dürfen; außerdem sollten die Befehlshaberstellen in Catalonien nur von Eingeborenen bekleidet werden, alle Anhänger des Prinzen ungekränkt bleiben, die Gräfin von Foix und alle Gascogner das Reich Navarra verlassen und die Regierung desselben nebst den festen Plätzen an Aragonier übergeben werden. Der König fügte sich zwar in diese Bedingungen, zeigte aber bald, daß es ihm damit nicht ernst sei. Nicht lange nachher (September 1461) starb Karl eines plötzlichen Todes. Der Verdacht, daß er Gift erhalten habe, ist etwas wahrscheinlicher, als er in ähnlichen Fällen zu sein pflegt, obgleich derselbe auch diesmal nicht durch ein ausdrückliches Zeugniß bestätigt

wird; denn Mariana's zuversichtliche Behauptung kann nicht als ein solches gelten..

Die Catalonier tobten über Karl's Tod wie über einen Mord. Barcellona, damals eine der größten und reichsten Städte Europa's, richtete sich sogar republikanisch ein, riß einen beträchtlichen Theil des Landes mit sich fort, und verschloß der Königin, welche von ihrem Gemahle mit der Beruhigung von Catalonien beauftragt worden war, die Thore. Die Königin mußte mit ihrem zehnjährigen Sohne, Ferdinand dem Katholischen, welchen sie bei sich hatte, die Flucht ergreifen. Sie floh nach Girona, und rettete sich, als diese Stadt von den Cataloniern erstürmt wurde, nur mit genauer Noth in die Burg Gironela, in welcher sie eingeschlossen und sehr bedrängt ward. Die Republikaner erhielten sowohl von dem castilianischen König Heinrich IV., als von dem Beherrscher Frankreich's, Ludwig XI., Unterstützung; doch war diese Hülfe nur gering und scheinbar. Heinrich drang zwar in Navarra ein, gab aber sein Unternehmen bald wieder auf. Ludwig befolgte auch bei dieser Gelegenheit dieselbe schändliche und treulose Politik, welche er überall anwandte: er ermunterte und unterstützte die Rebellen durch Geld und Versprechungen, bis der König von Aragonien verzagte, dann verkaufte er diesem seine Hülfe gegen einen Landstrich, welcher das französische Gebiet an den Pyrenäen abrundete. Er schloß im Mai 1462 zu Salvatierra ein Bündniß mit Johann, gab das Versprechen, ihm nicht nur dreimalhundertfünfzigtausend Dukaten zu leihen, sondern auch ein Hülfs-Corps von siebenhundert Lanzen (zu je drei Mann) gegen Barcellona zu schicken, und erhielt dafür als Unterpfand die Grafschaften Roussillon und Cerdagne, welche so lange, bis ihm siebenmalhunderttausend Dukaten gezahlt worden wären, bei Frankreich bleiben sollten, deren Einkünfte aber nicht von dieser Summe abgezogen werden dürften. Der ganze Vertrag war ein Trug von Seiten Ludwig's, welcher vom ersten Augenblicke an entschlossen war, die beiden Grafschaften niemals zurückzugeben. Dies zeigt sich schon darin, daß Ludwig dieselben sogleich den Kron-Domänen einverleibte, und zwar als eine Abschlagszahlung für die Summe, welche er als das Erbtheil seiner Mutter, Maria von Anjou, einer Tochter der Jolantha von Aragonien, noch zu fordern hatte. In den Vertrag

von Salvatierra wurde auch die Gräfin Eleonore von Foix mit eingeschlossen, welche König Johann mit Übergehung seines Sohnes Karl und seiner Tochter Blanca förmlich als Regentin von Navarra eingesetzt hatte. Außerdem ward in demselben noch festgesetzt, daß Blanca von ihrem Vater dem Grafen Gaston von Foix übergeben werden solle. Der Letztere hatte daher auch das größte Interesse an dem Entsatz von Gironcla und an der Rettung der Königin. Er und d'Albret drangen mit sechstausend Reitern und einem starken Fußvolke durch die Grafschaft Roussillon und die Pyrenäen-Pässe in Spanien ein, und nöthigten die Rebellen, nicht nur die Einschließung jener Burg aufzuheben, sondern auch sogar Girona zu verlassen. Johann lieferte hierauf seine Tochter Blanca dem Grafen von Foix aus. Dieser ließ sie durch den Captal von Buch auf die Burg Orthès in Bearn bringen, wo sie zwei Jahre nachher als Gefangene starb. Wie bei fast allen Todesfällen, welche unter ähnlichen Umständen Statt fanden, so hat man auch bei dieser Gelegenheit nicht ermangelt, zu behaupten, Blanca sei vergiftet worden, und zwar durch ihre Schwester Eleonore. Die unglückliche Prinzessin hatte übrigens, als man sie nach Bearn schleppte, eine Urkunde aufsetzen lassen, in welcher sie alle ihre Rechte an Navarra dem König Heinrich IV. von Castilien überließ, weil derselbe ihrem Bruder Karl stets Freundschaft bewiesen habe. Wir besitzen noch einen rührenden Brief von ihr, den sie an Heinrich über ihr und ihres Bruders Schicksal geschrieben hat. Was die Nachfolge in Navarra betrifft, so war der Sohn des Grafen Gaston von Foix, dessen Gemahlin das Reich Navarra erhalten hatte, mit Ludwig's XI. Schwester, Magdalena, vermählt. Der französische König hatte also den Vortheil, daß einer seiner Vasallen und nächsten Verwandten einst König von Navarra werden sollte. Sein Schwager starb zwar (1470) zwei Jahre vor dem Vater desselben; er hinterließ aber einen Sohn, Gaston Phöbus, und eine Tochter, Katharina, und als der Erstere kinderlos gestorben war, heirathete die Letztere den französischen Edelmann Johann d'Albret, welcher auf diese Weise eine neue Königslinie in Navarra gründete.

Ganz Catalonien und besonders Barcellona dem König Johann wieder zu unterwerfen, war durchaus unmöglich, so lange Heinrich

von Castilien bald durch einen Streifzug gegen Navarra, bald durch einen Einfall in Aragonien den Beherrscher beider Reiche nöthigte, seine Truppen von Zeit zu Zeit aus Catalonien herauszuziehen. Dies gab dem Könige von Frankreich Gelegenheit, auch Heinrich von Castilien mit dem Netze seiner arglistigen Politik zu umstricken. Nachdem nämlich der Krieg das ganze Jahr 1462 fortgedauert hatte, ließ der schwache König von Castilien sich bewegen, gegen Ostern 1463 eine Zusammenkunft mit Ludwig zu halten und demselben die schiedsrichterliche Entscheidung zu überlassen. Auf diese Weise ward der schlechteste, treuloseste, von jedem Grundsatze und jeder religiösen Empfindung weit mehr als alle anderen Regenten entfernte Fürst Richter über die stolzesten Monarchen von Europa.

Ludwig gebrauchte auch hier dieselben Mittel des Truges, welche ihn überall zum Ziele führten, Bestechung und gleißnerische Freundlichkeit. Der getroffenen Übereinkunft gemäß trugen von castilianischer Seite der Erzbischof von Toledo und der Marquis von Villena, von aragonischer der Großmeister von Montesa und der Connetable von Navarra dem König Ludwig in Bayonne die Streitpunkte vor. Die beiden Ersteren waren bereits bestochen, die Anderen wurden in Bayonne gewonnen. Sie unterwarfen sich also dem Ausspruche der französischen Juristen. Diesen Ausspruch hier anzuführen, scheint uns unnöthig. Heinrich von Castilien erkannte denselben freilich an, als er die am Ufer der Bidassoa berühmte Zusammenkunft mit Ludwig XI. hatte, bei welcher dieser einen beleidigenden Sansculotismus affectirte. Während nämlich Heinrich und seine Leute in großer Pracht erschienen, kam Ludwig in schmierigem und schmutzigem Aufzuge mit einer Kappe, welche vorn ein zinnernes Marienbildchen hatte, und auch seine Umgebung sah ebenso bettelhaft aus, wie er. Auch die Vermittelung des französischen Königs war leerer Trug; denn der Spruch befriedigte am Ende weder einen der beiden Könige, noch auch den Grafen von Foix, während dagegen Ludwig die Freude hatte, seinen Zweck erreicht zu haben. Dieser bestand darin, daß Heinrich von Castilien die Catalonier ihrem Schicksale überließ, und den Grafen von Foix als rechtmäßigen Herrn von Navarra anerkannte. Ludwig war dabei ganz sicher, daß die Könige von Castilien und Ara-

gonien nach einem Jahre noch mehr als vorher mit einander entzweit ſein würden.

Die Catalonier waren die Erſten, die ſich dem Spruche nicht fügten, obgleich Heinrich IV. ſie dringend ermahnte, ſich ihrem Könige wieder zu unterwerfen. Gleich darauf weigerte ſich Navarra, die Stadt Eſtrella und ihr Gebiet (merindado) jenem Spruche gemäß an die Caſtilianer zu übergeben. Endlich fielen auch die caſtilianiſchen und aragoniſchen Herren, die ſich von Ludwig hatten beſtechen laſſen, in Ungnade. Die Republik Barcellona fühlte, daß ſie, um ſich behaupten zu können, eines monarchiſchen Ausſehens und eines ſcheinbar legitimen Bodens bedürfe. Sie wandte ſich daher an den portugieſiſchen Prinzen Don Pedro, welcher nicht nur durch kriegeriſche Eigenſchaften ausgezeichnet war, ſondern auch von ſeinem Großvater, einem Grafen von Urgel, Anſprüche an Aragonien herleitete. Dieſer Prinz hielt ſich in Ceuta auf, von wo aus die damals vor allen anderen Europäern durch Thätigkeit, Tapferkeit und Unternehmungsgeiſt ausgezeichneten Portugieſen häufige Einfälle in das Land der Mauren machten, während ihre Flotten durch Entdeckungen im atlantiſchen Ocean die beſchränkten geographiſchen Kenntniſſe des Alterthums erweiterten, und dem Handel wie der Betriebſamkeit der Neueren ein unbegrenztes Feld eröffneten. Don Pedro war der Vetter des damaligen Königs von Portugal, Alphons V., und befand ſich als portugieſiſcher Prinz in einer ſonderbaren Lage, weil ſein Vater der Vormund dieſes Königs geweſen und nicht ohne deſſen Mitwiſſen getödtet worden war, obgleich Alphons nachher ſelbſt eingeſehen hatte, daß er ſeinen Oheim fälſchlich in Verdacht gehabt habe. Pedro nahm daher auch, ohne ſeinen König zu fragen, den Antrag der Catalonier an. Er kam im Januar 1464 mit allen den Leuten, die ihm bei ſeinen Streifzügen gegen die Ungläubigen gedient hatten, nach Barcellona, und wurde hier ſogleich als König von Aragonien und Sicilien ausgerufen. Seine kriegeriſche Thätigkeit gegen den König Johann beſchränkte ſich auf die Eroberung und Vertheidigung einzelner Städte und Burgen und auf Gefechte, welche wir Scharmützel nennen würden. Auch ſtarb er ſchon nach zwei Jahren (Juni 1466). Der Krieg dauerte nachher noch eine Reihe von Jahren hindurch fort, und gab dem aragoniſchen Prinzen

Ferdinand, welcher später als König Ferdinand der Katholische Spanien zur Hauptmacht der ganzen Welt erhob, zuerst Gelegenheit, sein Talent zu zeigen, weil sein Vater ihm Alles überlassen hatte. Ferdinand würde den Krieg früher beendigt haben, wenn er nicht oft gerade im günstigsten Augenblicke durch die in Castilien ausgebrochenen Unruhen, welche wir unten darstellen werden, abgerufen worden wäre, und wenn nicht Barcellona wegen der Größe seines Handels und seiner Kriegsflotte einen Platz neben Venedig und Genua eingenommen hätte, während der König Johann bis auf Pedro's Tod keinen Hafen außer in Majorca besaß. Überdies betrachteten die aragonischen Stände den Krieg mit den Cataloniern nur als eine Privatsache ihres Königs; sie rechneten es demselben als eine besondere Wohlthat an, daß sie einst in einer großen Verlegenheit des Königs den Beschluß faßten, ihm fünfhundert geharnischte Ritter zu stellen und dieselben neun Monate lang zu unterhalten.

Als Pedro gestorben war, suchten Johann und Ferdinand eine Aussöhnung mit den Cataloniern zu Stande zu bringen; allein diese, d. h. nicht blos die Stadt Barcellona, sondern auch andere Städte und besonders die drei Ritterorden verschmähten die freundlichen Anerbietungen ihres Königs und seines erklärten Nachfolgers, und sahen sich nach einem anderen abenteuernden Könige um, der an Pedro's Stelle ihren Krieg führe. Ihre Wahl fiel auf den von uns schon oft genannten Titularkönig von Sicilien, Rainer oder Renatus, und auf dessen Sohn Johann, welcher Herzog von Lothringen oder als Thronerbe von Neapel Herzog von Calabrien genannt wurde. Die Catalonier bedienten sich in Bezug auf beide Herren zwar des genealogischen Zusammenhanges, in welchem dieselben mit der catalonischen Königsfamilie standen; dieser scheint uns aber ein schlechter Stützpunkt gewesen zu sein. Auch ließen sich die Catalonier wohl hauptsächlich von der Hoffnung leiten, daß Rainer und sein Sohn von ihrem Anverwandten, dem französischen Könige, Unterstützung erhalten würden. In der That gewährte Ludwig IX. diesen seinen Beistand. Der Herzog von Calabrien kam im Jahre 1467 nach Catalonien, und stand bald an der Spitze einer beträchtlichen Kriegsmacht; denn da eines

Theils ſein Vater unter dem Adel und der Ritterſchaft Frankreich's viele Freunde und Verwandte hatte, und anderes Theils die Stadt Barcellona die Mittel beſaß, um ganze Schaaren von Abenteurern bezahlen zu können, ſo ſtrömten Leute genug herbei. Dagegen konnte Ferdinand von Aragonien, welcher damals, obgleich er erſt vierzehn Jahre alt, von ſeinem Vater zum Vice-König ernannt worden war, nur eine geringe Macht aufſtellen, weil er und ſein Vater unaufhörlich in Caſtilien beſchäftigt waren und das Land wie die Städte ſehr ſchonen mußten. Nichts deſto weniger erfocht Ferdinand, von ſeiner rüſtigen Mutter begleitet und geleitet, an der Spitze kleiner Heere bald in Catalonien, bald in Caſtilien Vortheile. Auf dieſe Weiſe wurde eine Stadt und Grafſchaft nach der anderen theils durch Gewalt der Waffen, theils durch freundliche Übereinkunft von dem republikaniſch-monarchiſchen Bunde Barcellona's getrennt und endlich 1471, nachdem im December des vorhergehenden Jahres der Herzog von Calabrien geſtorben war, Barcellona ſelbſt enge eingeſchloſſen. Dieſe Stadt vertheidigte ſich jedoch mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Sie lehnte unter der Führung des Herrn de Lou welcher für den Sohn und Erben des Herzogs von Calabrien, Rainer oder Renatus II., commandirte, alle Vorſchläge des Königs ſogar dann noch ab, als jede Hoffnung auf Entſatz geſchwunden war. Karl der Kühne von Burgund verabredete durch Geſandte die er nach Spanien ſchickte, mit Ferdinand Maßregeln gegen die Lothringer; die königliche Flotte ſchloß unter dem Admiral Bernhard de Villamarin den Hafen von Barcellona ſo enge ein, daß die vom alten Rainer aus der Provence geſandten Truppen nicht in die Stadt gelangen konnten; auch die Franzoſen ſuchten vergebens von Rouſſillon her vorzudringen: nichts deſto weniger wies Barcellona alle Aufforderungen zur Unterwerfung zurück. Vergebens verſprach der König in einem rührenden, liebevollen und väterlichen Briefe, den uns Zurita aufbewahrt hat, den Bürgern der Stadt völlige Verzeihung, ſowie die Erhaltung ihrer Vorrechte und die Zurückgabe aller ihr früher angehörenden Städte, Flecken und Gerichtsbarkeiten, und beſchwor ſie, ihn um Gottes-willen nicht dahin zu treiben, daß er eine der erſten Städte von

Europa *) mit Sturm einnehmen und so ihres Glanzes berauben müsse; seine Vorstellungen und Bitten machten keinen Eindruck. Endlich gelang es einem würdigen Geistlichen von Barcellona, seine Mitbürger dazu zu bewegen, daß sie (10. Oktober) dem Könige die Bedingungen vorlegten, unter welchen sie zum Gehorsam zurückkehren wollten.

Der König gestand nicht allein diese Bedingungen zu und hielt nachher sein Wort, sondern er befriedigte auch noch andere sehr weit gehende Wünsche der empörten Stadt. Wenn man dies bedenkt und dabei den Inhalt der eingegangenen Bedingungen in Erwägung zieht, so wird man erkennen, daß eines Theils der König auf Barcellona den höchsten Werth legte, und daß anderes Theils jene edle Philosophie, jene reine Religiosität, jene moralische Bildung und jene richtige Einsicht in das zwischen Regierung und Volk bestehende Verhältniß, die sich in Zurita's Annalen aussprechen, bei den Aragoniern und Cataloniern in das Leben eingedrungen waren. Die von Barcellona gemachten Forderungen waren: 1) daß eine unbedingte Vergebung und Vergessenheit zugesichert werde; 2) daß des Herzogs von Lothringen Sohn sicheres Geleit erhalte, und nebst seinen Kriegsleuten und allen fremden Officieren sich mit Waffen und Schießbedarf zu Wasser oder zu Lande hinbegeben dürfe, wohin er wolle; 3) daß der König die Privilegien, Freiheiten, Gebräuche und Einrichtungen der Stadt, sowie die Beschlüsse ihres Rathes, die Abgaben und die Zolleinrichtungen neu bestätige; 4) daß die Stadt Barcellona alle Orte und Schlösser, die sie vor des Prinzen Karl von Navarra Tode besessen habe, wieder erhalte, und daß auch alle Privatpersonen wieder in ihr Eigenthum eingesetzt würden. Diese Punkte beschwor nicht allein der König, sondern auch sein Sohn Ferdinand und alle übrigen aragonischen Infanten, sowie die Stände von Aragonien, Valencia und Majorca und eine Anzahl namentlich

*) Recibimos gran dolor, en ver essa ciudad, que era la mas principal de nuestros reynos y tierras, y tan famosa y gloriosa entre las otras ciudades del mundo, y que aya llegado al punto y angustia en que esta; y assi deveys con suma prudencia y cuydado entender en poner en obra vuestra reducion.

angeführter Prälaten und weltlicher Großen. Allen denen, welche nicht wieder unter des Königs Gehorsam treten wollten, wurde erlaubt, sich mit ihrer Habe anderswohin zu begeben, und dazu ein Jahr Frist gewährt.

2. Castilien.

In Castilien herrschte zu der Zeit, bis zu welcher wir früher (Th. IX. S. 349) die Geschichte dieses Reiches geführt haben, Johann II. Die ganze Geschichte dieses schwachen Königs dreht sich darum, daß derselbe in dem Connetable Alvaro de Luna einen Mann gefunden hatte, welcher die Großen des Reiches in Furcht zu halten vermochte. Johann überschüttete deshalb diesen Mann so sehr mit Stellen, Reichthümern und Gütern, daß Alvaro de Luna einen königlichen Hof hielt und unerträglichen Stolz bewies. Zu den castilianischen Großen gehörten auch die Infanten von Aragonien und selbst der König dieses Reiches (Alphons V.), Johann's nächste Anverwandte, weil dieselben bedeutende Besitzungen in Castilien hatten. Diese Infanten, besonders die beiden Brüder Johann und Heinrich, von welchen der Erstere König von Navarra war und später auch von Aragonien ward, der Andere die Schwester des castilianischen Königs zur Gemahlin hatte, waren unversöhnliche Feinde Alvaro's und standen an der Spitze der Großen, die sich gegen denselben verbunden hatten. Ihre aragonischen Landsleute hatten zwar wenig Lust, für die Privatsache des Königs und seiner herrschsüchtigen Brüder zu kämpfen; Maria aber, welche während der Abwesenheit des Königs Alphons V. das aragonische Reich verwaltete, konnte doch nicht vermeiden, den beiden Brüdern ihres Gemahles von Zeit zu Zeit Hülfe zu gewähren.

Während der Zeit des Waffenstillstandes, welcher 1439 mit Alphons und seinen Brüdern geschlossen worden war, steigerte sich die Macht und der Reichthum Alvaro's bis ins Unglaubliche. Er erhielt, als die Besitzungen der Infanten eingezogen wurden, den besten Theil derselben, erschien deshalb mit einem königlichen Glanze umgeben, und übte im Kabinet wie im Felde eine königliche Gewalt. Er wurde dadurch sowohl den Großen als dem Thronfolger (Heinrich IV.) und dem Lieblinge desselben, Johann's

Pacheco, unerträglich, und auch die Königin, welche wegen ihres Lebenswandels nicht den beſten Ruf hatte, ſtand mit Alvaro's Feinden in Verbindung. Dieſer erwarb aber 1431 ſich und ſeinem Könige den Ruhm eines Überwinders der Mauren, welche von Granada aus noch immer Caſtilien beunruhigten; denn man ſchrieb es ſeiner Leitung zu, daß die Caſtilianer damals bis zur mauriſchen Hauptſtadt Granada vordrangen und einen mohammedaniſchen Prinzen, welcher zu Johann II. geflüchtet war, als Beherrſcher einſetzten. Alvaro's Feinde behaupteten freilich auch, man würde das ganze mauriſche Reich haben nehmen können, wenn ſich nicht Alvaro von jenem Prinzen habe beſtechen laſſen. In den folgenden Jahren wußte Alvaro trotz des allgemeinen Haſſes der Ritterſchaft, welche er niederbeugte, und trotz des Wiedererſcheinens der aragoniſchen Infanten ſeine Stellung und das Anſehen des Königs zu behaupten. Er ſah ſich freilich, um den unaufhörlichen Fehden und Verſchwörungen zu begegnen, oft zu Mitteln und Treuloſigkeiten genöthigt, wie Ludwig XI. ſie anwandte, um der Vielherrſchaft in Frankreich ein Ende zu machen. Weder Ludwig noch Alvaro handelten gerecht und gut; aber ihre Verbrechen wurden durch die Zeit und die Umſtände hervorgerufen, und Alvaro hatte Recht, wenn er, wie aus ſeinen letzten Worten hervorgeht, bis zu ſeinem Tode die Überzeugung hegte, daß unter Leuten, wie die Großen von Caſtilien waren, das königliche Anſehen, die Ordnung und die Ruhe nur durch ein orientaliſches oder ruſſiſches Regierungs-Syſtem erhalten werden könnten. Dies zeigte ſich, ſobald er einmal für einige Zeit vom Ruder entfernt worden war.

Bis zum Jahre 1437 wurde Alvaro immer höher gehoben: der König ſchenkte ihm ganze Städte, hielt an ſeinem Krankenbette Kriegsrath, erlaubte ihm zu Escalona einen Hof und Truppen zu halten, und ließ diejenigen, welche gegen ihn Kabalen anſpannen, ebenſo beſtrafen, als wenn ſie ſich gegen den König ſelbſt verſchworen hätten. Das Letztere gab die Veranlaſſung zum Wiederausbruch des Bürgerkrieges und zur erſten Verdrängung Alvaro's. Einer der angeſehenſten Großen des Reichs, Pedro Manriquez, welcher wegen einer Verſchwörung gegen Alvaro in Haft war, wurde 1438 von ſeinen Freunden heimlich befreit und dann ſogleich von allen Seiten her mit bewaffneter Macht unterſtützt. Auch die

aragoniſchen Infanten Heinrich und Johann eilten hierauf nach Caſtilien, um ſich an die empörten Großen anzuſchließen, und der ſchwache König war genöthigt, Alvaro nebſt ſeinen Freunden auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen und dagegen alle Misvergnügten an denſelben kommen zu laſſen. Er verpflichtete ſich durch einen förmlichen Vertrag, den er im Oktober 1439 mit den Infanten ſchloß, dieſen ihre Güter zurückzugeben, Alvaro auf ſechs Monate vom Hofe zu verbannen und weder mittelbar noch unmittelbar eine Verbindung mit ihm zu unterhalten. Man betrachtete alſo den König als eine willenloſe Maſchine, welche ebenſo für das anarchiſche Syſtem der Ritterſchaft gebraucht werden ſollte, wie ſie vorher für das monarchiſche des Alvaro gebraucht worden war. Der König unterhielt jedoch durch den bei ihm zurückgelaſſenen Großadmiral Friedrich, welcher ſpäter einer der ärgſten Feinde des Connetable ward, eine Verbindung mit dieſem, und obgleich er durch die andere Partei wie ein Gefangener bewacht wurde, ſo gelang es ihm doch im Anfange des Jahres 1440, ſich durch heimliche Flucht zuerſt nach Salamanca und dann nach der zwar kleinen aber ſtark bevölkerten und gut befeſtigten Stadt Bonilla zu retten. Von hier aus trat Johann mit den Leuten, welche das Reich zerriſſen und einander um Ämter, Pfründen und Würden bekriegten, wie mit einer rechtmäßigen Macht in Unterhandlung, und man ward endlich einig, daß der Streit auf einer in Valladolid zu haltenden Ständeverſammlung entſchieden werden ſollte; bis dahin dürften beide Theile unter den Waffen bleiben. In Valladolid wurde nur eine ſcheinbare Ausſöhnung zu Stande gebracht, in Folge deren Alvaro noch immer nicht an den Hof zurückkehren durfte, und der König bald von einzelnen Infanten oder Großen, bald auch von ſeinem wüſten Sohne Heinrich und deſſen Günſtling Pacheco gepeinigt und geplündert wurde. Die Parteien fuhren fort einander zu bekriegen, und der König, welcher der Preis des Streites war, unterhandelte mit Beiden. Nachher kehrte Alvaro zu ihm zurück, und Johann war wieder in der Gewalt desſelben, bis es im Mai 1441 den Gegnern gelang, die Stadt Medina del Campo, in welcher Johann ſich befand, zu überrumpeln und den König ſelbſt aufzuheben. Doch retteten ſich bei dieſem Überfall Alvaro, ſein Bruder, der Erzbiſchof von

Toledo, der Großmeiſter von Alcantara und andere Anhänger desſelben, auf welche es ebenfalls abgeſehen war.

Der König fügte ſich durch einen förmlichen Vertrag in alles, was ihm vorgeſchrieben wurde, und berief nicht allein 1442 eine Ständeverſammlung, um das Geld, welches die habſüchtigen Infanten und Großen von ihm erpreßten, von der Nation zu erhalten, ſondern ließ ſich auch willig gebrauchen, um dem Connetable, obgleich dieſer ihm noch immer unentbehrlich war, jede Gelegenheit zum Verkehr mit ſich abzuſchneiden. Dagegen erwieſen ihm die Männer, in deren Gewalt er war, eine tiefe orientaliſche Ehrerbietigkeit, damit ſie nicht die Geiſtlichkeit und die Bürger gegen ſich erbitterten. Die eigentlichen Herren im Reiche waren jetzt die aragoniſchen Infanten Johann und Heinrich. Beide verbanden ſich damals durch Heirath mit den Häuptern der dem königlichen Anſehen feindlichen Ariſtokratie von Caſtilien: Johann nahm Johanna, die Tochter des Großadmirals Friedrich, Heinrich die des Grafen von Benavente zur Gemahlin. Dem Connetable gelang es erſt im Jahre 1444 eine Gelegenheit zur Herſtellung ſeines früheren Anſehens zu finden. Er wußte nämlich durch den Biſchof von Avila den Günſtling des Kronprinzen, Pacheco, und durch dieſen den Kronprinzen zu gewinnen, und verabredete dann mit dem Letzteren einen Plan zur Befreiung des Königs. Bei der Unterhandlung, welche Alvaro und der Kronprinz hierüber führten, iſt es für den Zuſtand der Sittlichkeit und den Geiſt des caſtilianiſchen Adels bezeichnend, daß ſelbſt der Kronprinz ſich nicht eher entſchloß, ſeinen Vater aus der Gefangenſchaft befreien zu helfen, als bis Alvaro ihm im Namen desſelben eine Bereicherung auf Unkoſten des Landes zugeſagt hatte. Es wurden ihm die Städte Jaen, Caceres, Ciudad Rodrigo und Logrogno verſprochen. Auch ſein Günſtling Pacheco, welcher ſchon Herrſchaften und reiche Marquiſate beſaß, durfte nicht leer ausgehen: er ſollte Villa nueva de Barcarrotä, Salvatierra und Salvacon erhalten. Übrigens war die Unterhandlung ſehr ſchwierig geweſen; denn Alvaro konnte dem Kronprinzen nicht trauen, und dieſer war nur dann im Stande zu handeln, wenn Pacheco und der Biſchof von Avila bei ihm waren und ihm Rath gaben. Zur Ausführung kam die Sache erſt dann, als dieſe beiden Männer ſo viele Herren

für den König gewonnen hatten, daß sie es mit den Gegnern im Felde aufnehmen zu können glaubten. Sobald dies möglich schien, forderte der Kronprinz alle Städte und Herren des Reiches durch ein Rundschreiben auf, sich bei ihm einzufinden und den König befreien zu helfen. Beide Theile sammelten jetzt im Namen des Königs Heere; zu entscheidenden Gefechten kam es aber nicht. Dagegen gelang es dem Könige, sich aus der Gewalt des Grafen von Castro, der ihn zu bewachen hatte, zu befreien. Er schickte nämlich, als er einst von Portillo aus einen Besuch in Valladolid machte, im Vertrauen auf die zu seinem Dienste bereiten Ritter und Bürger, die sich hier um ihn sammelten, seine Begleiter plötzlich zurück und blieb in Valladolid.

Auf die Nachricht, daß der König frei sei, verließen die Infanten das Reich, und die mit ihnen verbündeten Großen zogen sich auf ihre Güter zurück. Die Ersteren, denen der König alle ihre Besitzungen in Castilien nahm, erschienen jedoch noch im Jahre 1444 mit einem neuen Heere, und Alvaro's Feinde schlossen sich wieder an sie an. Die Infanten waren den Truppen des Königs gewachsen, da nicht nur ihre Schwägerin, die Regentin von Aragonien, sie unterstützt hatte, sondern auch viele Vasallen in Navarra ihnen gefolgt waren. Nichts desto weniger boten sie dem Könige eine friedliche Ausgleichung an. Diese war aber nicht möglich, weil man die Entlassung Alvaro's, welcher doch Johann's einzige Stütze war, verlangte. Die Gewalt der Waffen mußte also entscheiden. Am 19. Mai 1445 ward bei Olmedo ein Treffen geliefert, welches mit einem Siege des königlichen Heeres oder vielmehr des Connetable endigte. So wenig blutig dasselbe auch war, da keine fünfzig Mann blieben, so bedeutend waren die Folgen des Sieges; denn der Infant Heinrich fiel im Kampfe und sein Bruder Johann kehrte besiegt nach Navarra zurück.

Von diesem Augenblicke an herrschte Alvaro ganz unbeschränkt, und der König selbst fügte sich, wie wenn er ein Kind oder ein Blödsinniger wäre, freiwillig den Anordnungen desselben. Alvaro's Gegner wurden verfolgt und der beste Theil ihrer Güter ihm gegeben. Selbst als der Kronprinz nachher wieder mehrmals die Waffen gegen seinen Vater ergriff, betrachtete der König den Connetable als seine einzige Stütze gegen den eigenen Sohn. Ja,

die Vormundschaft, welche Alvaro über den König ausübte, ging so weit, daß er seinen König, als derselbe Wittwer geworden war, mit einer portugiesischen Prinzessin zu verloben wagte, ohne ihm auch nur Nachricht davon gegeben zu haben, obgleich Johann damals im Begriff stand, durch Gesandte um die Hand einer Tochter des französischen Königs anzuhalten. Der König von Portugal wünschte nämlich Isabella, die Tochter seines Oheims, auf den castilianischen Thron zu bringen, und Alvaro ging auf diesen Wunsch ein, weil er dadurch ebenso eine Stütze an Portugal erhielt, wie die Infanten sie an Aragonien, Navarra und Frankreich hatten. Eine zahlreiche und glänzende Gesandtschaft, bei welcher sich auch der Connetable von Portugal befand, kam 1445 nach Spanien. Alvaro zog ihr an der Spitze einer castilianischen Gesandtschaft, welche eine Bedeckung von tausend auserwählten Geharnischten hatte, entgegen, und die beiden Connetable machten unterwegs die ganze Sache aus. Der arme König Johann erfuhr, erst als die Gesandten nach Toro kamen, daß er von der französischen Prinzessin abstehen und eine Portugiesin zur Gemahlin nehmen solle. Diesen Schritt Alvaro's pflegt man mit seinem später erfolgten Sturze in Verbindung zu bringen, weil man nicht begreifen kann, warum Johann seinen Günstling so plötzlich fallen ließ; allein da zwischen beiden Ereignissen so viele Jahre verflossen, und Johann nicht nur mit Isabella zufrieden war, sondern sich derselben später sogar zur Befreiung von seinem übermächtigen Günstlinge bediente, so ist ein solcher Zusammenhang höchst unwahrscheinlich. Bis zum Jahre 1448 zeigt sich keine Spur einer Ungunst Alvaro's. Im Gegentheil, der König bewog die Comthuren des Ordens von St. Jago, den Connetable zu ihrem Großmeister zu wählen, und verschaffte demselben also eine Stelle, welche ihn ganz unabhängig machte; denn die Macht der Großmeister aller spanischen Ritterorden war so bedeutend, daß später Ferdinand der Katholische, um dem anarchischen Treiben der Ritterschaft ein Ende zu machen und die Monarchie neu gründen zu können, alle Großmeisterschaften in seiner Person vereinigte. Gleich darauf schenkte König Johann, als die Stadt Albuquerque dem Grafen, der sie für den Sohn des Infanten Heinrich vertheidigte, entrissen wurde, auch diese bedeutende Feste mit ihrem großen Gebiete dem Alvaro,

Wir wagen nicht, uns in das Labyrinth der Kriege, welche Alvaro de Luna von 1447 bis 1451 stets glücklich mit den immer aufs neue gegen ihn ziehenden Großen von Castilien führte, oder der von ihm vereitelten Kabalen des Hofes einzulassen. Ausgemacht ist, daß der Connetable bis zum Jahre 1452 alle seine vielen Feinde und unter ihnen auch den König und die Königin in Schrecken hielt, und daß er jeden Versuch seine unumschränkte Regierung zu beschränken verhinderte. Dies ist um so mehr zu verwundern, da Ferreras nachgewiesen hat; daß schon seit 1447 der König und die Königin mit den Gliedern der Familie Zugniga und dem mächtigen Anhange derselben eine Verschwörung gegen ihren übermächtigen Premier-Minister gestiftet, und vermittelst einer Hofdame eine Correspondenz gegen ihn unterhalten hatten. Im Jahre 1451 schien es sogar, als wenn Alvaro seinen furchtbarsten Feind, den König Johann von Navarra, unschädlich machen würde; denn des Letzteren Streit mit seinem Sohne Karl gab dem Connetable Gelegenheit, tief in Navarra einzudringen. Die mit Johann verbündeten Großen und Infanten verzagten, und schickten den Admiral von Castilien nach Italien, um den aragonischen König Alphons V. zu bitten, nach Spanien zu kommen. Gerade in diesem Augenblicke aber wendete sich das Glück vom Connetable ab. Die Unterhandlungen mit Alphons V., an denen auch der Kronprinz und die Königin Theil nahmen, und welche vorgeblich die Herstellung des Friedens mit Aragonien betrafen, endigten 1452 damit, daß Alphons eine Gesandtschaft nach Spanien schickte und einen großen Bund gegen Alvaro vermittelte. Der König von Navarra, der Sohn des bei Olmedo gefallenen Infanten Heinrich, der König von Castilien, sein ältester Sohn Heinrich oder vielmehr dessen Liebling, Johann Pacheco, Marquis von Villena, welcher ebenso den Kronprinzen beherrschte, wie Alvaro den König, schlossen unter einander und mit den castilianischen Großen einen förmlichen Vertrag gegen Alvaro, aus welchem Zurita uns im neunten Kapitel des sechszehnten Buches seiner Annalen einen Auszug mittheilt. Auch der Reichsschatzmeister, Alphons de Vivero, ein Mann, der dem Connetable seine Stelle verdankte, nahm an der Verschwörung Theil, welche drei Könige und eine bedeutende Anzahl angesehener Herren gegen den zum

Emir al Omrah (ſ. Th. V. S. 171 und 175) gewordenen Miniſter gemacht hatten, und die von Pacheco geleitet wurde.*). Obgleich aber Vivero die Beweiſe geliefert hatte, daß Alvaro mit dem Vermögen des Königs und mit der Staatskaſſe wie mit ſeinem Eigenthum umgehe, ſo wagte Johann doch lange nicht, den allmächtigen Miniſter aufheben zu laſſen; ſo ſtark war ſeine Furcht vor einem Manne, den er allein groß gemacht hatte. Erſt im Anfange des Jahres 1453 entſchloß man ſich, im Namen des Königs einen Handſtreich gegen den Miniſter zu unternehmen.

Die königliche Familie heuchelte, nachdem ſie bereits den Untergang des Connetable beſchloſſen hatte, die größte Freundſchaft für ihn; Alvaro ſelbſt aber wähnte ſich unter dem Schutze ſeiner eigenen Garde, die ſein natürlicher Sohn, Don Pedro, commandirte, vollkommen ſicher. Er beluſtigte die königliche Familie noch im Anfange des Jahres 1453 mit chriſtlichen und mauriſchen Feſten, und vernichtete noch im letzten Augenblicke ſeine Gegner auf mauriſche Weiſe. Er ließ beſtändig neben den chriſtlichen Turnieren die orientaliſche Feſtlichkeit des Stabwerfens wiederkehren, welche bekanntlich darin beſteht, daß geſchickte und ſchnelle Reiter einer auf den andern einen Dſcherid oder Rohrſtab werfen, dem der Gegner durch raſche Wendungen ſeines Pferdes und Körpers auszuweichen ſucht. Er ließ ferner nach jener orientaliſchen Regierungsweiſe, welche als Conſequenz gegen den Übermuth der Großen geprieſen wird, noch wenige Tage vor ſeinem Sturze, am Char-Mittwoch 1453, den Reichsſchatzmeiſter Alphons de Vivero von den Zinnen einer Burg herabſtürzen, indem er nachher vorgab, derſelbe ſei herabgefallen. Ebenſo wurde noch am Char-Freitag der Staats-Secretär, Alphons Binnera, auf Alvaro's Veranſtalten durch Dolchſtiche ermordet, und dann in einen Fluß geworfen. Zurita geſteht übrigens offen, daß König Johann den Alvaro hauptſächlich aus dem Grunde habe ſtürzen wollen, weil er ihn ebenſo betrachtet habe, wie in alter Zeit die türkiſchen

*) Ave ainduzido (nämlich Pacheco), ſagt Zurita, al principe don Enrique, que se confederasse con el re de Aragon, non solo para esto, peró para tomar el regimento de la persona del rey su padre y de sus reynos.

Sultane ihre Groß-Veziere betrachteten, nämlich als einen Mann, dem er erlaubt habe, Andere zu plündern, damit er ſelbſt nachher den Raub in ſeine Privatkaſſe bringen könne.*)

Trotz des mächtigen Bundes gegen Alvaro und trotz der vielen Feinde desſelben wagte weder der König noch einer aus der zahlreichen Familie Zugniga, welche ſchon ſeit mehreren Jahren von dem Wunſche des Königs, ſeines Miniſters entledigt zu werden, unterrichtet war, öffentlich gegen Alvaro aufzutreten; immer war nur von Mord oder Überfall die Rede. Anzeichen des Sturmes hatte der Connetable genug. Unter dieſe rechnen wir namentlich, daß, als Alvaro den König zu Tordeſillas wieder mit dem Spiele des Dſcherid-Werfens ergötzte, ein Stab mit ſolcher Gewalt auf ſeinen jungen Sohn, Johann de Luna, gerichtet wurde, daß deſſen natürlicher Bruder, Don Pedro, als er ihn mit eigener Gefahr durch Vorhaltung ſeines Schildes zu decken ſuchte, nicht unbedeutend am Arme verwundet ward. Der König redete damals dem Connetable ſogar zu, nicht mit ihm von Tordeſillas nach Valladolid zurückzukehren; Alvaro achtete aber nicht auf die Warnung, weil er ſich in Valladolid durch ſeine Garden und durch die Bürger vollkommen geſichert glaubte. Dies fühlte auch der König. Er begab ſich deshalb unter dem Vorwande einer wegen der Streitigkeit mit Navarra zu haltenden Verſammlung des Adels nach Burgos. Alvaro wollte anfangs ihm nicht dahin folgen, weil es ihn befremdete, daß ſeine ärgſten Feinde, der Graf von Haro und der Marquis von Santillana, dem Könige fünfhundert Reiter, vorgeblich zur Unterſtützung gegen Navarra, nach Valladolid geſchickt hatten, ſo wie daß der Marſchall Inigo von Zugniga mit einer kleinen Anzahl von Leuten in der Burg von Burgos lag. Er reiſte deshalb nicht eher nach Burgos, als bis der König ihm ſchriftlich verſprochen hatte, daß ihm die dortige Burg eingeräumt werden ſolle. Dieſes Verſprechen wurde nicht gehalten, und Alvaro blieb zu Burgos im Hauſe des Pedro von Carthagena, in

*) El rey de Castilla desseava al condestabile sua perdicion, non tanto per la indignazion de aver se le assi sojuzgado y rendido, quanto per codicia de su thesoro, y concurriendo in esta volundad la reyna de Castilla los enemigos del condestabile se animaron.

welchem er bis zur Übergabe der Burg seine Wohnung genommen hatte. Übrigens stimmt Mariana in Rücksicht der letzten Tage des Connetable nicht ganz mit der Chronik des Alvaro de Luna überein. Er sagt nämlich, der König habe auch zuletzt noch einen offenen Kampf der Gegner Alvaro's mit diesem gescheut und dem Connetable gerathen, sich aus Burgos in seine Stadt Escalona zu begeben, dieser aber habe die Abreise aufgeschoben und durchaus die Ankunft seines Bruders, des Erzbischofs von Toledo, abwarten wollen, damit derselbe statt seiner in Burgos zurückbleibe.

Das Haupt der Familie Zugniga war der Graf von Plazencia, der sich, weil er dem Connetable nicht traute, mit seinen Dienstleuten in Bejar eingeschlossen hatte. Alvaro's Feinde ließen diesen durch Inigo's von Zugniga Sohn, Diego, im Namen des Königs auffordern, nach Burgos zu ziehen, um den Connetable von außen her anzugreifen, während Inigo von der Burg aus in die Stadt einrücke; der Graf weigerte sich aber es zu thun, weil er glaubte, man wolle ihn in eine Schlinge locken. Erst als seine Nichte, die Gräfin von Ribadeo, welche seit 1447 im Namen der Königin die Unterhändlerin gemacht hatte, mit einem Briefe des Königs zu ihm geschickt wurde, ließ er (12. März) seinen Sohn Alvaro von Zugniga, mit Schaaren von Bewaffneten von Bejar nach dem Schlosse Curial ziehen, damit derselbe von hier aus den Connetable in Burgos unerwartet überfalle, ehe die außerhalb der Stadt Burgos liegenden Truppen des Connetable herbeikommen könnten. Alle Maßregeln waren bereits getroffen, als der König in seine Zaghaftigkeit zurückfiel und plötzlich dem Alvaro von Zugniga Gegenbefehl ertheilen ließ. Dieser war jedoch schon zu weit gegangen, um wieder umkehren zu können, und schritt deshalb trotz des Gegenbefehles zur Ausführung. Am entscheidenden Tage (5. April) ließ dann der König die Bürgerschaft von Burgos zu den Waffen rufen und die öffentlichen Plätze nebst den Thoren durch sie besetzen; Alvaro von Zugniga aber zog mit einigen hundert Mann herbei, und schloß den Connetable in seiner Wohnung enge ein. Dieser machte jedoch aus dem Hause, in welchem er wohnte, eine Burg, und leistete heftigen Widerstand, so daß sehr viele von den Leuten Alvaro's von Zugniga getödtet oder verwundet wurden und selbst Inigo von Zugniga eine Pfeilwunde

erhielt. Man mußte ſich daher zu einer Capitulation mit dem Connetable entſchließen. Lange wurden zwiſchen dieſem und dem Könige Botſchaften gewechſelt, bis der Connetable endlich anbot, ſich unter folgender Bedingung gefangen zu geben: man ſolle ihm eine ſchriftliche Verſicherung des Königs zuſtellen, daß er weder das Leben verliere, noch an ſeiner Ehre verletzt werde, und daß man eben ſo wenig die ihm angehörigen Perſonen verletzen oder ihrer Güter berauben wolle. Der König gab ohne Bedenken dieſe eigenhändige Zuſicherung und unterſiegelte ſie mit dem Reichsſiegel: denn er mußte jeden Augenblick fürchten, daß die Truppen und Garden des Connetable, welche bei deſſen Einzug in die Stadt vor den Thoren geblieben waren, mit Gewalt hereinbrechen würden. Dies hatte auch Alvaro de Luna gehofft, und er gab ſich erſt dann in die Hände des Königs, als er lange vergebens auf ſeine Soldaten gewartet hatte; weil er aber den elenden König Johann beſſer kannte, als irgend jemand, ſo wird er ſchwerlich gehofft haben, daß dieſer ſich durch Brief und Siegel gebunden glauben werde. Seinem Sohne Johann de Luna gelang es, aus Burgos zu entfliehen. Über die wahrhaft königlichen Güter und Reichthümer des Connetable fiel man gleich nach ſeiner Gefangennehmung gierig her. Dieſe waren auch, wie man bei Zurita leſen kann, ſchon acht Monate vorher, als der oberwähnte Vertrag zu ſeinem Verderben geſchloſſen wurde, der Gegenſtand langer Verhandlungen geweſen.

Der gefangene Connetable wurde von Burgos nach Portillo gebracht, wo man ihm aufs ſchleunigſte den Proceß machte. Die gerichtliche Verhandlung über ihn war eine ganz leere Förmlichkeit, weil man ihm, der ſtets für den König und auf deſſen Befehl gehandelt hatte, und nur wegen der Erbärmlichkeit desſelben tyranniſch geworden war, ſtreng geſetzlich nichts vorwerfen konnte. Das Gericht beſtand aus einigen ſervilen Rechtsgelehrten und aus den geheimen Räthen des Königs. Das Verhör war kurz und ſehr unvollſtändig, die Beſchuldigungen, welche der Fiskal-Procurator vorbrachte, im Ganzen allgemein, unbeſtimmt und unwichtig, zum Theil ſogar lächerlich. Gleichwohl wurde Alvaro zum Tode verurtheilt und im Juli 1453 wie ein gemeiner Verbrecher hingerichtet. Er war bis zum letzten Augenblicke überzeugt, daß

er ſich um das königliche Anſehen ausgezeichnete Verdienſte erworben habe, daß er gegen die das Volk und den König unterdrückenden Großen ſo habe handeln müſſen, wie er gehandelt habe, und daß er ein Opfer ſeines Eifers für die Erhaltung der Rechte des Volkes und des Königs gegen die Großen und Raubritter geworden ſei. Es heißt nämlich, er ſei auf dem Wege zum Richtplatze dem Stallmeiſter des Kronprinzen, Baraſa, begegnet und habe dieſem zugerufen: „Sage deinem Herrn, daß er einmal ſeine getreuen Diener auf andere Weiſe belohne, als ſein Vater mich belohnt hat!“ Seine Hinrichtung fand auf dem öffentlichen Platze von Valladolid Statt. Sie ward ganz der damals herrſchenden Sitte gemäß vollzogen, nach welcher der Henker den Staatsverbrechern auf dem Schaffot zuerſt das Meſſer in die Kehle ſtieß und dann den Kopf abſchnitt. Alvaro bewies bis zum letzten Augenblicke eine ſolche Standhaftigkeit, Faſſung und Haltung, daß ſein grauſamer Tod die über ihn vorher höchſt erbitterte Menge nicht blos mit ihm ausſöhnte, ſondern auch zur innigen Theilnahme an ſeinem Looſe hinriß. — Da der Spanier Aſcargorta, deſſen kurzer Inbegriff ſpaniſcher Geſchichten im zweiten Jahrzehent unſeres Jahrhunderts herausgekommen iſt, in Beziehung auf Alvaro's Verdienſte ganz mit Spittler übereinſtimmt, ſo wollen wir unſeren Leſern ſeine Worte mittheilen. Man hat, ſagt er, durch gehäſſige Anklagen Alvaro bei der Nachwelt anzuſchwärzen verſucht; nichts deſto weniger hat er aber wahrſcheinlich kein anderes Verbrechen begangen, als daß er der tüchtige und fähige Miniſter eines untüchtigen und unfähigen Königs war. Ausgemacht iſt, fährt Aſcargorta fort, daß Johann II. von Caſtilien es dem Alvaro de Luna ſchlecht lohnte, daß derſelbe ihm mit ſo vielem Eifer gedient, und ihn bei mehreren Gelegenheiten nicht blos aus den Händen der Infanten von Aragonien befreit, ſondern auch gegen die Großen ſeines eigenen Landes geſchützt hatte.

Wie unentbehrlich ein Vezier von Alvaro's Art einem Könige wie Johann und einem Volke wie die Caſtilianer war, zeigte ſich gleich nach ſeiner Hinrichtung; denn die Leute, welche Johann II. gegen den Connetable gebraucht hatte, und diejenigen, die ihn ſein ganzes Leben hindurch geplagt hatten, traten ſogleich frecher und kühner auf, als je zuvor. Der König ſelbſt hatte nicht blos

Escalona und andere Städte und Herrſchaften Alvaro's beſetzt, ſondern auch die großen Schätze desſelben an ſich geriſſen, und wollte künftig achttauſend Mann Truppen beſolden oder gar achttauſend Lanzen unterhalten, alſo ein förmliches ſtehendes Heer einrichten; er blieb aber bis an ſein Ende ein Spielzeug der Umſtände. Glücklicherweiſe überlebte er den Mord Alvaro's nur ein einziges Jahr. Er ſtarb im Juli 1454, nachdem ihm kurz vorher ſeine zweite Gemahlin, von welcher er ſchon eine Tochter (Iſabella) hatte, auch einen Sohn geboren hatte, den er Alphons nannte.

Sein Sohn, Heinrich IV., folgte ihm in der Regierung nach, und verſchwendete in ganz kurzer Zeit die Reichthümer, welche er und ſein Vater aus dem Vermögen des Alvaro de Luna an ſich gebracht und mit einander getheilt hatten, auf eine ſehr thörichte und für das Reich höchſt verderbliche Weiſe. Er war in Folge früherer Ausſchweifungen körperlich und geiſtig entnervt, vergeudete kindiſch und blödſinnig den reichen Schatz an Leute, die der Zufall oder ein ihm zugeſchriebenes orientaliſches Laſter ihm zuführte, und gab für eine prächtige Leibgarde von dreitauſend ſechshundert Mann Summen aus, mit denen er ein Heer hätte unterhalten können. Er prahlte ferner mit Zügen gegen die Ungläubigen, welche auszuführen er nachher den Muth nicht hatte. Er nahm den Granatzweig als Symbol der bevorſtehenden Eroberung von Granada in ſein Wappen auf, und machte ſich durch ſeine leeren Drohungen dem Könige von Granada, der ihn anfangs ſehr gefürchtet hatte, bald lächerlich. Er berief nämlich in der erſten Zeit ſeiner Regierung die Ritterſchaft der entfernteſten Gegenden Spanien's faſt jedes Jahr zu ſich, und fiel raubend und verheerend in Granada ein, konnte aber durchaus nicht bewogen werden, einen regelmäßigen Krieg zu führen. Es wurden daher jährlich zwanzig- bis dreißigtauſend Mann ebenſo gebraucht, wie man etwa eine Schwadron Huſaren gebrauchen würde. Pacheco, Marquis von Villena, ſpielte unter ihm dieſelbe Rolle, welche unter ſeinem Vater Alvaro de Luna geſpielt hatte; Pacheco war aber ein Intriguant ohne alles Verdienſt, und ward nachher, als der König ſich einen anderen Günſtling wählte, Heinrich's ärgſter Feind. Auch beſetzte Heinrich die erſten Stellen des Reiches, welche von den adeligen Familien als ihr Erbe und Eigenthum angeſehen

wurden, mit Leuten, denen nicht blos hohe Geburt, sondern auch jede Fähigkeit mangelte; er beleidigte also die Großen, ohne, wie sein Vater, dem Lande Ruhe zu schaffen. Um zu beweisen, daß die Glieder der hohen Familien, welche gegen Alvaro de Luna gekämpft hatten, sich nothwendiger Weise gegen einen Intriguanten wie Pacheco und gegen einen Schwächling und Wüstling wie König Heinrich IV. erheben mußten, führt man gewöhnlich die ganz gemeinen Menschen an, welche durch Pacheco die ersten Ämter und Würden erhielten. Es wurden unter Andern die beiden Stellen des Kanzlers und des Connetable Leuten gegeben, welche in Pacheco's Hausdiensten gewesen waren; Don Gomez de Solis, ein armer Edelmann von Caceres, sollte Großmeister des Ordens von Alcantara, Johann von Valensuela Groß-Prior von St. Johann werden; Don Bertrand de la Cueva, der sich bald mit Verdrängung Pacheco's in die Gunst des Königs einzuschmeicheln wußte, ward plötzlich aus einem Pagen, welcher hinten auf dem Wagen stand, Oberhofmeister. Der Letztere lebte mit des Königs zweiter Gemahlin, Johanna, einer portugiesischen Prinzessin, welche Heinrich 1455 nach seiner Scheidung von Blanca geheirathet hatte, in einer sehr verdächtigen Vertraulichkeit. Die ersten Herren des Reiches mußten diesem Manne nachstehen; sie glaubten sich zurückgesetzt und gekränkt, und waren angelegentlich darauf bedacht, in Castilien ein System nicht aufkommen zu lassen, welches Ludwig XI. in Frankreich sein ganzes Leben hindurch befolgte. Mit diesem System verhielt es sich bei Ludwig XI. ganz anders, als bei Heinrich IV. Ludwig wählte, wenn er es vermeiden konnte, für die Ämter und Geschäfte nie die Glieder der großen Familien, welche durch ihre Geburt ein Recht auf die ersten Stellen zu haben glaubten, sondern vielmehr Leute ohne Herkunft und oft auch ohne Grundsätze und Ehre, die aber dabei geschickt, gewandt und brauchbar waren, und ihm als Werkzeuge dienten, welche er jeden Augenblick wieder hinwegwerfen konnte. Sein Blick entdeckte solche Leute unter dem Haufen, und er verstand sie zu gebrauchen. Heinrich von Castilien dagegen nahm Leute, denen außer der Herkunft und Erziehung auch Fähigkeiten, Talente und Sitten mangelten, in seinen Dienst, und wurde nachher von denselben misbraucht. Das nämliche System war daher in Frankreich nützlich, in Castilien verderblich.

Gegen dieses System erhoben sich die Großen. Dieselben Herren, welche früher den Connetable Alvaro de Luna in Zügel gehalten hatten, der Erzbischof von Toledo, der Großadmiral Don Friedrich, der Großmeister von Calatrava, Don Pedro Giron, der Marquis von Santillana und die Grafen von Haro, Alba und Benavente, versagten auch dem König Heinrich zuerst den Gehorsam. Ein Glück war es für diesen, daß nach dem Tode des aragonischen Königs Alphons V. (1458) dessen Nachfolger, Johann II., in Navarra und in Catalonien genug zu thun fand, um nicht an Castilien denken zu können, und daß durch den oben (S. 467) erwähnten Frieden die Infanten abgefunden worden waren. Dieser Frieden entschädigte den aragonischen König und die anderen Infanten für ihre unter der vorigen Regierung in Castilien verlorenen Güter gerade zu derselben Zeit, als am Hofe Heinrich's IV. die ärgerlichsten Scenen vorgefallen, und in verschiedenen Theilen des Reiches Unruhen ausgebrochen waren. Schon 1457 hatten die oben genannten großen Herren eine Deputation an den König geschickt, um wegen seines Aufwandes, wegen des Misbrauches kostspieliger Rüstungen zur Belustigung der Königin, wegen des ärgerlichen Umganges derselben mit Bertrand de la Cueva, so wie wegen der bis ins Lächerliche getriebenen Begünstigung dieses sehr schönen, sehr glänzenden und in Waffenspielen geübten Ritters Vorstellungen zu machen. Der König hatte versprochen, eine Ständeversammlung zu berufen und den Beschwerden abzuhelfen; es blieb aber Alles ganz so, wie es gewesen war. Im Jahre 1458 wurden sogar durch Heinrich's Leichtsinn und durch die heftige Natur der Königin Scenen am Hofe herbeigeführt, welche bei einer so ernsten Nation, wie die Spanier, alle Achtung gegen den König zerstören mußten. Heinrich hinderte nämlich zu Madrid nicht im geringsten, daß seine Gemahlin für Bertrand de la Cueva und dieser für sie mit großem Aufwande Feste, Turniere und Wettrennen mit und ohne Rohrstab-Werfen feierte; er wollte aber auch für Donna Guiomar de Castro, eine Hofdame seiner Gemahlin, das Gleiche thun, und hierbei zeigte sich die Königin nicht so duldsam als ihr Gemahl. Nun geschah es einst, daß die Königin bei einem Stiergefechte, welches ihr Gemahl seiner Donna Guiomar zu Gefallen auf dem kleinen Schloßplatze

halten ließ, allen ihren Hofdamen, zu denen auch die Geliebte des Königs gehörte, verbot, dabei zu erscheinen oder auch nur an das Fenster zu treten, daß aber Donna Guiomar sich an dieses Verbot nicht kehrte, sondern sogar im prächtigsten Anzuge und ganz mit Juwelen bedeckt dem Gefechte aus dem Fenster zuschaute. Die darüber aufs höchste erbitterte Königin wartete auf der Treppe des Palastes, bis Donna Guiomar herabkam, um ihr Ehrenamt beim Stiergefechte zu verrichten, ergriff dieselbe dann bei den Haaren, warf sie zu Boden und trat sie mit ihren spitzigen Absätzen. Das Geschrei der Hofdame zog eine Menge Menschen, sowie den König selbst herbei, und dieser gab dann seiner Gemahlin einen solchen Stoß, daß sie über eine Stunde in Ohnmacht blieb.

Im folgenden Jahre (1459) zeigte sich die Unzufriedenheit der Großen wieder auf eine sehr bedenkliche Weise. Sie ließen dem Könige aufs neue ihre Beschwerden überreichen, und verlangten drohend die Abstellung derselben. Der Inhalt dieser Beschwerden beweist hinreichend, daß Heinrich IV. in den fünf ersten Jahren seiner Regierung viele Ursache zu Misvergnügen gegeben hatte. Die Großen machten nämlich damals folgende Forderungen an ihn: Er solle erstens die bei seinem Regierungsantritt beschworenen Gesetze und Privilegien beobachten und die Rechte, die Freiheiten und das Herkommen erhalten und schützen. Er solle zweitens Gerechtigkeit üben (er pflegte das ihm Vorgelegte zu unterschreiben, ohne es auch nur zu lesen). Er solle drittens alle Granadischen Mohammedaner von sich entfernen, seinen Hof besser einrichten und mehr Zucht halten. Er solle viertens das Geld, welches er den ihm gewährten päbstlichen Bullen gemäß erhoben habe, auch wirklich zur Führung des Krieges mit Granada anwenden. Er solle fünftens nur Personen, welche die von der Kirche geforderten Verdienste hätten, zu den kirchlichen Würden erheben. Er solle endlich sechstens seine Geschwister Isabella und Alphons ihrer Mutter Isabella zur Erziehung übergeben und, da er keine Erben habe, die Stände versammeln, um seinen Bruder Alphons zum Thronerben zu erklären. Diese Vorstellungen wurden auf Veranstalten des Admirals von Castilien und des Grafen von Haro, welche mit einer Vollmacht der übrigen unzufriedenen

Herren versehen waren, durch Diego de Quignones dem Könige schriftlich übergeben, und Diego trug dabei mündlich noch andere vor. Der König vertröstete die Herren, welche im Namen der Stände handelten, nach seiner gewöhnlichen Weise, indem er alles Mögliche versprach. Besser ging es deshalb durchaus nicht, im Gegentheil, die Lebensweise und Verschwendung am Hofe ward immer anstößiger; wir müßten aber zu tief in die Einzelnheiten eingehen, wenn wir dies näher nachweisen wollten. Heinrich nahm zur Münzverfälschung seine Zuflucht, und die großen Herren fischten im Trüben.

Wir finden die Letzteren bald einmal, wenn sie ihren Vortheil dabei fanden, mit dem Könige ausgesöhnt, bald wieder in offener Fehde mit ihm, bis nach der Niederkunft der Königin im Jahre 1462 der Zwist ganz ernstlich ward. Jedermann hatte schon vorher behauptet, nicht der König, sondern Bertrand de la Cueva sei der Vater des von der Königin zu gebärenden Kindes; Heinrich hatte aber auf einmal eine große Zärtlichkeit für seine Gemahlin affectirt. Er hatte sie von Aranda bis in die Nähe von Madrid unter glänzender Begleitung in einer Sänfte bringen lassen, und war dann, indem er sie hinter sich auf das Maulthier nahm, mit ihr durch die Straßen der Stadt Madrid bis in das Alkazar geritten, in welchem Beide abstiegen. Dies Alles wurde als eine feindselige Demonstration gegen seinen Bruder Alphons und gegen seine Schwester Isabella angesehen. Auch erkannte er, als seine Gemahlin im Anfange des Jahres 1462 mit einer Tochter niederkam, diese nicht nur als sein Kind an, sondern er erklärte sie sogar für seine Nachfolgerin im Reiche. Dieses Kind, welches den Namen Johanna erhielt, ward durch den Erzbischof von Toledo mit großer Feierlichkeit getauft, und Heinrich's Schwester, Isabella, hob dasselbe aus der Taufe. Man nannte es aber im ganzen Reiche nicht Johanna, sondern Bertraneja, weil es allgemein für eine Tochter Bertrand's de la Cueva galt. Die Geschwister des Königs und sogar alle Großen erkannten es als Heinrich's Nachfolgerin an; die Letzteren protestirten jedoch insgeheim, und beriefen sich nachher auf diese Protestation, als sie dem Könige noch einmal harte Vorwürfe machten und auf Abhülfe ihrer Beschwerden drangen. Heinrich wußte von 1462 bis 1464 bald

auf die eine, bald auf die andere Weiſe auszuweichen, und machte mit Hülfe des Pabſtes den Bertrand de la Cueva ſogar zum Großmeiſter von St. Jago.

Schon ehe dies geſchehen war, hatte ſich auch Johann Pacheco, Marquis von Villena, welcher von Bertrand ganz verdunkelt wurde, mit den anderen Großen zur Proteſtation gegen die Ächtheit der Johanna vereinigt. Im Jahre 1464 verlangte endlich die Geiſtlichkeit und die Ritterſchaft in einer Verſammlung zu Burgos mit drohenden Worten, daß der König ſeinen Bruder Alphons als Nachfolger anerkennen, Bertrand de la Cueva von ſeinem Hofe entfernen, ihm die Großmeiſter-Würde von St. Jago entziehen nnd dieſelbe ſeinem Bruder, dem ſie früher beſtimmt geweſen war, übertragen ſolle. Auch König Johann II. von Aragonien, der freilich wegen des Krieges in Catalonien und wegen der Empörung in Barcellona ſich bis zum Jahre 1473 nicht viel um Caſtilien bekümmern konnte, trat mit den verbündeten Großen in Unterhandlung, ſobald er hörte, daß Heinrich mit dem Könige von Portugal eine Beſprechung wegen der Verheirathung ſeiner Schweſter Iſabella gehabt habe. Johann II. ſuchte Iſabella für ſeinen Sohn Ferdinand den Katholiſchen zu erhalten. Da nun auch die Stände von Caſtilien ſie dieſem gewähren wollten, ſo kam nach langen Berathungen und Unterhandlungen, welche vom Juli bis Ende September dauerten, zwiſchen Johann von Aragonien und den unzufriedenen Großen Caſtilien's ein formlicher und feſter Vertrag zu Stande, deſſen weſentlichen Inhalt Zurita uns wörtlich mittheilt*). Die Nachricht von dieſem Schritte ſeiner Großen bewog

*) Hizieron grandes sacramentos y homenages de guardar sus personas y estados, y de tener secreta esta confederacion la qual juraron la Regna y el Principe, que tenia doze años complidos y que en caso que el Rey muriesso serian confederados de aquellos Grandes y sus aliados con estas condiciones. Y todos hizieron dello voto para sa casa santa de Jerusalem, y pleyto homage segun la costumbre España, el Rey en manos de Pero Nuñez Cabeça de Vaca, y el principe en las de otro cavallero, y aquellos Grandes en las de don Ramon de Espes mayordomo, mayor y ayo del principe Hernando que fue a recibir la dellos.

den König Heinrich, sich dem Verlangen derselben zu fügen und mit dem von ihnen gesandten Johann Pacheco, seinem alten Lieblinge, eine förmliche Übereinkunft abzuschließen. Er versprach, nicht nur seinen Bruder Alphons dem Johann Pacheco als Bevollmächtigten der Großen zu übergeben und in die Anerkennung desselben als seines Erben und Thronfolgers einzuwilligen, sondern auch den Bertrand de la Cueva als Geißel des Vertrages dem Gonzalez de Saavedra, welcher in der Festung Portillo commandirte, zu überliefern, ihm die Großmeisterschaft von St. Jago zu entziehen und dagegen eine päbstliche Bulle auszuwirken, durch welche dieselbe seinem Bruder übertragen werde. Über alle übrigen Punkte sollte eine aus vier Herren bestehende gemischte Commission entscheiden, welche zur Hälfte vom Könige, zur Hälfte von den Misvergnügten zu ernennen wäre, und bei der, im Falle sie nicht einig werden könnten, Alphons d' Oropesa, General-Prior des Hieronymiten-Ordens, als Obmann den Ausschlag geben sollte.

Da Johann von Aragonien immer noch mit dem Kriege gegen Barcellona beschäftigt war, so bedachte sich Heinrich sehr lange, ehe er Anstalt machte, sein Versprechen zu erfüllen. Erst im Anfange des Jahres 1465 lieferte er endlich seinen Bruder Alphons aus, und verschaffte ihm das Großmeisterthum von St. Jago, entschädigte aber zugleich Bertrand de la Cueva dadurch, daß er ihn zum Herzog von Albuquerque ernannte. Auch die schiedsrichterliche Commission ward in Medina del Campo versammelt; es war aber vorauszusehen, daß der schwache König sich dem Spruche derselben nicht unterwerfen werde. In der That faßte er im Vertrauen darauf, daß einige der Verschworenen zu ihm kamen und Pacheco mit ihm unterhandelte, plötzlich den Entschluß, sich diesem Spruche zu entziehen, weil man ihm gesagt habe, es werde ihm nichts als der leere Königstitel übrig bleiben. Er war nach Olmedo gegangen und hatte tausend Lanzen zu sich entboten. Dies benutzten die Schiedsrichter, um zu erklären, Heinrich wolle sie aufheben lassen, obgleich der Ungrund ihrer Behauptung schon daraus hervorging, daß die Führer der von Heinrich aufgebotenen Truppen sich nicht zu ihm, sondern zu den Misvergnügten begaben. Sie beschlossen, nachdem sie die Rechtsgelehrten befragt hatten, den König förmlich und feierlich abzusetzen und seinen Bruder

Alphons, welcher noch ein Kind war, als Herrscher auszurufen. Das Volk wurde dabei gar nicht gefragt. Die unzufriedenen Herren bildeten mit ihren Vasallen, ihrer Begleitung und ihren Söldnern eine Art von Volksversammlung, und in dieser nahm dann der Erzbischof von Toledo die lächerliche Ceremonie der Absetzung des einen Königs und der Einsetzung des anderen vor. Die Versammlung wurde bei der Stadt Avila auf einer Ebene gehalten, wo man auf einem hohen Gerüste einen Thron errichtet und auf denselben eine mit Krone, Scepter, Schwert und allen anderen Insignien der Königswürde versehene Figur gesetzt hatte, welche Heinrich IV. vorstellen sollte. Zuerst wurde der Versammlung eine ausführliche Erklärung vorgelesen, in welcher alle Fehler Heinrich's angegeben waren und zugleich vermittelst mehrerer Beispiele aus der Geschichte zu beweisen gesucht wurde, daß man nach altem Herkommen (more majorum) das Recht habe, den König wegen dieser Fehler abzusetzen. Dann stieg der Erzbischof von Toledo auf das Gerüst, um der Figur die Krone vom Haupte zu nehmen, und hierauf wurden dieser ebenso durch Pacheco, durch den Grafen von Palencia, durch den Großmeister von Alcantara und durch die Grafen von Benavente und Paredes die anderen Zeichen der königlichen Würde entrissen. Nachdem dies geschehen war, wurde die des Schmuckes beraubte Figur unter dem Geschrei und Geheul der versammelten Menge herabgestürzt. Unmittelbar nachher setzte man den erst elf Jahre alten Prinzen Alphons auf den Thron, und hier wurde derselbe zuerst von den versammelten geistlichen und weltlichen Großen und dann vom Volke als König begrüßt. Heinrich wußte sich nicht zu helfen, obgleich das spanische Volk mit dem Benehmen der Herren nicht zufrieden war und überall zwei Parteien entstanden. Die Seele der ganzen Verbindung gegen ihn war die Familie Pacheco, besonders die beiden Brüder, der Marquis von Villena und der Großmeister von Calatrava, Don Pedro de Giron, sowie der Erzbischof von Toledo; für Heinrich waffneten sich der Graf von Haro und Don Diego de Mendoza, Marquis von Santillana. Die beiden Letzteren führten eine bedeutende Macht ins Feld, und waren Herren im Norden. Auch die meisten Städte erklärten sich für Heinrich; nur Sevilla, Cordova, Burgos und Toledo, sowie das volkreiche

Valladolid hielten zu seinen Gegnern. Doch verließ die letztere Stadt später die Partei der Unzufriedenen. Heinrich wagte nicht seine Sache mit den Waffen auszumachen, und ärgerte die Ritter, welche für ihn ins Feld zogen, dadurch, daß er sich mit seinem ehemaligen Lieblinge, dem Marquis von Villena, stets in Unterhandlungen einließ, und jedes Mal, wenn das Glück ihm günstig war, lange Waffenstillstände abschloß.

Castilien hatte damals zwei Könige, einen Knaben und einen halb blödsinnigen Wüstling. Am Hofe des Letzteren befand sich noch immer Bertrand de la Cueva, jetzt Herzog von Albuquerque, sowie die Infantin Isabella nebst ihrer Mutter. Isabella war bekanntlich dem Erben von Aragonien zur Gemahlin versprochen worden, und die Familie Pacheco fürchtete nichts mehr, als daß man sie mit demselben vermählen möchte. Um dies zu verhindern, erbat sich Johann Pacheco die Erlaubniß einer persönlichen Unterredung mit Heinrich, und beredete ihn (1466) zu einer lächerlichen Übereinkunft, welche der Erzbischof von Sevilla in Segovia vorbereitet hatte, die aber der Erzbischof von Toledo zu Stande bringen half. Die drei Herren versprachen, den neuen König Alphons aufzugeben, wenn Heinrich seine Schwester Isabella mit dem Großmeister von Calatrava, Don Pedro de Giron, vermählen wolle. Dieser Plan war abenteuerlich und lächerlich, weil Don Pedro ein bejahrter Mann war, bereits aus einer früheren Ehe mehrere Söhne hatte, und durch die Annahme der Großmeister-Würde geistlich geworden war, weil er also, um Isabella heirathen zu können, nicht nur sein Großmeisterthum niederlegen, sondern auch sich eine besondere Erlaubniß vom Pabste auswirken mußte. Indessen wäre dadurch die Ausführung des Planes nicht verhindert worden; denn der Pabst ertheilte jene Erlaubniß, und Don Pedro legte seine Großmeister-Würde nieder. Auch entfernte der König seine bisherigen Rathgeber, den Bischof von Calahorra und den Herzog von Albuquerque, von sich; Isabella selbst aber sollte gezwungen werden, ihre Einwilligung zu geben. Der ganze Plan zerrann jedoch, weil Don Pedro gleich nachher starb. Von diesem Augenblicke an wendete sich die Familie Pacheco und Alles, was ihr anhing, wieder zu Alphons zurück; Heinrich aber

suchte das Erbrecht seiner Tochter Johanna zu sichern, deren ächte Geburt er aufs neue behauptete.

Jetzt wurde Spanien wieder durch einen schrecklichen Bürgerkrieg verheert, in welchem Heinrich und seine Anhänger nicht blos die Misvergnügten, sondern auch die Aragonier, welche den Anspruch ihres Infanten Ferdinand an die Hand der Isabella verfochten, zu bekämpfen hatten. Jeder Ritter zog auf Raub aus, jeder Besitzer eines Dorfes oder einer Stadt regierte als souverainer Herr; die Städte aber errichteten, um sich gegen Räuber zu wehren und den Verkehr zu sichern, bezahlte Milizen, welche später dem König Ferdinand sowie der Inquisition als heilige Brüderschaft (santa hermandad) treffliche Dienste leisteten. Erst nach der Mitte des Jahres 1467 entschlossen sich beide Parteien, den Streit zwischen Heinrich und seinem Bruder Alphons durch einen Kampf auf offenem Felde zu entscheiden. Diese Schlacht ward am 20. August 1467 bei Olmedo geliefert, wo einst Alvaro de Luna einen glänzenden Sieg erfochten hatte (s. S. 482.). Auf Seiten Heinrich's hatte Bertrand de la Cueva die Hauptrolle im Heere, bei seinen Gegnern aber der Erzbischof von Toledo, und zwar dieser nicht blos als Anführer, was sich allenfalls noch mit seinem Stande und Amte vereinigen ließe, sondern auch als fechtender Ritter des jungen Alphons. Heinrich selbst zeigte sich in der Schlacht nach seiner gewöhnlichen Art erbärmlich und feige, und verließ gleich anfangs den Kampfplatz; Bertrand de la Cueva dagegen wird von den Spaniern, welche überhaupt die Schönheit, die Gewandtheit, die Ritterlichkeit und den Großmuth desselben nicht genug preisen können, als das Ideal eines Generals und Ritters geschildert. Beide Theile zogen sich nach einem mehrstündigen Kampfe zurück, ohne daß sich einer des Sieges rühmen konnte. Gleich darauf wollte der Pabst sich des abgesetzten Königs annehmen, und schleuderte einen Bannfluch gegen die empörten Großen; diese gaben ihm aber eine Antwort, welche Prescott in seine Geschichte Ferdinand's und Isabella's aufgenommen hat, und die uns zeigt, daß die Castilianer trotz des Rufes von Aberglauben, in welchem sie stehen, doch das Geistliche und Weltliche besser auseinander zu halten verstanden, als die Deutschen. Sie erwiderten nämlich dem päbstlichen Gesandten: der Pabst werde

durch die Leute irre geleitet, welche ihn glauben machten, daß er befugt sei, sich in die weltlichen Angelegenheiten Castilien's zu mischen; sie hätten ein vollkommenes Recht, ihren Monarchen abzusetzen, wenn sie Grund dazu zu haben glaubten, und sie würden dasselbe auch ausüben.

Die Verwirrung, welche damals in ganz Spanien herrschte, die Spaltungen, das Rauben und Morden, die zerstörenden Folgen der Zwietracht, welche nicht nur zwischen Städten und Dörfern, sondern sogar auch zwischen einzelnen Straßen und Familien waltete, werden uns mit den grellsten Farben geschildert. Im Juli 1468 starb Alphons in dem einige Stunden von Avila entfernten Dorfe Cardeñosa eines plötzlichen Todes; er wurde morgens todt im Bette gefunden. Die Anarchie nahm nach seinem Tode noch mehr zu. Die Herren, welche in seinem Namen regiert hatten, mußten des Volkes wegen sich ein anderes Glied der königlichen Familie aussuchen, welches sie an ihre Spitze stellen könnten. Sie warfen ihr Auge auf die Infantin Isabella. Diese war nebst ihrer Mutter lange in Heinrich's Gewalt und von Zeit zu Zeit auch an dessen Hofe gewesen, hatte sich aber nach der Schlacht bei Olmedo in ein Kloster zu Avila zurückgezogen. Hier erschien plötzlich der Erzbischof von Toledo bei ihr, um ihr im Namen der Empörten die Krone anzubieten. Die Prinzessin weigerte sich jedoch standhaft, bei Lebzeiten ihres Bruders die Regierung zu übernehmen; sie ließ sich aber gefallen, daß Heinrich's Gegner ihre Rechte gegen dessen angebliche Tochter Johanna verfochten, welche der König noch immer als sein Kind anerkannte, obgleich die Aufführung seiner Gemahlin fortdauernd so anstößig war, daß man laut forderte, er solle sie aus dem Reiche schicken. Es wurde daher eine persönliche Zusammenkunft zwischen Heinrich und Isabella veranstaltet und ein Vertrag geschlossen, welchen Beide am 5. September 1468 zu Toros de Guisando feierlich anerkannten, den aber Heinrich so wenig zu halten gedachte, daß er zu diesem Zwecke sogar schon bei der Unterzeichnung des Tractats mit Pacheco insgeheim in Verbindung getreten war. Der Vertrag von Toros de Guisando setzte fest: der König solle eine allgemeine Verzeihung verkünden, sich von der Königin, deren Untreue als notorisch angenommen ward, scheiden lassen und sie in ihr Vaterland zurück-

schicken; Isabella solle in Asturien, der den Thronfolgern angewiesenen Provinz, ihren Sitz nehmen, ein standesmäßiges Einkommen angewiesen erhalten und sogleich als rechtmäßige Erbin von Castilien und Leon anerkannt werden; ferner solle, um ihr diesen Titel zu ertheilen, innerhalb vierzig Tagen eine Ständeversammlung gehalten werden, welche zugleich die Misbräuche in der Verwaltung des Reiches abzuschaffen habe; und endlich dürfe Isabella zu keiner Ehe gezwungen werden, sich aber auch nicht ohne Erlaubniß ihres Bruders vermählen. Die in Folge dieses Vertrages zusammengerufenen Stände bestätigten denselben in Ocagna, und erklärten Isabella zur Nachfolgerin ihres Bruders.

Die öffentliche Verkündigung, daß Isabella die Erbin von Castilien sei, veranlaßte eine große Zahl von Werbungen um ihre Hand. Wir wollen die verschiedenen Bewerber und ihre Ansprüche oder Verdienste hier nicht aufzählen, da wir schon in der Geschichte von Aragonien erwähnt haben, daß der aragonische Infant Ferdinand nicht nur Erbe der Reiche seines Vaters Johann II. und seines Oheims Alphons V. war, sondern zugleich auch die ausgezeichnetsten Vorzüge des Letzteren besaß, und in jeder Beziehung der Würdigste war. Dieser Prinz, welcher um jene Zeit mit dem Kriege in Catalonien beschäftigt war, vereinigte alle Eigenschaften eines glänzenden Ritters und eines schlauen Regenten mit einer schönen Gestalt. Seine muthige und kluge Mutter hatte ihn von Kindheit an ganz anders erzogen, als man die spanischen Könige zu erziehen pflegte; er hatte unter ihrer Leitung schon im Knabenalter alle Gefahren des Krieges bestanden und die Feldzüge in Catalonien, sowie die Belagerung von Barcellona mitgemacht. Er war ferner, als seine Vermählung mit Isabella zur Sprache kam, von seinem Vater bereits zum König von Sicilien erklärt und zu dessen Stellvertreter in Aragonien ernannt. Isabella konnte daher keinen Prinzen wählen, der geeigneter gewesen wäre, die Monarchie, die Ordnung und die Ruhe in Castilien wieder herzustellen; gerade deshalb aber mußten Pacheco und seine Genossen wünschen, daß Ferdinand nicht der Gemahl ihrer künftigen Herrscherin werde. Auch die Familie Mendoza, die sich zur Zeit der Unruhen große Verdienste um Heinrich IV. erworben hatte, war gegen eine Verbindung, welche

das caſtilianiſche Reich mit aragoniſcher Herrſchaft bedrohte. Dieſe Familie und die Partei Pacheco's nahmen ſich daher jetzt der Johanna an, welche für Heinrich's Tochter galt (filia est, quam nuptiae declarant), und ſuchten ihr dadurch eine Stütze zu verſchaffen, daß ſie den ſchwachen König bewogen, Unterhandlungen wegen einer Vermählung ſeiner Schweſter Iſabella mit dem Erben des portugieſiſchen Reiches anzuknüpfen. Auch erſchien wirklich eine glänzende portugieſiſche Geſandtſchaft bei Iſabella zur Werbung; dieſe weigerte ſich aber ſtandhaft, obgleich man ſie heftig ängſtigte und beſtürmte, und das Volk erklärte ſich laut für ſie. Alles dies hätte freilich die Sache nicht hintertreiben können; allein zum Glück für Iſabella waren diesmal Pacheco und der Erzbiſchof von Toledo verſchiedener Meinung. Der Letztere und ſeine Partei waren für Ferdinand, und ließen ſich im Auftrage der Iſabella auf dieſelbe Weiſe mit Aragonien ein, wie die Gegenpartei, auf König Heinrich geſtützt, mit Portugal in Unterhandlung getreten war. So geſchah es denn, daß Iſabella dem Erben von Aragonien ihre Hand verſprach, und daß hierauf König Johann II. einen Geſandten mit unbeſchränkter Vollmacht nach Ocagna ſchickte, um mit den Großen, welche Iſabella's Sache zu vertheidigen übernommen hatten, einen Heirathsvertrag zu ſchließen. Dieſer Vertrag wurde am 7. Januar 1469 von Ferdinand zu Corvera unterzeichnet. Ferdinand gab in demſelben das Verſprechen, die Geſetze des Reiches Caſtilien zu beobachten, ſeine Reſidenz in dasſelbe zu verlegen und es ohne Einwilligung ſeiner Gemahlin nicht zu verlaſſen, ferner kein Eigenthum der Krone zu veräußern, keinen Ausländer bei Beſetzung der Gemeindeämter vorzuziehen und überhaupt keine Civil- oder Militär-Stelle ohne Bewilligung und Beſtätigung ſeiner Gemahlin zu vergeben, die Ernennung zu geiſtlichen Pfründen aber ihr ganz allein zu überlaſſen. Außerdem verpflichtete ſich Ferdinand, den Krieg gegen die Mauren zu führen, den König Heinrich IV. in Ehren zu halten, jeden Adeligen in ſeinem Beſitze und ſeinen Würden zu ſchützen und die Güter, die ſein Vater zur Zeit des Alvaro de Luna in Caſtilien verloren hatte, nicht zurückzufordern.

Dieſer Schritt der Partei des Erzbiſchofs von Toledo veranlaßte im Laufe des Jahres 1469 neue Bewegungen in Caſtilien;

beide Theile griffen wieder zu den Waffen, und jede Verbindung zwischen Aragonien und Castilien wurde gehemmt. Isabella ward auf der Burg Madrigal, in welche sie sich begeben hatte, von Pacheco's Anhängern eine Zeitlang eingeschlossen und gleichsam gefangen gehalten; ihre Freunde befreiten sie aber mit Gewalt, und brachten sie dann nach Valladolid, wo sie unter dem Schutze der sehr zahlreichen Bürgerschaft ganz sicher war. Hierauf ließen sie sogleich (Oktober 1469) den Infanten Ferdinand durch Eilboten nach Castilien rufen, damit seine Vermählung mit Isabella so schnell als möglich vollzogen werde. Ferdinand, welcher damals im achtzehnten Lebensjahre stand, also ein Jahr jünger als Isabella war, machte sich alsbald von vier Personen begleitet auf den Weg, gelangte aber nur unter den größten Gefahren und manchen Abenteuern von Saragossa nach Valladolid, weil den Gegnern Alles daran lag, die Heirath zu verhindern. Die Spanier lieben, wie die Araber, das Wunderbare, und schmücken ihre Geschichten mit demselben aus; wir wagen daher nicht ganz unbedingt, dem einem Roman gleichenden Berichte von der Verbindung zweier königlichen Verlobten wörtlich zu folgen, weil wir so viel als möglich jede Poesie und Rhetorik vermeiden. Gewiß ist, daß Isabella gleich beim ersten Anblicke des Bräutigams eine heiße spanische Zuneigung zu demselben faßte, und daß sie ihr ganzes Leben hindurch dieser Leidenschaft treu blieb. Beide, Braut und Bräutigam, waren übrigens ächte Repräsentanten des castilianischen und aragonischen Volks-Charakters: Beide waren eifrig für den rechten Glauben oder vielmehr für den Kirchenglauben, Beide waren im Unglück gereift, Beide waren schon als Kinder in politische Händel verwickelt und auch in diejenige Art von Klugheit eingeweiht, die, soweit sie sich auch oft von der Moral entfernt, doch in Zeiten der Unruhen und Parteiungen die einzige ist, durch welche die revolutionäre Politik der dem Regenten feindlichen Parteien mit Glück bekämpft werden kann. Diese Politik befolgte man auch bei der Vermählung Ferdinand's und Isabella's, welche am 19. Oktober 1469 in der Wohnung der Isabella unter den Augen von mehreren tausend Menschen gefeiert ward; denn Ferdinand's mütterlicher Großvater, der Admiral von Castilien, und der Erzbischof von Toledo, welche die Verbindung eingeleitet hatten, be-

dienten sich bei der Vollziehung derselben eines Kniffes. Der Erzbischof zeigte nämlich, da man zu der Trauung einer päbstlichen Dispensation bedurfte, eine Urkunde vor, in welcher dieselbe ertheilt war; dieses Document war aber, wie später bewiesen wurde, untergeschoben, und erst einige Jahre nachher ertheilte Pabst Sixtus IV. eine ächte Dispensations-Urkunde. Nachdem die Vermählung vollzogen war, zeigte man sie dem König Heinrich an. Dieser nahm keine Notiz davon, sondern bestand auf dem Vorsatze, Johanna als seine Tochter geltend zu machen. Er verlobte dieselbe am 8. Oktober 1470 mit Ludwig's XI. Bruder, dem Herzoge von Guyenne. Dies war jedoch ein bloßes Possenspiel, da Ludwig XI., obgleich er die Sache mit betrieb, durchaus nicht Willens war, die Vermählung seines Bruders mit Johanna zuzugeben. Übrigens starb auch der Herzog von Guyenne, noch ehe an den Vollzug seiner Heirath gedacht werden konnte. Eine spätere Verlobung der damals neun Jahre alten Prinzessin mit einem Neffen des Königs von Aragonien war eben so lächerlich, und wurde ebenfalls wieder aufgegeben.

Die Verwirrung und die gegenseitigen Befehdungen dauerten fort, und sowohl der Hof Ferdinand's und der Isabella, als auch König Heinrich und seine Leute litten oft am Nöthigsten Mangel, während die Großen durch Verschwendung und Luxus die Sitten verdarben. Der aragonische König Johann II. war unterdessen mit dem Kriege gegen Barcellona so sehr beschäftigt, daß er seinen Sohn zweimal nach Catalonien rufen mußte. Das erste Mal (1473) war Ferdinand kaum nach Castilien zurückgekehrt, als er durch einen Krieg, welcher wegen der Grafschaft Roussillon zwischen Aragonien und Frankreich ausbrach, schon wieder genöthigt wurde, seinem Vater zu Hülfe zu eilen. Diesmal leisteten ihm die Castilianer wesentliche Dienste; denn er fiel, als sein Vater von einem sehr bedeutenden Heere in Perpignan belagert wurde und bereits aufs Äußerste gebracht war, mit neuntausend Castilianern den Franzosen in den Rücken, und nöthigte sie zu einer schnellen, schimpflichen Flucht. — Hierauf kam zwar (im September 1473) eine Übereinkunft zwischen Johann II. und Ludwig XI. zu Stande; diese wurde aber nicht beobachtet, und der Krieg begann im folgenden Jahre aufs neue. Die Franzosen

drangen in Rousſillon und Cerdagne ein, beſetzten die früher verlorenen Plätze wieder, und rächten den im vorhergehenden Jahre erlittenen Schimpf, weil Ferdinand in Caſtilien verweilen mußte. Hier hoffte man endlich eine Ausſöhnung zwiſchen ihm und König Heinrich zu Stande zu bringen. Im December des vorigen Jahres (1473) hatte nämlich die Gemahlin des Commandanten der Burg von Segovia, Andres de Cabrera, während der Abweſenheit Ferdinand's eine Zuſammenkunft der Iſabella mit ihrem Bruder in Segovia vermittelt, um den Letzteren zu einer förmlichen Billigung der mit Ferdinand geſchloſſenen Ehe zu bewegen. Auch Ferdinand begab ſich, ſobald er zurückgekehrt war, nach Segovia zu ſeinem Schwager. Er wurde ſehr freundlich empfangen, und der Weg zur Ausſöhnung ſchien gebahnt; allein gleich darauf zeigte ſich, daß bei einem Fürſten von Heinrich's Charakter durchaus auf nichts zu rechnen ſei. Heinrich ließ ſich von einem der Leute, die den Zwiſt zu unterhalten wünſchten, einflüſtern, daß der Commandant der Burg von Segovia, auf welcher die königlichen Schätze aufbewahrt wurden, üble Abſichten gegen ihn habe; er wollte ſich deshalb der Perſon ſeiner Schweſter bemächtigen, und obgleich dies vereitelt wurde, ſo kam es doch auch nicht zu einer Ausſöhnung. Erſt der am 11. December 1474 erfolgte Tod des Königs Heinrich IV. machte endlich dem langen Streit ein Ende; denn ſchon zwei Tage nachher wurde Iſabella als Königin von Caſtilien ausgerufen.

Mit der Regierung von Ferdinand und Iſabella über Caſtilien, ſowie nachher über Aragonien und ſpäter über Neapel beginnt eine ganz neue Periode nicht blos der ſpaniſchen, ſondern der ganzen europäiſchen Geſchichte. Wir brechen daher hier ab, um im folgenden Bande, ehe wir die ſpaniſche Geſchichte fortſetzen, noch die Geſchichte Italien's bis auf Karl's VIII. Zug nach Neapel einzuſchieben. Wir verbinden auch abſichtlich die Geſchichte der letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts mit der des ſechszehnten, damit ohne weitläufige Erörterungen, durch bloße Zuſammenſtellung der Thatſachen anſchaulich gemacht werde, auf welche Weiſe ſich im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts dasjenige

bildete, was man, Gott weiß mit welchem Rechte, ein europäiſches Staaten-Syſtem nennt. Schon im fünfzehnten Jahrhundert führte Ludwig XI. italiäniſche Politik und diplomatiſche Künſte in das Leben ein; ſein Sohn, Karl VIII., folgte in den auswärtigen Angelegenheiten ſeinen Spuren, und Beider Geſchichtſchreiber, Comines, erfand eine ganz neue Art von pragmatiſcher Geſchichtſchreibung, durch welche die neuere Politik und italiäniſche Staatsweisheit in Theorie und Praxis handgreiflich gemacht wurden. Was die Franzoſen und Italiäner geſäet hatten, ernteten unter Ferdinand und Iſabella und ſpäter unter Karl V. die Spanier. Die Deutſchen allein ſtanden überall zurück, weil ſie verhältnißmäßig ehrlich, einfach und treu blieben, weil ſie alſo, wie ihr Kaiſer Maximilian I. wiederholt laut klagte, ſtets die Betrogenen waren. Italien blieb im ſechszehnten Jahrhundert der Tummelplatz der drei Hauptnationen; Rom und der Pabſt waren in alle Händel gemiſcht, ſo daß durch den Letzteren auch England eine Rolle in den Continentalhändeln erhielt. Wir müſſen deshalb, ehe wir vom ſechszehnten Jahrhundert und von der Veränderung handeln, welche durch die Reformation und durch die Entdeckungen und Eroberungen der Portugieſen und Spanier in beiden Indien herbeigeführt ward, erſt noch einen Blick auf den Zuſtand Italien's in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts werfen. Es wird ſich zeigen, daß dieſes Land damals den höchſten Glanz erreicht hatte und den größten Reichthum beſaß. Es wird ſich aber auch zugleich ergeben, daß die Zeit des höchſten Wohlſtandes, ſowie der Blüthe der Künſte, der Wiſſenſchaften und der ganzen Civiliſation dort ebenſo, wie überall in der Geſchichte, eine Zeit des Sophiſtiſirens, der Zerſtörung der Sitten und des Unterganges der wahren Religioſität, alſo eine Zeit der Auflöſung der inneren Bande der Geſellſchaft war, welche durch kein äußeres Band erſetzt werden können.

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.

Seite

I. Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf den Einfluß der Literatur . . 1

V. England und Frankreich im fünfzehnten Jahrhundert. 1

1. Frankreich am Ende des vierzehnten Jahrhunderts . 1
2. England in der letzten Zeit Richard's II. und unter der Regierung Heinrich's IV. 7
3. Innere Unruhen in Frankreich unter Karl VI. bis auf die Erneuerung des Krieges mit England 30
4. Krieg der Franzosen und Engländer unter Karl VI. und Heinrich V. 47
5. Krieg der Franzosen und Engländer unter Karl VII. und Heinrich VI. bis auf den Frieden von Arras . . . 70
6. Innere Unruhen in England unter Heinrich VI. . . 95
7. Krieg der Franzosen und Engländer und innerer Zustand von Frankreich nach dem Frieden von Arras . . . 116

VI. Geschichte Burgund's, der Schweiz, Deutschland's und Frankreich's in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts 138

1. Geschichte des Herzogthums Burgund bis zum Tode Königs Karl VII. von Frankreich 138
2. Frankreich und Burgund von Ludwig's XI. Thronbesteigung an bis zum Tode Philipp's des Guten 154
3. Karl der Kühne und Ludwig XI. bis zur Einmischung des Ersteren in die deutschen Angelegenheiten . . . 171
4. Innerer Zustand des deutschen Reiches unter Friedrich III. 192
5. Friedrich's III. Verhältniß zu Östreich, Böhmen und Ungarn 203
6. Friedrich's III. Verhältniß zum deutschen Reiche . . 217
7. Deutschland und Kaiser Friedrich III. zur Zeit der Kölnischen Fehde 231
8. Karl der Kühne und das deutsche Reich 240
9. Karl's des Kühnen letzte Zeit 254
10. König Ludwig XI. und Erzherzog Maximilian . . 282

VII. Englische Geschichte von der Schlacht bei Northampton an bis zum Ende des Kampfes der rothen und weißen Rose 322

1. Heinrich VI. und Eduard IV. 322
2. Richard III. 372
3. Heinrich's VII. Regierung bis zum Jahr 1489 . . 393

VIII. Cultur und Literatur der Deutschen, Italiäner und Franzosen in der letzten Hälfte des fünfzehnten und in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts . 403
Einleitung 403
I. Italien 407
1. Einleitung 407
2. Poesie in der Nationalsprache 409
3. Studium der Naturwissenschaften, gegründet auf Erklärung der Alten; Erweiterung und Umgestaltung der Erfahrungswissenschaften des Mittelalters . . . 417
4. Allgemeine Bemerkung über die mathematischen Wissenschaften 419
II. Erste Anfänge der neueren Literatur in Frankreich 420
1. Einleitung 420
2. Opposition der Volksdichter und Schriftsteller gegen Schul-Literatur, Mönchslehre und Mönchsleben; Schulbücher in Versen 421
3. Geschichte eigenthümlicher Art und naive Prosa . . 426
III. Deutsche Bildung u. Literatur bis auf Luther 437
1. Kaiser Maximilian I. und seine Freunde und Diener als dichtende Historiker 437
2. Reuchlin und Ulrich von Hutten und ihre Freunde im Kampfe mit Barbarei, Unwissenheit und Fanatismus . 441
IX. Spanische und italiänische Geschichte von 1430 an bis auf Ferdinand den Katholischen 465
1. Aragonien, Catalonien und Navarra . . . 465
2. Castilien 478

Druckfehler.

Band	IV.	S.	553	Z.	9	l. gefallenen st. gefangenen.
„	V.	„	111	„	1	v. u. l. Meeres st. Heeres.
„	„	„	136	„	10	„ „ l. reißen st. reizen.
„	„	„	161	„	7	l. belehnt st. belohnt.
„	„	„	„	„	18	l. Horden st. Horten.
„	„	„	375	„	2	l. wohnenden st. vorhandenen.
„	IX.	„	64	„	18	l. an der Propontis st. am Propontis.
„	„	„	372	„	4 u. 8	v. u. l. Vaudemont st. Vaudremont.
„	„	„	373	„	11	desgleichen.
„	„	„	„	„	7	l. Huche-Chien st. Hache-Chien.
„	„	„	423	„	16	l. 1381 st. 1831.
„	„	„	43[illegible]	„	1	v. u. l. humaniores st. humanioras.

00099706

Digitized with financial assistance from

HT Parekh FOUNDATION

An Initiative by HDFC

WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018